O Malan

A. E. Brehm's

Illustrirtes Thierleben.

Erster Band.



Brüllaffen.


Thierleben
von A. E. Brehm
Rich. ILLNER sc

Illustrirtes

Thierleben.

Eine allgemeine

Kunde des Thierreichs

von **A. E. Brehm.**

Mit Abbildungen, ausgeführt unter Leitung von **R. Kretschmer.**

Erster Band.

Hildburghausen,
Verlag des Bibliographischen Instituts.
1864.

Der

Zoologischen Gesellschaft zu Hamburg

gewidmet vom

Verfasser.

Erste Abtheilung.

Die Säugethiere.

Erste Hälfte.

Affen und Halbaffen, Flatterthiere und Raubthiere.

Ein Blick auf das Leben der Gesammtheit.

Selbst wissenschaftlich gebildeten Männern kommt es schwer an, die Lehrbücher der Naturbeschreibung des Thierreichs aus der Hand zu legen, ohne eine Regung ihrer verletzten Eitelkeit zu verspüren. Der „nach dem Bilde Gottes" geschaffene Mensch, der „Herr alles Dessen, was da fleucht und kreucht", der „Gebieter der Erde," wird in diesen Lehrbüchern in seiner ganzen Blöße dargestellt: er eröffnet oder schließt die Reihe der belebten Wesen, welche wir „Thiere" nennen. Er, für den schon die uralte Sage einen besonderen Schöpfungstag ansetzt; er, welcher von den Wortgläubigen mit Dem begabt wird, was allen übrigen Geschöpfen mangeln soll; er, welcher allein einen aufrechten Gang erhielt, „damit seine ausschließliche Befähigung zur Erkenntniß Gottes, sein Aufblick zum Himmel, deutsam werde": erscheint hier nur als — ein Säugethier! „Erste Ordnung, einzige Familie, einzige Sippe: **Mensch!**" — so heißt es im Lehrbuche; und unmittelbar hinter dem Homo sapiens folgt — der Gorilla oder der Orang-Utang.

Die Naturwissenschaft kennt keine Rücksichten, wenn es gilt, die Wahrheit, die thatsächliche Wirklichkeit zu verkünden: und sollte sie auch noch so theuren, weil Jahrtausende lang gehegten Wahn, noch so beglückende Gefühle der Eitelkeit zerstören müssen. Der Mensch ist, leiblich betrachtet und von dem Naturforscher angesehen, wirklich Nichts mehr und Nichts minder, als ein Säugethier, oder ein lebendes, fühlendes Wesen mit rothem, warmen Blute, welches lebendige Junge gebiert und sie mit seinem, nur verwandelten Blute großsäugt: und jede Mutter, welche sich ohne zu grübeln und mit namenloser Wonne ihrem Kinde hingibt, welche das schönste Bild des Menschen darstellt, beweist, — daß sie der ersten Klasse des Thierreichs angehört; und jeder, auch der unwissenschaftlichste und oberflächlichste Beobachter muß zugestehen, daß zwischen dem Menschen und dem Orang-Utang die Aehnlichkeit größer ist, als zwischen dem Affen und dem Pferd oder Rind. Wir Naturforscher können darin, daß wir den Menschen zu den Säugethieren zählen, nichts Verletzendes für ihn finden.

Die große Menge stößt sich gewiß auch nicht an das Wort „säugen": es verletzt sie wohl blos der Begriff „Thier". Und sie hat Recht. Jeder wahre Mensch beweist auch, daß zwischen seinem Geschlechte und den höchststehenden Thieren in der gewöhnlichen Bedeutung eine weite Kluft besteht. Mag auch der Mensch in noch so traurigem, beklagenswerthen Zustande sich zeigen: er bleibt immer Mensch, er ist immer noch erhaben über dem höchsten Affen, leiblich, wie geistig. Selbst wenn wir vergleichend unseren Maßstab an den durchaus verthierten Menschen legen, finden wir noch immer genug Berechtigung für uns, auch ihm die unbestreitbar höchste Stellung unter allen Geschöpfen anzuweisen.

Gleichwohl darf man nicht glauben, daß man eine solche Berechtigung ganz ohne Weiteres voraussetzen könne. Der Kaukasier, der bildungsfähigste und gebildetste Mensch allein, reicht zur Vergleichung nicht aus. Es gibt Menschen auf unserem Erdball, welche scheinbar tief unter dem Thiere stehen. Baron von Hügel hat eine Menschenart gezeichnet, gegen welche uns der Pavian als ein glückseliges, beneidenswerthes Wesen erscheinen muß. Ich will seine Worte hier wiedergeben; sie werden wesentlich dazu dienen, uns Menschen den Menschen kennen zu lehren:

„Von den unglücklichen Bewohnern Neuhollands ein Bild zu entwerfen", sagt er, „ist für den Menschenfreund eine traurige Aufgabe. Von der Natur ist wohl kein Thier grausamer, als diese Menschen behandelt worden. Ihr Körper ist häßlich und unförmlich, ihre Züge sind Abschen erregend. Der

Ausdruck ihres Gesichts ist gräßlich: es ist ein Mittelding zwischen jenem eines Cretins und eines Betrunkenen. Wenn man in ihr Auge sieht, so findet man den eigenen Blick bald wie an einer Mauer abprallen; es ist Nichts, was sich dem Innern des Auges zeigt, keine Frage, keine Neugierde, kein Erstaunen, kein Gedanke; kein Geist bewegt sich darin, — mit einem Worte: es ist seelenlos. Ihr Auge trügt nicht: — es ist leider der treue Spiegel ihres Innern. Wie bei einem Thiere hat die Seele des Neuholländers keinen Aufschwung; nur mit dem leiblichen Leben ist er beschäftigt, nur mit Dem, was sein Körper bedarf. Hat nun die Natur diese ihre Stiefkinder einerseits blos auf die seelenlosen Freuden des Körpers angewiesen, so hat sie ihnen anderseits nicht die Möglichkeit gegeben, ihre Wünsche zu befriedigen, kaum ihren Unterhalt zu finden, ja, nicht einmal den Instinkt der Vorsicht, wie es bei manchen Thieren der Fall ist, welche sich Vorräthe anlegen. Und wie nöthig wäre Dies gerade hier; denn Neuholland erzeugt keine eßbare Frucht, keine Pflanze, welche zum Genusse, keinen genießbaren Samen, keine Körnerfrucht, kein eßbares Knollengewächs, welche zum Anbau tauglich wären, kein vierfüßiges Thier, welches als Hausthier gebraucht werden könnte, keines, welches Milch gibt, kein sich schnell vermehrendes, kein Huhn. Schöne und wunderbare Pflanzen, außerordentliche Thierformen, — allein Nichts, was für die Bedürfnisse des Menschen dienen kann. Geschmückt, wie der herrlichste Garten, in welchem der Gärtner jede Pflanze zum Liebling erkoren hat, breitet sich das Land unabsehbar vor dem staunenden Fremdlinge aus: kräftig und unberührt von Menschen und Thieren ist Wald und Flur; kein Fußpfad schlängelt sich durch den bunten Teppich der Wiesen, keine Spur des Wildes erspäht der Blick. Es ist, als sei Neuholland nur für die Pflanzenwelt erschaffen. Ihre Formen sind edel und schön, — von Menschen und Thieren hat die Natur nur Zerrbilder geliefert."

Die Familienbande unter dem Urvolk Neuhollands sind lose: es gibt unter ihm keine engeren Verbindungen, als die einer Horde. Wie ein Rudel wilder Thiere durchziehen die Neuholländer in der jeder Horde gehörigen Gegend das Land, ohne ein Dorf, ohne ein Haus, ohne eine Hütte, ohne ein Zelt zu besitzen. Keine Höhle, keine Grube schützt sie gegen das Wetter, nicht einmal Kleidung; von keinem Anbau, von keinem Herde ist die Rede: — auf solch einer niederen Stufe der Menschheit steht der Neuholländer. Und dennoch! sollte man es glauben, ist es noch ein Schritt weiter, bis der Uebergang des Menschen zum Thiere fast unmerklich ist. Diese niedrigste Menschengattung bewohnt manche Gebirgsgegenden Indiens; es ist ein Stamm, welcher unstreitig zu derselben Rasse, wie der Neuholländer gehört; allein jener Indianer hat es nicht bis zur Bildung einer Horde gebracht, kaum eine Familie findet man vereinigt; — Mann und Frau leben einzeln und flüchten affenähnlich auf die Bäume, wenn man ihnen zufällig begegnet."

Auch diese hier geschilderten Geschöpfe heißen und sind Menschen; auch sie muß man in den Kreis der Betrachtung ziehen, wenn man den Menschen mit dem Thiere vergleichen oder ihn von demselben trennen will. Bei ihnen gilt die so beliebte Auffassung des Menschen vom Standpunkte der Gottesgelehrten nicht mehr; auf ihren Leib sind die Worte der Bibel kaum mehr anwendbar, und ihr Verstand erreicht die Ausbildung nicht, daß wir von ihm und der Vernunft als Gegensätzen reden könnten. Und dennoch stehen sie noch immer hoch über den Thieren: die ebenmäßige, einhellige Ausbildung des Leibes allein schon ist es, welche ihnen ihre Stellung sichert. Durch sie, durch die ihm gewordene Vollendung der thierischen Gestalt, unterscheidet sich auch der thierähnlichste Mensch noch immer unendlich weit von dem menschenähnlichsten Thiere. Und so mag es erlaubt sein, von dem Menschen im Gegensatze zum Thiere zu reden; so mag es gerechtfertigt erscheinen, wenn ich hier die erste Ordnung der Klasse, welche wir im Nachstehenden betrachten wollen, ganz überspringe oder höchstens hier und da berücksichtige, wo wir vergleichen müssen. Unser Buch überläßt den Menschen Denen, welche berufen sind, ihn so ausführlich zu behandeln, als er behandelt sein muß, und beschäftigt sich dafür ausschließlich mit den Säugethieren von der zweiten Ordnung an.

Der Altvater der Thierkunde, Linné, einer der größten Naturforscher aller Zeiten und „das Haupt aller früheren, gegenwärtigen und zukünftigen Jünger der Wissenschaft," theilte in seinem unsterblichen Werke „Systema naturae" die Thiere in sechs Klassen ein: in Säugethiere, Vögel, Lurche, Fische, Kerbthiere und Würmer. Er vereinigte somit in den beiden letzten Klassen so viele verschieden gebaute und gebildete Geschöpfe, daß seine ausgezeichnete Arbeit doch nur für die Zeiten der Kindheit unserer Wissenschaft giltig sein konnte. Viele Forscher versuchten es nach ihm, diese Eintheilung zu berichtigen, bis endlich Cuvier im Jahre 1829 die beiden durchgreifenden Gegen-

sätze der Ausbildung des thierischen Leibes zur Geltung brachte und die wirbellosen den Wirbel-Thieren gegenüber stellte. Er vereinigte die ersten vier Klassen Linnés zu der einen, die beiden letzten zu einer andern Halbscheid, trennte dagegen die bunt zusammengeworfenen „Kerbthiere" und „Würmer", ihrer natürlichen Beschaffenheit Rücksicht tragend, in drei größere Kreise (Weich-, Glieder- und Pflanzenthiere) und bildete aus ihnen funfzehn Klassen. Hiermit legte er den Grund der heutigen Thierkunde: und alle Naturforscher nach ihm haben nur auf dieser Grundlage fortgebaut.

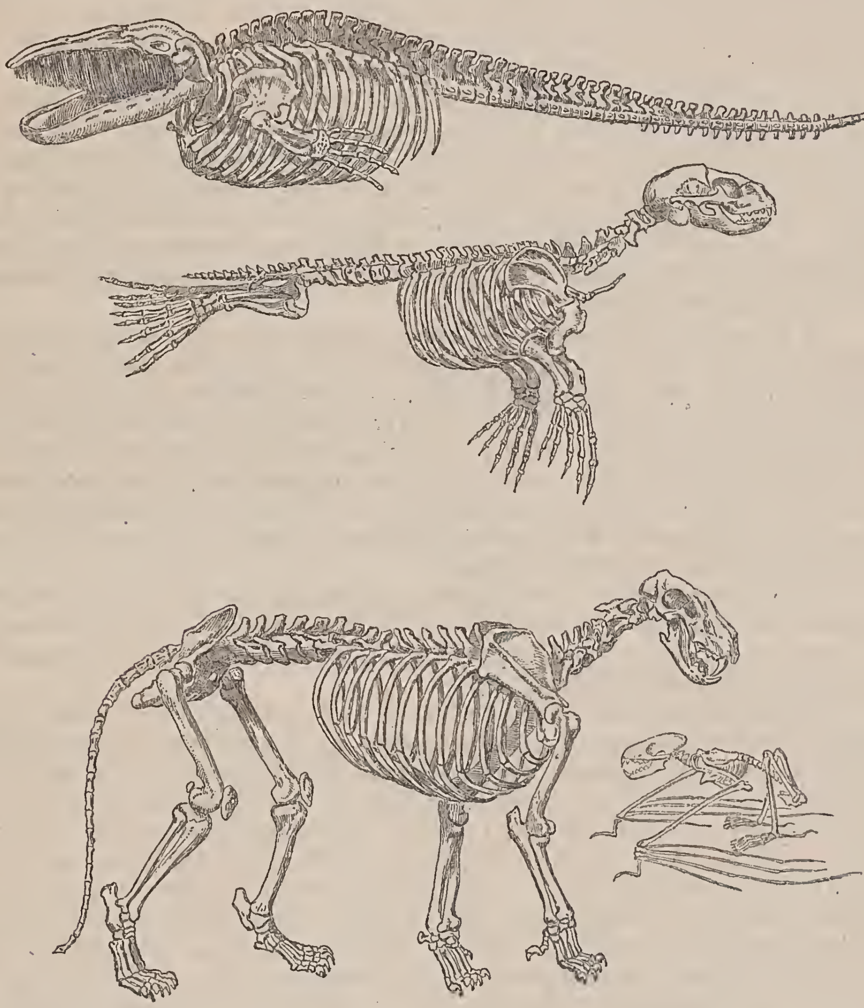
Es ist unerläßlich, daß wir zunächst, wenn auch nur flüchtig, einen Blick auf die Gesammtheit der Klassen werfen, deren erste uns zunächst beschäftigen soll. Alle Wirbelthiere haben so entschieden übereinstimmende Merkmale, daß sie niemals mit den wirbellosen Thieren verwechselt werden können. Sie kennzeichnet das innere Knochengerüst, welches Höhlen für Gehirn und Rückenmark bildet und von Muskeln bewegt wird, die Gliedmaßen, deren Zahl niemals vier überschreitet, das rothe Blut und ein vollständiges Gefäßnetz. Ihre hohe Entwickelung ist deutlich genug ausgesprochen. Das große Gehirn befähigt sie zu einer geistigen Thätigkeit, welche die aller übrigen Thiere weit überwiegt; ihre Sinneswerkzeuge sind mehr oder minder einhellig, gleichmäßig entwickelt: Augen und Ohren sind fast immer vorhanden und dann stets paarig; die Nase besteht aus zwei Höhlen und dient nur ausnahmsweise als Tastwerkzeug; die stets schmeckfähige Zunge ist ausschließliches Eigenthum der Abtheilung. Leber und Nieren finden sich immer; die Milz ist nur selten nicht vorhanden. Alle sind getrennten Geschlechts und pflanzen sich blos durch Begattung fort. Bewegungsfähigkeit, Empfindung und Lebendigkeit sind ihnen gemein.

Die Säugethiere stehen in dieser Abtheilung entschieden oben an: und eine solche Stellung verlangt der Walfisch ebenso gebieterisch, wie der Mensch, welcher die höchste denkbare Entwickelung im Thierreiche darstellt. Eine ebenmäßige Ausbildung aller Leibestheile und die überwiegende Masse des Gehirns spricht sich beim Elefant wie bei der Maus, beim Hunde wie beim Schnabelthier aus. Die Säugethiere haben eine sehr vollkommene Lungenathmung und deshalb rothes, warmes Blut, und sie gebären lebendige Junge, welche sie mit einer eigenthümlichen Drüsenabsonderung, der Milch an ihren Brüsten oder Zitzen eine Zeit lang säugen. Sie bilden die am schärfsten und bestimmtesten nach außen hin abgegrenzte Klasse; denn so groß auch ihre äußere Verschiedenheit sein mag, so groß ist die Uebereinstimmung ihres inneren Baues.

Dem Uneingeweihten wird es freilich schwer, zu glauben, daß der Löwe und der Walfisch, der Seehund und die Fledermaus nach ein und demselben Plane gebaut sind: ein einziger Blick auf das Geripp dieser Thiere aber überzeugt auch ihn von der Uebereinstimmung der ganzen Anlage bei allen diesen so verschiedenen Gestalten.

Der Schädel ist bei ihnen, wie bei allen übrigen Säugethieren, von der Wirbelsäule getrennt; er besteht überall aus den nämlichen, im Wesentlichen gleichartig verbundenen Knochenstücken; sein Oberkiefer ist stets mit ihm verwachsen, und die in ihm und dem Unterkiefer stehenden Zähne haben, so verschiedenartig sie gebaut oder gestellt sind, doch das Eine gemein, daß sie immer in Zahnhöhlen oder Alveolen eingekeilt sind. Sieben Wirbel bilden den Hals, mag er nun kurz oder lang sein, den Hals der Girafe ebensowohl als den des Maulwurfs; und wenn es auch scheinen will, daß die Faulthiere mehr und einige Wale weniger Wirbel des Halses zählen, so zeigt die scharfe Beobachtung doch deutlich, daß dort die überzähligen Wirbel zur Brust gerechnet und hier die fehlenden als zusammengeschmolzene angesehen werden müssen. Schon den Vögeln gegenüber zeigt sich der Hals der Säugethiere als durchaus einhellig gebaut: denn dort nimmt mit der Länge des Halses auch die Zahl der Wirbel zu. Der Brusttheil der Wirbelsäule wird von 10 bis 23, der Lendentheil von 2 bis 9, die Kreuzbeingegend von ebensovielen und der Schwanz von 4 bis 46 Wirbeln gebildet. Rippen oder Rippenstummel kommen zwar an allen Wirbeln vor; doch versteht man gewöhnlich unter den Rippen blos die an den Brustwirbeln sitzenden, platten und gebogenen Knochen, welche sich mit dem Brustbeine entweder fest oder durch Knorpelmasse verbinden und die Brusthöhle einschließen. Ihre Zahl stimmt regelmäßig mit jener der Brustwirbel überein; die Zahl der wahren oder fest mit dem Brustbein verwachsenen im Verhältniß zu den falschen oder durch Knorpelmasse an das Brustbein gehefteten ist aber großen Schwankungen unterworfen. Die Gliedmaßen sind diejenigen Theile des Säugethierleibes, welche schon im Geripp die größten Verschiedenheiten bemerklich werden lassen: — fehlt doch das hintere Paar manchen Walthieren gänzlich oder verkümmert wenigstens bis auf ganz unbedeutende Stummel!

Auch am vorderen Gliederpaar weichen namentlich der Schultergürtel und die Hand wesentlich ab; das Schlüsselbein ist sehr stark oder fehlt gänzlich, je nachdem die betreffenden Thiere Gräber oder blos Läufer sind; die Finger sind vorhanden oder verstümmelt, je nachdem die Hand zur Pfote oder Tatze, zum Huf oder zur Flosse geworden ist: es kann die gewöhnliche Fingerzahl Fünf bis auf Eins herabsinken. Die Ausbildung der Knochen des Beines ist nicht minder verschiedenartig. Doch können alle diese Schwankungen und scheinbaren Widersprüche niemals die klare Einhelligkeit des Knochenbaues aller Säugethiere verwischen oder auch nur unklar erscheinen lassen. Sie ist vielmehr



Gerippe von Wal, Seehund, Löwe und Fledermaus.

so groß, daß sich der Kundige aus wenigen Knochen das ganze Geripp eines ihm noch gänzlich unbekannten Thieres wenigstens in Gedanken zusammenzusetzen vermag.

Dieses Knochengerüst, der Stamm des Säugethierkörpers, wird durch die Muskeln bewegt, durch dieselben Gebilde, welche bei vielen Thieren für uns weitaus das Wichtigste des ganzen Leibes sind, weil sie uns zur Nahrung dienen. Sie, welche wir im gewöhnlichen Leben einfach „Fleisch“ zu nennen pflegen, sitzen überall an den Knochen fest und bewegen diese in der allergünstigsten Weise für die Bewegung — nicht immer hinsichtlich der aufzuwendenden Kraft — nach den verschiedensten Richtungen

hin. Ich würde eine genaue Kenntniß des menschlichen Leibes voraussetzen müssen, wollte ich sie beschreiben, und ich will meinen Lesern nicht gern durch allzugelehrte Auseinandersetzungen lästig werden. So mag es genügen, wenn ich bemerke, daß alle Muskeln im genauesten Einklange mit den Eigenthümlichkeiten des Gerippes und mit der Lebensweise des Thieres stehen, welche ja von der Gestalt desselben bedingt und bestimmt wird. Manchfache Veränderungen der ganzen Anlage erschweren zudem eine übersichtliche Beschreibung. Dem einen Thiere fehlt dieser Muskel ganz, bei dem andern ist er besonders entwickelt: der Wal besitzt gar keine eigentlichen Halsmuskeln, bei dem Affen sind sie fast ebenso ausgebildet, wie bei dem Menschen; die Säugethiere, welche klettern, graben, flattern oder greifen, haben starke Brustmuskeln zur Beugung des Armes; diejenigen, welche laufen, starke Hüft- und Schenkelmuskeln; die, welche den Schwanz als fünftes Bein benutzen, besitzen an ihm kräftige Schwanzmuskeln; die Gesichtsmuskeln mangeln dem Schnabelthier, sind aber bei allen Raubthieren auffallend verstärkt u. s. w. Kurz, jedes Thier ist eben für seine Lebensweise besonders ausgerüstet worden, oder aber, die Ausrüstung hat seine Lebensweise bestimmt.

Nicht minder verschiedenartig gebaut sind die weichen Theile des Säugethierleibes. Die Verdauungswerkzeuge lassen, so ähnlich sie auch im Ganzen sind, viele Abweichungen in ihrem Baue erkennen. Der Mund ist bezeichnend für die ganze Klasse: er hat Lippen, welche fleischig und feinfühlend sind, und eine Zunge, welche im Vergleich zu der bei andern Klassen eigentlich erst Zunge genannt werden kann, weil sie wirklich den Geschmack vermittelt. Die in beide Kiefern eingekeilten und sie bewaffnenden Zähne kommen in solcher Ausbildung nur den Säugethieren zu und sind für ihre Lebensweise und Fähigkeiten, sowie für ihre wissenschaftliche Einordnung und Bestimmung entscheidend. Ihre Eintheilung in Schneide-, Eck- und Backenzähne ist bekannt, und ebenso weiß man wohl auch, daß wiederum der Mensch in seinem Gebiß die schönste Einhelligkeit der verschiedenen Zahnarten zeigt; denn jeder meiner Leser hat gesehen, wie sehr die Eckzähne im Maule des Hundes die Schneidezähne, oder wie sehr diese im Maule des Eichhorns die Backzähne durch ihre Ausbildung überbieten. Die Zähne stehen immer im vollsten Einklange mit der Ernährungsweise des Thieres:

„Jeglicher Mund ist geschickt, die Speise zu fassen,
Welche dem Körper gebührt, es sei nun schwächlich und zahnlos
Oder mächtig der Kiefer gezahnt; in jeglichem Falle
Fördert ein schicklich Organ den Gliedern die Nahrung."

So mag nun also der Mund gar keine Zähne mehr haben, wie bei dem Ameisenfresser, oder über 200 Zähne zählen, wie bei einem Delfin: immer wird er aufs Genaueste der Ernährungsweise des Thieres entsprechen.

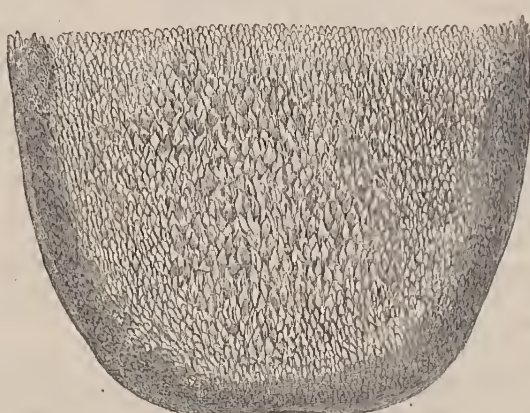
An den Mund reiht sich die Speiseröhre an, welche dadurch ausgezeichnet ist, daß sie sich niemals kropfartig erweitert, wie bei den Vögeln. Der Magen, in welchen der Schlund übergeht, ist eben so wenig jemals ein Vogelmagen, wie ihn selbst die naturunkundigsten Hausfrauen vom Huhn kennen, sondern immer nur ein mehr oder weniger dünnhäutiger, einfacher oder bis dreifach eingeschnürter Sack. Ganz eigenthümlich gebildet ist er bei denjenigen Thieren, welche ihre Speise nach dem Hinabschlingen noch einmal behaglich durchkauen und dann erst in die Abtheilung für Verdauung senden, an den ersten Speichern vorüber. Ueber die ausscheidenden Drüsen, wie Leber, Mund- und Bauchspeicheldrüsen und Nieren ist im Allgemeinen eben so wenig zu sagen, als über den Darm: es genügt, wenn wir festhalten, daß der Harn nur bei den Säugethieren besonders entleert wird, und daß in der Umgebung des Afters oft Drüsen vorkommen, welche ganz eigenthümliche, gewöhnlich sehr stark riechende oder stinkende Stoffe absondern.

Die Gefäße weichen wenig von dem allgemeinen Gepräge ab; Herz und Adern und Aufsauggefäße sind bei dem einen Säugethiere so ziemlich wie bei dem andern, obgleich auch hier Schwankungen in der Gestalt und Anlage bemerklich werden. Das Herz besitzt immer zwei Kammern und zwei Vorkammern, die Schlagadern sind ausdehnbar, die Blutadern innen mit Klappen versehen, die Saugadern haben viele Vereinigungspunkte und münden durch einen Hauptgang in die große Hohlader.

Die Brusthöhle ist durch das Zwerchfell vollständig geschlossen, die Lunge hängt frei in ihr und steht nicht mit besonderen Luftsäcken in Verbindung, die Luftröhre theilt sich in zwei und zuweilen (bei den Walen und mehreren Hufthieren) in drei Zweige und besitzt immer blos einen einzigen

Kehlkopf, welcher im Anfange der Röhre liegt und aus sieben Knorpeln besteht. Mit ihm stehen bei einigen Säugethieren eigenthümliche Stimmsäcke in Verbindung.

Gehirn und Nerven sind sehr verschieden ausgebildet. Ersteres füllt zwar regelmäßig die Schädelhöhle aus: allein die Schädelhöhle ist auch oft verhältnißmäßig sehr klein und die Masse des Gehirns dann äußerst gering. Bei keinem einzigen andern Säugethiere überwiegt das Gehirn das Rückenmark in demselben Grade, wie bei dem Menschen, und bei keinem ist das große Gehirn so entwickelt, wie bei ihm. Hierin gibt sich schon leiblich die geistige Ueberlegenheit des Menschen über alle übrigen Thiere kund. Bei den geistesarmen Säugethieren ähnelt das Gehirn noch ganz dem der Vögel; doch erhebt es sich von den am wenigsten Begünstigten zu den vollkommeneren rasch und zu außerordentlicher Entwickelung und zeigt bald die eigenthümlichen Windungen, deren Anzahl und Ausdehnung im Verhältniß zu der geistigen Befähigung stehen. Die Sinneswerkzeuge zeigen eine große Uebereinstimmung in ihrer Anordnung; nur bei den Walen finden sich Abweichungen von der allgemeinen Regel. Diese besitzen wohl noch eine Nase, aber in ihr keinen Geruchssinn: denn ihr Riechnerv fehlt gänzlich, und die Nase ist einzig und allein zu einer Athmungshöhle bestimmt. Uebrigens sind die Nasenlöcher bei allen Säugethieren paarig und von Knochen und Knorpeln umgeben, welche ihre Gestalt bedingen. Auffallend verlängerte Nasen oder Rüssel, welche zuweilen sehr umfassend bewegt werden können, sind regelmäßig Tastwerkzeuge geworden. Die Riechmuscheln, auf denen der Riechnerv sich ausbreitet, stehen hinsichtlich ihrer Größe und Ausdehnung mit der Ausbildung des Sinnes in geradem Einklange. Die Werkzeuge des Gehörs sind weit vollkommener, als die aller anderen Klassen; das Ohr besitzt stets die drei Ohrknöchelchen, Hammer, Ambos und Steigbügel, und bei allen höheren Ordnungen und namentlich bei den Landbewohnern eine oft sehr große Muschel. Das Gesicht überwiegt die übrigen Sinne nicht in dem Grade, wie bei den Vögeln; die stets paarigen Augen sind immer verhältnißmäßig klein und niemals im Innern willkürlich beweglich, wie die der zweiten Thierklasse; die Nickhaut ist bereits verkümmert, die Lider aber sind vollkommen und auch die Wimpern schon hier und da vorhanden; der Stern ist rund oder senkrecht und seitlich verlängert. Bei einigen Säugethieren, wie bei dem Blindmoll, verkümmern die Augen. Die Muskeln, welche den Augapfel bewegen, sind oft zusammengesetzter und zahlreicher, als bei dem Menschen; denn zu den vier geraden und zwei schiefen, welche hier wirken, treten noch andere hinzu. Der Geschmack ist weit vollkommener, als der der Vögel, wie schon die fleischige, nervenreiche Zunge schließen läßt. Diese zeigt sich übrigens höchst verschieden hinsichtlich ihrer Gestalt, Beschaffenheit und Bewegungsfähigkeit: sie kann breit, platt, flach und unbeweglich, oder schmal, lang, ja wurmförmig und vorstreckbar sein; sie ist zuweilen an den Seiten gefranst, zuweilen mit Hautstacheln besetzt, wie z. B. die Zunge des Löwen oder



Zunge eines Löwen.

aller Katzen überhaupt. Sie kann unter der eigentlichen Zunge noch Anhängsel, die Unterzunge, haben 2c. Das Gefühl endlich zeigt sich als Tastsinn in ziemlich hohem Grade und kann durch die Nase oder durch die Hand oder auch durch Schnurrhaare vermittelt werden. Das Vermögen der Empfindung macht sich stets und fast an allen Leibestheilen bemerklich.

Man hat die Säugethiere oft „Haarthiere“ genannt, damit aber niemals die ganze Klasse scharf bezeichnet. Die Haare, welche wir als Grannen- und Wollhaare, Wolle und Borsten unterscheiden, sind allerdings vorherrschend, doch kommen auch Schuppen und Stacheln, hornige Schilder und hornartige Hautschwielen oder die bloße Haut als äußere Leibesbedeckungen vor, wie ja überhaupt die Gebilde der Oberhaut höchst verschieden sein können, obgleich sie allesammt nur als manchfaltige Ausprägungen ein und desselben Stoffes betrachtet werden müssen. Eine solche Verschiedenheit zeigt sich auch in den Nägeln, welche bald glatt und dünn, bald rund und dick, gerade und gebogen, stumpf und scharf, oder Nägel und Krallen, Klauen und Hufe sind.

Weit bezeichnender, als alle diese bisher betrachteten Eigenthümlichkeiten des Säugethierleibes sind die Geschlechtstheile für unsere Klasse. Die äußere Gestalt derselben darf als bekannt vorausgesetzt werden, den inneren Bau derselben müssen wir jedoch etwas ausführlicher betrachten. Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß die Geschlechtswerkzeuge die allervollkommensten in der ganzen Thierreihe sind. Was in den unteren Klassen nur angedeutet oder wenigstens nicht ausgeführt ist, erscheint hier vollendet. Schon die äußeren Reiz- und Begattungswerkzeuge sind weit vollkommener, als bei den Vögeln; die inneren erzeugenden und ernährenden Drüsen sind bei diesen ebensowenig vorhanden, als die Milchdrüsen, welche dem neugeborenen Jungen seine Nahrung liefern. Alle weiblichen Säugethiere besitzen einen paarigen, nur bei dem Schnabelthier und Ameisenigel verkümmerten Eierstock und Eileiter, sowie einen Fruchthälter, in welchem das befruchtete Ei zur Reife gelangt. Der Eierstock ist rundlich, eiförmig oder traubig und enthält viele, aber sehr kleine Eierchen, so daß erst die Neuzeit Näheres über sie berichten konnte. Von hier aus führen die Eileiter zum Fruchthälter hinab, welcher bei den obengenannten Thieren blos eine Erweiterung des hier sehr einfachen Organs ist, bei den Beutelthieren und vielen Nagern als eine doppelte Ausweitung beider Eileiter angesehen werden kann, bei den höher stehenden Ordnungen aber zu einem einzigen Sacke zusammenschmilzt. Er mündet bei den Schnabelthieren in den unteren Mastdarm, bei allen übrigen mit dem Harnleiter in die Scheide. — Die äußeren Ernährungsdrüsen für das neugeborene Junge, die Brüste oder Zitzen, fehlen bei keinem Säugethiere, sind aber bald an die Brust allein, bald zwischen die Leisten, bald endlich auf Brust, Bauch und Leistengegend zugleich gestellt und schwanken auch in ihrer Zahl zwischen Zwei und Zwölf. Sie bestehen aus zelligen, blinden und offenen Röhren und sondern aus dem Blute die Milch ab, welche durch eine mehrfach durchbohrte Warze ausfließen kann. Kurz vor und nach der Zeugung treten sie in Wirksamkeit; in der Kindheit sind sie nur angedeutet.

Diese allgemeinen Bemerkungen mögen für unsere oberflächliche Betrachtung des Säugethierleibes genügen. Wer sich darüber ausführlich belehren will, findet Hand- und Lehrbücher genug, welche ihn in verständlicher oder dunkler Weise mehr berichten können, als er vielleicht selbst wünscht. Unser Zweck ist, das Leben des Leibes und der Seele, das Leben des ganzen Thieres kennen zu lernen, und diesen Zweck fassen wir daher vor Allem ins Auge.

Das Leben aller Angehörigen der ersten Klasse bietet uns reichen Stoff zur Belehrung und Unterhaltung. Die Säugethiere leben nicht so viel, wie die Vögel; denn ihr Leben ist bedächtiger und schwerfälliger, als das jenes leichtsinnigen Volkes der Höhe. Ihnen mangelt die heitere Lebendigkeit und unerschöpfliche Lebensfröhlichkeit der Lieblinge des Lichtes: sie zeigen dafür eine gewisse Behäbigkeit und Lebensgenußsucht, welche vielen sehr gut und vielen sehr schlecht ansteht. Hinsichtlich ihrer Beweglichkeit und Bewegungsfähigkeit stehen sie weit hinter den Vögeln zurück. Nur wenige kennen die unbeschreibliche Lust einer ungebundenen Bewegung, nur wenige jagen jauchzend zwecklos umher, wie die mit ihren herrlichen Gaben scherzenden und spielenden Kinder der Luft. Die Säugethiere haben ein ernsthafteres Wesen, als diese; sie verschmähen ein unnützes Anstrengen ihrer leiblichen Kräfte. Blos in der Kindheit, und wenn sie die allmächtige Liebe kindisch oder kindlich macht, sind sie zu lustigem Spiel geneigt und geben sich ganz der Lust der Bewegung hin. Bei den Vögeln ist es anders. Hier heißt sich bewegen, leben, und leben, sich bewegen. Der ganze Vogel ist in steter Unruhe und möchte am liebsten die ganze Nacht zum Tage machen, um seiner ewigen Regsamkeit volles Genüge zu leisten. Sein kleines Herz

schlägt schneller, sein Blut jagt stürmischer durch seine Adern, seine Glieder scheinen gelenker, gestählter zu sein, als es bei den Säugethieren der Fall ist. Dem Vogel ist die Bewegung Bedürfniß, unbedingte Nothwendigkeit; dem Säugethiere ist sie meist nur ein Mittel zum Zweck. Es scheint die wahre Lebensbehaglichkeit erst zu empfinden, wenn es sich möglichst bequem hingelagert hat und sich, wenn nicht dem Schlafe, so doch wenigstens einem Halbschlummer hingeben kann. Ein in solchem Zustande verharrender, fauler Mensch, ein auf dem Rücken liegender Hund, eine auf weichem Polster ruhende Katze und vor allem der wiederkäuende Ochse mögen meine Behauptung bildlich erörtern: ersterer hat mit letzterem auch noch Das gemein, daß er sich nach Kräften bemüht, während der Ruhe des Leibes auch dem Geiste die nöthige Erholung zu gönnen. Ein solches „süßes Nichtsthun" mit offenen Augen kommt unter den Vögeln höchstens bei einem toll= und vollgefressenen Geier vor. Sie sind eben Bewegungs=, jene Empfindungsthiere.

Man kann allerdings nicht sagen, daß die Bewegungsfähigkeit der ersten Klasse gering sei. Die Säugethiere gehen, laufen, springen, klettern, „fliegen", schwimmen und tauchen, wie die Vögel. Aber die Masse beherrscht, die Scholle fesselt sie: und so wird ihre größte Schnelligkeit von den Seglern der Lüfte, von den erdfrei gewordenen, luftigen Vögeln durchschnittlich überboten. Ja, selbst die Erdvögel, wie der Strauß oder der Kasuar, wetteifern im Laufen mit dem schnellfüßigen Roß oder der behenden Antilope. Und wenn die armen Säugethiere nun gar versuchen wollen, den gefiederten Scharen es gleichzuthun, zeigen sie erst recht, wie weit sie hinter den Begabten zurückstehen: — die Fledermaus ist nur ein Zerrbild des Vogels!

Die Säugethiere gehen auf zwei oder auf vier Beinen. Einen aufrechten Gang hat blos der Mensch, kein zweites Thier außer ihm. Kein Affe geht aufrecht; die Kängurus oder Springbeutelthiere, welche sich ausschließlich auf den Hinterbeinen fortbewegen, gehen nicht, sondern springen, d. h. fördern sich durch Aufschnellen ihrer Beine satzweise, und die Springmäuse, welche eins ihrer Hinterbeine um das andere bewegen, gehen nicht aufrecht. Alle übrigen Landthiere laufen auf ihren vier Füßen, und zwar indem sie ein Vorderbein und das gegenseitliche Hinterbein zugleich oder fast zugleich aufheben, vorstrecken und wieder niedersetzen. Eine Ausnahme hiervon machen Elefant, Nilpferd, Kamel, Girafe und mehrere Antilopen: sie bewegen beide Beine einer Seite fast genau zu gleicher Zeit. Diese Gangart, der Paß, kann unsern gezähmten Einhufern ebensogut anerzogen werden, wie der natürliche Trab. Jede Beschleunigung des Gehens hebt beide Gangarten, den Paß oder den Wechselschritt, wenigstens scheinbar auf. Man glaubt nämlich, daß ein im schnellsten Laufe dahinjagendes Thier zuerst beide Vorderfüße und dann beide Hinterfüße auf den Boden setze und wieder erhöhe: in Wirklichkeit aber behält es seinen ursprünglichen Gang. Die Schnelligkeit dieser Bewegung ist so verschieden, daß eine allgemeine Schätzung derselben hier unthunlich ist; zudem hat man sie auch nur beim Pferde genau gemessen. Das Ergebniß dieser Messungen ist übrigens in hohem Grade überraschend. Einige englische Reitpferde haben sich durch ihre Leistungen einen geschichtlichen Namen erworben und mögen deshalb auch hier als Belege aufgeführt werden. Flying Childers durchlief die 20,884 Fuß lange Bahn von Neumarket in sechs Minuten und vierzig Sekunden; Eclipse legte in jeder Sekunde achtundfünfzig Fuß zurück; Firetail durchmaß eine englische Meile in vierundsechzig Sekunden. Derartige Anstrengungen dieser herrlichen Thiere können natürlich nur kurze Zeit währen; gleichwohl ist auch die Ausdauer der englischen Vollblutpferde bewunderungswürdig. So machte sich ein Herr Wilde verbindlich, eine Strecke von 127 englischen Meilen mit untergelegten Pferden in neun Stunden zu durchreiten, und löste sein Wort durch einen Ritt von nur 6 Stunden und 21 Minuten. Er hatte dabei zehn Pferde benutzt, von denen einige in einer Stunde Zeit zwanzig englische Meilen oder 102,580 rheinländische Fuß durchliefen. Eine ähnliche Schnelligkeit dürfte im Freileben der Säugethiere übrigens selten vorkommen. Und was ist sie gegen die Schnelligkeit des Vogelflugs?! Schon die langsame Krähe würde mit dem Rennpferd wetteifern können; die Brieftaube überholt es bald: denn sie durchfliegt mehr als den doppelten Raum, nämlich 280,000 Fuß in derselben Zeit. Und wenn nun erst ein Edelfalk zu ernster Jagd oder ein Segler zum Liebesreigen seine kraftgestählten, unermüdlichen Schwingen in Bewegung setzt und, wie die geringste Schätzung ergibt, gegen 800,000 Fuß in einer Stunde durchmißt: wo bleibt da die Schnelle des edlen Rosses?! Auch dieses klebt an der Scholle: — drum gewährt die himmelanstrebende, Zeit und Raum überfliegende Dichtung ihrem Rosse die göttliche, den irdischen Leib vergeistigende Schwinge!

Das Springen geschieht sehr verschiedenartig. Alle Säugethiere, welche springend laufen, wie die vorhin Genannten, schnellen sich durch plötzliches Ausstrecken ihrer zusammengebogenen Hinterbeine vorwärts und machen Sätze anstatt der Schritte. Diejenigen, welche nur dann springen, wenn sie angreifen oder ein Hinderniß übersetzen wollen, schnellen sich immer durch die Kraftanstrengung aller vier Beine empor, wenn auch die Hinterbeine das Hauptsächlichste dabei leisten müssen. Der Schwanz bestimmt oder regelt die Richtung des Sprunges: und deshalb ist auch bei fast allen Springern dieses nothwendige Steuer besonders entwickelt, beim Affen ebensowohl, wie bei der Springmaus, bei der Katze, wie bei dem Känguru. Nur sehr selten, bei den Langarmaffen z. B., verrichten die Hinterbeine anstatt des Schwanzes den Dienst des Steuerns, — wie ja auch alle sehr kurzschwänzigen Vögel (die Alken, Steißfüße, Seetaucher und andere) blos mit den Füßen steuern. Die Kraft des Sprunges ist sehr bedeutend. Ein Affe kann einen in wagrechter Richtung zwanzig bis dreißig Fuß von ihm entfernten Zweig springend erreichen; ein Eichhorn springt ungefährdet aus einer Höhe von sechszig und mehr Fuß zur Tiefe nieder; ein Hirsch setzt über eine Wand von acht, ein Löwe über eine solche von zehn Fuß Höhe, eine Gemse über eine Kluft von gleicher Weite; ein Steinbock schnellt sich bis zehn Fuß senkrecht empor rc. Der hüpfende Gang der Springbeutelthiere fördert fast ebenso schnell, wie der Lauf des Hundes; eine Springmaus wird niemals von einem laufenden Menschen eingeholt. Im Springen sind die Säugethiere Meister; selbst der behende, starke Lachs, welcher doch oft unter den scheinbar ungünstigsten Umständen bedeutende hohe Sprünge macht, kann mit ihnen nicht wetteifern.

Sehr merkwürdig und verschieden ist die Kletterbewegung der Säugethiere. Wir finden unter denjenigen, deren ganzes Leben auf dem Baume verfließt, ausgezeichnete Kletterer, Seil- oder Zweigkünstler und Gaukler. Nicht nur alle vier Beine, Hände und Pfoten, sondern auch der Schwanz werden in Thätigkeit gesetzt; der letztere übernimmt sogar eine ganz eigenthümliche Rolle, deren Wiederholung wir nur bei einigen Lurchen bemerken: er dient als Werkzeug zum Anheften, zum Festbinden des Leibes. Alle altweltlichen Affen klettern, indem sie das Gestein oder die Äste und Zweige mit ihren vier Händen packen und sich durch Anziehen der Vorderarme und Strecken der hinteren Glieder fortschieben. Daß bei solchen Künstlern auch das Umgekehrte stattfinden kann, versteht sich von selbst: denn der Gegensatz zwischen Händen und Füßen ist ja bei ihnen gleichsam aufgehoben. Ganz anders klettern viele Affen Amerikas. Sie sind geistig wie leiblich träger, also vorsichtiger und langsamer, als ihre übermüthigen Verwandten in der alten Welt: auch ihre Bewegungen müssen daher andere sein. Allerdings werden die Hände noch benutzt: der Schwanz aber ist es, welcher zum Festhalten dient. Seine starken Muskeln rollen dessen Ende so fest um einen Ast oder Zweig, daß der ganze Leib hierdurch allein schon eine Stütze oder einen Henkel erhält, mit welchem er sich so sicher befestigen kann, daß die Benutzung aller vier Beine möglich wird. Dieser Schwanz nun ist es, welcher vorausgeschickt wird, um Anhalt zu suchen, an ihm klettert unter Umständen der Affe wie an einem festgebundenen Seile empor. — Von beiden Familien unterscheiden sich die Krallenkletterer, zu welchen schon eine Familie der wirklichen Affen gehört. Sie häkeln sich mit ihren gebogenen, scharfen Krallen in die Baumrinde ein und gebrauchen den Schwanz höchstens noch zum Anstemmen gegen die Fläche, an welcher sie hinaufklettern, oder gar nicht mehr. Unser Eichhorn und die Katze, der Marder und der Bär, der Beutelbilch und das Löwenäffchen sind solche Krallenkletterer. Sie sind im Stande, mit großer Klettergeschwindigkeit auf wagrechten, schiefen und senkrechten Flächen sich zu bewegen, ja, förmlich herumzulaufen, und einzelne von ihnen, wie die Kusus und Beutelratten, besitzen dazu auch noch einen Wickelschwanz und geben dann kaum den Affen im Klettern Etwas nach. Weit schwerfälliger ist das Klettern der Faulthiere. Ihre Füße sind zwar mit starken Krallen versehen: sie benutzen diese aber weniger zum Einhäkeln in die Rinde, als vielmehr zum Umklammern der Äste und Zweige der Bäume. An den Stämmen sollen sie wie ein Mensch emporklimmen. Noch einfacher, keineswegs aber ungefährlicher, ist das Ersteigen von Felswänden oder starken Steilungen der Gebirge. Die Paviane, welche auf den Bäumen tölpisch sind, müssen als die Meister in dieser Fertigkeit angesehen werden: gleich hinter ihnen aber kommen — die Wiederkäuer, welche auf Gebirgen leben. Sie steigen zwar blos; allein dieses Steigen ist ein Klettern in halsbrechender Weise und erfordert entschieden eine weit größere Sicherheit und eine kaum minder große Gewandtheit, als das Klettern aller vorher genannten Thiere.

Übrigens habe ich in den Urwäldern Afrikas die Ziegen mit großer Geschicklichkeit auch an schiefen Stämmen hinan und auf dem Gezweig der Bäume herumklettern sehen.

Man sollte nicht meinen, daß die Vögel auch in dieser Bewegung die Säugethiere wenigstens in einer Hinsicht überträfen. Ein Eichhörnchen „reitet" allerdings schneller an einem Stamme hinan, als ein Specht, keineswegs aber auch so behend und zierlich kopfunterst an dem Stamme hinab, wie die Spechtmeise (Sitta), mit welcher hierin nur die Eidechsen, namentlich die Geckos, wetteifern können. Die Affen, Katzen und Eichhörnchen und einige marderartige Thiere gehen zwar auch in der genannten Richtung nach unten: sie klettern aber nicht, sondern rutschen und können sich, wenn sie einmal in Bewegung gekommen sind, keineswegs so ohne alle Umstände auf derselben Stelle erhalten, wie der erwähnte Vogel. Dagegen steht die Wiedergabe derselben Grundform in einer andern Klasse, ich meine den Vogelaffen Papagei, weit hinter seinem Vorbilde zurück. Er stümpert nur, wo jener vollkommen Künstler ist.

Das Flattern der Säugethiere, welches oft schon mit Unrecht „Fliegen" genannt ward, lehrt uns eine andere Bewegungsart unserer Klasse kennen. Es läßt sich in ihr allerdings eine Steigerung wahrnehmen, doch bleibt diese Bewegung immer nur bei dem Anfang, bei dem Versuch stehen und gelangt nie zur Vollendung. An den Flugeichhörnchen und Flugbeutlern sehen wir die Anfänger in dieser Fertigkeit. Sie benutzen die zwischen ihren Beinen ausgespannte Haut eben nur als Fallschirm, wenn sie aus der Höhe in die Tiefe hinabspringen wollen, und sind nicht im Stande, sich durch Bewegen dieser Haut in freier Luft zu erheben. Auch die Flattermakis, welche Uebergangsglieder von den Äffern zu den Fledermäusen sind, vermögen nicht, etwas Anderes zu leisten. Einzig und allein die wahren Fledermäuse sind befähigt, mit Hilfe der Flughaut, welche zwischen ihren Gliedmaßen und zumal zwischen ihren unmäßig verlängerten Fingern sich ausspannt, in der Luft sich zu bewegen. Das geschieht, indem sie mit der ausgespannten Flughaut schief auf die Luft schlagen und sich dadurch heben und zugleich fördern. Es scheint, als ob ihr sogenanntes Fliegen sehr leicht von Statten ginge. Sie machen so schnelle und jähe Wendungen, daß sie blos von einem recht tüchtigen Schützen im Fluge erlegt werden können; sie streichen flatternd rasch eine Strecke weit fort und heben und senken sich gewandt und schnell. Und dennoch ist diese Bewegung kein Flug, sondern nur ein schwerfälliges Sich-Dahinwälzen, ein Kriechen durch die Luft. Jeder Windhauch stört das Flattern der Fledermaus, ein Sturm macht es unmöglich! Der Grund hiervon ist leicht zu erkennen. Die Flughaut ist eine Fläche, welche nicht wie der Vogelflügel bald den Durchzug der Luft verwehrt, bald aber erlaubt, sondern bei jeder Bewegung Widerstand verursacht. Wenn nun auch das Flugwerkzeug des Säugethieres beim Heben etwas verkleinert wird, bleibt der größere Widerstand doch fühlbar und drückt das Thier wieder etwas nach unten; der Niederschlag hebt es, der Aufzug senkt es: es muß flattern! Wie ganz anders ist der Flug des Vogels! „Er ist die köstlichste, erhabenste aller Bewegungen. Bald ist er ein geruhiges Schweben, bald ein pfeilschnelles Stürmen, bald ein Wiegen, Schaukeln, Spielen, bald ein Gleiten, Dahinschießen, ernstes Eilen, bald ein Reisen mit Gedankenschnelle, bald ein Lustwandeln, langsam, gemächlich; bald rauschen die Wellen des Aethermeeres unter ihm, bald hört man keinen Laut, auch nicht den geringsten, leisesten; bald erfordert er schwere Flügelschläge, bald keine einzige Flügelbewegung; bald erhebt er den Vogel zu Höhen, von denen uns Menschen nur träumt, bald nähert er ihn der Tiefe, dem Meere, daß dessen Wogen die Fittige netzen mit ihrem Schaume." Er kann so mannchfaltig, so verschieden sein, als er nur will: immer bleibt und immer heißt er Flug. Blos das Flugwerkzeug des Vogels nennen wir Flügel; nur mit ihm begabt der Künstlergedanke die entfesselte Seele — mit der Flughaut der Fledermaus verhäßlicht er den Teufel, die tollste Mißgeburt des krankhaften Wahns. Mag auch die nächtliche Lebensweise der Fledermäuse den ersten Gedanken zu solchen Einbildungen gegeben haben: die Form, die Gestalt der Flughaut ist maßgebend gewesen. Und weil solche Flatterhaut nun gerade dem aus der Höhe zur Tiefe gestürzten Engel verliehen wurde, während der nach oben schwebende Bote des Himmels die Schwinge erhielt: deutet Dies sinnbildlich darauf hin, daß die unbewußte Dichterseele des Künstlers wenigstens die eine Wahrheit ahnte: Nur der Vogel ist erdfrei geworden, — das Säugethier hängt auch mit Flügelgedanken noch an der Scholle!

Hierbei ist aber noch Eins zu bedenken. Der allervollendetste Flieger, der Segler allein, nur er, welcher so recht eigentlich der Höhe angehört, ist mit der erlangten Erdfreiheit auch fremd auf der Erde geworden: der Flatterer ist es stets. Jedes Flattersäugethier ist ein trauriges Mittelding

zwischen den Geschöpfen der Tiefe und denen der Höhe. Auf der Erde läuft selbst das Flattereichhorn schwerfällig dahin: die Fledermaus aber humpelt eben blos noch. An den Hinterbeinen hängt sie sich auf zum Schlafen, das Haupt immer erdwärts gekehrt; auf ihren Flugwerkzeugen kriecht sie dahin! Nur halb vertraut mit dem Aether, fremd auf der Erde: — welch trauriges Loos ist ihr geworden mit ihrem „Flügel!“ —

Freundlicher, beglückender für das Thier ist die vielen Säugern verliehene Gabe, das Wasser bewohnen, in ihm schwimmen, in seine Tiefen hinabtauchen zu können. Nur sehr wenige Säugethiere sind gänzlich unfähig, sich schwimmend auf der Oberfläche des Wassers zu erhalten: ich glaube blos der ungelernte oder ungeübte Mensch und einige Affen, z. B. die Orang- und Langarmaffen und die Paviane; — daß letztere ertrinken, wenn sie in das Wasser fallen, weiß ich aus Erfahrung. Alle übrigen schwimmen, oder sie versinken wenigstens nicht alsbald in die Tiefe. Die Meerkatzen schwimmen und tauchen vortrefflich; die Fledermäuse erhalten sich lange Zeit auf den Wellen; die Raubthiere, Nager, Ein- und Vielhufer schwimmen wohl fast sämmtlich; unter den Beutelthieren und Zahnlosen gibt es wenigstens einige, welche nur im Wasser leben, und die übrigen kommen wahrscheinlich auch nicht in ihm um. Eigentliche Wassersäugethiere aber sind, mit Ausnahme der den höheren Ordnungen angehörigen Wasserbewohner, doch blos die wahren Meeressäuger: die Robben und Fischsäugethiere. Sie sind eben zu säugenden oder kiemenlosen Fischen geworden und brauchen ihr Wohngebiet allein der Athmung wegen noch auf wenige Augenblicke (wenigstens mit einem Theile ihres Leibes) zu verlassen; sie werden im Wasser geboren, sie leben, lieben und sterben in ihm. Kein Schwimm- oder Tauchvogel dürfte sie in der Schnelligkeit, kaum einer in der Gewandtheit ihrer Bewegungen übertreffen: die Wassersäugethiere und die Wasservögel stehen sich durchschnittlich gleich.

Es ist sehr anziehend und belehrend zugleich, die Steigerung der Schwimmthätigkeit zu verfolgen und die den Schwimmern gegebenen Bewegungswerkzeuge vergleichend zu betrachten. Wir können dabei zuerst auch auf die unfreiwilligen Schwimmer blicken. Hier ist das behufte Bein als das unvollkommenste Werkzeug anzusehen; allein dieses vervollkommnet sich rasch in demselben Grade, in dem der Huf sich theilt: und so treffen wir unter den Vielhufern bereits ausgezeichnete Schwimmer, ja, im Nilpferd schon ein echtes Wasserthier. Die Hand steht höher, als der Huf, aber sie erfordert, wie immer, so auch zum Schwimmen größere Geschicklichkeit. Viel leichter wird Dies den Pfotenthieren. Die weit vorreichende Fingerverbindung durch die Spannhaut läßt aus der Pfote ein breiteres Ruder bilden, und dieses muß um so vollkommener sein, je mehr die Spannhaut sich ausdehnt und zur Schwimmhaut wird. Uebrigens ist letztere keineswegs unbedingtes Erforderniß zu geschicktem Schwimmen: denn die Wasserspitzmaus schwimmt unzweifelhaft eben so gut, wie das Schnabelthier, obgleich bei ihr nur straffe Haare zwischen den Zehen den breiten Entenfuß des letzteren ersetzen. Die Robben sind Uebergangsglieder von den Pfotenthieren zu den eigentlichen Fischsäugern. Ihre Füße sind nur noch dem Namen nach Füße, in Wahrheit aber bereits Flossen; denn die Zehen sind schon gänzlich in die Bindehaut eingewickelt, und nur die Nägel lassen sie äußerlich noch sichtbar erscheinen. Bei den Walen fehlt auch dieses Merkmal, die Zehen sind durch Knorpelgewebe dicht und unbeweglich mit einander verbunden, und blos die gesammte Flosse ist noch beweglich; die hintern Gliedmaßen verschwinden, aber der Schwanz breitet sich wagrecht zur echten Flosse aus: das Mittelding zwischen Säuger und Fisch ist fertig geworden. Eine solche Verschiedenheit der Werkzeuge bedingt auch die Verschiedenheit der Bewegung. Die Huf- und Pfotenthiere gehen oder strampeln im Wasser und stoßen sich dadurch weiter; die Flossen- und Fischsäuger fördern sich, indem sie ihre Ruder auch rudermäßig benutzen, d. h. mit der schmalen Kante durch die Wellen vorschieben und dann mit der Breitseite gegen sie drücken, oder aber den Flossenschwanz kräftig seitlich oder auf und nieder bewegen, wie der Bootsmann sein Fahrzeug mit einem Ruder durch die Fluten treibt, wenn er dieses im Stern einlegt und bald nach rechts und bald nach links hin drückt, aber immer mit der Breitseite wirken läßt. Die Pfotenthiere mit Schwimmhäuten legen ihre Ruder zusammen, wenn sie die Beine vorwärts bewegen, und breiten sie aus, wenn sie gegen das Wasser arbeiten: sie rudern wie die Vögel.

Wenn die Beobachtungen des berühmtesten aller Walfischjäger, Scoresby, wirklich richtig sind, kann die Schnelligkeit der Schwimmbewegung beinahe mit der des Laufes wetteifern; denn ein angeworfener Walfisch versinkt so pfeilgeschwind, daß er, wenn er so forttauchen könnte, in einer Stunde

Zeit eine Strecke von 12 englischen Meilen oder beinahe 80,000 Fuß zurücklegen würde. Die Hälfte dieser Strecke durcheilt er in derselben Zeit ohne Anstrengung.

Die unwillkürlichen Bewegungen des inneren Leibes sind bei den Säugethieren durchschnittlich langsamer, als bei den Vögeln. Das Herz schlägt seltener und der Luftwechsel ist weniger häufig in der Brust des Säugethieres, als in der eines gleichgroßen Vogels. Hiermit steht die etwa um 2 Grad geringere Blutwärme der ersteren im Einklange. Den Wassersäugethieren gewährt diese verhältnißmäßige Trägheit der Athmungs- und Blutumlaufswerkzeuge große Vortheile; sie erlaubt ihnen, länger unter dem Wasser auszuharren, als es die Vögel vermögen. Ein Wal kommt nach meinen eigenen, mit der Uhr in der Hand angestellten Beobachtungen durchschnittlich alle Minuten an die Oberfläche, um Luft zu schöpfen, soll aber, nach Scoresby, wenn er angeworfen wurde, auch bis vierzig Minuten unter Wasser verweilen können, ehe ihn das Bedürfniß des Athemschöpfens empor treibt: so lange vermag es kein Vogel unter den Wellen auszuhalten! Wenigstens habe ich immer bemerkt, daß die Alken, selbst wenn ich sie angeschossen hatte und heftig verfolgte, bereits drei Minuten nach ihrem Untertauchen wieder an der Oberfläche erschienen und nach Luft schnappten. Die Eidergans soll zwar bis sieben Minuten unter Wasser bleiben können: ich habe Dies aber nie beobachtet. So viel dürfte feststehen, daß alle Vögel, welche länger als vier Minuten unter Wasser waren, beim Aufsteigen sehr erschöpft sind und fast augenblicklich ersticken, wenn man sie unter Wasser faßt und noch einige Zeit dort festhält. — Zur Vergleichung und vielleicht auch zur Berichtigung möge die Bemerkung dienen, daß der Mensch höchstens siebzig Sekunden lang unter Wasser verweilen kann. Diese Angabe gründet sich auf die Beobachtungen, welche von wissenschaftlichen Männern auf besondere Anfragen englischer Gelehrten bei Gelegenheit der Perlenfischerei auf Ceylon angestellt wurden und stehen nur mit den Aussagen gewisser Schwimmkünstler im Widerspruch, welche behaupten, fünf und mehr Minuten lang unter Wasser lustwandeln zu können.

Am Eigenthümlichsten und zugleich Auffallendsten zeigt sich die Trägheit der Athmung bei denjenigen Säugethieren, welche Winterschlaf halten, so lange dieser Todtenschlummer anhält. Ein Murmelthier z. B., welches nach Mangili's Beobachtungen im wachen Zustande während eines Zeitraums von zwei Tagen 72,000 Mal athmet, thut Dies während des Winterschlafs in Zeit von sechs Monaten nur 71,000 Mal, verbraucht also während dieser Zeit höchstens den neunzigsten Theil der Luft, bezüglich Sauerstoffmenge, welche während des Wachseins zu seinem Leben erforderlich ist.

Mit den Athmungswerkzeugen steht die Stimme in so enger Beziehung, daß wir sie schon jetzt berücksichtigen können. Wenn wir die Säugethiere auch hierin wieder mit den Vögeln vergleichen, muß uns sogleich die geringe Biegsamkeit der Stimme fast aller Säuger auffallen. Der Mensch ist das einzige Säugethier, welches eine vollkommenere Stimme besitzt, als die Vögel sie haben; ja, seine Stimme steht so hoch über der aller Vögel und anderen Thiere, daß man sie mit als einen Hauptgrund der Erhebung des Menschengeschlechts zu einer eigenen Klasse angesehen hat. Die Sprache im menschlichen Sinne ist allerdings ein so außerordentlich großer Vorzug des Menschen, daß solche einseitige Gedanken wohl kommen können. Er allein ist es, welcher die stimmbegabten, sangfertigen Vögel übertrifft, welcher im Allgemeinen durch seine Stimme dem Ohre nicht lästig wird, wie die übrigen Säugethiere. Schwatzhafte oder zornig kreischende Menschen, zumal Menschenweiber, müssen wir freilich ausnehmen, weil sie sich eben ihrer hohen Stellung entheben und uns das Säugethier im Allgemeinen vor die Seele führen. Dieses ist ein klang- und sangloses Geschöpf, ein Wesen, welches im Reich der Töne fremd ist und jedes Ohr durch die Verunstaltung des Tones beleidigt. Schleiden behauptet zwar irgendwo, daß der Esel ein tonverständiges Säugethier sei, weil sein bekanntes J—A sich in einer Oktave bewege: ich möchte diesen Ausspruch aber doch nur als einen Scherz betrachten und den Esel vielmehr für meine Behauptung beanspruchen, d. h. ihn zu den verabscheuungswürdigsten Tonverderbern zählen. Kaum ein einziges Säugethier besitzt eine Stimme, welche unser Ohr befriedigen oder gar entzücken könnte. Die Stimme der meisten ist in hohem Grade widerwärtig und wird es um so mehr, je größer die Aufregung und Begeisterung des Thieres ist. Ich will nur einen einzigen Vergleich zwischen Vögeln und Säugethieren anstellen. Die allmächtige Liebe begabt den Mund des Vogels mit Klängen und Tönen, welche unser Herz gewaltsam an sich reißen: aus dem Maule des Säugethieres aber spricht dieselbe allgewaltige Macht in ohrenzerreißender Weise. Welch ein Unterschied ist zwischen dem Liebesgesange einer Nachtigall und dem

einer Katze! Hier wird jeder Ton zerquetscht, verunstaltet und gemißhandelt, jeder Naturlaut zum quälenden, ohrenzerreißenden Mißklange umgewandelt: dort wird der Hauch zur Musik, die Musik zu dem herrlichsten und reichsten Liebesgedichte in Klängen und Tönen. Das Liebesflehen der Katze ist ein Lied,

„Das Stein erweichen,
Menschen rasend machen kann!"

das Lied der Nachtigall ist

„Nichts als ein Ach,
Das Ach ist Nichts als Liebe!"

Nicht einmal den Menschen begabt die Liebe immer mit Dem, was sie dem Vogel stets gewährt; nicht einmal er läßt sich in allen Fällen mit der Nachtigall vergleichen, wie ja auch unser Rückert behauptet:

„Wenn Jemand liebt, und im Vertraun
Davon zu Andern spricht er,
Wird er die Hörer schlecht erbaun,
Oder er ist ein Dichter!"

Der Vogel, welcher von seiner Liebe redet, erbaut den Hörer immer; selbst die rauhesten Töne seiner Brust werden dann klangreich und wohllautend.

Aber nicht blos zur Zeit der Liebe ist die Stimme des Säugethieres unserem Ohre unwillkommen: sie ist es stets, sobald sie irgend welche Aufregung bekundet, ja sie ist's auch, wenn dies nicht der Fall, fast immer. Wir Alle freuen uns der Worte unseres Lieblingsdichters,

„Blökend ziehen heim die Schafe"

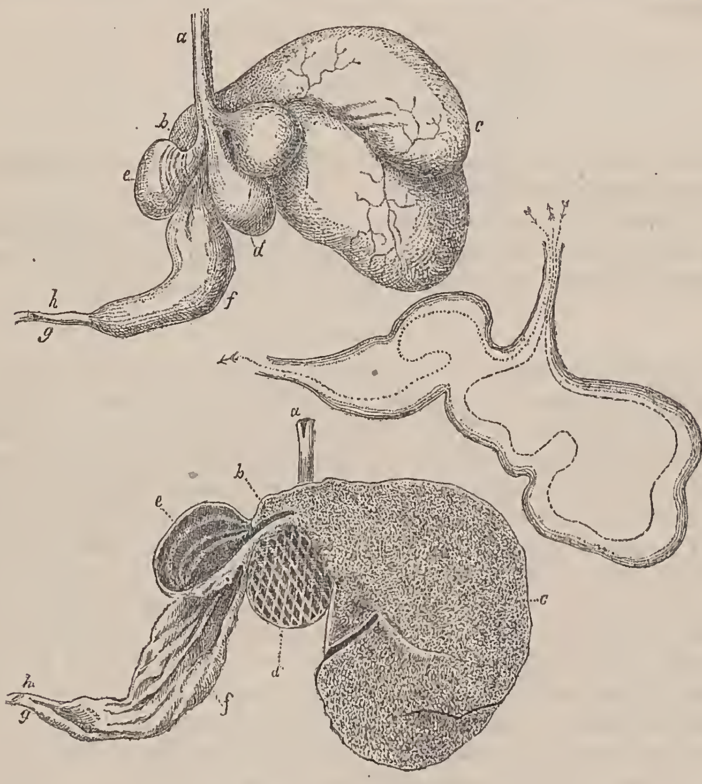
— sicherlich aber weniger des Blökens, als vielmehr des Bildes der Heimkehr wegen. Das Blöken selbst ist ebenso großer Tonunfug wie das Meckern der Ziege oder das Grunzen des Schweins, das Quieken der Ferkel, das Pfeifen der Mäuse, das Knurren des Eichhorns ꝛc. Es fällt Niemanden ein, von singenden Säugethieren zu reden*), weil man den Menschen gewöhnlich ausnimmt, wenn man von den Sängern spricht, und dann nur von Bellen, Schreien, Brummen, Brüllen, Heulen, Wiehern, Blöken, Meckern, Grunzen, Knurren, Quieken, Pfeifen, Fauchen ꝛc. reden kann — wahrhaftig nicht von angenehmen Tönen. Wir sind zwar an die Stimmen vieler unserer treuen Hausgefährten so gewöhnt, daß wir sie zuletzt ebenso gern vernehmen, wie den rauhen Brummbaß eines uns lieb gewordenen Freundes oder mancher Hausfrau „theure Stimme" trotz des frevelhaften Gebrauchs der Töne, welche sich in ihr kund gibt: fragen wir aber einen Tondichter nach dem Tonwerth des Hundegebells, Katzenmiauens, Rossewieherns oder Eselgeschreies: so lautet die Antwort sicherlich nicht anerkennend, und selbst das tonkünstlerisch verbesserte Hunde-Wau-Wau in Preciosa dürfte schwerlich vor dem Ohre eines strengen Beurtheilers Gnade finden. Kurz, die Stimme aller Säugethiere, mit Ausnahme des Menschen, ist rauh, mißtönig, unbiegsam und unbildsam, und sogar die, welche uns zuweilen gemüthlich, ansprechend dünkt, hört auf, beides zu sein, sobald irgend welche Erregung die Seele des Thieres bewegt, während bei dem Vogel oft das gerade Gegentheil von all Dem stattfindet. Auch hinsichtlich der Stimme ist der Vogel Bewegungsthier. —

Ueber die Verdauung, die Bewegung des Ernährungsschlauches, wollen wir wenig Worte verlieren. Sie ist eine ganz vortreffliche, wenn sie auch nicht so rasch vor sich geht, als die des Vogels und zuweilen, wie bei den Winterschläfern, monatelang unterbrochen sein kann. Wer sich hierüber gründlicher belehren will, mag irgend ein Lehrbuch über die Lebensthätigkeit oder, falls dieses Wort unverständlich sein sollte, über die „Physiologie" des Menschen zur Hand nehmen: dort findet er diesen Abschnitt ausführlicher behandelt, als ich ihn behandeln kann. Eine Art der Verdauung darf ich hier aber doch nicht übergehen, weil sie blos bei wenigen Säugern vorkommt: ich meine das Wiederkäuen. Die nutzanwendenden Weisheitsbewunderer der Schöpfung belehren uns, daß viele pflanzen-

*) In der Neuzeit hat man allerdings mehrfach von „singenden" Mäusen gesprochen; es bedarf aber unzweifelhaft noch anderweitiger Beobachtung, um jenen Ausdruck zu rechtfertigen. Das „Singen" der Mäuse ist wahrscheinlich eben auch nur ein zwitscherndes Pfeifen.

fressenden Säugethiere nothwendigerweise Wiederkäuer sein müssen, „weil sie sich zum Fressen nicht so viel Zeit nehmen könnten," als die gelehrten Herren selber zu ihren Gastereien und deshalb die ihnen nöthige Nahrungsmenge auf einmal einzunehmen gezwungen wären: ich, der ich die hohe Zweckmäßigkeit der Schöpfung mit vollster Bewunderung anerkenne, muß gestehen, daß ich den Grund, warum es Wiederkäuer gibt, nicht kenne; ich darf dafür aber glauben, daß sie dazu da sind, um vielen Menschen durch ihre, gerade beim Wiederkäuen ersichtlich werdende Faulheit zum abschreckenden Beispiele zu dienen. Doch betrachten wir lieber das Wiederkäuen selbst ohne Nutzanwendungen.

Der Magen der Wiederkäuer zerfällt, wie ich schon oben andeutete, in vier Abtheilungen, von denen man die erste Wanst oder Pansen (c), die zweite Netzmagen, Haube oder Mütze (d), die dritte Falten= oder Blättermagen, Buch, Kalender, Psalter und Löser (e) und die vierte Fett=, Lab= oder Käsemagen (f) nennt. Die erste Abtheilung steht mit der Speiseröhre



Magen der Wiederkäuer.

(a), die letztere mit dem Darmschlauch (g, h) in Verbindung. Der Pansen, welcher durch ein Muskelband in zwei Abtheilungen getrennt ist, nimmt das nur sehr grob zerkauete Futter zuerst auf und stößt es dann in kleinen Mengen in den Netzmagen hinüber, dessen gitterartige Falten es durch theilweises Zerreiben oder mehr durch Einspeicheln, d. h. Tränken, mit dem abgesonderten Magensaft vorverdauen und in Kügelchen formen. Diese werden nun durch Aufstoßen, Aufrülpsen oder Erbrechen wieder in den Mund hinauf gebracht, dort mit den Mahlzähnen sehr gründlich verarbeitet, noch mehr eingespeichelt und so dann zwischen zwei, eine Rinne bildenden Falten der Speiseröhre in den dritten, blätterig gefalteten Psalter oder Löser hinabgesandt, von welchem sie endlich dem letzten und eigentlichen Magen übergeben werden. Auf unserer Abbildung ist der Weg der Speise durch die punktirten Linien bezeichnet.

Uebrigens ändert der Bau des Magens bei den verschiedenen Wiederkäuern nicht unbeträchtlich ab; hier haben wir den Magen des Schafes zu Grunde gelegt.

Es scheint, als ob das Geschäft des Wiederkäuens zu jeder Zeit stattfinden könne, sobald nur das Thier nicht mit Abbeißen und Verschlingen der ersten Nahrung thätig ist. Eine behagliche Lage und eine gewisse Ruhe ist unbedingtes Erforderniß zum Wiederkäuen; ich wenigstens habe bisher blos Kamele während des Laufens wiederkäuen sehen. Sowie aber die gewünschte Ruhe des Leibes eingetreten ist, beginnt der Magen augenblicklich sein Geschäft, und das Thier betreibt die wichtige Sache mit solcher Hingebung, daß es aussieht, als sei es in die tiefsinnigsten Gedanken versunken. In Wahrheit aber denkt es an gar Nichts, oder höchstens daran, daß die faule Ruhe des Leibes in keiner Weise unterbrochen werde. Deshalb käut das Leitthier eines Wildrudels nur dann wieder, wenn es nicht mehr für das Wohl der Gesammtheit zu sorgen hat, sondern durch einen anderen Wächter abgelöst worden ist. Das alte, noch immer beliebte Sprichwort:

„Nach dem Essen sollst Du stehen
Oder tausend Schritte gehen"

wird von den sehr eß= und verdauungsverständigen Wiederkäuern am schlagendsten widerlegt.

So lange wir uns mit der rein leiblichen Thätigkeit der Säugethiere beschäftigten, mußten wir die großen Vorzüge anerkennen, welche die Bewegungsthiere oder Vögel, wenigstens in vielen Stücken, unserer Klasse, den Empfindungsthieren, gegenüber besitzen. Anders ist es aber, wenn wir die geistigen Fähigkeiten der Säuger betrachten. Die Sinnesthätigkeit, welche bei den unteren Klassen als die einzige geistige Regung angesehen werden muß, ist auch noch bei den Fischen und Lurchen noch eine verhältnißmäßig sehr geringe und bei den Vögeln eine vielfach beschränkte; bei unserer Klasse aber treten alle Sinne gleichsam erst in volle Wirksamkeit. Ihre einhellige und gleichmäßige Entwickelung erhebt die Säugethiere hoch über die Vögel. Sie, die letzteren, sind vorzugsweise Augen=, jene „Allsinnsthiere". Die Vögel sehen besser, als die Säuger, weil ihr großes Auge vermöge seiner inneren Beweglichkeit für verschiedene Entfernungen eingestellt und sehfähig gemacht werden kann: sie stehen dagegen in allen übrigen Sinnesthätigkeiten weit hinter den letzteren zurück. Bei den Säugethieren zeigt sich schon überall mehr oder weniger jene Allseitigkeit, welche im Menschen zur vollen Geltung gelangt: und deshalb eben stehen sie an der Spitze des Thierreichs.

Das Gefühl dürfte unter allen Sinnen derjenige sein, welcher am wenigsten hervortritt: und wie ausgebildet ist gerade dieser Sinn bei den Säugethieren! Der gewaltige Walfisch soll durch die geringste Berührung seiner Haut zum sofortigen Tieftauchen bewogen werden; der Elefant spürt augenblicklich die Fliege, welche sich auf seinem dicken Felle festsetzt; dem Ochsen verursacht leises Krabbeln zwischen seinen Hörnern angenehmen Kitzel; den schlafenden Hund erweckt das sanfteste Streicheln. Und alle diese Thiere sind gefühllos zu nennen, im Vergleich zum Menschen. Bei ihm ist die äußere Haut ja so zartfühlend, daß auch der leiseste Lufthauch, welcher sie trifft, empfunden wird. Der Tastsinn zeigt sich zwar schwächer, als die Empfindung, aber doch auch überall mindestens in demselben Grade, wie bei den Vögeln. Selbst die Einhufer besitzen ein gewisses Tastgefühl in ihren Füßen, trotz des Hornschuhes, welcher vom Hufbeschläger wie ein dürres Stück Holz behandelt werden kann; man muß nur ein Pferd beobachten, wenn es nachts das Gebirge hinauf= oder hinabsteigt: mit seinem Hufe prüft es den Weg, mit ihm betastet es den Boden. Die Tastfähigkeit der Schnurrhaare ist schon viel größer; die mit ihnen versehenen Thiere tasten wohl fast ebenso gut, wie viele Kerbthiere, welche ihren ersten Sinn in den Fühlhörnern tragen. Unsere Hauskatze, die Ratte oder die Maus zeigen in sehr ersichtlicher Weise, wie nützlich ihnen die Schnurrhaare sind: sie beschnuppern oft nur scheinbar einen Gegenstand oder wenigstens erst, nachdem sie ihn betastet haben. Allen Nachtsäugethieren sind die Schnurrhaare ganz unentbehrliche Wegweiser bei ihren nächtlichen Wanderungen: sie schützen vielfach die edleren Sinneswerkzeuge des Gesichts und Geruchs. Zu welcher bewunderungswürdigen Vollkommenheit aber der Tastsinn in unserer Klasse gelangen kann, hat jeder meiner Leser an seiner eigenen Hand erfahren, wenn diese auch noch weit hinter der eines Künstlers oder eines Blinden zurückstehen dürfte. Die Hand ist das vollkommenste aller Tastwerkzeuge: sie kann das Gesicht, wenn auch nicht ersetzen, so doch oft und wirksam vertreten.

Der Geschmackssinn oder das Gefühl der Zunge kommt, streng genommen, erst in unserer Klasse zu allgemeiner Geltung. Ein gewisser Grad von Geschmack ist bei den Vögeln und auch bei den Lurchen und Fischen nicht zu leugnen; denn man kann beobachten, daß sie manche Speisen lieber fressen, als andere: allein der Sinn erhält doch nur bei wenigen Vögeln, z. B. bei den Papageien und Zahnschnäblern, ein Werkzeug, welches vermöge seiner Weichheit und der hierdurch wirksam werdenden Nerventhätigkeit das Schmecken möglich macht, während dieses Werkzeug, die Zunge, bei der großen Mehrzahl so verhärtet und verkümmert ist, daß es den chemischen Hergang des Schmeckens, die Auflösung der Speisetheile und die dann zur Sinneswahrnehmung gelangende Verschiedenheit derselben, unmöglich einleiten und befördern kann. Anders ist es bei den Säugern. Hier ist die Zunge regelmäßig schmeckfähig, mag sie auch noch so hart und rauh erscheinen. Salz und Zucker äußern, wie Jedermann weiß, fast immer ihre Wirkung auf die Geschmackswerkzeuge der Säugethiere; sogar die Katzen verschmähen diese beiden Stoffe nicht, sobald sie gelöst ihnen geboten werden. Die harte Zunge des stumpfsinnigen Kamels, welche durch nadelscharfe Mimosendornen nicht verletzt werden kann, widersteht dem chemischen Einflusse des Salzes nicht, sondern fühlt sich höchst angenehm geschmeichelt, wenn dieser Zauberstoff durch sie gelöst und seine Annehmlichkeit fühlbar gemacht wird; der Elefant, dessen Zunge als ein ungefüges Stück Fleisch erscheint, beweist durch große Zufriedenheit, daß dieses klotzige Fleischstück mit Süßigkeiten oder geistigen Getränken äußerst angenehm gekitzelt wird; und alle, selbst die wildesten Katzen, finden in der Milch eine Leckerei. Aber auch hinsichtlich des Geschmackes ist es wieder der Mensch, welcher die hohe Ausbildung dieses Sinnes am deutlichsten kund gibt: lernen wir doch in ihm oft genug ein Wesen kennen, welches in dem Reiz dieser Empfindung einen Genuß findet, der es nicht nur die Wonnen der übrigen Sinnesthätigkeiten, sondern auch alle geistigen Freuden überhaupt vergessen läßt; — bei einem echten Fresser heißt schmecken leben, und leben schmecken! Hierin stehen die Vögel wieder unendlich weit zurück hinter den Säugern!

Der Geruchssinn erreicht bei den Letzteren ebenfalls die höchstdenkbare Entwickelung. Ein vergleichender Ueberblick der verschiedenen Thierklassen belehrt uns, daß gerade der Geruch schon bei niederen Thieren einer der ausgeprägtesten Sinne ist: ich will blos an die Kerbthiere erinnern, welche dem Blumenduft nachschwärmen oder zu Aas und Kothhaufen von fern herangezogen, ja schon durch den eigenthümlichen Geruch ihrer Weibchen herbeigelockt werden. Die Fische erscheinen in der Nähe eines Aases, welches ihnen vorgeworfen wird, in Flüssen sogar von oben her, aus derjenigen Richtung, nach welcher hin das Wasser doch unmöglich Vermittler des Riechstoffes sein kann; bei den Lurchen aber ist der Geruch so schlecht, daß sie wenigstens Nichts mit ihm aufspüren können (gleichwohl behauptet man, daß einige Schlangen ihre Weibchen mit Hilfe dieses Sinnes aufsuchen und finden). Unter den Vögeln haben wir bereits viele, welche tüchtige Spürnasen besitzen, wenn auch die Erzählungen, welche Geier und Raben Aas und andere stinkende Stoffe auf Meilen hin wahrnehmen lassen, auf irrigen und mangelhaften Beobachtungen beruhen. Anders ist es bei den Säugern. Hier finden wir viele Thiere, deren Geruchssinn in wahrhaft überraschender Weise ausgebildet ist. Der Geruch ist selbstverständlich nur befähigt, gasförmige Stoffe zur Sinneswahrnehmung zu bringen; wie es aber möglich ist, blos noch Andeutungen solcher Gase aufzuspüren und zum Bewußtsein gelangen zu lassen: das wird ein ewiges Räthsel bleiben. Ein Hund spürt die bereits vor Stunden getretene Fährte seines Herrn unter tausend anderen Menschenfährten unfehlbar aus oder folgt dem Wilde, welches gestern einen gewissen Weg ging, auf diesem Wege durch das zu vollem Bewußtsein kommende Riechen, d. h. Ausscheiden des einen eigenthümlichen Geruchs aus hundert anderen Gerüchen, und hat dazu nicht mehr Anhalt, als die Gase, welche von einer augenblicklichen Berührung des Stiefels oder Hufes und des Bodens herstammen. Dies uns zu denken oder klar vorzustellen, ist geradezu unmöglich. Ebenso undenkbar für uns Stumpfsinnige ist diejenige Ausbildung des Geruchs, welche wir „Wittern" nennen. Daß ein Hase den verborgenen Jäger, welcher im Winde steht, auf dreißig, vierzig Ellen Entfernung hin riechen kann, erscheint uns nicht gar so merkwürdig, weil selbst unsere Nasen, welche doch durch Stubenluft und alle möglichen anderen edeln oder unedlen, unserem geselligen Leben nothwendig anhängenden Düfte hinlänglich entnervt sind, die eigenthümlichen Gerüche unserer Hausthiere auf fünf oder zehn, ja zwanzig Ellen Entfernung noch wahrzunehmen vermag: daß aber ein Renthier den Menschen noch auf fünf- bis sechshundert Ellen hin wittert, ist unbegreiflich, und ich würde es, offen

gestanden, auch gewiß nicht geglaubt haben, hätte ich es nicht durch eigene Beobachtung erfahren müssen. Spüren und Wittern sind gleich wunderbar für uns, weil wir weder die eine noch die andere Höhe des Geruchs auch nur annähernd erreichen können.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß alle Thiere, welche gute Spürer oder Witterer sind, feuchte Nasen besitzen. Man kann also, so sonderbar dies auch klingen mag, von der mehr oder weniger feuchten Nase aus, regelmäßig auf die Höhe des Geruchs schließen. Die Nase der Katze ist schon viel trockener als die des Hundes, die des Affen noch trockener als die der Katze, die des Menschen wieder trockener als die des Affen und die gradweise abnehmende Fähigkeit des Geruchssinns der betreffenden Sänger steht hiermit im vollen Einklange. Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir alle Abstufungen der Ausbildung des Geruchssinnes von den riechunfähigen Walen an bis zu den spürenden und witternden Sängethieren verfolgen, und es mag deshalb genügen, wenn ich noch angebe, daß unter den Feuchtnasen wiederum diejenigen am ausgezeichnetsten riechen, deren Geruchswerkzeuge noch besonders beweglich oder zu echten Schnüffelnasen umgewandelt sind. In den Nasenbären oder Koatis und in den Schweinen lernen wir solche Schnüffler kennen, dürfen dabei aber nicht vergessen, daß auch die Nasen der Hunde, Schleich- und Ginsterkatzen, Marder und Anderer höchst beweglich sind. Daß die Fledermäuse, welche noch besondere Nasenanhänge besitzen, den Feuchtnasen nicht nachstehen, ist leicht erklärlich; eine derartige Ausbildung des Sinneswerkzeuges, wie sie sich bei ihnen kund gibt, kann nur zur Schärfung des Sinnes dienen. Endlich glaube ich noch anführen zu müssen, daß diejenigen Wohlgerüche, welche stumpfsinnige Nasen angenehm kitzeln, für alle feinriechenden Thiere abscheuliche Dinge sind: jeder Hund wendet sich mit demselben Ekel von dem kölnischen Wasser ab, wie vom Schwefelwasserstoffgas. Nur stumpfsinnige Thiere berauschen sich in Düften, wie die Katze in denen des Baldrian; die wahren Geruchsthiere meiden alle hirnerregenden Gase mit Sorgfalt, ja mit Angst, weil starke Gerüche für sie wahrscheinlich geradezu schmerzlich sind.

Es ist fraglich, ob bei den Sängern der Sinn des Geruchs von dem des Gehörs überboten wird oder nicht. So viel steht fest, daß der letztere in unserer Klasse eine Entwickelung erreicht, wie in keiner andern. Der Gehörssinn ist zwar schon bei den tiefer stehenden Klassen des Thierreichs ziemlich ausgebildet, jedoch nirgends in dem Grade, daß er zum Leben, beispielsweise zum Aufsuchen der Beute oder Nahrung unumgänglich nöthig wäre. Dies ist erst bei den zwei oberen Klassen der Fall; allein das vollkommenste Ohr der Vögel ist immer nur eine Nachbildung des Sängethierohres. Daß die Vögel ganz vortrefflich hören, geht schon aus ihren tonkünstlerischen Begabungen hervor: sie erfreuen und beleben sich gegenseitig durch ihren liederreichen Mund und durch ihr Gehör, welches ihnen eben das Reich der Töne erschließt. Es ist aber bemerkenswerth, daß auch unter ihnen nur diejenigen liederbegabt sind oder nur diejenigen sich in Klängen und Tönen berauschen, welche das am wenigsten entwickelte Gehör besitzen, während den Feinhörigen, allen Eulen z. B., dieselben Töne, welche andere Vögel entzücken, ein Greuel sind. Geradeso ist es bei den Sängern. Hier zeigt schon der äußere und noch mehr der innere Bau des Ohres die höhere Begabung des entsprechenden Sinnes an; diese Begabung aber kann sich so steigern oder der Sinn kann sich so verfeinern, daß ihm Klänge, welche stumpferen Ohren wohllautend erscheinen, gellend oder unangenehm werden. Ein musikalisches Gehör ist deshalb keineswegs ein gutes oder feines zu nennen; es steht vielmehr auf einer tieferen Stufe der Entwickelung, als das eines wirklich feinhörenden Thieres, und wenn man von seiner Ausbildung spricht, kann man immer nur eine bezügliche meinen. Hieraus geht hervor, daß beim Menschen der Sinn des Gehörs, wie der des Geruchs, auf einer tieferen Stufe steht, als bei anderen Sängern; dies thut aber seiner Stellung unter den Thieren durchaus keinen Abbruch: denn eben die gleichmäßige Ausbildung aller Sinne ist es, welche ihn über alle Thiere erhebt.

Die Hörfähigkeit der Sänger ist sehr verschieden. Taub ist kein Einziger von ihnen: aber wirklich feinhörig sind nur Wenige. Das äußere Ohr gibt einen so ziemlich richtigen Maßstab zur Beurtheilung der geringeren oder größeren Entwickelung des Sinnes; d. h. alle Thiere, welche große, stehende und bewegliche Ohrmuscheln besitzen, hören besser, als diejenigen, deren Ohrmuschel hängend, klein oder gar verkümmert ist. Mit dem äußerlich verbesserten Sinneswerkzeug vermehrt sich die Empfänglichkeit für die Töne; um es mit wenig Worten zu sagen: großöhrige Sänger hassen, kleinöhrige lieben Töne und Klänge. Der Delfin folgt entzückt dem Schiffe, von dessen Bord Musik zu

ihm herabklingt; der **Seehund** erscheint an der Oberfläche des Wassers, wenn der Fischer leise und klangvoll pfeift; das **Roß** wiehert vor Lust beim Schmettern der Trompeten; das **Kamel** stelzt frischer dahin, wenn die Zugglocke läutet; der **Bär** erhebt sich beim Ton der Flöte; der **Elefant**, welcher wohl einen großen Ohrlappen, aber keine große Ohrmuschel besitzt, bewegt seine Beine tanzartig bei der Musik, ja, er unterscheidet schmelzende Arien von kräftigen Märschen oder Kriegsgesängen. Aber keines dieser Thiere gibt einen für uns angenehmen, wohltönenden Laut von sich, wie die tonbegabten Vögel, welche die Musik lieben und durch sie zum Singen und Jubeln aufgemuntert werden. Sie ähneln vielmehr noch den **Lurchen**, der **Schlange** z. B., welche von der Pfeife ihres Beschwörers herbeigelockt, ja gebändigt wird. Anders benehmen sich die feinhörigen Säuger beim Empfinden der Töne und Klänge, die ihren Ohren zu stark sind. Der **Hund** erträgt den Baß des Mannes, nicht aber den Sopran der Frau; er heult beim Gesange des Weibes wie bei Tönen aus Blaswerkzeugen, während er die milderen Saitentöne schon viel besser leiden mag. Noch auffallender gebehrdet sich eine großöhrige **Fledermaus**, wenn sie Musik hört: sie geräth in peinliche Unruhe, zuckt mit den Vordergliedern und begleitet die äußeren Bewegungen mit zitternden Lauten ihrer Stimme; ihr sind die starken Töne geradezu entsetzlich. Wie sich das **Wild** beim Hören geller Töne benimmt, weiß ich nicht: ich glaube aber, daß es ebenso empfindlich gegen sie ist, wie die anderen großöhrigen Thiere.

Uebrigens läßt sich über die wirkliche Schärfe des **Gehörsinns** nichts Bestimmtes sagen. Wir sind nur im Stande, bei den einzelnen Thieren von bezüglicher Schärfe zu reden: die Höhe der Entwickelung des Sinnes läßt sich nicht messen. Daß sehr viele Säuger noch Geräusche hören, welche wir durchaus nicht mehr wahrnehmen können, ist sicher: wie weit dies aber geht, wissen wir gar nicht. Es steht wohl fest, daß eine **Katze** wie die **Eule** das Geräusch, welches eine **Maus** beim Laufen verursacht, vernimmt: allein es ist unmöglich zu bestimmen, auf welche Entfernung hin sie die leisen Fußtritte noch vom Rascheln des Windes unterscheiden können. Die großöhrige **Fledermaus** hört wahrscheinlich das Fluggeräusch kleiner Schmetterlinge, von deren Bewegung wir entschieden Nichts mehr durch den Gehörsinn wahrnehmen können; der **Wüstenfuchs** hört vielleicht das Krabbeln eines Käfers im Sande noch auf ein gutes Stück; das **Wild** vernimmt den Schall der Fußtritte des Jägers auf hundert, vielleicht zweihundert Schritte: alle diese Angaben beweisen aber gar Nichts und gewähren uns keinen Anhalt zu genauer Bestimmung.

Der **Gesichtsinn** der Säugethiere erreicht wahrscheinlich nie dieselbe Schärfe, wie der Geruch und das Gehör. Daß alle Säuger hinsichtlich des Sehens von den Vögeln übertroffen werden, habe ich bereits erwähnt, bis zu welchem Grade aber, ist schwer zu sagen, da wir auch hierin wirkliche Beobachtungen nur an uns selbst machen können. Es ist wohl anzunehmen, daß von den Tagsäugern kaum einer den Menschen in der Entwickelung seines Auges und der damit verbundenen Sehschärfe überbietet; wenigstens sind keine Beobachtungen bekannt, welche Dem widersprächen. Anders verhält es sich mit den Nachtthieren, also mit fast allen **Räubern**, einigen **Affen**, allen **Äffern**, den **Flatterthieren**, mehreren **Nagern** und anderen. Sie besitzen entweder ein sehr entwickeltes Gesicht oder aber auch sehr verkümmerte Augen. Die wahren **Raubthiere** haben unstreitig das schärfste Gesicht unter allen Säugern; ihre Augen sind aber auch so empfänglich für die Einwirkung des Lichtes, daß schon gewöhnliches Tageslicht wenigstens vielen äußerst unangenehm ist. Das Raubthierauge besitzt daher auch viel innere Beweglichkeit; diese ist aber keine willkürliche, wie bei den Vögeln, sondern eine unwillkürliche, welche mit der größeren oder geringeren Helle im genauen Einklange steht. Unsere **Hauskatze** zeigt uns deutlich, wie das Licht auf ihr Auge wirkt: dieses schließt sich bei Tage dergestalt, daß der Stern nur wie ein schmaler Strich erscheint, während es sich mit der Dunkelheit verhältnißmäßig ausdehnt. Sie bestätigt also auch hinsichtlich des Gesichts die Wahrheit, daß nur ein mittelmäßig entwickelter Sinn stärkere Reize vertragen kann. Als Regel darf gelten, daß alle Säuger, welche runde Augensterne besitzen, Tagthiere sind oder bei Tage und bei Nacht verhältnißmäßig gleich scharf sehen, während diejenigen, deren Stern spaltartig erscheint, erst mit der Dämmerung die volle Schärfe ihres Sinnes benutzen können.

Merkwürdig ist die in der höchsten Klasse einige Male vorkommende Verkümmerung der Augen, welche vollkommene Blindheit bedingen kann, wie beim **Blindmoll**. Das Auge fehlt, so viel bis jetzt bekannt, keinem Säugethiere: unser **Maulwurf**, welcher oft genug mit seinem „blinden" Bruder

verwechselt worden ist, besitzt schon ein ziemlich sehfähiges: und deshalb enthalten auch die schönen Worte unseres Rückert die volle Wahrheit:

„Der Maulwurf ist nicht blind, gegeben hat ihm nur
Ein kleines Auge, wie ers brauchet, die Natur;

Mit welchem er wird sehn, so weit er es bedarf
Im unterirdischen Palast, den er entwarf;

Und Staub ins Auge wird ihm desto minder fallen,
Wenn wühlend er emporwirft die gewölbten Hallen.

Den Regenwurm, den er mit andern Sinnen sucht,
Braucht er nicht zu erspähn, nicht schnell ist dessen Flucht.

Und wird in warmer Nacht er aus dem Boden steigen,
Auch seinem Augenstern wird sich der Himmel zeigen,

Und ohne daß ers weiß, nimmt er mit sich hernieder
Auch einen Strahl und wühlt im Dunkeln wieder.“

Das Auge der Säugethiere müssen wir übrigens auch noch von einem anderen Standpunkte betrachten: als äußeres, sichtliches Bild des Geistes. Bei den unteren Klassen hat das Auge noch nicht die Beredtsamkeit erlangt, daß es als Spiegel der Seele erscheinen könnte. Wir finden es zwar bei der Schlange tückisch, beim Krokodil hämisch und bei einigen Vögeln mild, bei anderen aber streng oder ernst, muthig &c.: allein mit wenigen Ausnahmen legen wir selbst Das hinein, was wir zu sehen glauben. Erst aus dem lebendigen Falken- oder Adlerauge spricht uns das Innere an: bei dem Auge der Säugethiere ist Dies aber fast immer der Fall. Hier können wir wirklich von einem Gesichtsausdruck reden: und an einem solchen nimmt ja eben das Auge den größten Antheil. Deshalb hat sich das Volk mit richtiger Erkenntniß längst seine Bilder gewählt und spricht mit Recht von dem blöden Auge des Rindes, dem schönen Auge der Girafe, dem milden der Gazelle, dem treuherzigen des Hundes, dem frommen oder dummen des Schafes, dem falschen des Wolfes, dem glühenden des Luchses, dem tückischen des Affen, dem stolzen des Löwen &c.: denn bei allen diesen Thieren ist das Auge wirklich der truglose Spiegel des Geistes. Die Bewegung der Thierseele spricht aus dem Auge; dieses ersetzt die fehlende Sprache. Schmerz und Freude, Betrübniß und Heiterkeit, Angst und Leichtsinn, Kummer und Fröhlichkeit, Haß und Liebe, Abscheu und Wohlwollen finden in dem Auge ihren stummberedten Verkündiger: der Geist offenbart sich hier äußerlich. Und so mag uns das Auge als Bild und Dolmetsch zur allgemeinen Betrachtung des Thiergeistes führen.

Es zeugt von ebensoviel Hochmuth als Unverstand, wenn der Mensch mit hohlem Stolze alle höheren Geistesfähigkeiten für sich beansprucht und dem Thiere vornehm nur unbewußten Trieb, gleichsam nur Ahnung anstatt der Erkenntniß läßt. Noch heutzutag leugnen viele Leute nicht nur den Verstand, sondern alle edleren Geistesgaben der Thiere überhaupt, aus demselben Grunde, mit welchem sie behaupten, daß alle Thiere blos des Menschen wegen erschaffen worden seien. Diese Leute thun Dies freilich nicht aus vernünftiger, d. h. auf der Beobachtung und Erkenntniß fußender Ueberzeugung, sondern aus Furcht, daß ihr schwankendes Wahngebäude zusammenstürze, wenn sie dem Menschen einen Theil seiner Halbgöttlichkeit nehmen, indem sie dem Thiere etwas Menschliches zugestehen. Der Naturforscher urtheilt anders, weil er nicht in seiner Meinung, sondern in seinem Wissen die Grundbedingung eines gerechten Urtheils findet. Ihm wird es niemals einfallen wollen, die weite Kluft wegzuleugnen, welche zwischen dem Geiste des Menschen und dem des Thieres besteht: ebensowenig aber kann er hohe Entwickelung der Geisteskräfte, welche sich im Thiere bemerklich macht, in Abrede stellen.

Das Säugethier besitzt Gedächtniß, Verstand und Gemüth und hat daher oft einen sehr entschiedenen, bestimmten Charakter. Es zeigt Unterscheidungsvermögen, Zeit-, Ort-, Farben- und Tonsinn, Erkenntniß, Wahrnehmungsgabe, Urtheil, Schlußfähigkeit; es bewahrt sich gemachte Er-

fahrungen auf und benutzt sie; es erkennt Gefahren und denkt über die Mittel nach, um sie zu vermeiden; es beweist Neigung und Abneigung, Liebe gegen Gatten und Kind, Freunde und Wohlthäter, Haß gegen Feinde und Widersacher, Dankbarkeit, Treue, Achtung und Mißachtung, Freude und Schmerz, Zorn und Sanftmuth, List und Klugheit, Ehrlichkeit und Verschlagenheit. Das kluge Thier rechnet, bedenkt, erwägt, ehe es handelt, das gefühlvolle setzt mit Bewußtsein Freiheit und Leben ein, um seinem inneren Drange zu genügen. Das Thier hat von Geselligkeit sehr hohe Begriffe und opfert sich zum Wohle der Gesammtheit; es pflegt Kranke, unterstützt Schwächere und theilt mit Hungrigen seine Nahrung. Es überwindet Begierden und Leidenschaften und lernt sich beherrschen: es zeigt also auch selbständigen Willen und Willenskraft. Es erinnert sich der Vergangenheit jahrelang und gedenkt sogar der Zukunft: es sammelt und spart für sie.

Diese verschiedenen Geistesgaben bestimmen den Charakter.

Das Thier ist muthig oder furchtsam, tapfer oder feig, kühn oder ängstlich, ehrlich oder diebisch, offen oder verschmitzt, gerade oder hämisch, stolz oder bescheiden, zutraulich oder mißtrauisch, folgsam oder störrisch, dienstsam oder herrschsüchtig, friedfertig oder streitlustig, heiter oder traurig, lustig oder grämlich, gesellig oder ungesellig, freundschaftlich gegen Andere oder feindselig gegen die ganze Welt — und wer könnte sagen, was sonst noch Alles!

Ich müßte ein besonderes Buch schreiben, wie Scheitlin, wollte ich mich jetzt über den Thiergeist noch weiter auslassen. Vorstehendes genügt jedem Unbefangenen, — und selbst der hochmüthige Vergötterer des Menschen kann die Wahrheit des Gesagten nicht leugnen. Bei der Einzelbeschreibung der Säugethiere werde ich nicht verfehlen, zu meinen Behauptungen auch Beweise zu liefern.

Dem Menschen geschieht kein Unrecht, ihm wird nicht Abbruch gethan, wenn wir die Thiere auch hochstellen. Herder nennt diese „die erstgeborenen Brüder des Menschen“ und Scheitlin sagt sehr wahr und treffend: „Alles Thier ist im Menschen, aber im Thier ist nicht aller Mensch.“ Dieser bleibt auch neben dem höchsten Thiere, was er ist.

Eins dürfen wir hier nicht vergessen: ich meine die Steigerung, welcher alle Geisteskräfte des Thieres fähig sind, wenn ihm Erziehung zu Theil wird. Es gibt ebensowohl gesittete, wohlerzogene, oder ungesittete, flegelhafte, ungezogene Thiere als Menschen. Der Erzieher übt einen unendlichen Einfluß auf das Thier aus. Schon eine wohlerzogene Thiermutter vererbt einen guten Theil ihrer Tugenden auf ihre Kinder: der hauptsächlichste und vorzüglichste Erzieher aber ist der Mensch. Ein einziges Beispiel mag genügen: unser am besten erzogenes Thier, der Hund, soll es sein. Dieser wird mit der Zeit ein wahres Spiegelbild seines Herrn; er eignet sich, so zu sagen, dessen Charakter an: der Jagdhund den des Jägers, der Fleischerhund den des Fleischers, der Schifferhund den des Schiffers, der Lappen-, Eskimo-, Indianerhund den seiner bezüglichen Gebieter. Nur Männer können Thiere erziehen: Dies beweisen oder bewiesen alle Mopse, dies zeigen die Hunde und Katzen einsamstehender Frauen oder Jungfrauen: sie sind regelmäßig verzogen, nicht erzogen. Das Thier verlangt Ernst und Festigkeit von Dem, welcher es lehrt, nicht aber zu große Milde und Wankelmuth.

Der Heimatkreis des Säugethieres ist beschränkter, als der eines Vogels oder Fisches, ja selbst eines Lurches. Nur das Meer gestattet den Bewohnern aus unserer Klasse große Willkürlichkeit der Bewegung und Ortsveränderung, allein immer nicht in demselben Grade, wie dem Vogel; in den zusammenhängenden Meeren aller Erdtheile finden sich blos folgende Säugethiere: der Seehund, die Ohrenrobbe, mehrere Delfine und zwei Wale. Auch die Meersäuger beweisen, daß ihre Klasse dem Lande und nicht dem Wasser angehört; denn auch sie ziehen die Küste dem offenen Meere vor.

Auf dem Festlande nimmt der Verbreitungskreis der Säugethiere viel engere Grenzen an, als in dem Meere. Viele Arten haben ein sehr kleines Vaterland. Man hat die Erde mit Rücksicht auf ihre Bewohner in gewisse Reiche getheilt, welche man thierkundliche (zoologische) genannt hat. Ein solches Reich hat immer seine ihm eigenthümlichen, thierischen Einwohner; zwei sich entsprechende Reiche weisen auch ähnliche Thiere auf, selbst wenn das eine Reich von der Tiefe zur Höhe, und das andere von niederer Breite zur höheren aufsteigt. Um Dies deutlicher zu machen, will ich hier die besonders abgeschlossenen Reiche angeben und ihre Bewohner dazu nennen:

Das erste Reich faßt in sich den ganzen Norden, welcher innerhalb des Polarkreises liegt. Die Trennung zwischen beiden Erdhälften ist noch nicht ausgesprochen, aber doch schon angedeutet. Der Eisbär, zwei Vielfraße, der Eisfuchs, mehrere Lemminge, zwei Schneehasen, die Pfeifhasen, das Renthier, mehrere Seehunde, das Walroß, der Pottfisch, Narwal, die Finnfische und der gemeine Wal kennzeichnen diesen ärmsten Kreis der Erde. Ihm entspricht einigermaßen der Höhenkreis unseres gewaltigen Alpengebirges, von etwa 6000 Fuß über Meer an aufwärts: er enthält die Gemse, den Steinbock, eine Schneewühlmaus, das Murmelthier und den Alpenhasen.

Ungleich reicher an Formen und Arten zeigt sich der gemäßigte Gürtel unserer Nordhälfte. Seine Pflanzen- und Thierwelt scheidet ihn in zwei Hälften: in die des Ostens und Westens. Wagner trennt den ersteren in fünf Gebiete: nämlich in Mittel- und Südeuropa, in Nordafrika, Südsibirien und die Steppe von Turan. Diesen Gebieten sind gemeinsam: vier Fledermäuse, zwei Spitzmäuse, der Fischotter, der Fuchs, die weltverbreitete Wanderratte und die Wasserratte. Nächst diesen Thieren verbreiten sich über die meisten Gebiete: die Fledermäuse und Spitzmäuse, der Maulwurf, Bär und Dachs, fast sämmtliche Marder, der Wolf und Luchs, das Eichhorn und die Mäuse. Mitteleuropa für sich allein besitzt nur wenige Fledermäuse und Spitzmäuse, eine Schlafmaus, einen Blindmoll, vier Wühlmäuse und den Auerochsen; Südeuropa einige Fledermäuse, eine Rüsselspitzmaus, den Blindmaulwurf, die Boccamele (ein Wiesel), eine Manguste, einen Luchs, eine Wühlmaus, einen Hasen und den Mufflon; Nordafrika den türkischen Affen, einen Igel, eine Rohrrüsselmaus, den Ichneumon, den Fenek, den Wüstenluchs, ein Eichhorn, eine Springmaus und Andere; Sibirien und Turan zeigen: den Ohrenigel, den Korsak, den Manul, den Zobel, die Steppenantilope. — Dachs, Luchs, Wildkatze, Igel, Maulwurf, Blindmoll, die Wühlmäuse, Edelhirsch, Reh, Mufflon und Auerochs dürfen als Charakterthiere der ganzen Osthälfte des Reiches betrachtet werden.

Die zweite Hälfte des nördlichen gemäßigten Gürtels kennzeichnet sich durch sehr viele eigenthümliche Fledermäuse und Spitzmäuse, die amerikanischen Bären und Waschbären, einen Dachs, die Stinkthiere, mehrere Marder, einen Vielfraß, einen Fisch- und einen Seeotter, mehrere Hunde, die einfarbige Katze, einige Beutelratten, sehr viele Baum-, Flug- und Erdeichhörnchen, Ziesel, Murmelthiere, kleinere Nager, viele Hasen, mehrere Hirsche, zwei Antilopen, das Bergschaf und den Bison. Die Aehnlichkeit der Thierformen der West- und Osthälfte des gemäßigten Gürtels ist unverkennbar.

Anders finden wir es, wenn wir die verschiedenen Gebiete der Wendekreisländer mit einander vergleichen. Hier spricht sich jedes scharf und bestimmt für sich selbst aus, und nur wenige Formen sind allen Reichen gemeinsam. Der Reichthum der Tropenwelt ist zu groß, und die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Gebiete sind zu bedeutend, als daß nicht auch die Thierwelt in demselben Verhältnisse Reichthum und Eigenthümlichkeit der Gestalten zeigen sollte. Hochasien bildet gleichsam ein Bindeglied zwischen dem Nord- und Gleichergürtel der Erde; es hat Vieles mit beiden gemein: und deshalb müssen wir es wenigstens flüchtig betrachten. Wir verstehen darunter Vorder- und Hinterasien, Japan, Nepal und die Eufratländer. Diese Länder zeichnen aus: der japanesische Hundsaffe, zwei fruchtfressende und einige echte Fledermäuse, Spitzmäuse, ein Maulwurf, der Kragenbär, der japanesische Dachs, der Bandiltis, einige Mangusten und Ginsterkatzen, Baum- und Flughörnchen, kleine Nager, eigenthümliche Hasen und Murmelthiere, der Dschiggetai oder Halbesel, das japanesische Schwein, das Trampelthier, ein Moschusthier, einige Hirsche und Antilopen, der kaukasische Steinbock, die Bezoarziege und die Ziege des Himalaya, der Argali, der Burrhal, Nahur und andere Schafe und der Yak oder das Gebirgsrind. Viele andere Thiere gehören Hochasien und dem Nordgürtel oder Hochasien und den Wendekreisländern Asiens zugleich an.

Südasien ist reicher, als alle bisher genannten Gebiete, zeigt uns aber zugleich auch große Beschränkung in der Verbreitung mancher Thiere. Wir verstehen unter diesem neuen Gebiete Vorder- und Hinterindien, Java, Sumatra und Borneo, sowie die übrigen Molucken. Hier leben der Orang-Utang, die Langarm- und Schlankaffen, die meisten Makaken oder Hundsaffen, die Loris oder Faulaffen und das Koboldäffchen, die Flughunde, große Fledermäuse, der Halsband-

und Lippenbär, der Ratel, viele Zibet- und Schleichkatzen oder Mangusten, viele Hunde, der asiatische Löwe, der Tiger, Panther, Gepard und noch viele andere Katzen, die meisten und größten Flughörnchen, mehrere Schuppenthiere, der wilde Esel, der asiatische Elefant, das indische Nashorn und der indische Tapir, mehrere Schweine, darunter der Hirscheber, die echten Moschusthiere, der Nylgau, die vierhörnige und die Hirschantilope und mehrere Ochsen.

Afrika zeigt ein nicht minder selbständiges Gepräge und eine große Verbreitung der ihm eigenthümlichen Thiere. Ihm gehören zu: der Gorila und Schimpanse, sämmtliche Meerkatzen, die Stummelaffen, Paviane und viele Äffer, welche namentlich auf Madagaskar zu Hause sind, eigenthümliche Fledermäuse, Igel, Spitzmäuse, das Scharrthier, viele Ginster-, Zibet- und Schleichkatzen, der großöhrige Hund und der Fenek nebst vielen anderen Hunden, die Hiänen und der Hiänenhund, der Löwe, Leopard, Jagdparder, Serwal und Karakal, sowie die Nilkatze, die meisten Erdeichhörnchen, eigenthümliche Siebenschläfer, die Spring-, Steppen- und Wüstenmäuse, das Erdferkel und zwei Schuppenthiere, das Zebra, Quagga und Tigerpferd, der afrikanische Elefant, drei Nashörner, das Flußpferd, die Larvenschweine, die Klippschliefer, die Girafe, fünf Sechstheile aller Antilopen, einige Steinböcke, das Mähnenschaf, zwei Büffel und eine Ohrenrobbe.

Bei aller Eigenthümlichkeit dieser Thierwelt zeigt sich gleichwohl noch immer große Uebereinstimmung mit jener Asiens und selbst der Europas. Namentlich die Wüsten- und Steppenthiere erinnern auffallend an die, welche in der Tiefebene Turans leben. Die Waldarmuth Afrikas ist sehr deutlich ausgesprochen: die Hirsche z. B. fehlen im Süden und in der Mitte ganz, und die Eichhörnchen sind auf den Boden herabgekommen. In seinen Dickhäutern und der Girafe zeigt sich Afrika gleichsam noch als Urland, als von gewissen neueren Schöpfungsabschnitten unberührt.

Ganz das Gegentheil von Afrika macht sich in Amerika bemerklich. Das ungeheuere Gebirg und die unermessenen Wälder sprechen sich deutlich in seiner Thierwelt aus. Alles in diesem Erdtheile ist neu, Alles eigenthümlich; an die alte Welt erinnern manche Thierformen blos noch entfernt. Ich will kurz sein und nur die bemerkenswerthesten Thiere Mittel- und Südamerikas hier nennen. Amerika beherbergt ausschließlich: die Brüll-, Klammer-, Rollschwanz-, Woll-, Schweif-, Nacht- und Krallenaffen, — zwei Familien! — die blutsaugenden Fledermäuse oder Vampire, einige ihm eigene Bärthiere, Stänker und Fischottern, einige Hunde, den Puma, Kuguar und Jaguar, die Pardel-Tigerkatzen, viele Beutler in zwei Amerika eigenthümlichen Sippen, sehr viele Nager, darunter die Hasenmäuse und Hufpfötler, welche ebenfalls nur hier vertreten sind, die Faulthiere und Gürtelthiere nebst den Ameisenbären, zwei Tapire, die Bisamschweine, einige Hirsche, drei, oder richtiger vier Lamas ꝛc. Im Vergleich zu der Zahl der Ordnungen, Familien und Arten aus der Klasse der Vögel scheint es freilich, als ob Südamerika arm an Säugethieren wäre: wenn man aber die Eigenthümlichkeit der Sippen und die Menge der Arten bedenkt, wird man bald eines Besseren belehrt.

Einige Forscher, unter ihnen Wagner, trennen den höheren Süden Amerikas oder Chile, die Pampas des Rio de la Plata, Patagonien und das Feuerland von dem übrigen Südamerika und bilden aus diesen Ländern einen eigenen thierkundlichen Kreis, obgleich er nur sehr wenige ihm ganz eigenthümliche Thiere besitzt. Es sind Dies etwa folgende: eine Fledermaus, ein Stinkthier, der magellanische und der südamerikanische Hund, die Pampaskatze, mehrere Nager, darunter die Chinchillen und ein Biber, sowie einige Meersäuger.

Australien zeigt uns ein sehr selbständiges Gepräge, bei all seiner Armuth an Säugern. Es ist das eigentliche Vaterland der Beutelthiere. Man kennt im Ganzen etwa 140 Arten von Säugern, welche in Australien leben: davon gehören 110 Arten den Beutelthieren zu. Das allbekannte Känguru, die Raubbeutler und Beutelbilche mögen sie kennzeichnen. Außerdem wohnen in Australien noch der Dingo, das Schnabelthier und der Ameisenigel, sämmtlich echte Charakterthiere des merkwürdigen Erdtheils.

Fassen wir das nunmehr Gewonnene hinsichtlich der Ordnungen und Familien zusammen, so ergibt sich Folgendes: Die Affen sind auf den warmen Gürtel der Erde beschränkt: der Osten und Westen unterscheiden sich aber scharf durch eigene Familien, Sippen und Arten; die Halbaffen oder Äffer bewohnen blos die heißen Länder der alten Welt; die Beutelthiere finden sich ausschließlich

in Neuholland, Amerika und Asien, die Wenigzähnigen fehlen in Europa, die Wiederkäuer und Vielhufer in Australien; die Einhufer sind ursprünglich nur in Asien und Afrika heimisch gewesen; die Fledermäuse, Raubthiere, Nager, Flossenfüßer und Wale sind Weltbürger.

Bezüglich der engeren Verbreitung kann man sagen, daß sich der Verbreitungskreis einer Art in östlich-westlicher Richtung regelmäßig weiter erstreckt, als vom Norden nach Süden hin. Der Osten und Westen weisen auch viel häufiger ähnliche, sich gleichsam entsprechende Gestalten auf, als der Norden und Süden; jedoch spricht sich zwischen dem nördlichen und südlichen kalten Gürtel, ja selbst zwischen dem Norden und Süden eines Erdtheils, zumal Afrikas, immerhin eine große Uebereinstimmung aus. Man darf deshalb sagen, daß ähnliche Länder auch stets ähnliche Thiere beherbergen, so große Strecken auch trennend zwischen sie treten mögen.

Die Anzahl aller jetzt lebenden und bekannten Säugethierarten beträgt etwas über zweitausend. Hiervon gehören etwa 150 Arten Europa (gegen 60 ausschließlich) an, ungefähr 240 Arten wohnen in Afrika, 350 Arten in Asien, 400 Arten in Amerika und gegen 140 in Australien. Auf die Ordnungen vertheilt sich diese Anzahl in folgender Weise: Die Affen und Äffer zählen 220, die Fledermäuse 320, die Raubthiere 410, die Beutelthiere 130, die Nager 620, die Wenigzähnigen 35, die Vielhufer 33, die Einhufer 7, die Wiederkäuer 180, die Flossenfüßer 33 und die Wale 65 unbestrittene Arten.

Hierzu würden noch die vorweltlichen Säugethiere zu zählen sein. Von diesen kennt man nach H. von Mayer etwa 780 Arten. Die Verbreitung der vorweltlichen Säuger war eine ganz andere, als die der jetzigen es ist; doch besaßen auch schon in der Urzeit gewisse Gegenden der Erde ihre eigenthümlichen Säugethiere. Die meisten versteinerten Knochen finden sich im Schuttlande oder „Diluvium"; jedoch hat uns auch das Eis Sibiriens vorweltliche Thiere aufbewahrt, und zwar in einer staunenswerthen Frische, so daß sich nicht nur Haut und Haar erhalten hatte, sondern auch das Fleisch sich noch in einem Zustande befand, daß Eisbären und Eisfüchse, sowie die Hunde der Jakuten davon wacker schmausten. Nur wenige Vorweltssäuger (etwa der siebente Theil), von allen, welche man kennt, haben die Zeit der Schuttlandsbildung überlebt und finden sich jetzt noch: die übrigen sind ausgestorben und gestrichen aus dem Buche der Lebendigen. Von den bis jetzt bekannten Vorweltssäugern gehörten an: den Affen etwa 20, den Fledermäusen ebensoviele, den Raubthieren fast 200, den Beutelthieren gegen 30, den Nagern beinahe 100, den Wenigzähnigen 40, den Vielhufern 150, den Einhufern 9, den Wiederkäuern 120, den Schwimmfüßern 9 und den Walen endlich 55 Arten. Alle Vorweltsthiere und somit auch die vorweltlichen Säuger bestätigen die mosaische Schöpfungssage hinsichtlich der Zeitfolge, in welcher die verschiedenen Klassen der Thiere entstanden, soweit eine Sage eben bestätigt werden kann: die Säugethiere gehören wirklich nur den neueren Schöpfungsabschnitten an.

Die leiblichen und geistigen Begabungen eines Säugethieres bestimmen seine Lebensweise in der ihm gegebenen Heimat, deren Erzeugniß, deren Geschöpf es ist. Jedes richtet sich eben nach seinen Gaben ein: es benutzt die ihm gewordene Ausrüstung in der ergiebigsten Weise. Eine gewisse, verständige Willkür in der Lebensart kann keinem Thiere abgesprochen werden. Die Säugethiere sind natürlich mehr an eine gewisse Oertlichkeit gebunden, als das leichte, bewegungslustige Volk der Vögel: allein sie wissen dafür eine solche Oertlichkeit vielleicht besser oder vielseitiger zu benutzen, als diese.

Die Säugethiere sind wesentlich Landbewohner, und je vollendeter eine Art unserer Klasse ist, um so mehr wird sie Landthier sein. Im Wasser finden wir daher blos die plumpsten oder massigsten, auf dem Lande dagegen die entwickeltsten, edelsten Gestalten. Die größten Landsäuger sind im Vergleich zu dem Walfisch nur Zwerge. Das Wasser erleichtert aber auch jede Bewegung einer großen, ungeschlachten Masse ungemein: und je leichter ein Thier sich zu bewegen vermag, um so größer kann es sein. Daß auch das Umgekehrte stattfindet, beweisen alle Thiere, welche zu ihrer Fortbewegung große Kraftanstrengung nöthig haben, wie z. B. die Gräber und Flatterer, die Maulwürfe oder Fledermäuse. Bei ihnen ist die Körpermasse in demselben Verhältniß verkümmert, in welchem sie bei den Wassersäugern sich vergrößert hat.

So zeigt sich also schon in der Leibesgröße eine Bestimmung für die Lebensweise des Thieres. Noch mehr aber wird diese Bestimmung durch die Ausrüstung ausgesprochen. Daß ein Fisch- oder Flossensäuger schwimmt oder ein Flatterthier fliegt, versteht sich eigentlich von selbst: ebenso gut aber auch, daß der Affe oder das Eichhorn oder die Katze klettern, der Maulwurf gräbt und die Viel- und Einhufer oder Wiederkäuer auf dem Boden laufen: ihre Gliederung weist sie dazu an. Hierzu kommt nun noch die Willkürlichkeit in der Wahl des Ortes, um den Aufenthalt eines Thieres zu bestimmen.

Hinsichtlich der Ordnungen läßt sich Folgendes sagen: Die altweltlichen Affen sind Baum- oder Felsen-, die neuweltlichen Affen und die Äffer aber ausschließlich Baumthiere; die Fledermäuse leben in der Luft, schlafen aber auf oder in Bäumen und in Felsen. Die Kerbthierräuber leben größtentheils auf dem Boden, einige aber auch unter der Erde und andere sogar auf Bäumen. Die fleischfressenden Raubthiere bewohnen Bäume und Felsen, den Boden und das Wasser; doch gehört die größere Anzahl den Erdthieren an, und nur sehr wenige führen ein theilweise unterirdisches Leben. Die Beutelthiere leben auf der Erde, in Höhlen, im Wasser und auf Bäumen, die Nagethiere überall, nur nicht im Meere, größtentheils aber in Höhlen. Die Zahnlosen sind Erd-, Höhlen- und Baumthiere, die Dickhäuter leben wieder größtentheils auf dem Boden, einige aber auch im Sumpfe oder im Wasser selbst; die Einhufer und Wiederkäuer sind ausschließlich Erd- oder Felsenthiere; die Flossenfüßler und Wale endlich Meerbewohner.

Es muß Jedem, welcher beobachtet, auffallen, daß sich nicht allein die Heimat im weiteren Sinne, sondern auch der Wohnkreis, ja, der eng begrenzte Aufenthaltsort des Thieres in dem Geschöpfe selbst kund gibt. Die Zusammengehörigkeit von Land und Thier offenbart sich nämlich nicht allein in der jedem Thiere eigenthümlichen Gliederung, sondern auch, und zwar sehr scharf und bezeichnend, in der Färbung. Als allgemeine Regel kann gelten, daß das Thier eine Färbung besitzt, welche der vorherrschenden Färbung seines Wohnortes genau entspricht. Der außerordentliche Vortheil, welchen das Thier von einer solchen Gleichfärbigkeit mit seiner Heimat ziehen kann, wird klar, wenn wir bedenken, daß sich das Raubthier an seine Beute möglichst unmerkbar anschleichen, das schwache Thier aber sich vor dem Räuber möglichst gut verstecken muß. Es liegt mir fern, in der Gleichfärbigkeit des Thieres und seiner Heimat ein Schöpfungswunder zu erblicken, weil ich das Thier einfach als Erzeugniß seiner Heimat betrachte und über das Wie dieser Zusammengehörigkeit nicht früher grüblen mag, als mir die Wissenschaft haltbare, auf natürlichem Grunde fußende Vorlagen zur Erklärung gewähren kann. Ich will hier auch keine Erklärungen, sondern einfache Thatsachen geben.

Schon die Affen sind durchgehends ihren Wohnorten gleich gefärbt: Braun, Grasgrün und Grau sind die hauptsächlichsten Färbungen ihres Haarkleides, und sie entsprechen eben der Baumrinde oder dem Gelaube und Grase, sowie den Felsen, auf denen sie wohnen. Alle Flatterthiere, welche auf Bäumen leben, zeigen ebenfalls eine braune oder grünliche Färbung, diejenigen, welche in Felsenritzen schlafen, das ungewisse Grau der Felsen — oder der Dämmerung. Unter den Raubthieren finden sich viele, welche als wahre Spiegelbilder ihrer Heimat zu betrachten sind. Der Wolf trägt ein echtes Erdkleid: das Fahlbraun und Grau seines Pelzes schmiegt sich allen Färbungen seines Wohnkreises an; Reinecke, der Schleicher, zeigt uns, daß er bei uns zu Lande ebenso wohl zum Nadel- wie zum Laubwalde paßt; sein Vetter im Norden, der Polarfuchs, legt im Winter ein Schneekleid, im Sommer ein Felsenkleid an; ein anderes Glied seiner Sippschaft, der Fenek, trägt das isabellfarbne Gewand der Wüste. Die Hiänen, als Nachtthiere, sind in Grau gekleidet, in diejenige Farbe, welche am ehesten dem Auge verschwindet. Löwe und Leopard, Gepard und Serwal geben sich als echte Steppenthiere zu erkennen; Braungelb ist Grundfarbe, aber allerlei anders gefärbte Flecken zeigen sich auf ihr: die Steppe ist bunter und darf daher auch das Thier schon malen. Unsere nordischen Katzen entsprechen ihrer farbloseren Heimat und unserer trüberen Nacht: Grau ist ihre Hauptfärbung; der Karakal ist wieder echtes Wüstenthier; der Tiger zeigt sogar die Rohrstängel seiner Bambuswälder in den schwarzen Streifen, der Leopard die buntlaubigen Gebüsche Mittelafrikas auf seinem Fell; die amerikanischen Katzen spiegeln ihre bunten Wälder wieder. In den Ginster- und Schleichkatzen sehen wir echte Erdthiere: Grau mit oder ohne Flecken und Streifen, und ein überall hinpassendes, sehr schwer zu beschreibendes Graugrün sind die hauptsächlichsten

Färbungen ihres Pelzes. Die Marder bekunden ihre Allseitigkeit auch im Fell. Beim Baummarder ist es braun, beim Steinmarder graulicher, beim Iltis fahler; das Wiesel endlich wechselt sein Sommerkleid mit dem Winter- oder Schneekleide. Unser Bär ist erdbraun, der Eisbär weiß, der Waschbär rindenfarbig. Die Beutelthiere zeigen ebenfalls Erd-, Gras- oder Baumfärbung. Sehr deutlich tritt die Gleichfärbigkeit bei den Nagern hervor. Ich erinnere an die Hasen. Jeder Jäger weiß, was es sagen will, einen Hasen im Lager zu sehen. Die Aehnlichkeit seines Pelzes und des Bodens ist so groß, daß man auf zehn Schritt Entfernung an ihm vorübergehen kann, ohne ihn zu bemerken. Der Wüstenhase ist natürlich isabellgelb, der nordische oder Hochgebirgshase aber wechselt ein Sommer- und ein Winterkleid. Das Kaninchen, ein Höhlenthier, hat graue Färbung. Unser Eichhörnchen ist fichtenrindenbraun, das nordische und das fliegende dagegen sind birkenrindenfarbig. Feldmäuse haben ein graubraunes, Wüstenmäuse ein fahlgelbes, Steppenmäuse ein gelblichbraunes, oft gestreiftes Haarkleid. Unter den Wiederkäuern tragen die Hirsche ein Waldkleid, die Gemsen, Renthiere und Steinböcke ein Felsenkleid, die Antilopen ein Steppen- oder Wüstenkleid. Die Einhufer geben sich wenigstens im Quagga, Zebra und wilden Esel als Steppenthiere, die Vielhufer in ihrem unbestimmbaren Grau als Sumpfbewohner zu erkennen. Kurz, die angegebene Regel ist eine allgemeine, und Ausnahmen sind nicht häufig. Man wird selten irren, wenn man in einem braun, graugrün oder silbergrau gefärbten Säuger einen Baumbewohner, in einem dunkelgrau, fahlgelb, röthlichgrau, erdbraun und schneeweiß gefärbten einen Erdbewohner vermuthet. Isabellgelb ist Wüstenfarbe, Dunkelgelb Steppenfarbe, Aschgrau Felsenfarbe; bei Nachtthieren ist Grau vorherrschend, Tagthiere zeigen es mehr mit anderen Farben gemischt. Große Unsicherheit, Unbestimmbarkeit der Färbung läßt auf Vielseitigkeit in der Lebensweise schließen; bestimmte Färbung deutet auf einen abgeschlossenen bestimmten Wohnort des Thieres: einfach gelbe Thiere sind immer Wüstenbewohner, einfach weiße stets Schneethiere.

Bei weitem die meisten Thiere sind gesellig und scharen sich deshalb mit anderen ihrer Art oder auch mit Gleichlebenden fremder Arten in kleinen oder großen Trupps zusammen. Niemals erlangen solche Verbindungen die Ausdehnung oder die Zahl der Vereine, welche die Vögel bilden; denn bei diesen thun sich, wie bekannt, oft sogar Millionen zu einem Ganzen zusammen. Unter den Säugern kommen nur unter gewissen Umständen stärkere Rudel vor. Mehr noch als die gleiche Lebensweise vereinigt die Noth: vor der Feuerlinie einer brennenden Steppe daher jagen selbst erklärte Feinde in dichtem Gedränge.

In jedem größeren Vereine erwirbt sich das befähigtste Mitglied die Oberherrschaft und erlangt schließlich unbedingten Gehorsam. Unter den Wiederkäuern kommen regelmäßig die alten Weibchen zu solcher Ehre und namentlich diejenigen, welche kinderlos sind; bei andern geselligen Thieren, z. B. bei den Affen, werden nur Männchen Zugführer und zwar erst nach sehr hartnäckigem, nebenbuhlerischen Kampfe, aus dem sie endlich als allgemein gefürchtete Sieger hervorgehen; hier ist die rohe Stärke maßgebend, bei jenen die Erfahrung oder der gute Wille. Bei allen geselligen Thieren übernimmt das erwählte oder wenigstens anerkannte Leitthier die Sorge für den Schutz und die Sicherheit der ganzen Herde und vertheidigt die schwachen Glieder derselben unter Umständen mit Aufopferung. Minder Verständige und Schwächere schließen sich Klügeren an und leisten allen ihren Anordnungen zur Sicherung Folge.

Gewisse Säugethiere leben einsiedlerisch. Alte griesgrämige und bösartige Männchen werden gewöhnlich von dem Rudel oder der Herde verbannt, und hierdurch nur noch mürrischer und wüthender gemacht. Allein es gibt auch andere Säuger, welche überhaupt ein Einsiedlerleben führen und mit jedem Eindringlinge sofort in heftigster Weise den Kampf beginnen. Dabei kommt es nicht selten vor, daß der Sieger den Besiegten geradezu auffrißt, und zwar läßt sich, wie bekannt, schon der Mensch eine solche Scheußlichkeit zu Schulden kommen.

Die Mehrzahl unserer Klasse wacht bei Tage und schläft bei Nacht; jedoch gibt es fast unter allen Ordnungen Tag- und auch Nachtthiere. Einzelne haben keine bestimmte Zeit zum Schlafen, sondern ruhen oder wachen, wie es ihnen gerade beliebt: so die Meerthiere oder in den höheren Breiten auch die Landthiere während der Sommerzeit. Es mag im Ganzen genommen wohl mehr eigentliche Tag-, als Nachtthiere geben: jedoch ist die Zahl derjenigen, welche bei Nacht lebendig und thätig sind, nicht viel geringer, als die Menge derer, welche bei Tage ihrem Erwerbe nachgehen. Unter den Affen

gibt es blos einige nächtlich lebende Arten; die Fledermäuse dagegen schlafen fast den ganzen Tag, und nur wenige kommen aus ihren Schlupfwinkeln zum Vorschein, so lange noch die Sonne am Himmel steht; unter den Kerbthier- und Fleischfressern, den Nagern, Vielhufern und Wiederkäuern gibt es wenigstens sehr viele Nachtthiere, wenn auch mehrere Arten der Wehrloseren solche erst aus Furcht vor Verfolgung geworden sein mögen. Die starken und die sehr flüchtigen oder auf Bäumen Lebenden sind Tagthiere: sie sind aber auch einer Verfolgung weniger ausgesetzt.

Es würde sehr voreilig sein, wenn man behaupten wollte, daß alle Nachtthiere feigere, schwächere, dümmere und plumpere Thiere seien, als die, welche bei Tage thätig sind: denn wir brauchen eben blos an die Katzen, Marder, Hirsche und andere, welche fast ohne Ausnahme bei Tage ruhen und bei Nacht wach sind, zu denken, um des Gegentheils uns bewußt zu werden. Als allgemeine Regel kann gelten, daß die wehrloseren Thiere, welche durch ihren Aufenthalt nicht vor Gefahren geschützt sind, die Nacht zu ihrer Thätigkeit benutzen.

Während ihres Wachens beschäftigen sich die meisten Säuger ausschließlich mit Aufsuchen ihrer Nahrung. Dieselbe kann höchst verschieden sein. Alle Mitglieder unserer Klasse sind selbstverständlich Pflanzenfresser oder aber Räuber, welche andere Thiere verzehren. Fast alle Erzeugnisse der beiden Reiche finden ihre Liebhaber. Die Pflanzenfresser verzehren ganze Pflanzen, z. B. Gräser, Disteln, Moose, Flechten, oder einzelne Theile von Pflanzen, als Blüthen, Blätter, Früchte, Körner, Sämereien, Nüsse, Zweige, Aeste, Dornen, Rinde u. s. w. Die Raubthiere nähren sich von andern Säugern oder von Vögeln, Lurchen, Fischen, Würmern und Weichthieren; einige fressen blos ihre selbst erlegte Beute, andere lieben Aas; manche verschonen sogar ihr eigenes Fleisch und Blut nicht: sie fressen ihre Jungen!

Diese Manchfaltigkeit der Nahrung bedingt auch die Verschiedenheit des Erwerbs derselben, d. h. die Verschiedenheit in der Erbeutung und Aufnahme. Einige nehmen ihre Nahrung mit den Händen zu sich: der Elefant steckt sie mit dem Rüssel in das Maul; die größte Mehrzal aber nimmt sie unmittelbar mit dem Maule auf, oft, nachdem sie dieselbe vorher mit den Tatzen erfaßt und festgehalten hat. Die Pflanzennahrung wird mit den Händen oder dem Rüssel abgebrochen, mit den Zähnen abgebissen, mit Zunge und Lippen abgerupft, mit dem Rüssel aus der Erde gewühlt; die thierische Nahrung dagegen wird bei wenigen, z. B. bei den Fledermäusen, Hunden, Fischottern, Robben und Walen gleich mit dem Maule aufgenommen, bei andern aber mit den Händen oder Tatzen erfaßt und dem Maule zugeführt und bei einigen auch mit dem Rüssel ausgegraben, so von den Maulwürfen, Spitzmäusen, Igeln und Schweinen.

Die Säugethiere fressen viel, verhältnißmäßig aber doch weniger, als die Vögel. Dies steht auch mit der geringeren Regsamkeit vollkommen im Einklange. Nach der Mahlzeit suchen sie die Ruhe und verfallen hierbei entweder blos in einen Halbschlummer, wie die Wiederkäuer, oder in wirklichen Schlaf. Zum Spielen oder unnützen Bewegen sind, wie gesagt, nur wenige aufgelegt; es sind fast nur die Jungen, welche hierzu Lust haben und durch ihr tolles Treiben auch die gefälligen Alten aufzurütteln wissen. Bei guter und reichlicher Nahrung bekommen alle Säugethiere ein glattes, glänzendes Haarkleid und lagern im Zellgewebe und in den Leibeshöhlen viel Fett ab, welches bei einigen zur Erhaltung des Lebens während der Hungerzeit dienen muß. Einigen Pflanzen- und Kerbthierfressern nämlich geht während des Winters die Nahrung vollkommen aus, und sie sind zu klein und zu schwach, als daß sie sich dagegen lange halten könnten. Zum Wandern in wärmere oder nahrungsreichere Gegenden sind sie unfähig: und so würden sie unbedingt zu Grunde gehen, wenn die Natur nicht in sehr merkwürdiger Weise für sie gesorgt hätte. Es scheint zwar, daß sie sich selbst schützen könnten, indem sie sich tief gelegene, dick und weich ausgepolsterte und deshalb warme Wohnungen unter der Erde bauen und in ihnen Vorrathskammern anlegen, welche auch reichlich mit Nahrung versehen werden: allein die Natur übernimmt doch die Hauptsorge für ihre Erhaltung, und die eingetragene Nahrung dient blos dazu, sie während der Zeit, in welcher sie wirklich noch Nahrung bedürfen, gegen das Verhungern zu schützen. Diese Säuger, welche so recht eigentlich als Schutzkinder der Natur erscheinen, bedürfen lange Zeit gar keine Nahrung von außen her, sondern zehren, während sie in einen todesähnlichen Schlaf versinken, langsam von ihrem Fette: sie halten Winterschlaf.

Wenn der Herbst fast zu Ende geht und der Winter hereinbricht, ziehen sich die Schläfer in ihre künstlichen, sehr warmen Schlupfwinkel zurück, rollen sich zusammen und fallen nun bald in eine schlafähnliche Erstarrung. Ihr Herzschlag wird langsamer und ihre Athmungsthätigkeit Dem entsprechend in auffallender Weise gemildert oder unterbrochen; die Körperwärme nimmt ab; die Glieder werden steif und kalt; der Magen und Darmschlauch entleeren sich vollständig und schrumpfen zusammen. Der ganze Leib erhält hierdurch eine Fühllosigkeit, die ohne Gleichen ist. Um hierzu einen Beleg zu geben, will ich erwähnen, daß das Herz eines im Winterschlafe enthaupteten Murmelthiers noch drei Stunden nach seiner Tödtung fortschlug, anfangs 16 bis 17 Mal in der Minute, dann immer seltener; — der abgeschnittene Kopf zeigte nach einer halben Stunde noch Spuren von Reizbarkeit. Der Winterschlaf ist ein wirklicher Scheintod; das Leben des Schläfers gibt sich blos noch in Andeutungen kund. Allein auch nur aus diesem Grunde ist es möglich, daß ihn das Thier überdauert. Wenn Herz und Lungen wie bei dem lebenden Thiere arbeiteten, würde das im Sommer gesammelte Fett, welches für mehrere Monate ausreichen muß, bald aufgezehrt sein. Die geringe Athmungsthätigkeit aber verlangsamt den Verbrennungshergang im Innern des Körpers in günstigster Weise für die Erhaltung des Lebens. Ich habe oben mitgetheilt, daß der Winterschläfer während seines Scheintodes etwa neunzig Mal weniger athmet, als im wachen Zustande, und füge hinzu, daß im entsprechenden Verhältniß auch die Körperwärme herabgestimmt wird. Ein Wärmemesser, welchen man in den Leib eines während des Winterschlafes getödteten Murmelthiers senkte, wies blos noch 7½° R. Wärme nach, während die Blutwärme der Säugethiere sonst durchschnittlich zwischen 28 und 30° beträgt. Setzt man das schlafende Thier der Kälte aus, so erfriert es, wenn ich nicht irre, schon bei einer Wärme unter der seines Blutes während der Schlafzeit, und ebenso hat eine plötzliche Erwärmung des Scheintodten den Tod zur Folge; bringt man ihn aber allmählig in höhere und höhere Wärme, so erwacht er nach und nach, und seine Blutwärme steigt allgemach bis auf die gewöhnliche Höhe. Uebrigens erträgt kein Winterschläfer auch solches gemachsame Erwecken mehrere Male nach einander. Jeder Wechsel ist ihm während seines Halblebens schädlich. Hieraus erklärt sich wohl auch, daß er sein Winterlager immer nur in Höhlen nimmt und diese durch sorgfältiges Verstopfen noch besonders gegen die äußere Luft und deren Wärmewechsel abzuschließen sucht. Es ist höchst merkwürdig, daß Siebenschläfer aus fremden Ländern, wenn sie zu uns gebracht werden, im Winter ebenfalls ihren Todtenschlaf halten, während sie Dies in ihrer Heimat gerade in der Zeit der größten Hitze thun. Allein wir sehen auch hieraus wieder, daß die Zeit der Dürre heißer Erdstriche eben nur mit unserem Winter verglichen werden kann, niemals mit unserem Sommer, wie so oft selbst von gediegenen Leuten fälschlich geschieht.

Mit dem Herannahen des Frühlings erwacht der Winterschläfer und fristet sich nun sein Leben zuerst mit den Schätzen, welche er im vorigen Sommer sich eintrug. Anfangs schläft er auch nach dem Erwachtsein aus dem Todtenschlafe noch oft und lange, doch mehr in gewöhnlicher Weise; sobald er aber sein Schutzlager verlassen kann, überkommt ihn große Aufregung; denn nunmehr geht er seinem Geschlechtsleben nach. Nur die kleineren Säugethiere verfallen in einen wirklichen Winterschlaf, die größeren, wie z. B. der Bär, schlafen zeitweilig, obschon tage-, ja vielleicht wochenlang, nehmen aber während dieser Zeit ebenfalls fast gar keine Nahrung zu sich.

Einige Säugethiere unternehmen zuweilen Reisen, um ihre Lage zu verbessern; doch kann man bei unserer Klasse nicht von einer wirklichen Wanderung sprechen, wie bei den Vögeln. Es kommt allerdings vor, daß sie eine Gegend verlassen und in eine andere ziehen, der Weg aber, den sie zurücklegen, ist nie so lang, daß er mit dem Zuge der Vögel verglichen werden könnte. Von Nahrungsmangel gepeinigt, rotten sich die Lemminge, jene muntern und anziehenden Bewohner der nordischen Gebirge und Ebenen, in großer Masse zusammen und wandern nun gemeinschaftlich in die Tiefe hinab, setzen sogar über Meeresarme, gehen aber dabei fast regelmäßig zu Grunde; südafrikanische Antilopen, das Renthier und der nordamerikanische Büffel, die wilden Esel, die Seehunde und Wale treten aus demselben Grunde noch weitere Wanderungen an, und einige Fledermäuse haben sogar einen beschränkten Zug. Allein alle diese Reisen stehen unendlich weit hinter denen der Vögel zurück.

Das Leben der Säugethiere ist überhaupt viel einförmiger, als das der beweglichen Luftbewohner. Blos die gescheiteren Arten suchen in dieses Einerlei einige Abwechselungen zu bringen,

indem sie sich auf irgend welche Weise mit einander unterhalten. Bei dem großen Haufen theilt sich der Tag in Fressen und Schlafen, Schlafen und Fressen. Die Brunstzeit verändert dieses Betragen immer. Sie ist bei den meisten Säugethieren an einen bestimmten Jahresabschnitt gebunden und fällt entweder in das Frühjahr oder in den Herbst oder auch selbst in den Winter, je nachdem das Thier längere oder kürzere Zeit trächtig geht. Die Satz- oder Wurfzeit der Säugethiere nämlich ist regelmäßig der Frühling, welcher für das Junge oder für die säugende Alte reichlichere Nahrung bietet; und der Satzzeit entspricht nun die Brunstzeit. Während derselben zeigt sich das Säugethier oft in ganz anderer Weise, als außerdem: die männlichen Thiere, welche sich sonst nicht um die Weibchen bekümmern, finden sich bei diesen ein und zeigen nun bald eine große Erregung ihres Geistes und Leibes. Mit den zunehmenden Gefühlen der Liebe wächst die Eifersucht und der Haß gegen etwaige Nebenbuhler; heftige Kämpfe zwischen diesen werden ausgefochten, und Kampflustige zu denselben durch lautes Schreien eingeladen: selbst in der Seele des furchtsamsten Säugethieres zeigt sich der Muth und die Kampfeslust. Der als Sinnbild der Feigheit dastehende Hase kämpft mit seinem Nebenbuhler verhältnißmäßig ebenso wacker, als der Löwe, wenn er auch seinen Liebesgegner nur tüchtig mit den Vorderpfoten ohrfeigt; der furchtsame Hirsch wird kühn und selbst dem Menschen gefährlich; die Stiere zeigen eine namenlose Wuth; die Raubthiere aber scheinen gegen alle fremden Geschöpfe milder gesinnt zu werden, als sie es früher sind: die Liebe nimmt sie vorherrschend in Anspruch. In der verschiedenartigsten Weise machen die Männchen ihren Weibchen den Hof. Die Affen werden sehr zudringlich und erlauben kein Sprödethun; die Hunde dagegen bleiben liebenswürdig, selbst wenn sich die Hündin noch so ärgerlich über die Liebeserklärungen stellt; die Löwen brüllen, daß die Erde zu erzittern scheint; die Katzen rufen mit unglaublicher Sanftheit sehnsuchtsvoll nach dem Gegenstand ihrer Schwärmerei, sind aber so reizbar gegen die Nebenbuhler, daß die zarten Töne sehr bald in ein höchst wüthendes Fauchen übergehn; die männlichen Maulwürfe sperren ihr Weibchen augenblicklich in einen ihrer unterirdischen Gänge ein; so bald es sich zu spröde zeigt, und lassen ihm hier Zeit, sich zu besinnen; die Wiederkäuer führen gleichsam zur Ehre des weiblichen Theiles große Kämpfe auf, müssen aber sehen, wie ihnen der Siegespreis oft von Feiglingen, welche den Zweikampf klug benutzen, entrissen wird u. s. w. Auch die Weibchen sind sehr aufgeregt, behalten jedoch die ihnen eigene Sprödigkeit trotzdem bei und beißen, schlagen, stoßen, oder wehren sich sonstwie gegen die sich nähernden Männchen, deren Zärtlichkeit sie sich später aber doch gefallen lassen. Die Begattung erfolgt bei Vielen in der häßlichsten und für uns widerstrebendsten Weise: sobald sie vorüber ist, tritt große Gleichgültigkeit zwischen beiden Geschlechtern ein, und die meisten Männchen bekümmern sich nun gar nicht mehr um die Weibchen, denen sie kurz vorher so glühende Liebeserklärungen machten. In geschlossener, länger als ein Jahr währender Ehe leben wahrscheinlich nur einige Wiederkäuer, namentlich mehrere kleine Antilopenarten, und vielleicht auch noch einzelne Wale: alle übrigen sind der Vielweiberei zugethan.

In der Regel genügt eine einmalige Begattung der brünstigen Säugethiere zur Befruchtung aller Keimbläschen oder Eier, welche für ein und dieselbe Geburt zur Entwickelung gelangen, obgleich deren Zahl in sehr erheblichen Grenzen schwanken kann. Mehr als vierundzwanzig Junge wirft kein Säugethier auf einmal; schon ihrer vierzehn oder sechszehn werden selten zugleich geboren. Alle großen Säuger gebären weniger und seltener Junge, als kleinere, bei denen die Frucht schon innerhalb drei Wochen nach der Begattung ausgetragen und das geborene Junge in derselben Frist auch erzogen werden kann. Bei Denen, welche länger als sechs Monate trächtig gehen, kommt regelmäßig nur ein Junges zur Welt.

Die Geburt selbst geht fast immer rasch und leicht vorüber, ohne daß irgend ein mitleidiges anderes Thier dabei behilflich wäre. Ein glaubwürdiger Mann hat mir allerdings erzählt, daß er eine solche Hilfe bei den Hauskatzen beobachtet und gesehen habe, wie eine ältere Katze die Nabelschnur der Kinder einer jüngeren Mutter abbiß; doch steht dieser Fall bis jetzt noch zu vereinzelt da, als daß wir von ihm folgernd etwas allgemein Giltiges sagen könnten. Sogleich nach der Geburt leckt die Mutter ihre Kleinen sorgfältig rein und wärmt sie mit ihrem eigenen Leibe. Einige Nager bauen vorher ein Nest und füttern dieses mit ihren abgerupften Haaren aus, um eine sanfte Wiege für ihre Jungen zu haben; die große Mehrzahl aber wirft dieselben auf die bloße Erde oder doch nur in

eine nicht mit Nest versehene Höhle. Die Nachgeburt wird von vielen Thieren, welche sonst nie Fleisch anrühren, gierig aufgefressen, so z. B. von den Ziegen, Antilopen und Stachelschweinen.

Die neugeborenen Jungen zeigen einen sehr verschiedenen Grad der Entwickelung. Bei den Beutelthieren ähneln sie einem rohen Stück Fleisch; sie werden aber in die diesen Thieren eigenthümliche Hautfalte am Bauche, die sogenannte Tasche, gesteckt und in ihr gleichsam ausgetragen; die meisten Raubthiere sind blind, wenn sie zur Welt kommen und öffnen erst nach einer oder zwei Wochen ihre Augen; diejenigen Säugethiere dagegen, welche später ein sehr bewegtes und ruheloses Leben führen sollen, kommen sehr ausgebildet zur Welt und sind im Stande, ihrer Mutter schon wenige Stunden nach der Geburt zu folgen, bedürfen aber auch am längsten der Milch. Alle höheren Thiere gebären ebenfalls sehende Junge, die jedoch so hilflos sind, daß die Mutter sie wochenlang mit sich herumtragen muß; deshalb sehen wir die Kinder der Affen und Fledermäuse lange Zeit an ihrer Mutter hangen, an welcher sie sich mit allen vier Gliedern fest angeklammert haben.

Jede Säugethiermutter liebt ihre Kinder ganz ungemein und vertheidigt sie mit Aussetzung ihres eigenen Lebens gegen jeden Feind, selbst gegen den Vater. Dieser bekümmert sich, streng genommen, gar nicht um sie, ja, wird ihnen im Gegentheile oft geradezu gefährlich, indem er sie auffrißt, wenn er ihrer habhaft werden kann. Selten nimmt er mittelbar Theil an der Pflege und Erziehung seiner Sprößlinge: er vertheidigt sie nämlich zuweilen, wenn der Gesammtheit eine Gefahr droht, bei welcher er überhaupt eintritt. Um so mehr thut die Mutter. Sie allein ernährt, reinigt, leitet, straft und schützt, kurz erzieht ihre Kinder. Sie bietet ihnen ihre Brüste oder jagt später für sie, leckt und putzt sie, führt sie aus dem Schlupfwinkel oder wieder in denselben zurück, spielt mit ihnen und lehrt sie ihre Nahrung erbeuten, gibt ihnen Unterricht im Laufen, Klettern, Schwimmen rc., hält sie wohl auch durch Strafen zum Gehorsam an und kämpft für sie mit jedem Feinde, der es wagen sollte, sie anzugreifen. Die Liebe macht sie erfinderisch, friedliebend, mild, heiter gegen ihre Nachkommenschaft, oder auch heftig und wüthend, bösartig und zornig nach Außen hin. Sie lebt und sorgt blos für ihre Kinder und scheint, so lange sie diese vollständig in Anspruch nehmen, für nichts Anderes Sinn zu haben. Selbst das ernsthafteste Thier wird als Mutter kindlich und spiellustig, wenn sein Kind Dies wünscht. Ohne Uebertreibung kann man behaupten, daß ihr die Liebe und Zärtlichkeit, der Stolz und die Freude der Mutter an den Augen abzulesen sei: man muß nur einen Hund, eine Katze, ein Pferd, eine Ziege in Gesellschaft ihrer Sprößlinge beobachten; — keine Menschenmutter kann stolzer, als sie, auf ihr Kind sein. Und sie haben auch das vollste Recht dazu; denn alle jungen Säugethiere sind, wenn sie nur erst einigermaßen Herr ihrer Kräfte geworden, allerliebste Geschöpfe, welche ja selbst uns große Freude bereiten.

Man kann bei jeder Säugethiermutter wahrnehmen, daß sie ihr Betragen gegen ihre Jungen mit der Zeit wesentlich verändert. Je mehr das junge Volk heranwächst, um so kälter wird das Verhältniß zwischen Mutter und Kind: die Alte kennt den Grad der Bedürftigkeit des letzteren genau und bestrebt sich, wie jedes Thier überhaupt, seine Nachkommenschaft so rasch als möglich selbständig zu machen. Deshalb entzieht sie derselben nach einer gewissen Säugezeit zunächst die Milch und gewöhnt sie nach und nach, sich ihre Nahrung selbst zu suchen. Sobald dieser Zweck erreicht und das junge Thier selbständig geworden ist, endigt die Zärtlichkeit zwischen ihm und der Mutter, und jeder Theil geht nunmehr seinen eigenen Weg, ohne sich um den andern zu kümmern. Die geistig begabtesten Thiere, wie die Pferde und Hunde, beweisen uns, daß sich Mutter und Kind sehr bald nach ihrer Trennung so von einander entfremden, daß sie sich, wenn sie wieder zusammen kommen, gar nicht mehr kennen, während wir dagegen Beispiele haben, daß das geschwisterliche Verhältniß zweier Jungen lange Zeit sich erhalten kann.

Die zur Erlangung der Selbständigkeit eines Säugethieres nothwendige Zeit ist fast ebenso verschieden, wie seine Größe. Im Allgemeinen ist diese maßgebend, d. h. ein Säugethier entwickelt sich um so langsamer, je größer es ist und umgekehrt: allein wir sehen an uns selbst, daß auch die Höhe der Ausbildung, welche erreicht wird, auf die Zeit der Entwickelung des Leibes von Einfluß sein kann, und ebenso trägt wohl auch die größere oder geringere Schwierigkeit des Nahrungserwerbes, die Beschaffenheit der Nahrung und der höhere oder geringere Wärmegrad eines Heimatkreises Vieles zum schnelleren oder langsameren Wachsthum bei. Unter den Landsäugethieren bedarf der Mensch entschieden die meiste Zeit zu seinem Wachsthume; denn auch der Elefant wird eher groß, als er. Es

kommt schon selten vor, daß eine Mutter ihr Kind jahrelang leitet und pflegt, und wahrscheinlich niemals, daß sie dasselbe länger als Jahresfrist säugt, wie Dies bei dem Menschen oft genug der Fall ist. Das junge Thier ist schon lange vor seinem Erwachsensein von seiner Mutter verlassen worden und hat auch vollständig die Fähigkeit erlangt, für sich zu sorgen.

Gewöhnlich kann das Säugethier als erwachsen angesehen werden, sobald es zeugungsfähig geworden ist. Es hat dann meist die Kennzeichen erhalten, welche dem alten Thiere zukommen, und auch der Unterschied zwischen männlichem und weiblichem Thier macht sich bemerklich. Ersteres zeichnet sich nämlich vor dem letzteren regelmäßig durch die Größe aus, oft auch durch Gehörne, Geweihe, Stoß- und Reißzähne, besondern Haarschmuck, welcher sich als Mähne und Schwanzquaste kundgibt, sowie durch mancherlei andere Eigenthümlichkeiten; doch kommt es nicht selten vor, daß auch das zeugungsfähige Thier mit steigendem Alter in mancher Hinsicht noch zunimmt. Hiervon mag uns der Hirsch als Beispiel gelten, weil er ja bekanntlich mit den Jahren mehr und mehr Sprossen auf sein Geweih setzt. Die Stoßzähne des Elefanten, des Walrosses, die Narwals nehmen ebenso mit dem Alter an Größe bedeutend zu.

Wahrscheinlich erreichen nur die großen Vielhufer und die größten Meersauger ein höheres Alter, als der Mensch. In demselben Grade, in welchem die Entwickelung verlangsamt ist, nimmt das Alter zu, oder umgekehrt ab. Schon mittelgroße Säugethiere können, wenn sie zehn Jahr alt geworden sind, als greise Thiere betrachtet werden, bei andern tritt das Greisenthum vielleicht erst nach zwanzig Jahren ein: allein ein Alter von dreißig Jahren, in welchem der Mensch doch bekanntlich erst zur vollen Blüthe gelangt, ist schon recht selten. Das Greisenthum zeigt sich sowohl in der Abnahme der Kräfte, als auch im Ergrauen des Haares und in der Verkleinerung gewisser Schmuckzeichen: so setzen alte Hirsche geringere Geweihe auf, als vollkräftige. Der Tod erfolgt gewöhnlich nicht durch Krankheiten, denn diese sind unter den freilebenden Säugethieren selten. Seuchen, welche in entsetzlicher Weise unter Thieren unserer Klasse wüthen, kommen zwar auch vor; die Mäuse z. B., welche sich zuweilen ins Unglaubliche vermehren, sterben in Zeit von wenig Wochen in solcher Masse dahin, daß ihre kleinen Leichname verwesend die Luft verpesten. Allein solche Fälle sind doch nicht häufig, und die größeren freilebenden Säugethiere scheinen von Krankheiten sehr wenig zu wissen. Bei ihnen erfolgt der Tod gewöhnlich aus Altersschwäche. Man kann Scheitlin wohl Recht geben, wenn er behauptet, daß die edlen Thiere würdig, die unedlen unwürdig, die „Menschenthiere" menschlich sterben. Elefanten, Hunde, Pferde, Löwen und andere kluge Thiere, kennen den Tod und wissen, was Sterben zu bedeuten hat; sie verscheiden auch ruhig und ohne zu winseln; sie trotzen dem Schmerz, ächzen und seufzen nicht, zucken nur krampfhaft im Tode und sterben still dahin; der Hund, dieses herrliche Bild der Treue, kriecht noch sterbend zu seinem Herrn und leckt ihm liebend die Hand, ihm gleichsam den letzten Abschiedsgruß seiner Treue und seiner Liebe vererbend. Im freien Leben suchen die Thiere sich, wenn der Tod naht, gewöhnlich ein stilles Plätzchen, auf welchem sie ihr Sterbelager halten, und auch manche Hausthiere, welche der Mensch irgend einem seiner Zwecke opfert, thun Dies; so z. B. der Stier auf dem Fecht- und Kampfplatze, wenn er die tödtliche Wunde von dem Schwerte des Espada empfangen hat.

Ich will noch einmal mich auf Scheitlin stützen, indem ich mit ihm sage: „Das Thier hat auch ein Schicksal. Es hängt von seinen Verhältnissen zur Natur und den natürlichen Umgebungen zu dem Menschen, wenn es mit ihm in Verkehr kommt, zum Theil auch von sich selbst ab. Oft muß es des Menschen Schicksal und der Mensch das des Thieres theilen; es geht mit ihm zu Grunde im Feuer und Wasser, in der Schlacht und im Kampfe. Manche Pferde sind Helden, für welche keine Kugel gegossen zu sein scheint, andere wirft die erste feindliche Kugel nieder. Das junge, schöne Füllen wird fast mit Gold aufgewogen, dann frei zugeritten, zu freien, frohen Wettrennen benutzt, bald hierauf mit Stricken an eine Kutsche gespannt, doch immer noch mit Hafer gefüttert, es ist noch der Ruhm seines Kutschers, der Stolz seines Reiters. Dann geht es an einen Lohnkutscher über, rohe Menschen treiben es beinahe zu Tode. Es muß dennoch alltäglich wie ein Sklave ziehen; es hinkt, dennoch muß es laufen. Ist es ein Postpferd geworden, so geht es ihm nicht besser; es wird halb oder ganz blind, seine Weichen und sein Vorderrücken bluten vom Riemenwerk, sein Bauch von Bremsenstichen. Ein armer, roher Bauer hat es für wenige Thaler auf Leben und Tod gekauft, es wird noch einige Jahre lang mit Stroh gefüttert, angeflucht, mit den groben Schuhen in die

Rippen geschlagen und zuletzt, wenn es zehnmal auf der Straße erlegen, todtgestochen, oder es verreckt endlich. Das ist der Fluch mancher Pferde, und diesen Fluch trägt mancher edle Hund, mancher Bär, mancher Büffel, manche andere Thiere. Tagelöhner sind auch sie, und ihr Leben ist ein immerwährender Streit auf Erden. Von den höchsten Stufen der Ehre steigen sie zur tiefsten Schande herab; ihr Dasein geht vom üppigsten Ueberfluß bis zum nagendsten Hunger, von rascher Jugendfülle und Blüthe zur elendesten Krankheit und Altersschwäche herab. Glücklich, daß wenigstens das tiefstehende Thier seinen Lebensfluch nicht erkennt, traurig, daß der Mensch vergessen kann, daß die höheren Thiere sehr wohl zwischen guter und schlechter Behandlung unterscheiden lernen!"

„Andere Thiere aber leben in Glück und Freude von Anfang an bis zu Ende. Manches Hündchen wird wie ein Kind geliebt, gekost, geküßt, zu Tisch geladen, kostbar gespeist, Aerzten übergeben, beweint, begraben; mancher gelehrige und gutmüthige Hund hat ein Schicksal, dessen Glück dasjenige der meisten Menschen übertrifft, so daß er sagen müßte: Das Loos ist mir gefallen auf das Lieblichste, mir ist ein schönes Erdentheil geworden. Er darf mit tanzen, mit denken, mit reisen, mit genießen, kurz, so weit er kann, gerade wie ein Mensch thun; es wird an seinem Grabe noch geschluchzt. Mancher völlig untaugliche, bissige Hund, manches blindgewordene Pferd bekommt bis zu seinem Sterben ein schönes Gnadenbrod, wie es Tausende von Menschen, die es besser verdienten und eher bedürften, nicht bekommen. Auch das Thier hat sein Schicksal."

Schon mit diesen erborgten, schönen Worten habe ich das Verhältniß berührt, in welchem der Mensch mit dem Thiere oder das Thier mit dem Menschen lebt. Dieses Verhältniß ist aber ein viel ausgedehnteres, als hier gesagt wurde. Die Klasse der Säugethiere ist diejenige, welche sich der Mensch bei weitem am meisten zu Nutzen macht; es gibt wirklich nur wenige Säugethiere, aus deren Leib und Leben der Mensch keinen Vortheil ziehen kann. Den Nutzen der Hausthiere hat Lenz so anziehend dargestellt, daß es unrecht von mir wäre, wollte ich meine Worte an die Stelle der seinigen setzen.

„Wie elend und mühevoll wäre das menschliche Leben ohne die Hilfe der Hausthiere! Wollen wir uns eine bequeme Wohnung bauen, gleich arbeiten von allen Seiten her Pferde und Ochsen, die schweren Lasten herbeizuschaffen. Wollen wir uns mit Vorräthen der herrlichsten Früchte versorgen, gleich bearbeiten sie das Erdreich mit Pflug und Egge. Wollen wir auf schnelle und bequeme Weise weithin über Berg und Thal zu einem guten Freunde reisen, gleich stehen vor Freude und Ungeduld stampfende Wagenpferde vor der Thüre, oder ein muthiges Reitpferd ladet uns durch lautes Wiehern zum Aufsitzen ein. — Hören wir bei nächtlicher Weile ein unheimliches Poltern, Rasseln und Nagen in Speisekammer, Küche und Keller, und sehen wir dann mit tiefer Betrübniß, wie unsere Bratwürste, Speckseiten, Kohlrüben und Kartoffeln von Mäusen und Ratten zerfressen sind und wie der Deckel des Honigtopfes gelüftet ist, und müssen wir gar auch noch das Unglück im Kleiderschranke erleben, daß unser neuester Frack von dem benannten Ungeziefer in Stückchen zernagt ist und ihren Säuglingen als Neststoff dient, und bedenken wir, daß unser vom Geiste des Mittelalters besessener Schneider sich unsägliche Mühe gegeben hatte, uns durch die Länge und Breite des sinn- und wirbellosen Frackschwanzes prachtvoll aufzuputzen, und suchen wir dann endlich nach Hilfe in all der Noth: ist da ein lebend Wesen zu finden, das uns zu retten vermag? O freilich! Mit Hut und Stock und mit sechs Silbergroschen gehen wir auf Handel aus, kaufen ein schönes, zahmes, wohlgezogenes Kätzchen, schaffen es nach Haus und hegen und pflegen es mit liebevoller Sorgfalt. Am ersten Tage miauzt es jämmerlich und sucht zu entwischen; am zweiten erkennt es unsern guten Willen an und schließt mit Schmunzeln, Schnurren und Anschmiegen zärtliche Freundschaft; am dritten bringen wir's an den Ort seiner Bestimmung, lassen's los, und sieh, mit Schwung und Sprung, wup, wup, da hat's mit scharfem Zahn die Höllenbrut am Kragen und bricht ihr das Genick. — Wollen wir in's Freie gehen, um ein fettes Häschen oder ein Entchen für die Küche zu erlegen, so weiß der Hühnerhund im Augenblicke, wo wir die Flinte ergreifen, weder Maß noch Ziel seines Entzückens zu finden, macht vor Freuden entsetzliche Sprünge, hüpft hoch an uns empor, beschmiert uns mit seinen Tatzen bis an die Schultern und leckt uns, wenn wir ihm nicht Eins hinter die Ohren geben, Gesicht und Ohren so rein, als wenn sie gewaschen wären; und sind wir nun draußen, so stürzt er sich, um angeschossenes, flüchtiges Wild einzuholen, blindlings durch Dornen und Sumpf, oder springt, die Todesgefahr nicht achtend, in die schäumenden Wogen des Stromes. Wollen wir

einen Wolf, der unsere Herden, oder ein wildes Schwein, das unsere Saaten verwüstet, erlegen, so rufen wir unsere getreuen Doggen zu Hilfe: Wohl kennen sie den zur Jagd auffordernden Ruf; ihre Augen blitzen vor Freude, ihre Stimme gleicht dem Dröhnen des Donners, wüthend stürzen sie auf den gewaltigen Feind, und mag in verzweifeltem Kampfe ihr Blut in Strömen fließen, und mögen links und rechts die Leichen ihrer gefallenen Brüder im Blut und Staube liegen: sie achtens nicht und ruhen nicht, bis auch der Feind sich im Staube wälzt. Und was für einen Lohn verlangen sie für ihre ungeheuere Anstrengung? Nichts, gar nichts, als einen freundlichen Blick von ihrem Herrn. Und wenn wir uns nun, von des Tages Last und Mühe ermattet, am Abend zur Ruhe begeben haben, das müde Auge festgeschlossen, die Seele sich ihrer selbst nicht mehr bewußt ist, der Arm wehrlos uns zur Seite liegt, dann siehts wohl übel um uns aus, weil Spitzbuben Hab und Gut, so viel ihnen gelüstet, in voller Sicherheit davon tragen können? O nein, so schlimm ists nicht, denn auf unserm Hofe wacht ein treuer, starker Hund, der ohne Umstände jedes Diebsgesicht bei der Kehle packt."

Aber nicht blos die wenigen Hausthiere, welche hier aufgeführt wurden, müssen dem Menschen zollen mit Leib und Leben, mit ihren Kräften, Fleisch, Haut, Haar, Horn und Dünger: er hat noch weit mehr sich unterjocht und nutzbar gemacht, selbst solche, welche nicht mit ihm seine Wohnung theilen. Zum Lasttragen, Ziehen und Reiten müssen Esel, Pferd, Elefant, Renthier, Lama, Kamel, Hausochse, Büffel, Ziege und Hund, zum Kriegsdienst Pferd, Kamel, Elefant und Hund, zur Jagd vor allen dieser letztere treue Genosse, aber auch wieder das Pferd und der Elefant, der Jagdleopard, das Ichneumon, das Frettchen, der Fischotter, die Katze und der Igel, ja selbst ein Halbaffe ihm ihre Dienste leihen. Zum Vergnügen dienen ihm Affe und Hund, Pferd und Ziege, Katze, Kaninchen, Eichhörnchen und Meerschweinchen; zum Post- und Hirtendienst muß wieder der Hund sich hergeben. Der Wurzelmaus und dem Hamster raubt der Mensch die gesammelten Vorräthe. Nahrungsmittel und zwar Fleisch liefern ihm: sechs Rinder-, vier Schweine-, drei Schaf-, zwei Ziegen- und alle Hirscharten, der Eisbär, der amerikanische Baribal, die Waschbären, der Vielfraß, die Flußotter, die Robben, sehr viele Beutelthiere, die Agutis, alle Hasen, alle Kaninchen, die Chinchille, die Springmaus, Stachelschweine, Eichhörnchen, Siebenschläfer, Murmelthiere, Kletterratten, Biber, Bisamratte, Kamel, Pako, Vicuña, das Moschusthier, alle Arten Antilope, das Pferd und die wilden Esel, Tapir, Nashorn, Flußpferd, Elefant und endlich fast alle großen Meersäuger. Das Kamel und das Renthier, die Ziegen, Rinder, die Stuten, der Esel geben ihm auch noch Milch, der Dachs, der Vielfraß, die Hiäne, die Ochsen, das Schwein, das Schaf und alle Meersäuger Schmer und Fett, die Biber, der Klippdachs, die Hirsche, das Moschusthier, das Schaf, der Ochse, das Schwein, der Pottwal und der Walfisch Arzneimittel. Der Eisbär, Baribal, der Waschbär, der Dachs, der Vielfraß, die Zibet-Hiäne, der Wolf, die Füchse, Luchse, Katzen, Unze, Panther, Tiger, Löwen, Leopard, alle Marder, Wisel, Fisch- und Seeottern, die Katze, Eichhörnchen, Siebenschläfer, Murmelthiere, Ziselmaus, Hamster, Biber, Bisamratte, Schwimmmaus, Kaninchen, Hasen, Chinchillen und Seehunde zollen Pelz- und Rauchwerk zu seiner Kleidung; die Lamas, Moschusthiere, Hirsche, Schafe, Ziegen, Antilopen, Rinder, Pferde, mehrere Dickhäuter und einige Robben Leder; die Schafe, Ziegen, Bisamratten, Hasen, Lamas und die Kamele Wolle zu Gespinnsten und Geweben; und andere endlich liefern noch Horn, Elfenbein, Zähne, Fischbein, Düngstoffe u. dergl. mehr. Einen solchen Nutzen kann keine übrige Klasse des Thierreichs für uns haben, und deshalb eben sind die Säugethiere bei weitem die wichtigsten aller Thiere für das ganze menschliche Leben; deshalb eben kann man sagen, daß das bequeme Leben der Menschen, wie wir es gewohnt sind, ohne die Säugethiere geradezu unmöglich sein würde. Aber wir sehen auch wiederum aus dem Nutzen, welchen die Säugethiere uns gewähren, aus der treuen Hilfe, welche sie uns leisten, aus der Verbrüderung, welche sie mit uns eingehen, — wie nahe, wie innig verbunden wir, als die höchststehenden Säuger, mit den übrigen sind, denen wir unser Joch auferlegt haben.

Erste Reihe.

Handthiere (Primates).

Zweite Ordnung.

Die Affen (Simiae).

Die erste Ordnung der Säugethiere lehrt uns den Menschen, die zweite — seine Zerrbilder kennen.

Wagler nennt die Affen „verwandelte Menschen“ und wiederholt mit diesen Worten die uralte und noch immer neue Ansicht aller Völker, welche mit diesen fratzenhaften Wesen verkehrt haben und noch verkehren.

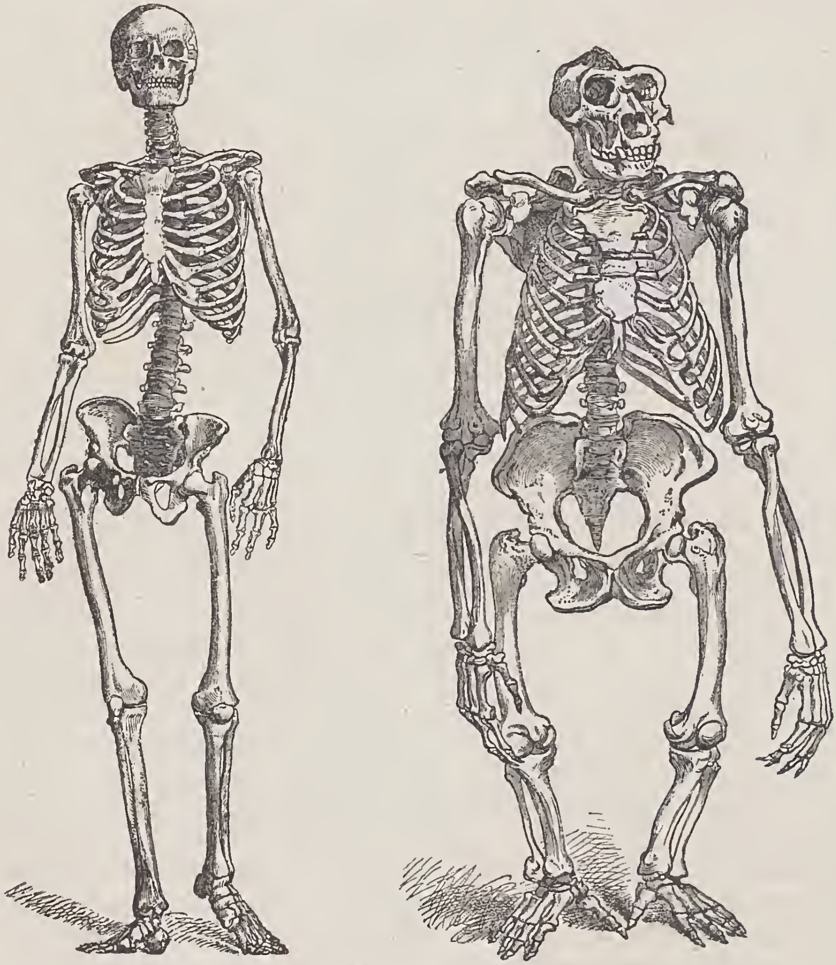
Von den alten Völkern scheinen nur die Inder und Egypter eine gewisse Zuneigung für die Affen gezeigt zu haben. Die alten Inder erbauten ihnen, wie ihre Nachkommen es heute noch thun, tempelartige Häuser, in denen sie schalten und walten durften; die alten Egypter gruben ihre Bildnisse in den unvergänglichen Porfir ein und schufen nach ihnen die Abbilder ihrer Götter. Bei den übrigen Völkern war es anders. Salomo ließ sich Affen aus Ophir kommen, wahrscheinlich nur zu seiner Belustigung; die Römer hielten sie sich zu ihrem Vergnügen und studirten, ihren Leib zergliedernd, an ihnen den innern Bau des Menschen; sie freuten sich der drolligen Nachahmungssucht der Thiere, ließen sie wohl auch mit Raubthieren kämpfen, befreundeten sich aber nie recht mit ihnen und verkannten auch niemals das „Thier“ in ihnen. Anders war und ist es bei den Arabern. Diese sahen oder sehen in den Affen geradezu Verworfene, von Allah Verdammte, welche aus verabscheuungswürdigen Menschen zu Thieren verwandelt wurden und jetzt das Bild des Teufels und des Adamssohnes in wunderlicher Vereinigung zur Schau tragen.

Wir denken nicht viel anders. Die Affen sind uns nur Zerrbilder des Menschen und belustigen uns, so lange sie sich von ihrer guten Seite zeigen: so bald sie aber ihre schlechten Eigenschaften kund geben, schleudern auch wir noch das Urtheil der Verdammniß auf sie.

Es ist beachtenswerth, daß wir blos diejenigen Affen wirklich gern haben, wirklich anmuthig finden, welche die wenigste Aehnlichkeit mit den Menschen zeigen, während uns alle diejenigen Arten, bei denen diese Aehnlichkeit schärfer hervortritt, geradezu abscheulich erscheinen. Unser Widerwille gegen die Affen begründet sich ebensowohl auf deren leibliche, wie geistige Begabungen. Sie ähneln dem Menschen hinsichtlich ihres Leibes nur oberflächlich, geistig aber blos im schlechten Sinne und nicht im guten. In der Gestalt des Menschen zeigt sich das vollendete Ebenmaß und die schönste

Einhelligkeit: in der Affengestalt giebt sich meist nur widerliche Fratzenhaftigkeit kund. Ein einziger Blick auf das Knochengerüst des Menschen und das des Affen zeigt den schon in der ganzen Anlage begründeten Unterschied; noch greller aber tritt die Unähnlichkeit beider so nah verwandter Säuger hervor, wenn wir vergleichend das vollendete Bild des Menschen und das eines Orang-Utang betrachten.

Kaum eine einzige andere Säugethierordnung zeigt eine solche Mißbildung, wie die Affen; Nichts ist hier regelrecht, Nichts ebenmäßig; überall bemerkt man nur Verzerrung und Unregelmäßig-



Geripp des Menschen und des Gorilla.

keit. „Jeder Körpertheil," sagt Giebel, „kennzeichnet die Affengestalt. Sie verräth bisweilen einige Aehnlichkeit mit andern Thieren, z. B. in den Pavianen mit den Hunden: aber es verhält sich dabei nicht anders, als mit der vielbewunderten Menschenähnlichkeit des Orangaffen. Es ist eben nur eine ganz allgemeine und oberflächliche, welche bei näherer Vergleichung mehr und mehr verschwindet. Bei der Unregelmäßigkeit, welche den ganzen Körperbau beherrscht, dürfen wir selbstverständlich keine Uebereinstimmung in der äußern Erscheinung der Affengestalten erwarten. Schon die Körpergröße spielt in ziemlich weiten Grenzen: die Orangaffen erreichen Mannesgröße, die Seidenaffen und

andere nur die des Eichhörnchen. Die Paviane sind kräftig, untersetzt; ihre Körperformen sind stark und fleischig, und ihr Bauch ist stark eingezogen: bei den Orangaffen dagegen ist der Leib stark aufgetrieben und besitzt lange, dünne Gliedmaßen; bei den Klammeraffen sind Leib und Gliedmaßen gleich dünn und mager, bei einzelnen Halbaffen sogar klapperdürr. Die einen tragen ein dünnes, spärliches Haarkleid, welches die Umrisse des Körpers deutlich durchschimmern läßt; andere hüllen sich in einen kurzen, dichten, enganliegenden Pelz; noch andere bekleiden sich mit einem langen, lockern, der am Kopfe, Rumpfe oder Schwanze sogar buschige Mähnen, Quasten oder einen struppigen Bart bildet. Die Farben sind im Allgemeinen zwar düster, grau, braun, schwarz, eintönig oder gemischt, jedoch fehlt es auch nicht an bunten Zeichnungen, hervorstechenden Tönen und darunter an solchen, welche wir sonst nirgends unter den Säugethieren finden. So mischt sich meergrüne Farbe mit grauer, Weiß sticht am Kopfe scharf gegen die allgemeine schwarze Färbung ab; ja, selbst Grün, Himmelblau, Blut- und Purpurroth kommen vor, wenn auch nur an nackten, haarlosen Stellen. Die Ohren ragen frei hervor oder verstecken sich ganz im Pelze; das Gesicht ist hundsartig verlängert oder kurz und glatt; die Hände sind fünfzehig; der Schwanz fehlt oder ist mehr als körperlang."

Die Affen haben also Nichts, was ihnen einen Anspruch auf Schönheit geben könnte, und selbst ihre Vorzüge vor andern Thieren sind nur scheinbar. So könnte man vielleicht glauben, daß sie in ihren vier Händen größere Begabungen erhalten hätten, als der Mensch, welcher nur zwei Hände besitzt: allein dem ist nicht so. Die Hand ist allerdings schon von den alten Weltweisen als dasjenige Werkzeug anerkannt worden, welches den Menschen leiblich zum Menschen macht: allein die Affenhand ist eben auch nur eine ungelungene Nachbildung der vollendeten Menschenhand. Und „nicht die Zahl gleichförmiger Werkzeuge," sagt Oken, „sondern die Zahl der ungleichförmigen, nicht die Vielheit, sondern die Manchfaltigkeit ist die Vollkommenheit. Der Affe kann mit seinen vier Händen nur Einerlei thun: nämlich sich halten und klettern; er kann daher die vordern Hände nicht einmal als Hände gebrauchen, weil er sie nicht frei bekommt, weil die hintern nicht im Stande sind, allein den Leib zu tragen, wie beim Menschen." Somit hat er auch in seinen vier Händen Nichts voraus, so erscheint auch dieses edle Werkzeug bei ihm nur verbildet, nur verzerrt.

Die Uebereinstimmung des inneren Leibesbaues der Affen ist größer, als man, von ihrer äußeren Erscheinung folgernd, vermuthen möchte. Das Geripp enthält 12 bis 16 Brustwirbel, 4 bis 9 Lendenwirbel, 2 bis 5 Kreuzbein- und 3 bis 33 Schwanzwirbel; das Schlüsselbein ist stark; die Unterarmknochen sind getrennt und sehr beweglich; die Handwurzelknochen sind gestreckt, die der Finger aber theilweise verkümmert, während an den Hinterfüßen gerade der entgegensetzbare Daumen auffällt. Der Schädel ist sehr verschieden gestaltet, je nachdem der Schnauzentheil hervor- oder zurücktritt und der Hirnkasten sich erweitert; die Augen liegen immer vorn, in stark umrandeten Knochenhöhlen, und die Jochbögen stehen nicht bedeutend vom Schädel ab. Das Gebiß enthält alle Zahnarten und zwar in ununterbrochenen Reihen, d. h. ohne Lücken zwischen den verschiedenen Zähnen: — vier Schneidezähne, zwei oft außerordentlich und wie bei Raubthieren entwickelte Eckzähne, zwei oder drei Lück- und drei Mahlzähne in jedem Kiefer, pflegen es zu bilden. — Unter den Muskeln verdienen die, welche die Vorderhände bewegen, unsere Beachtung, weil sie im Vergleich zu denen der Menschenhand außerordentlich vereinfacht, ja verkümmert sind. Hierdurch eben wird der Affenhand jene tausendfältige Beweglichkeit unmöglich, welche unsere Hand auszeichnet. „Die Vergleichung beider Hände allein," sagt Giebel, „erweist die behauptete Abstammung des Menschen von den Affen als durchaus unmöglich und bekundet deren Unbildungsfähigkeit, zu so mancherlei häuslichen Handgeschäften sie sich auch abrichten lassen." Die Hinterhände der Affen sind der Menschenhand ähnlicher, als die Vorderhände, verlieren aber als Körperstützen ihre Freiheit und damit ihre Brauchbarkeit. Wie die Hand, unterscheidet sich auch der Kehlkopf vielfach von dem des Menschen; er befähigt das Thier nicht zu einer Sprache im menschlichen Sinne; die sackartigen Erweiterungen der Luftröhre begünstigen dagegen gellende, heulende Laute, welche unserem Ohre geradezu entsetzlich vorkommen.

Der Affenleib zeigt also äußerlich und innerlich so viele Eigenthümlichkeiten, daß die Unähnlichkeit zwischen Affe und Mensch größer erscheinen muß, als die Aehnlichkeit. Der hagere, behaarte Leib ohne Gesäß, die langen Arme, die dünnen Beine ohne Waden, die Gesäßschwielen bei einem großen Theile der Arten, der vielen zukommende lange Schwanz und vor allem der thierische Kopf mit dem rückliegenden und kleinen Schädel und den eingezogenen, dünnen Lippen müssen auch den oberflächlichsten Beobachter das Thier im Gegensatze zum Menschen erkennen lassen. Ein einziger Blick auf den vollendeten Menschen, auf Denjenigen, welchen der Künstler vor sich sah, als er das Götterbild seines Apollo schuf: — ein einziger Blick auf ihn genügt, um die unübersteigliche Schranke festzustellen, welche Mensch und Thier auf ewig scheidet.

In dem Affen zeigt sich das Thier aber in noch abschreckenderer Weise, wenn man seine geistigen Fähigkeiten einer Prüfung unterzieht. Man braucht nur das Affengesicht zu studiren, um zu wissen, weß Geistes Kind man vor sich hat. Niemals hat dieses Gesicht einen edlen, gutmüthigen, treuherzigen Ausdruck. Es kann wohl sanft erscheinen, dann aber fehlt auch das Kluge, Geweckte: der sanfte Affe ist ein schläfriger, trauriger Gesell und nur leiblich noch ein Affe. Bei dem wirklichen, echten Affen schaut das geistige Wesen immer grell aus dem Gesicht heraus. Dies wird am auffallendsten, wenn man vergleicht. Der bei voller Geistesruhe gemüthlich, menschenartig aussehende Orang-Utang wird ganz Thier, sobald sich eine Leidenschaft in seiner Seele regt. Auch der für den Affen Eingenommene vermißt dann augenblicklich die hohe, unbehaarte Menschenstirn und das zurücktretende Menschenkinn, vermißt selbst die Zornesgluth im Menschenauge: denn die gefaltete, haarige Stirn, die fletschende Schnauze mit den Raubthierzähnen und der flachen Nase und die funkelnden Augen des zornigen Affen lassen sofort jeden Gedanken an Menschenähnlichkeit verschwinden. Aber der Orangaffe ist noch nicht das vollendete Thier im schlechten Sinne: dieses ist der Pavian oder Hundskopf. Er ähnelt entfernt unserem edlen, treuen Hausfreunde, dem menschlichsten aller Thiere — soweit es das geistige Wesen anlangt — unserem Hunde: aber er ähnelt ihm, wie bemerkt, nicht mehr, als der Orangaffe dem Menschen ähnelt, und im Zorn ist von dieser Aehnlichkeit keine Spur mehr zu bemerken. Das gerade bei den Pavianen und noch mehr bei den Mandrilen in der auffallendsten und widerwärtigsten Weise gefärbte, dickwulstige und tiefgefurchte Gesicht mit den tückischen, falschen Augen erscheint dann so viehisch, so scheußlich abschreckend, daß uns das liebe Hundegesicht dagegen wie das eines treuen Herzensfreundes anspricht.

Die Beweglichkeit des Affengesichtes ist unglaublich groß. In einem Nu durchlaufen es alle nur denkbaren Ausdrücke; Freundlichkeit und Wuth, Ehrlichkeit und Tücke, Lüsternheit, Genußsucht, Geilheit und hundert andere Eigenschaften und Leidenschaften geben sich rasch nach und durch einander auf diesem treuen Spiegel des Innern kund. Und noch will es scheinen, als könne das Gesicht den Kreuz- und Quersprüngen des Affengeistes kaum folgen.

Unter den verschiedenen Arten der Ordnung zeigt sich hierin eine merkwürdige Steigerung. Je klüger, listiger, schlauer, tückischer, geiler, unverschämter und wilder der Affe ist, um so beweglicher, zugleich aber verzerrter, mißgebildeter und häßlicher ist sein Gesicht. Unschuldig, kindlich sehen blos die geistesärmeren, stilleren Affen aus, und doch ist der Wechsel in ihrem Gesichtsausdruck noch immer ein erstaunlich rascher und umfassender. Mit zunehmendem Verstand mehren sich nur die schlechten Eigenschaften, nicht auch die guten.

Oken beschreibt den Affen im Vergleich zu dem Menschen in seiner kurzen Weise mit folgenden Worten:

„Die Affen sind dem Menschen ähnlich in allen Unsitten und Unarten. Sie sind boshaft, falsch, tückisch, diebisch und unanständig; sie lernen eine Menge Possen, sind aber ungehorsam und verderben oft den Spaß mitten im Spiel, indem sie dazwischen einen Streich machen, wie ein tölpelhafter Hanswurst. Es giebt keine einzige Tugend, welche man einem Affen zuschreiben könnte, und noch viel weniger irgend einen Nutzen, den sie für den Menschen hätten. Wacheftehen, Aufwarten, verschiedene Dinge holen, thun sie blos so lange, bis sie die Narrheit anwandelt. Sie sind nur die schlechte Seite des Menschen, sowohl in leiblicher wie sittlicher Hinsicht."

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Schilderung fast durchgängig richtig ist. Wir wollen jedoch auch gegen die Affen gerecht sein und dürfen deshalb wirklich gute Seiten derselben nicht vergessen. Ueber ihre geistigen Eigenschaften in Einem abzuurtheilen, ist nicht gerade leicht, weil die ganze Sippschaft zu viele sich widersprechende Eigenthümlichkeiten zeigt. Man muß freilich anerkennen, daß die Affen boshaft, listig, tückisch, zornig oder wüthend, rachsüchtig, sinnlich in jeder Hinsicht, zänkisch, herrsch- und raufsüchtig, reizbar und grämlich, kurz leidenschaftlich sind, darf aber auch die Klugheit und Munterkeit, die Sanftheit und Milde, die Freundlichkeit und Zutraulichkeit gegen den Menschen, ihre Unterhaltungsgaben, ihre erheiternde Ernsthaftigkeit, ihre Geselligkeit, ihren Muth und ihr Einstehen für das Wohl der Gesammtheit, ihr kräftiges Vertheidigen der Gesellschaft, welcher sie angehören, selbst gegen die ihnen überlegenen Feinde, und ihre oft sehr unschuldige Lust an Spielereien und Neckereien nicht vergessen. Und in einem Punkte sind sie alle groß: in ihrer Liebe gegen ihre Kinder, in dem Mitleiden gegen Schwache und Unmündige nicht allein ihrer Art und Familie, sondern selbst anderer Ordnungen, ja sogar anderer Klassen des Thierreichs. Der Affe ist in seiner sinnlichen Liebe ein Scheusal; er kann aber in seiner sittlichen Liebe manchem Menschen ein Vorbild sein! Eine Tugend hat der Affe also doch: — aber leider übertreibt er diese einzige gute Eigenschaft oft in solchem Grade, daß er selbst sie lächerlich erscheinen läßt.

Wie soll man nun diese in jeder Beziehung so widersprechende, so verschiedene Gesellschaft hinsichtlich ihrer geistigen Eigenthümlichkeiten beschreiben? Ich glaube am besten und kürzesten mit den Worten der Araber: als ein Mittelding zwischen Mensch und Teufel! Freilich sagen die Araber auch, daß sie Söhne, Enkel, Urenkel und Nachkommen des Ungerechten seien und wiederum nur Ungerechte zeugen würden, daß ihnen Nichts heilig, Nichts achtbar, Nichts zu gut und Nichts zu schlecht sei, daß sie keine Freundschaft hielten mit andern Geschöpfen des Herrn und verflucht wären seit dem Tage, an welchem sie durch das Strafgericht des Gerechten aus Menschen zu Affen verwandelt worden seien: — wir aber gedenken der heiteren Stunden, welche sie uns schon in der Kindheit bereiteten, und des Vergnügens, welches wir noch heute empfinden, wenn wir im Thiergarten vor dem Affenhause stehen, wir urtheilen und richten über sie mit möglichster Gerechtigkeit und Milde.

Die geistige Ausbildung, welche die Affen überhaupt erreichen können, erhebt sie keineswegs so hoch über die übrigen Säugethiere mit Ausschluß des Menschen, als man gewöhnlich angenommen hat. Namentlich ältere Schriftsteller sind der Bewunderung voll über die geistigen Leistungen der Affen. Sie haben sich bestechen lassen durch die Fertigkeiten, welche, da nur die Affen außer den Menschen sich dieselben aneignen können, geistigen Ursprungs zu sein scheinen. In Wahrheit aber leistet der Affe geistig nicht mehr, ja sogar viel weniger, als andere gescheite Säugethiere, z. B. der Elefant oder der Hund. Die Hand, welche er besitzt, gewährt ihm vor den genannten Thieren so große Vorzüge, daß seine Leistungen bei weitem größer erscheinen, als sie sind. Der Affe ist gelehrig, und der Nachahmungstrieb, welchen viele seines Geschlechts besitzen, erleichtert es ihm, irgend eine Kunst oder Fertigkeit zu erlernen. Deshalb eignet er sich nach kurzer Uebung die verschiedenartigsten Kunststücke an, welche einem Hunde z. B. nur mit großer Mühe gelingen. Allein man darf nie verkennen, daß die Affen das ihnen Gelehrte immer nur mit einem gewissen Widerstreben ausführen, niemals aber mit der Freude und dem Bewußtsein, mit welcher die früher genannten Thiere für uns arbeiten. Es hält nicht schwer, einen Affen daran zu gewöhnen, mit Messer und Gabel zu essen, aus Gläsern zu trinken, Kleider anzuziehen, ihn zum Drehen des Bratspießes oder zum Wasserholen u. s. w. abzurichten; allein er wird Solches nie mit derselben Sorgfalt, ich möchte sagen, Gewissenhaftigkeit thun, wie ein wohlerzogener Hund: er beweist dabei auch nicht halb soviel Verstand, wie dieser. Dennoch kann man die großen geistigen Gaben, welche die Affen durchschnittlich besitzen, nicht leugnen. Ein gewisser Grad von Ueberlegung ist ihnen nicht abzusprechen. Sie besitzen ein ganz vortreffliches Gedächtniß und wissen ihre Erfahrungen sehr verständig zu benutzen. Sie verstehen es, mit wirklicher Schlauheit und List ihre Vortheile immer wahrzunehmen; sie bekunden ein gewisses Geschick in der Ver-

stellung und lassen es sich oft gar nicht merken, daß sie irgend welche heillose Absicht in ihrem Gehirn ausbrüten; sie wissen sich Gefahren gewandt zu entziehen und finden trefflich die Mittel auf, sich gegen sie zu wahren oder zu vertheidigen. Doch alles Dieses bemerken wir auch beim Elefanten und Hunde, und zwar in noch größerer Ausdehnung. Auch Gemüth ist den Affen nicht abzusprechen. Sie sind der Liebe und Zuneigung fähig; sie besitzen Dankbarkeit und äußern ihr Wohlwollen gegen Diejenigen, welche ihnen Gutes thaten. Allein ihre Liebe ist ebenso leicht verscherzt, wie gewonnen. Nur bei einem einzigen Affen, welchen ich lange Zeit besaß, habe ich bemerkt, daß er unter allen Verhältnissen mir seine unverbrüchliche Zuneigung bewahrte. Sein Herz hatte blos für eine Liebe Raum, diese hatte ich gewonnen, und Niemand anders konnte sie erringen. Er biß Den, mit welchem er eben erst Freundschaft geschlossen hatte, sobald ich mich ihm und seinem neuen Freunde nahte.

Es ist beachtenswerth, daß alle Affen, trotz ihres Verstandes, oft auf die albernste Weise überlistet und getäuscht werden. Ihre Leidenschaften tragen häufig einen vollständigen Sieg über ihren Verstand davon. Sind jene rege geworden, so achten sie auch die plumpste Falle nicht mehr und vergessen ihre Sicherheit gänzlich über der Absicht, ihrer Gier zu fröhnen. Hierin unterscheidet sich z. B. der Fuchs außerordentlich weit und sehr zu seinem Vortheil von ihnen. Den Fuchs kann blos der ärgste Hunger in die Falle treiben, und auch dann muß diese noch mit größter List gelegt worden sein. Man hat oft beobachtet, daß er sich aus einer Falle selbst durch Abbeißen des gefangenen Gliedes befreit: einem Affen würde Solches nie einfallen. Die Malaien höhlen harte Kürbisse durch eine kleine Oeffnung aus und füllen sie dann mit Stücken von Nahrung, namentlich mit Zucker oder mit Früchten, welche die Affen sehr gern fressen. Diese zwängen nun, um zu ihrer Lieblingsspeise zu gelangen, ihre Hände durch die enge Oeffnung und erfassen eines der Stücke mit solcher Gier, daß sie sich lieber von dem Menschen fangen lassen, als daß sie das einmal Erfaßte wieder losließen. In solcher Weise beherrschen die Leidenschaften auch die klügsten Affen, und deshalb eben sind wir berechtigt, ihren Verstand nur einen untergeordneten zu nennen. Mit dem wahren Menschenverstande hat der des Affen gar keine Aehnlichkeit; und es macht sich bei der Vergleichung der beiden Wesen auch sofort noch ein höchst wichtiger Unterschied bemerklich. Der Mensch nimmt mit den Jahren an Verstand und Weisheit zu: der Affe ist nur in der Jugend gelehrig, und mit den zunehmenden Jahren tritt das Vieh in ihm immermehr hervor, und die Leidenschaft unterjocht dann den Verstand vollständig. Die Erziehung vermag viel beim Affen zu leisten; sie schärft seine geistigen Fähigkeiten außerordentlich: allein ein wirklich befriedigendes Ergebniß erreicht sie nie, und deshalb eben kann der Affe nimmermehr Gesellschafter des Menschen werden.

Im freien Naturleben zeigen alle Affen übrigens keineswegs mehr geistige Fähigkeiten, als andere hochstehende Thiere. Ihr Verstand scheint sich erst zu entwickeln, wenn sie in Gesellschaft des Menschen gekommen sind.

Die Affen waren in früheren Schöpfungsabschnitten über einen viel größeren Theil der Erde verbreitet, als gegenwärtig. Sie lebten im südlichen Europa, in Frankreich und England. Freilich waren es nicht dieselben Arten, welche gegenwärtig noch leben, sondern anders gestaltete, die das rauhe Klima wohl vertragen konnten. Gegenwärtig ist ihr Vaterland auf die warmen Theile der Erde beschränkt. Gleichmäßige Wärme ist für sie Lebensbedingung. Blos einige Paviane gehen ziemlich weit in die Hochgebirge hinauf und ertragen dort größere Kältegrade, als man vermuthen möchte. Fast alle übrigen Affen sind höchst empfindlich gegen die Kälte und brechen in Klagen aus, sobald sie ihnen fühlbar wird. Mangel an Wärme ist auch einer der Hauptgründe, daß sie bei uns nur kurze Zeit ausdauern. — Jeder Erdtheil hat seine eigenen Arten: Asien und Afrika besitzen einige zusammen, wie sich aus der Lage dieser beiden Erdtheile zu einander auch leicht erklärt. In Europa kommt nur eine Art vor, und zwar in einem einzigen Trupp, welcher an den Felsenwänden Gibraltars unter dem Schutze der Besatzung dieser Festung lebt. Es ist aber höchst wahrscheinlich, daß die Stammväter dieser Herde erst von dem nahen Afrika eingeführt wurden. Gibraltar ist übrigens nicht der nördlichste Ort, welcher Affen besitzt; denn der japanesische Affe geht noch weiter

nach Norden hinauf, etwa bis zum 37° nördl. Br. Nach Süden zu reichen die Affen ungefähr bis zum 35° südl. Br., doch nur in der alten Welt, während sich der Verbreitungskreis der Neuweltsaffen blos vom 28° nördl. Br. bis zum 29° südl. Br. erstreckt.

Der Verbreitungskreis einer Art ist ziemlich beschränkt, obwohl es vorkommt, daß in entfernten Ländern eines und desselben Erdtheils gewisse, sich sehr ähnliche Arten einander vertreten.

Die große Mehrzahl der Affen gehört dem Walde an, und nur ein kleiner Theil lebt in felsigen Gebirgen. Ihre Leibesausrüstung weist sie auf das Klettern an, und deshalb eben sind Bäume ihr Lieblingsaufenthalt. Alle echten Felsenaffen sind sehr ungeschickt auf Bäumen und besteigen diese daher auch blos im Nothfalle.

Die Affen gehören unstreitig zu den lebendigsten, beweglichsten Säugethieren. So lange sie auf Nahrungserwerb ausgehen, sind sie nicht einen Augenblick lang ruhig. Schon die Manchfaltigkeit ihrer Nahrung bedingt Dies. Ihnen ist alles Genießbare recht. Früchte, Zwiebeln, Knollen, Wurzeln, Sämereien, Nüsse, Knospen, Blätter und saftige Pflanzenstengel bilden die Hauptmasse ihrer Mahlzeiten; ein Kerbthier aber wird auch nicht verschmäht, und Eier, junge Vögelchen &c. sind Leckerbissen. Da giebt es nun immer Etwas zu begucken, zu erhaschen oder abzupflücken, zu beriechen und zu kosten, um es entweder zu genießen oder auch wegzuwerfen. Solche Untersuchungen erfordern aber viel Bewegung, und deshalb ist auch die ganze Bande nie ruhig. Die Sorge um das liebe Futter ist groß: sogar der gewaltige Elefant bekommt seine Prügel, wenn er so unverschämt ist, an der Affentafel — und das ist der ganze, große Wald — schmausen zu wollen. Von Eigenthum haben die Schelme nur sehr mangelhafte Begriffe: „Wir säen, aber die Affen ernten," sagen die Araber Ost-Sudahns. Felder und Gärten werden von allen Affen als höchst erquickliche Orte angesehen und gebrandschatzt, daß es eine wahre Lust oder ein wahrer Jammer ist. Jeder einzelne Affe verwüstet, wenn er Dies thun kann, zehnmal mehr, als er frißt, und ist deshalb nur dem frommen, oder besser, abergläubischen Hindu erträglich, jedem andern Menschen aber tief verhaßt. Gegen solche Spitzbuben hilft weder Schloß noch Riegel, weder Hag noch Mauer; sie öffnen die Schlösser und steigen über Mauern hinweg, und was nicht gefressen werden kann, wird wenigstens mitgenommen, Gold und Edelsteine auch. Man muß eine Affenherde selbst gesehen haben, wenn sie auf Raub auszieht, um begreifen zu können, daß ein Landwirth sich halb todt über sie ärgern kann. Für den Unbetheiligten ist die Beobachtung der sich während des Raubzugs in ihrer ganzen Regsamkeit zeigenden Geschöpfe freilich ein höchst unterhaltendes Schauspiel. Alle Künste gelten! Es wird gelaufen, gesprungen, geklettert, gegaukelt, im Nothfall auch geschwommen. Die Künsteleien auf dem Gezweig übersteigen allen Glauben. Nur die Orangaffen und Paviane sind schwerfällig, die übrigen sind vollendete Gaukler; sie scheinen fliegen zu können. Sätze von zwanzig, ja dreißig Fuß Sprungweite sind ihnen Spaß; von dem Wipfel eines Baumes springen sie dreißig Fuß hernieder auf das Ende eines Astes, beugen denselben durch den Stoß tief herab und geben sich, während der Ast zurückschnellt, noch einen mächtigen Schwung; der Schwanz oder die Hinterbeine werden als Steuer lang ausgestreckt, und wie ein Pfeil durchfliegt das Thier die Luft. Sofort nach glücklicher Ankunft geht es weiter, durch die fürchterlichsten Dornen hindurch, als wandelte man auf getäfeltem Fußboden. Eine Schlingpflanze ist eine höchst bequeme Treppe für die Affen, ein Baumstamm ein gebahnter Weg. Sie klettern vor- und rückwärts, kopfoberst und kopfunterst, oben auf einem Aste hin oder unten an ihm weg; wenn man sie in einen Baumwipfel wirft, erfassen sie mit einer Hand ein Zweiglein und hängen an ihm geduldig, bis der Ast zur Ruhe kommt, dann steigen sie an ihm empor und so unbefangen weiter, als hätten sie sich stets auf ebenem Boden befunden. Bricht der Zweig, so fassen sie im Fallen einen zweiten, hält dieser auch nicht, so thut's doch ein dritter, und im Nothfalle macht ein Sturz eben auch Nichts aus. Was sie mit der Vorderhand nicht ergreifen können, fassen sie mit der Hinterhand, oder die neuweltlichen Arten mit dem Schwanze. Dieser muß gründlich herhalten. Er wird von allen als Steuer angewandt, wenn weite Sprünge gemacht werden sollen, dient aber auch sonst noch zu allem Möglichen, sei es auch nur als eine Leiter für den nächsten.

Bei den Neuweltsaffen wird er zur fünften — nein, zur ersten Hand. An ihm hängt sich der ganze Affe auf und wiegt und schaukelt sich nach Belieben; mit ihm holt er sich Nahrung aus Spalten und Ritzen; ihn benutzt er als Treppe für sich selbst; er dient anstatt der Hängematte, wenn sein Eigner Mittagsruhe halten will.

Alle Affen sind unglaublich starkgliederig und heben Lasten, welche verhältnißmäßig für unsere schwachen Arme zu schwer sein würden; ein Pavian, den ich besaß, hängte sich viele Minuten lang an einem Arme auf und hob seinen dicken Leib daran in die Höhe, so hoch es der Arm zuließ.

Die Leichtigkeit und Zierlichkeit ihrer Bewegungen zeigt sich übrigens nur beim Klettern. Ihr Gang ist immer mehr oder weniger plump und schwerfällig. Die leichten Meerkatzen und die behenden Krallenaffen gehen noch am besten, manche Arten sogar recht leicht; schon die Paviane aber humpeln in sehr spaßhafter Weise dahin und bewegen ihren dicken Hintern dabei so ausdrucksvoll, daß es aussieht, als wollten sie einen deutschen Bauerntanz aufführen. Der Gang der eigentlichen Baumaffen ist kaum noch Gang zu nennen. Während die vorher Erwähnten mit der ganzen Sohle auftreten, stützen diese sich auf die eingeschlagenen Knöchel der Finger ihrer Vorderhände und schlenkern den Leib schwerfällig vorwärts, so daß die hinteren Hände zwischen die vorderen zu stehen kommen. Dabei werden diese seitlich aufgesetzt und die Thiere stützen sich also auf die eingeschlagene Faust der Vorderhände und auf die Außenseite der hinteren. Unter Umständen gehen viele Affen auch wohl ein kleines Stück weit auf den Hinterbeinen allein; ein eigentlich aufrechter Gang ist das aber nicht zu nennen. Wenn sie mit den Vorderarmen das Gleichgewicht nicht mehr herstellen können, fallen sie nieder, und wirklich aufrecht, wie der Mensch, können sie überhaupt nicht gehen. Bei ernsterem Laufe, etwa wenn eine Balgerei bevorsteht, oder wenn sie verfolgt werden, gehen sie stets auf allen Vieren.

Einige Sippen der Ordnung schwimmen vortrefflich, andere gehen unter wie Blei, sobald sie ins Wasser fallen. Zu ersteren gehören die Meerkatzen, von denen ich einige mit der größten Schnelligkeit und Sicherheit über den blauen Nil schwimmen sah, zu den letzteren die Paviane und vielleicht auch die Brüllaffen; von jenen ertrank uns einer, als wir ihn baden wollten. Die Schwimmunkundigen scheuen deshalb auch das Wasser in hohem Grade: — man hat eine fast verhungerte Familie von Brüllaffen auf einem Baume gefunden, dessen Fuß durch Ueberschwemmung unter Wasser gesetzt worden war, ohne daß die Affen es gewagt hätten, nach anderen, kaum sechzig Schritt entfernten Bäumen sich zu retten. Ulloa, ein Naturforscher, welcher über brasilianische Thiere schrieb, hat daher für die armen, schwimmunkundigen Thiere eine recht hübsche Brücke erfunden, welche gewiß sehr gute Dienste leisten würde, wenn — die Affen sie benutzen wollten. Jener Gelehrte erzählt nemlich, daß je ein Brüllaffe mit seinen Händen den Schwanz eines andern packe und daß in dieser Weise die ganze Gesellschaft eine lange Kette aus lauter Affengliedern bilde, welche vermittelst des Schwanzes des Endgliedaffen am Wipfel eines Uferbaumes befestigt und dann durch vereinigte Kraft aller Glieder in Schwingungen gesetzt werde, bis das Vorderglied den Zweig eines Baumes des jenseitigen Ufers erfassen und sich dort festhalten könne. Auf der solchergestalt hergerichteten Brücke sollen nun zuerst die Jungen und Schwächeren auf das andere Ufer übersetzen, dann aber der Vorderaffe die ganze Kette, deren Endglied seine Klammer löst, zu sich hinüberziehen. Der Prinz von Wied, ein sehr gewissenhafter Beobachter, nennt diese Erzählung bei ihrem rechten Namen: „eine spaßhafte Fabel“; es ist aber um so merkwürdiger, daß noch in unserer Zeit einige Naturforscher an ihr mit voller Glaubensinnigkeit festhalten.

Das gesellige Leben unserer Thiere ist ein für den Beobachter sehr anziehendes. Wenige Arten leben einsiedlerisch; die meisten Affen schlagen sich in Banden zusammen. Von diesen erwählt sich jede einzelne ihren festen Wohnsitz, welcher größeren oder geringeren Umfang haben kann. Die Wahl fällt regelmäßig auf Gegenden, welche in jeder Hinsicht günstig scheinen. Etwas zu knacken und zu beißen muß es geben, sonst wandert die Bande aus. Waldungen in der Nähe menschlicher Ansiedelungen sind Paradiese; der verbotene Baum in ihnen kümmert die Affen nicht, wenn nur die Aepfel auf ihm

gut sind. Mais- und Zuckerrohrfelder, Obst-, Melonen-, Bananen- und Pisanganpflanzungen gehen über alles Andere; Dorfschaften, in denen Jeder, welcher die unverschämten Spitzbuben züchtigt, den Aberglauben der Bewohner zu fürchten hat, sind auch nicht übel. Wenn sich die Bande erst über den Wohnort geeinigt hat, beginnt das wahre Affenleben mit all seiner Lust und Freude, seinem Kampf und Streit, seiner Noth und Sorge. Das befähigtste männliche Mitglied einer Herde wird Zugführer oder Leitaffe. Diese Würde wird ihm aber nicht durch das „allgemeine Stimmrecht" übertragen, sondern ihm erst nach sehr hartnäckigem Kampf und Streit mit andern Bewerbern, d. h. mit sämmtlichen übrigen alten Männchen, zuertheilt. Die längsten Zähne und die stärksten Arme entscheiden. Wer sich nicht gutwillig unterordnen will, wird durch Bisse und Püffe gemaßregelt, bis er Vernunft annimmt. Dem Starken gebührt die Krone; in seinen Zähnen liegt seine Weisheit. Es ist aber auch erklärlich, daß dem so ist: die stärksten Affen sind regelmäßig auch die ältesten, und ihnen müssen sich wohl oder übel die jüngeren, unerfahrenen unterordnen. Der Leitaffe verlangt und genießt unbedingten Gehorsam und zwar in jeder Hinsicht. Ritterliche Artigkeit gegen das schöne Geschlecht ist nicht seine Sache: im Sturm erringt er der Minne Sold. Das jus primae noctis gilt ihm heute noch. Er wird Stammvater eines Volkes, und sein Geschlecht mehrt sich, gleich dem Abrahams, Isaaks und Jakobs, „wie der Sand am Meere". Kein weibliches Glied der Bande darf sich einer albernen Liebschaft mit irgend welchem Grünschnabel hingeben. Seine Augen sind scharf, und seine Zucht ist sehr streng; er versteht in Liebessachen keinen Spaß. Auch die Aeffinnen, welche sich, oder besser, ihn vergessen sollten, werden gemaulschellt und zerzaust, daß ihnen der Umgang mit andern Helden der Bande gewiß vergeht; der betreffende Affenjüngling, welcher die Haremsgesetze des auf sein Recht stolzen Sultans verletzt, kommt noch schlimmer weg. Die Eifersucht macht diesen furchtbar. Es ist auch thöricht von einer Aeffin, solche Eifersucht heraufzubeschwören; denn der Leitaffe ist Manns genug für sämmtliche Aeffinnen seiner Herde. Wird diese zu groß, dann sondert sich unter der Führung eines inzwischen stark genug gewordenen Mitbruders ein Theil vom Haupttrupp ab und beginnt nun für sich den Kampf und den Streit um die Oberherrschaft in der Leitung des Ganzen und in der Liebe. Kampf findet immer statt, wo Mehrere nach gleichem Ziele streben; bei den Affen vergeht aber sicher kein Tag ohne Streit und Zank. Man braucht eine Herde nur kurze Zeit zu beobachten, so wird man gewiß sehr bald den Streit in ihrer Mitte und seine wahre Ursache kennen lernen.

Im Uebrigen übt der Leitaffe sein Amt mit großer Würde aus. Schon die Achtung, welche er genießt, verleiht ihm eine gewisse Sicherheit und Selbständigkeit in seinem Betragen, welche den ihm Untergebenen fehlt; auch wird ihm von diesen in jeder Weise geschmeichelt. So sieht man, daß sich selbst die Aeffinnen bemühen, ihm die höchste Gunst, welche ein Affe gewähren oder nehmen kann, zu Theil werden zu lassen. Sie beeifern sich nämlich, sein Haarkleid stets von den lästigen Schmarotzern möglichst rein zu halten, und er läßt sich diese Huldigung mit dem Anstande eines Paschas gefallen, dem seine Lieblingssklavin die Füße kraut. Dafür sorgt er nun aber auch treulich für die Sicherheit seiner Untergebenen und ist deshalb in noch größerer Unruhe, als sie. Nach allen Seiten hin sendet er seine Blicke, keinem Wesen traut er, und so entdeckt er auch fast immer rechtzeitig eine etwaige Gefahr.

Die Affensprache kann ziemlich reichhaltig genannt werden, wenigstens hat jeder Affe sehr wechselnde Laute für verschiedenartige Erregungen. Auch der Mensch erkennt sehr bald die Bedeutung der Töne, mit welchen der Affe seine Herde führt, und der Ausruf des Entsetzens, welcher stets die Mahnung zur Flucht in sich schließt, ist nun vollends bezeichnend. Er ist allerdings sehr schwer zu beschreiben und noch weniger nachzuahmen. Man kann eben nur sagen, daß er aus einer Reihe kurzer, abgestoßener, gleichsam zitternder und mißtöniger Laute besteht, deren Bedeutung der Affe durch die Verzerrung des Gesichts noch besonders erläutert. Sobald dieser Warnungston laut wird, nimmt die Herde eiligst die Flucht. Die Mütter rufen ihre Kinder zusammen; diese hängen im Nu an ihr fest und mit der süßen Bürde eilen sie so schnell als möglich nach dem nächsten Baum

oder Felsen. Der alte Affe zieht voran und bezeichnet den Weg, welcher stets in der kühnsten Weise ausgeführt wird. Erst wenn er sich ruhig zeigt, sammelt sich die Herde und beginnt dann nach kurzer Zeit den Rückweg, um die unterbrochene Plünderung — denn nur von einer solchen flüchten sie — wieder aufzunehmen.

Jedoch nicht alle Affen flüchten vor Feinden; die Stärkeren stellen sich vielmehr selbst furchtbaren Raubthieren und dem noch gefährlicheren Menschen kühn zur Wehr und lassen sich auf Kämpfe ein, deren Ausgang für den Angreifer mindestens zweifelhaft ist. Die größeren Affen, zumal die Paviane, besitzen in ihren Zähnen auch so furchtbare Waffen, daß sie es mit einem Feinde wohl aufnehmen können, besonders wenn dieser, wie gewöhnlich, einzeln herankommt, während sie die Vertheidigung stets in Masse unternehmen und im Kampfe außerordentlich treu und fest zusammenhalten. Die Weibchen lassen sich nur, wenn sie sich ihrer Haut wehren oder ihr Junges vertheidigen müssen, in Kämpfe ein; dann aber zeigen sie verhältnißmäßig ebenso große Tapferkeit, wie die Männchen. Die meisten Affen kämpfen mit ihren Händen und Zähnen, sie kratzen und beißen; allein es wird von vielen Seiten einstimmig versichert, daß manche Arten auch mit Stöcken, zumal mit abgebrochenen Baumästen, sich vertheidigen, und es ist gewiß, daß sie Steine, Früchte, Holzstücke und dergleichen von oben herab auf ihre Gegner schleudern. Schon mit dem Pavian läßt sich kein Eingeborner in Kämpfe ein, vor Allem aber nicht, wenn er ohne das furchtbare Feuergewehr ihm entgegentreten sollte. Die Orangaffen und namentlich die Gorillas sollen so stark und gefährlich sein, daß der Mensch, welcher mit ihnen in Streit geräth, sein Feuergewehr ausschließlich zu seiner Selbstvertheidigung, niemals aber zum Angriffe benutzen kann. Jedenfalls ist die beispiellose Wuth der Affen, welche deren Stärke noch bedeutend steigert, sehr zu fürchten, und die Gewandtheit, welche sie alle besitzen, nimmt ihrem Feinde nur zu häufig die Gelegenheit, ihnen einen entscheidenden Schlag beizubringen.

In der Freiheit lebt jede Affenart für sich oder vereinigt sich höchstens mit ganz ähnlichen Arten; in der Gefangenschaft halten jedoch fast alle Arten gute Freundschaft, und es bildet sich hier ein ähnliches Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältniß, wie unter einer Bande. Der Stärkste erringt auch hier die Oberherrschaft. Größere Arten nehmen sich der kleineren, hilfloseren regelmäßig an, und zwar thun Dies die Männchen ebensowohl wie die Weibchen. Große Aeffinnen zeigen selbst Gelüste nach kleinern Menschenkindern oder allerlei jungen Thieren, welche sich tragen lassen. So abscheulich der Affe sonst gegen Thiere ist, so liebenswürdig beträgt er sich gegen Kinder oder Pfleglinge, und daher ist die Affenliebe sprichwörtlich geworden. Am meisten zeigt sie sich natürlich an den eigenen Affenkindern.

Die Affen gebären ein Junges, wenige Arten zwei. Dies ist regelmäßig ein kleines, überaus häßliches Geschöpf, scheinbar mit doppelt so langen Gliedmaßen, wie seine Eltern sie besitzen, und mit einem Gesichte, welches dem eines Greises viel ähnlicher sieht, als dem eines Kindes, so faltig und runzelig ist es. Dieser Wechselbalg ist aber der Liebling der Mutter in noch weit höherem Grade, als es bei dem Menschen unter ähnlichen Umständen der Fall zu sein pflegt: sie hätschelt und pflegt ihn in rührender oder — lächerlicher Weise, wie man will; denn die Liebe streift an das Lächerliche. Das Kind hängt sich bald nach seiner Geburt mit seinen beiden Vorderhänden an den Hals, mit seinen beiden Hinterhänden aber an die Weichen der Mutter fest, in der geeignetsten Lage, die laufende Mutter nicht zu behelligen und ungestört zu saugen. Größer gewordene Affenkinder springen bei Gefahr auch wohl auf Schulter und Rücken ihrer Eltern.

Anfangs ist das kleine Wesen natürlich sehr gefühl- und theilnahmslos, um so zärtlicher aber ist seine Mutter. Sie hat ohne Unterlaß mit ihrem Liebling zu thun; bald leckt sie ihn, bald laust sie ihn wieder, bald drückt sie ihn an sich, und bald nimmt sie ihn in beide Hände, als wollte sie sich an seinem Anblicke weiden, bald legt sie ihn sich an die Brust, bald schaukelt sie ihn hin und her, als wollte sie ihn einwiegen. Plinius versichert ganz ernsthaft, daß die Aeffinnen ihre Jungen aus lauter Liebe oft zu Tode drückten; doch ist Dies in der Neuzeit niemals beobachtet worden. Nach

einiger Zeit beginnt der junge Affe mehr oder weniger selbstständig zu werden und verlangt namentlich ab und zu ein wenig Freiheit. Diese wird ihm gewährt. Die Alte läßt ihr Schoskind aus ihren Armen, und es darf mit andern Affenkindern scherzen und spielen; sie verwendet aber keinen Blick von ihm und hat es in beständiger Aufsicht; sie geht ihm willig auf allen Schritten nach und erlaubt ihm Alles, was sie ihm gewähren kann. Bei der geringsten Gefahr stürzt sie auf ihr Kind zu, läßt einen ganz eigenen Ton hören und ladet es durch denselben ein, sich an ihre Brust zu flüchten. Etwaigen Ungehorsam bestraft sie mit Kniffen und Püffen, oft mit förmlichen Ohrfeigen. Doch kommt es selten dazu, denn das Affenkind ist so gehorsam, daß es manchem Menschenkinde zum Vorbilde dienen könnte, und gewöhnlich genügt ihm der erste Befehl der Mutter. In der Gefangenschaft theilt sie, wie ich mehrfach beobachtet habe, jeden Bissen Brod treulich mit ihrem Sprößlinge und zeigt an seinem Geschick einen solchen Antheil, daß man sich oft der Rührung nicht entwehren kann. Der Tod eines Kindes hat in der Gefangenschaft regelmäßig das Hinscheiden der Mutter zur Folge; der Gram bringt sie um. Stirbt eine Aeffin, so nimmt das erste beste Mitglied der Bande die Waise an Kindesstatt an, und Dies thut sowohl die Aeffin, wie der Affe. Die Zärtlichkeit gegen ein Pflegekind der eigenen Art ist kaum geringer, als die, welche dem eigenen Kinde zu Theil wird; bei anderen Pfleglingen aber ist Dies anders; hier zeigt sich der Affe oft als unerklärliches Räthsel. Er pflegt seinen angenommenen Liebling nach Möglichkeit, drückt ihn an sich, laust oder reinigt ihn sonstwie, behält ihn unter steter Aufsicht u. s. w., giebt ihm aber gewöhnlich Nichts zu fressen, sondern nimmt das für das Pflegekind bestimmte Futter ohne Gewissensbisse zu sich, und hält auch, während er frißt, den kleinen Hungrigen sorgsam vom Napfe weg. Ich habe das mehrfach an meinen zahmen Pavianen und Meerkatzen beobachtet, wenn sie sich junge Hunde oder Katzen zu Pfleglingen auserkoren hatten.

Es ist noch nicht ermittelt, wieviel Jahre der Affe durchschnittlich zu seinem Wachsthum braucht. Daß diese Zeit bei den Größeren eine längere, als bei den Kleineren ist, versteht sich wohl von selbst. Die Meerkatzen und die amerikanischen Affen sind wahrscheinlich in drei bis vier Jahren vollkommen erwachsen, die Orangaffen und die Paviane aber mögen acht bis zwölf Jahre zu ihrem Wachsthum bedürfen. Im Freileben scheinen alle Affen wenigen Krankheiten ausgesetzt zu sein; wenigstens weiß man Nichts von Seuchen, welche dann und wann unter den Affen wütheten. Wie hoch sie ihr Alter bringen, kann auch nicht bestimmt werden; doch darf man wohl annehmen, daß die größeren Arten einige vierzig Jahre alt werden können. Bei uns zu Lande leiden alle außerordentlich von dem rauhen Klima. Die Kälte drückt sie sehr, verstimmt sie und macht sie still und traurig. Gewöhnlich bekommen sie auch bald die Lungenschwindsucht, und diese pflegt dann ihrem Leben rasch ein Ende zu machen. Ein kranker Affe ist eine Erscheinung, welche jeden Menschen rühren muß. Der arme, sonst so lustige Bursche sitzt traurig und elend da und schaut den mitfühlenden Menschen kläglich bittend, ja wahrhaft menschlich in das Gesicht. Jemehr er seinem Ende zugeht, um so milder wird er; das Thierische verliert sich ganz und gar, und die edlere Seite seines Geistes zeigt sich immer heller. Er erkennt jede Hilfe mit größtem Danke und sieht bald in dem Arzte seinen Wohlthäter. Man hat oft beobachtet, daß Affen, denen einmal ein Aderlaß verordnet worden war, dem Arzte, wenn sie sich wieder krank fühlten, immer gleich den Arm hinhielten, als wollten sie ihn bitten, daß er sie noch einmal von ihrem Leiden befreie. Auch bei übrigens gesunden Affen kränkelt in der Regel wenigstens der Schwanz; sein Ende wird wund, eitert, bekommt den Brand, und ein Glied nach dem andern fällt ab. Gegen diese Krankheit habe ich die Abnahme einiger Glieder als gutes Mittel kennen gelernt, untrüglich ist es freilich auch nicht. Gegen die entsetzliche Lungenschwindsucht giebt es nun gar keine Hilfe, und so bekommen wir selten Affen, welche unsere Luft lange ertragen, wenn auch einzelne Arten sich eher an unser Klima gewöhnen können, als andere.

Ich weiß nicht, ob ich irgend einen Affen als Hausgenossen anrathen darf. Die Kerle machen viel Spaß, verursachen aber noch weit mehr Aerger. Auf dumme Streiche aller Art darf man ge=

faßt sein, und wenn man eben nicht die Geisteskräfte des Affen studiren will, bekommt man die Dummheiten doch bald gründlich satt. Die größeren Arten werden auch mitunter gefährlich, denn sie beißen und kratzen fürchterlich. Als frei herumgehendes Hausthier ist der Affe gar nicht zu dulden, denn sein ewig regsamer Geist verlangt beständig Beschäftigung. Wenn ihm solche sein Herr nicht gewährt, schafft er sie sich selbst und dann regelmäßig nicht eben zum Vortheil des Menschen. Einige Arten sind schon wegen ihrer Unanständigkeit nicht zu ertragen; sie beleidigen jedes sittliche Gefühl fortwährend in der abscheulichsten Weise. Gegen alle Untugenden, die der Affe zeigt, gegen die tausend Dummheiten, die er sich zu Schulden kommen läßt, verschwindet der geringe Nutzen, welchen der zahme Affe Dem gewährt, welcher nicht ein Affenführer oder Besitzer einer Affenbühne ist. Uebrigens ist es erstaunlich leicht, einen Affen zu allerlei Kunststücken abzurichten. Man zeigt ihm in handgreiflicher Weise Dasjenige, was er ausführen soll, und prügelt ihn so lange, bis er es ausführt: — hierin beruht die ganze Kunst, die man anwenden muß! In der Regel lernt der Affe nach ein bis zwei Stunden ein Kunststück vollkommen; doch muß man ihn in Uebung halten, weil er es rasch wieder vergißt. Mit der Ernährung hat man keine Noth; der Affe frißt Alles, was der Mensch genießt, und ist nicht gerade wählerisch in seiner Kost. Der Aufwand also, den er verursacht ist sehr gering. — In ihrer Heimath schaden die Affen ungleich mehr, als sie nützen. Man ißt das Fleisch einiger Arten und verwendet das Fell anderer zu Pelzwerk, Beuteln u. dgl.: allein dieser geringe Nutzen kommt gar nicht in Betracht gegen den außerordentlichen Schaden, welchen die Thiere im Walde, Felde und Garten verursachen, und es ist wirklich unbegreiflich, daß heute noch die Inder in den bei ihnen wohnenden Affen heilige Geschöpfe sehen können und sie deshalb pflegen und hegen, als wären sie wirklich Halbgötter.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen können wir die verschiedenen Familien, Sippen und die ausgezeichnetsten Arten der Affen genauer betrachten.

Die **erste Familie** unserer Ordnung umfaßt die Affen der alten Welt (Catarrhinae). Zu ihr gehören die meisten, die größten und menschenähnlichsten Affen, welche es giebt; zugleich finden wir in ihr aber auch die häßlichsten oder wenigstens die durch eigenthümliche Absonderlichkeiten nicht eben zu ihrem Vortheil ausgezeichneten Arten. In früheren Schöpfungsabschnitten waren diese Affen auch über Europa verbreitet; gegenwärtig finden sie sich blos noch in Afrika und in dem wärmeren Asien. Ihre Hinterhände haben immer, ihre Vorderhände meistens einen Daumen, welcher den übrigen Fingern entgegengestellt werden kann; alle Nägel sind platt. Die Augenhöhlen öffnen sich ganz nach vorn. Die Nasenscheidewand ist schmal. Das Gebiß ist stark und kräftig. Einige besitzen keinen äußerlich sichtbaren Schwanz, andere haben ihn. Der Schwanz kann von verschiedener Länge sein, dient aber niemals als Greifwerkzeug. Einige Arten haben innere Backentaschen, d. h. Wangen, welche sich weit ausdehnen lassen, und nackte, verdickte, oft durch die sonderbarsten Farben ausgezeichnete Gesäßschwielen. So viel zur allgemeinen Kennzeichnung. Doch ist die Verschiedenheit der Arten so groß, daß man eigentlich kaum etwas Gemeinschaftliches über die Familie sagen kann. Ihr wissenschaftlicher Familienname Catarrhinae bezeichnet sie als Thiere, deren Nasenlöcher nach unten sich öffnen.

Unter den Affen stehen die Waldmenschen (Pitheci) als die menschenähnlichsten oben an.

Gegenwärtig kennt man von ihnen drei Arten, welche in der Neuzeit zwei verschiedenen Sippen, den Waldmenschen (Troglodytes) und Orangs (Pithecus), zugezählt werden. Zu der ersten Sippe rechnet man den Gorilla und den Schimpanse, welche in Afrika wohnen, die letzte

bildet der Orang=Utang, welcher bisher blos auf Borneo und Sumatra gefunden wurde. Die große Menschenähnlichkeit, die langen Arme und der gänzliche Mangel an Gesäßschwielen zeichnen sie aus. Weil wir ihnen größere Theilnahme schuldig sind, als anderen Arten, betrachten wir sie einzeln, d. h. jeden für sich, und beginnen mit dem Gorilla (Troglodytes Gorilla).

Merkwürdig, daß eine naturwissenschaftliche Entdeckung, welche wahrscheinlich schon vor vielen Jahrhunderten gemacht wurde, erst in der Neuzeit ihre Bestätigung erhalten konnte. Vor mehr als



(Der Gorilla. (Troglodytes Gorilla.)

zweitausend Jahren rüsteten die Karthager eine Flotte aus zu dem Zwecke, Ansiedelungen an der Westküste von Afrika zu gründen. Auf sechzig großen Schiffen zogen ungefähr dreißigtausend Männer und Frauen zu diesem Behuf von Karthago aus, wohl versehen mit Nahrung und allen Gegenständen zur Ansässigmachung. Der Befehlshaber dieser Flotte war Hanno, welcher seine Reise in einem kleinen, aber wohlbekannten Werke (dem Periplus Hannonis) der damaligen Welt beschrieb. Im Verlaufe der Reise gründete die Mannschaft jener Schiffe sieben Ansiedelungen, und nur der Mangel an Nahrungsmitteln zwang sie, früher, als man wollte, zurückzukehren. Doch hatten die

kühnen Seefahrer die Sierra-Leona bereits hinter sich, als Dieses geschah. Jener Hanno nun hinterließ uns in seinem Berichte eine Mittheilung, welche auch für uns von großer Wichtigkeit ist. Die betreffende Stelle lautet: „Am dritten Tage, als wir von dort gesegelt waren und die Feuerströme durchschifft hatten, kamen wir zu einem Busen, das Südhorn genannt. Im Hintergrunde war ein Eiland mit einem See und in diesem wieder eine Insel, auf welcher sich wilde Menschen befanden. Die Mehrzahl derselben waren Weiber mit haarigem Körper, und die Dolmetscher nannten sie Gorillas. Die Männchen konnten wir nicht erreichen, als wir sie verfolgten; sie entkamen leicht, da sie Abgründe durchkletterten und sich mit Felsstücken vertheidigten. Wir erlangten drei Weibchen; jedoch konnten wir dieselben nicht fortbringen, weil sie bissen und kratzten. Deshalb mußten wir sie tödten; wir zogen sie aber ab und schickten das abgestreifte Fell nach Karthago." — Die Häute wurden dort später, wie Plinius berichtet, im Tempel der Juno aufbewahrt.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Hanno mit den wilden, behaarten Menschen nur Affen meinen kann. Zwar ist es schwer zu urtheilen, ob der Waldmensch, welchen die Karthager sahen, gerade dieser Affe, oder ob er unser Schimpanse war, aber für uns ist Dies vollkommen gleichgiltig. Der Heidenprediger Savage, welcher im Jahr 1847 den gewaltigen Affen am Gabunflusse entdeckte, ist jedenfalls in seinem unbestreitbarem Rechte, wenn er dem noch unbekannten Waldmenschen einen geschichtlichen Namen verlieh. Mit der von Savage gemachten Entdeckung bestätigen sich die Gerüchte, welche im Laufe von zweitausend Jahren wiederholt auftauchten und von Wäldern berichteten, in denen Satirn oder wilde Menschen wohnen sollten. Jedermann hielt sie für Fabeln, für Gebilde der Einbildungskraft unkundiger Eingeborener jener Gegenden, welche an den Europäern willige Gläubige gefunden hätten, bis endlich die fabelhaften Affen selbst in Fleisch und Bein, wenn auch nur todt, in Europa ankamen. Lange Zeit glaubte man, daß dieser Affe nur ein sehr alter Schimpanse sei; die genauere Untersuchung jedoch hat durchgreifende Unterschiede zwischen beiden Arten festgestellt und berechtigt die Forscher, ihn als eigene Art anzuerkennen.

Der Gorilla bewohnt diejenigen Länder an der Westküste von Afrika, welche vom Gleicher etwa bis zum 10° oder 15° südlicher Breite reichen und von den Flüssen Gabun und Danger durchschnitten sind. Savage erhielt seine ersten Nachrichten von den Mapongwe-Negern, welche beide Ufer des Gabun, von der Mündung an einige funfzig oder sechzig Meilen landeinwärts, bewohnen. Wahrscheinlich blieb anderen Europäern, welche den Fluß besucht hatten, der große Affe blos aus dem Grunde unbekannt, weil er nicht nahe an die Küste kommt, vielmehr erst im Innern des Landes angetroffen wird. Doch spricht schon Bodwich, ein wohlbekannter Afrikareisender, von einem furchtbaren Affen der Westküste Afrikas, welcher den Landesnamen „Ingina" (Ingheena) trage.

Hanno hatte so Unrecht nicht, wenn er in diesem merkwürdigen Thiere einen Menschen zu erblicken glaubte; denn wirklich steht der Gorilla dem Menschen unter allen Thieren am nächsten, trotzdem daß er, wie der Schimpanse, 13 Rippenpaare besitzt, während der Orang-Utang ebenso, wie der Mensch, nur 12 Paare hat. Auf den ersten Anblick hin will es freilich scheinen, als ob er weit mehr Vieh sei, als der mildere Schimpanse; die genauere Vergleichung jedoch läßt keinen Zweifel über seine hohe Stellung zu. Der Gorilla ist nicht nur der größte und stärkste aller Affen, sondern auch derjenige, welcher die höchste leibliche Ausbildung erreicht hat. Seine Länge vom Scheitel bis zur Sohle beträgt 5½ Fuß, die Breite seiner Schultern 3 Fuß, die Länge seiner Vorderglieder 3 Fuß 4 Zoll, die der Hinterglieder 2 Fuß 4 Zoll, die Länge des Rumpfes und Kopfes zusammen 3 Fuß 6 Zoll, ½ Fuß mehr als beim Menschen. Der Körper ist außerordentlich stark und kräftig, und die Vorderarme erreichen die Stärke eines Mannsschenkels. Der Schädel ist stark und umfänglich, das nackte, dunkelbraune oder schwarze Gesicht breit und groß ohne Wangenwülste, die Nase platt, die Schnauze vorstehend, die Unterlippe sehr beweglich und verlängerbar. Ein furchtbares Gebiß und gewaltige, mit riesengroßen Daumen bewehrte Hände, kennzeichnen

das Thier noch außerdem. Mit Ausnahme des Gesichts, eines Theils der Brust und der inneren Handflächen, deckt ziemlich langes, schwarzes Haar den Leib, und auf dem Scheitel erhebt sich ein hoher Haarkamm, welcher nach Belieben vor- oder rückwärts gesträubt werden kann. Der Schwanz und die Gesäßschwielen fehlen dem Gorilla wie andern Orangaffen gänzlich.

Der Gorilla lebt in Gegenden, in denen Thäler und Hügel mit einander abwechseln. Die Hügel sind bedeckt mit hohen Bäumen, die Thäler mit groben Gräsern und einzelnen Gebüschen; viele von den Bäumen tragen Früchte, welche von den Negern unbeachtet bleiben, von dem Gorilla aber sehr gesucht werden. Hauptsächlich sind es die Oelpalme, der Pfefferkuchenbaum, die Papayen, zwei Bananenarten und der Affenbrodbaum, welche ihm die meiste Nahrung liefern. Von den ersten frißt er die Nüsse und die weichen, jungen Blätter, und er soll es gewesen sein, welcher den Vorfahren der Neger durch sein Beispiel gezeigt hat, daß die Oelpalme eßbare Früchte hervorbringe; der Pfefferkuchenbaum liefert ihm pflaumenartige Früchte von ausgezeichnetem Geschmack, und die übrigen eine Kost, welche selbst dem Europäer vortrefflich mundet. Eier und junge Vögel werden auch von ihm nicht verschmäht.

Unser Affe lebt zwar in Gesellschaften, diese sind jedoch nicht so zahlreich, wie die, welche der Schimpanse bildet. Die Weibchen sind in solchen Banden immer in überwiegender Zahl vorhanden; denn unter den Männchen entstehen heftige Kämpfe um die Oberherrschaft, welche wie versichert wird, regelmäßig mit dem Tode des Schwächeren enden. Die Gesellschaften durchstreifen den Wald und sind in ihm die unbedingten Herrscher. Sie fürchten sich vor keinem Thiere, nicht einmal vor dem Menschen; sie flüchten nie, sondern greifen stets an, gewöhnlich mit ihren furchtbaren Händen und ihrem nicht minder gefährlichen Gebiß, sonst aber auch mit Aesten und Nüssen, welche sie abbrechen und auf ihren Gegner schleudern. Sie sind es, welche selbst dem Elefanten, der von ihren Bäumen Laub und Früchte pflückt, mit einem Knüppel auf seinen empfindlichen Rüssel schlagen, bis der Riese des Waldes vor dem wüthenden Gegner sich zurückzieht. Den Leopard besiegen sie leicht, und diesem fällt es daher auch gar nicht ein, sich in einem Kampf mit ihnen einzulassen; selbst mit dem Löwen werden sie fertig, wahrscheinlich, weil der König der Wildniß immer von mehreren zugleich angefallen wird. Alle Berichte der Neger über ihre Kämpfe mit dem Gorilla sind wirklich entsetzlich. Die Elfenbeinjäger fürchten unter allen Waldthieren den Gorilla am meisten und namentlich die Art seines Angriffes; sie versichern Dies jedem Europäer, welcher nach dem Affen fragt. Ein Jägertrupp zieht ruhig seine Straße durch den Wald; plötzlich wird einer der Mannschaft vom Boden erhoben: ein Gorilla, welcher an einem niedrigen Aste hing, hat ihn mit der hintern Hand am Genick gepackt und zieht ihn zu sich auf den Ast empor, schwingt sich mit seiner Beute höher und höher zum Wipfel des Baumes hinauf, würgt den ihm gegenüber vollkommen wehrlosen Menschen, daß er auch nicht einen Laut von sich geben kann, und läßt ihn dann plötzlich wieder herunterfallen, erdrosselt, eine Leiche! Die Reisenden würden die Erzählungen der Neger nicht geglaubt haben, hätten sie nicht furchtbar Verstümmelte gesehen, welche aus Kämpfen mit den gefürchteten Thieren noch mit dem Leben davon gekommen waren. Wenn der Gorilla seine Familie bei sich hat, greift er stets, ohne gereizt zu sein, den sich Nähernden an, und der Kampf zwischen ihm und dem Menschen endet regelmäßig mit dem Tode des einen Kämpfers, leider gewöhnlich mit dem des Menschen. Ein Mapongwe-Neger zeigte sein Gewehr vor, welches ein Gorilla sprenkelkrumm gebogen, und dessen Läufe er mit seinen Zähnen platt gebissen hatte. Es gilt für viel schwerer, einen jungen Gorilla zu erhalten, als zehn Schimpanses. Die Weibchen fliehen mit ihren Jungen, sobald sich die Jäger nahen, auf die Bäume, die Männchen aber bereiten sich augenblicklich zum Angriffe vor. Die großen grünen Augen funkeln, der Haarkamm sträubt sich, die Zähne werden gefletscht, ein gellender Laut ertönt, welcher wie „kahi! kahi!“ klingt, und wüthend stürmen die Thiere auf den Feind ein. Glücklich, wenn das Feuergewehr den Menschen obsiegen läßt, denn sonst ist er verloren. Wird der Gorilla gefehlt, dann ist das Gewehr nicht einmal mehr als Keule zu gebrauchen: der rasende Affe zerbeißt es in Stücke, wie ein Esel eine Mohrrübe zerbeißt, zerfleischt und zerreißt den

Jäger mit seinen Zähnen, obgleich diese nicht hierzu, sondern, wie ein amerikanisches Blatt bemerkt, vielmehr zum anständigen Gebrauch eines grasfressenden Thieres bestimmt sind. Es darf uns daher nicht wundern, wenn Der, welcher einen Gorilla erschlug, unter seinem Volk als der größte Held angesehen wird; wir dürfen es aber auch keinem Neger verargen, wenn er taub bleibt gegen die Versprechungen eines Europäers, der ihm einen lebenden Gorilla gern mit Geld aufwiegen würde.

In dieser wirklich beispiellosen Furchtbarkeit des gewaltigen Affen ist noch etwas Anderes begründet: die Unkenntniß nämlich, welche wir über seine Lebensweise und seine Sitten besitzen. Nur sehr spärliche Nachrichten hierüber sind uns zugekommen, sie genügen noch lange nicht, um uns ein vollständiges Bild des Thieres zu geben. Man sagt, daß er auf der Erde auf allen Vieren gehe, zuweilen aber zum aufrechten Gange eine Keule benutze; man erzählt, daß er, wie die Elfenbeinjäger, die Zähne aus dem Gerippe eines Elefanten bräche und sie lange Zeit mit sich herum trüge, gleichsam als Keule; man berichtet, daß er vortrefflich klettere und den größten Theil seines Lebens auf Bäumen zubringe, sich auch dort, wie die andern Orangaffen, aus zusammengebogenen Zweigen eine Hütte ohne Dach errichte; ja, man behauptet sogar, daß er seine Todten begrabe u. dergl. mehr; allein wir wissen durchaus noch nicht, wieviel Wahres daran ist. Die Reisenden sind so ziemlich einstimmig in Folgendem: Der Gorilla lebt weniger in Gesellschaften, als vielmehr in Familien, welche aus dem Männchen, dem Weibchen und einem oder zwei Jungen bestehen. Am häufigsten sieht man ihn in den Monaten September, Oktober und November, nachdem die Neger ihre Ernte eingebracht haben und in ihre Dörfer zurückgekehrt sind. Dann kommt der Affe, welcher den Menschen, den er haßt, dennoch meidet, näher an die Dörfer heran, als sonst, wo er sich in dem tieferen Walde aufhält. Gewöhnlich sieht man den Gorilla auf einem Baumaste sitzen, den Rücken an den Stamm gelehnt, und hiervon kommt es, daß ihm die Haare an der betreffenden Stelle abgerieben sind. Während seiner Ruhe kaut er langsam und gedankenlos an Früchten, wie wir Solches auch häufig bei Pavianen sehen. Wenn die Familie aufgeschreckt wird, bringt das Weibchen sein Junges in Sicherheit, der männliche Affe aber stellt sich zur Vertheidigung und bricht in ein Siegesgeheul aus, wenn er sein Opfer mit teuflischer Lust zerfleischt hat. Das Weibchen vertheidigt ihre Nachkommenschaft mit Aufopferung ihres Lebens. Eine Familie wurde von Jägern überrascht: die Mutter rettete das eine ihrer Jungen, indem sie es nach einem entfernten Baume trug, das andere suchte zu flüchten, wurde jedoch gestellt. Wüthend stürzte jetzt die Alte herbei, nahm ihren Sprößling auf den Arm und ging auf die Jäger los. Diese rückten ihr mit den Gewehren auf den Leib und zielten auf sie; da erhob sie flehend den Arm, als wollte sie die tödliche Kugel abwehren; die Kugel drang ihr aber in das Herz, und sie verendete. Das Junge kam somit in die Gewalt seiner Feinde. Außer diesem hat man noch andere Gorilla gefangen, doch haben dieselben niemals lange in der Gefangenschaft gelebt, und kein einziger ist noch lebend nach Europa herübergekommen.

Die Eingeborenen glauben, daß diese große Affen wirkliche Menschen seien, und blos thäten, als wären sie so wüthend und dumm, weil sie fürchteten, zu Sklaven gemacht und zur Arbeit angehalten zu werden; denn das ist eine Sache, welche für einen ächten Afrikaner wohl das Schrecklichste sein dürfte. Außerdem wähnen sie, daß die Seelen ihrer abgeschiedenen Könige in dem Leibe des Gorilla Wohnung nähmen, und daß dieser daher hauptsächlich aus alter, lieber Gewohnheit seine früheren Unterthanen hasse und peinige!

In der Neuzeit hat der Amerikaner Du Chaillu sehr ausführlich über den Gorilla berichtet. Ich würde die Mittheilungen dieses Reisenden vorzugsweise meiner Beschreibung zu Grunde gelegt haben, könnte ich ihnen soviel Glauben schenken, als ich selbst wünschte. Die Darstellungsweise Du Chaillu's ist nicht geeignet, großes Vertrauen zu erwecken; und wenn auch unser Mann sich als Forscher geberdet und seine Angaben durch lateinische Namen zu bekräftigen sucht: es will immer scheinen, als sei Alles darauf berechnet, die Aufmerksamkeit in ungebührlicher Weise zu spannen. Man urtheile selbst, was wohl von einem Berichterstatter zu halten ist, der in folgender Weise sein erstes Zusammentreffen mit dem Gorilla schildert:

„Schnell vorwärts bewegte es sich im Gebüsch, und mit einem Male stand ein ungeheuerer männlicher Gorilla vor mir. Durch das Dickicht war er auf allen Vieren gekrochen; als er uns aber sah, erhob er sich und sah uns kühn und muthig in die Augen. So stand er etwa zwölf Schritte vor uns: — ein Anblick, den ich nie vergessen werde! Der König des afrikanischen Waldes kam mir wie eine gespenstische Erscheinung vor. Aufgerichtet war der ungeheuere, fast sechs Fuß hohe Körper; frei zeigten sich die mächtige Brust, die großen, muskelkräftigen Arme, das wild blitzende, tiefgraue Auge und das Gesicht mit seinem wahrhaft höllischen Ausdruck. Er fürchtete sich nicht! Da stand er und schlug seine Brust mit den gewaltigen Fäusten, daß es schallte, wie wenn man eine große metallene Trommel schlägt. Das ist die Art des Trotzbietens, das ist das Kampfeszeichen des Gorilla! Und dazwischen stieß er einmal nach dem andern sein gräßliches Gebrüll aus: — ein Gebrüll, so grauenerregend, daß man es den eigenthümlichsten und fürchterlichsten Laut der afrikanischen Wälder nennen muß. Es beginnt mit einem scharfen Bellen, wie es ein großer Hund hören läßt, dann geht es in ein tiefes Dröhnen über, welches genau dem Rollen fernen Donners am Himmel gleicht: — habe ich doch mehr als einmal dieses Gebrüll für Donner gehalten, wenn ich den Gorilla nicht sah! Wir blieben bewegungslos im Vertheidigungszustande. Die Augen des Scheusals blitzten grimmiger; der Kamm des kurzen Haares, welcher auf seiner Stirn steht, legte sich auf und nieder; er zeigte seine mächtigen Fänge und wiederholte das donnernde Brüllen. Jetzt glich er gänzlich einem höllischen Traumbilde, einem Wesen jener widerlichen Art, halb Mann, halb Thier, wie es die alten Maler erfanden, wenn sie die Hölle darstellen wollten. Wiederum kam er ein paar Schritte näher, blieb nochmals stehen und stieß von neuem sein entsetzliches Geheul aus. Und noch einmal näherte er sich, noch einmal stand er und schlug brüllend und wüthend seine Brust. So war er bis auf sechs Schritte herangekommen: — da feuerte ich und tödtete ihn. Mit einem Stöhnen, welches etwas schrecklich Menschliches an sich hatte und doch durch und durch viehisch war, fiel er vorwärts auf sein Gesicht. Der Körper zuckte krampfhaft mehrere Minuten; dann wurde Alles ruhig — der Tod hatte seine Arbeit gethan. Ich bekam nun Muße, den gewaltigen Leichnam zu untersuchen. Die Messung ergab, daß er 5 Fuß 8 Zoll lang war, und die Entwickelung der Muskeln an den Armen und an der Brust zeigten, welch ungeheuere Kraft er besessen hatte."

Es scheint wirklich, als habe sich in solcher Darstellung einer unserer schlechten Liebesgeschichtenschreiber versucht und seiner Feder freien Spielraum gelassen. Das Nachfolgende aber mag mich entschuldigen, wenn ich hier überhaupt Etwas von Du Chaillu aufnehme. Wir sind noch nicht im Stande, bei den verschiedenen Beschreibungen des Gorilla die Spreu von dem Weizen zu sondern, und müssen deshalb auf alle Berichte Rücksicht nehmen, welche uns zugehen. „Mein langer Aufenthalt in Afrika," sagt Du Chaillu auf Seite 347 seiner Explorations and adventures in Equatorial Africa, „gewährte mir die größte Leichtigkeit, mich mit den Eingebornen ins Einvernehmen zu setzen, und als meine Neugierde, jenes Ungeheuer kennen zu lernen, auf das Höchste erregt worden war, beschloß ich, selbst auf dessen Jagd auszuziehen und mit eigenen Augen zu sehen. Ich war so glücklich, der Erste zu sein, welcher nach eigener Bekanntschaft über den Gorilla sprechen darf, und während meine Erfahrung und Beobachtung zeigen, daß Vieles von dem über den Gorilla Erzählten auf falschen und leeren Einbildungen unwissender Neger und leichtgläubiger Reisenden beruht, kann ich andererseits bestätigen, daß keine Beschreibung das Entsetzliche der Erscheinung, die Wuth des Angriffs und die wüste Bosheit des Wesens eines Gorilla versinnlichen wird."

„Es thut mir leid, daß ich der Zerstörer von einer Menge anmuthiger Träumereien sein muß. Aber der Gorilla lauert nicht auf den Bäumen über dem Wege, um einen unvorsichtig Vorübergehenden mit seinen Klauen zu ergreifen und in seinen zangengleichen Händen zu erwürgen; er greift den Elefanten nicht an und schlägt ihn mit Stöcken zu Tode; er schleppt keine Weiber aus den Dörfern der Eingebornen weg; er baut sich kein Nest aus Blättern und Zweigen auf den Waldbäumen und sitzt unter dessen Dach, wie man sonst behauptet hat; er ist nicht einmal ein geselliges Thier, und die zahlreichen Erzählungen von seinen Angriffen in größerer Zahl haben nicht ein Körnchen von Wahrheit in sich."

„Der Gorilla lebt in den einsamsten und dunkelsten Stellen des dichten afrikanischen Niederwaldes, tiefe bewaldete Thäler und ebenso schroffe Höhen allen übrigen Aufenthaltsorten vorziehend. Gerade die Hochebenen, welche mit ungeheuren Halden bedeckt sind, scheinen seinen Lieblingswohnsitz zu bilden. In jenen Gegenden Afrikas findet sich überall Wasser, und ich habe beobachtet, daß der Gorilla just an solchen Stellen sich findet, wo es am feuchtesten ist. Er ist ein rastlos umherschweifendes Vieh, welches von Ort zu Ort wandert und schwerlich an einer und derselben Stelle zwei Tage lang bleibt. Dieses Umherschweifen ist zum Theil von der Schwierigkeit bedingt, sein Lieblingsfutter zu finden. Obgleich der Gorilla vermöge seiner ungeheueren Reißzähne ohne Mühe jedes andere Thier des Waldes, welches er gefangen, auch zu zerstückeln vermöchte, ist er doch ein echter Pflanzenfresser. Ich habe die Magen von allen untersucht, welche zu tödten ich so glücklich war, und niemals etwas Anderes gefunden, als Beeren, Ananasblätter und andere Pflanzenstoffe. Der Gorilla ist ein arger Fresser, und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß er an einem Ort Alles auffrißt und dann, im beständigen Streit mit dem Hunger, zum Wandern gezwungen ist. Sein großer Bauch, der sich, wenn er aufrecht dasteht, deutlich genug zeigt, beweist, daß er ein tüchtiger Esser ist; und wahrlich, sein gewaltiger Leib und die ungeheure Muskelentwickelung könnten bei weniger Nahrung nicht unterhalten werden."

„Es ist nicht wahr, daß der Gorilla viel oder immer auf den Bäumen lebt; ich habe ihn fast stets auf der Erde gefunden. Allerdings steigt er oft genug an den Bäumen in die Höhe, um dort Beeren oder Nüsse zu pflücken; wenn er aber dort gegessen hat, kehrt er wieder nach unten zurück. Nach allen meinen Erfahrungen über die Nahrung kann man behaupten, daß er es gar nicht nothwendig hat, die Bäume zu erklettern. Ganz besonders behagen ihm Zuckerrohr, die weißen Rippen der Ananasblätter, mehrere Beeren, welche nahe der Erde wachsen, das Mark einiger Bäume und eine Nuß mit sehr harter Schale. Diese letztere ist so fest, daß man sie nur mit einem starken Schlag vermittelst eines Hammers öffnen kann. Wahrscheinlich ihrethalben besitzt der Gorilla das ungeheure Gebiß, welches stark genug ist, einen Gewehrlauf zusammenzubiegen."

„Nur die jungen Gorillas schlafen auf Bäumen, um sich gegen Raubthiere zu schützen. Ich habe mehrere Mal die frische Spur eines Gorillabetts gefunden und konnte es deutlich sehen, daß das Männchen mit dem Rücken an einen Baumstamm gelehnt in ihm gesessen hatte; doch glaube ich, daß Weibchen und Junge, während die Männchen immer am Fuße der Bäume oder unter Umständen auf der Erde schlafen, zuweilen die Krone des Baumes ersteigen mögen, weil ich hiervon die Spuren gesehen habe."

„Alle Affen, welche viel auf Bäumen leben, wie der Schimpanse, haben an ihren vier Händen längere Finger, viel längere als der Gorilla, dessen Handbau sich mehr dem menschlicher Gliedmaßen nähert. In Folge dieses verschiedenen Baues ist er weniger geeignet, Bäume zu erklettern. Zugleich muß ich bemerken, daß ich niemals einen Schirm oder ein Zelt gefunden habe, und deswegen zu dem Schluß gekommen bin, daß er kein derartiges Gebäude aufführt.

„Der Gorilla ist nicht gesellig. Von den Alten fand ich gewöhnlich ein Männchen und ein Weibchen zusammen, oft genug auch ein altes Männchen allein. In solchem Falle ist es immer ein alter, mürrischer, böswilliger Gesell, mit welchem nicht zu spaßen ist. Junge Gorillas traf ich in Gesellschaft bis zu fünf Stücken an. Sie liefen immer auf allen Vieren davon, schreiend vor Furcht. Es ist nicht leicht, sich ihnen zu nähern; ihr Gehör ist außerordentlich scharf, und sie verlieren keine Zeit, um zu entkommen, während die Beschaffenheit des Bodens es dem Jäger sehr schwer macht, ihnen zu folgen. Das alte Thier ist auch scheu, und ich habe zuweilen den ganzen Tag gejagt, ohne auf mein Wild zu kommen, wobei ich bemerken mußte, daß es mir sorgfältig auswich. Wenn jedoch zuletzt das Glück den Jäger begünstigt und er zufällig oder durch ein gutes Jagdkunststück auf seine Beute kommt, geht diese ihm nicht aus dem Wege. Bei allen meinen Jagden und Zusammentreffen mit dem Gorilla habe ich nicht einen einzigen gefunden, welcher mir den Rücken gekehrt hätte. Ueberraschte ich ein Paar Gorillas, so fand ich gewöhnlich das Männchen an den Felsen oder Baum gelehnt

in dem dunkelsten Dickicht des Waldes sitzen, wo die strahlende Sonne nur ein düsteres Zwielicht hervorrufen kann; das Weibchen weidete in der Regel nebenbei, und dieses war es auch, welches zuerst unter lautem und heftigem Schreien und Kreischen davon rannte. Dann erhob sich das Männchen, welches noch einen Augenblick mit wüthendem Blick dagesessen hatte, langsam auf seine Füße, schaute mit glühenden, wüthenden Augen auf die Eindringlinge, schlug auf seine Brust, erhob sein gewaltiges Haupt und stieß das furchtbare Gebrüll aus. Ich habe Grund zu glauben, daß ich dieses Gebrüll auf die Entfernung von drei Meilen hörte (!)".

„Das Entsetzliche in der Erscheinung des Thieres läßt jede Beschreibung weit hinter sich. Bei solchem Anblick konnte ich meinen braven, eingebornen Jägern es verzeihen, daß sie zuweilen eine übernatürliche Furcht überkam, konnte ich mir die Wundergeschichten erklären, welche die Neger über den Gorilla erzählen."

„Es ist ein Grundsatz eines gutgeschulten Gorillajägers, sein Feuer bis zu dem letzten Augenblick zu bewahren. Die Erfahrung hat gelehrt, daß, wenn der Jäger feuert und fehlt, der Gorilla augenblicklich auf ihn stürzt. Und seinem Anprall kann kein Mann widerstehen! Ein einziger Schlag der gewaltigen, mit mächtigen Nägeln bewehrten Hand, und das Eingeweide des armen Jägers liegt bloß, seine Brust ist zertrümmert, sein Schädel zerschmettert; es ist zu spät, neu zu laden, und Flucht ist vergebens! Einzelne Neger, tollkühn aus Furcht, haben sich unter solchen Umständen in ein Ringen mit dem Gorilla eingelassen und mit ihrem ungeladenen Gewehre sich vertheidigen wollen; aber sie haben nur Zeit zu einem einzigen, erfolglosen Streich gehabt: — im nächsten Augenblick erschien der lange Arm mit verhängnißvoller Kraft und zerbrach Gewehr und Negerschädel mit einem Schlage. Ich kann mir kein Geschöpf denken, welches so unabwendliche Angriffe auf den Menschen zu machen versteht, und zwar aus dem Grunde, weil sich der Gorilla Gesicht gegen Gesicht dem Manne gegenüber stellt und seine Arme als Waffen zum Angriff gebraucht; gerade wie der Mann oder ein Preisfechter thun würden, nur daß jener längere Arme und weitaus größere Kraft hat, als sich der gewaltigste Faustkämpfer der Erde träumen läßt."

„Die dunkeln und undurchdringlichen Dickichte, in denen man sich der vielen Ranken und Dornen halber kaum bewegen kann, bilden den Aufenthalt des Gorilla; deshalb bleibt der Jäger kluger Weise stehen und erwartet die Ankunft des wüthenden Thieres. Der Gorilla nähert sich mit kurzen Schritten, hält häufig an und stößt sein höllisches Gebrüll aus, ab und zu mit den Armen seine Brust schlagend. Zuweilen hält er länger an und setzt sich auch wohl; dabei blickt er wüthend auf seinen Gegner. Sein Gang ist wacklig; die sehr kurzen Hinterbeine genügen entschieden nicht, um den Körper aufrecht zu tragen; daher behilft sich das Thier durch Schwingungen mit den Armen, um sich im Gleichgewicht zu halten; aber der dicke Bauch, das runde stierartige Haupt, welches rückwärts fast auf dem Nacken aufliegt, die großen muskelkräftigen Arme und die weite Brust: — alles Dies verleiht seinem Schwanken ein unsäglich Entsetzliches, welches das Furchtbare seiner Erscheinung nur noch vermehrt. Zugleich blitzen die tiefliegenden, grauen Augen in unheimlichem Glanze; die Wuth verzerrt das Gesicht auf das abscheulichste; die dünnen, scharf geschnittenen Lippen, welche zurückgezogen werden, lassen die gewaltigen Reißzähne und die furchtbaren Kinnladen erscheinen, in welchen ein Menschenglied zermalmt werden würde, wie Zwieback."

„Der Jäger steht mit ängstlicher Sorge, seinen Feind bewachend, auf einer und derselben Stelle, das Gewehr in der Hand, oft fünf lange, bange Minuten, mit aufregendem Grauen den Augenblick erwartend, in welchem er feuern muß. Die gewöhnliche Entfernung, in welcher geschossen wird, beträgt 14 bis 18 Fuß. Ich meinestheils habe nie weiter auf ein Gorillamännchen geschossen, als auf acht Ellen. Zuletzt kommt die Gelegenheit: so schnell als möglich wird das Gewehr erhoben, — ein ängstlicher Augenblick, welcher die Brust zusammenschnürt, und dann — Finger an den Drücker! Wenn der Neger einem Flußpferde während der Jagd eine Kugel zusandte, geht er im Augenblicke auf seine Beute los: — wenn er nach einem Gorilla schoß, steht er still; denn falls er gefehlt hat, muß er kämpfen für sein Leben, Gesicht gegen Gesicht, hoffend, daß irgend ein unerwartetes Glück

2*

wieder nach seinem Winkel zurück. Dies lehrte mich Vorsicht; doch gab ich die Hoffnung, ihn zu zähmen, nicht auf. Meine erste Sorge war natürlich, Futter für ihn zu schaffen. Ich ließ Waldbeeren holen und gab ihm dieselben nebst Wasser in seinen Käfig. Er war außerordentlich scheu und wollte nicht eher essen noch trinken, als bis ich mich auf ziemlich bedeutende Entfernung zurückzog."

„Am zweiten Tage war Joe, wie ich ihn genannt hatte, wilder als am ersten; er fuhr nach Jedermann hin, wenn er nur einen Augenblick bei seinem Käfig stand, und schien bereit, uns Alle in Stücke zu zerreißen. Ich brachte ihm einige Ananasblätter und bemerkte, daß er davon nur die weichen Theile fraß. Er schien eben nicht wählerisch zu sein, obschon er jetzt und während seines kurzen Lebens alles Futter verschmähte, mit Ausnahme der wilden Blätter und Früchte, welche man in seinen heimischen Wäldern für ihn gesammelt hatte. Am dritten Tage war er noch mürrischer und wüthender, bellte Jeden an und zog sich entweder nach seinem fernen Winkel zurück oder schoß angreifend vor. Am vierten Tage glückte es ihm, zwei Bambusstäbe aus einander zu schieben und zu entfliehen. Ich kam dazu, gerade als seine Flucht entdeckt worden war, und forderte augenblicklich alle Neger zur Verfolgung auf. Beim Eintreten in mein Haus wurde ich von ärgerlichem Brüllen begrüßt, welches unter meiner Bettstelle hervorkam. Es war Meister Sepperl, welcher hier lag, sorgfältig alle meine Bewegungen beobachtend. Augenblicklich schloß ich die Fenster und rief meine Leute herbei, das Thor zu beaufsichtigen. Als Freund Joe Dies sah, zeigte sich seine ganze Wuth in seinem Gesicht; seine Augen glänzten, der ganze Leib bebte vor Zorn, und rasend kam er unter dem Bette hervor. Wir schlossen das Thor und ließen ihm das Feld, indem wir vorzogen, lieber einen Plan zu seiner sichern Gefangenschaft zu entwerfen, als uns seinen Zähnen auszusetzen. Es war kein Vergnügen, ihn wieder zu fangen: er war schon so stark und wüthend, daß ich selbst einen Faustkampf mit ihm scheute, aus Furcht, von ihm gebissen zu werden. Mitten im Raum stand der biedere Bursch und schaute wüthend auf seinen Feind, dabei mit einiger Ueberraschung die Einrichtungsgegenstände prüfend. Ich hatte große Sorge, daß das Picken meiner Uhr sein Ohr erreichen würde und ihn zu einem Angriff auf diesen unschätzbaren Gegenstand begeistern oder, daß er Vieles von Dem, was ich gesammelt hatte, mir zerstören möchte. Endlich, als er sich etwas beruhigt hatte, sandte ich einige junge Leute nach einem Netz aus, und dieses warfen wir ihm auch glücklich über den Kopf. Das junge Scheusal brüllte fürchterlich und wüthete und tobte unter seinen Fesseln. Ich warf mich schließlich auf seinen Nacken, zwei Mann faßten seine Arme, zwei andere die Beine: und dennoch machte uns das kleine Geschöpf viel zu schaffen. So schnell als möglich trugen wir ihn nach seinem, inzwischen ausgebesserten Käfig zurück und bewachten ihn dort sorgfältiger."

„Niemals in meinem Leben sah ich ein so wüthendes Vieh, wie diesen Affen. Er fuhr auf Jeden los, der zu ihm hin kam, biß in die Bambusstäbe, schaute uns mit giftigen und tollen Augen an und zeigte bei jeder Gelegenheit, daß er ein durch und durch bösartiges und boshaftes Gemüth hatte." —

Im Verlauf der Erzählung theilt Du Chaillu ferner mit, daß Joe nicht einmal durch Hunger und, wie er sich ausdrückt, durch „gesittete Nahrung" zu bändigen war, daß er nach einiger Zeit, als er zum zweiten Male durchbrach, mit vieler Mühe wieder gefangen, trotz alles Widersträubens in Ketten gelegt wurde und zehn Tage darauf plötzlich starb. Er lernte seinen Herrn zuletzt wohl kennen.

Später erhielt Du Chaillu noch ein junges Gorillaweibchen, welches mit außerordentlicher Zärtlichkeit an der Leiche seiner Mutter hing und das ganze Dorf durch seine Betrübniß in Aufregung versetzte. Das Thierchen war noch so klein, daß es nur mit Milch hätte ernährt werden können und weil diese nicht zu bekommen war, starb es schon am dritten Tage nach seinem Fang.

Außerdem beschreibt der genannte Reisende noch zwei andere „neue" Affen, von denen er den einen Kulu-Kamba (Troglodytes Kulu-kamba) und den andern Nschiego-Mbuwe (Troglodytes calvus) nennt. In ihren Lebensverhältnissen scheinen diese Thiere, wenn der Entdeckung überhaupt Glauben geschenkt werden darf, sich dem Schimpanse zu nähern. Der Kulu-Kamba soll sehr

künstliche Regenschirme auf die Bäume bauen, und Du Chaillu giebt auch eine Abbildung davon, welche freilich so beschaffen ist, daß sie sehr gerechte Zweifel eines Sachverständigen erwecken muß. Die Zweige sind gleichmäßig ausgesucht, mit ihren dicken Enden rings herum um den Baumstamm gelegt, dort sehr hübsch und künstlich mit Weinreben angebunden und dann nach außen schirmartig umgebogen, gerade so, als ob sie ein recht geschickter Gartenarbeiter, welcher mit Messer und Weidenzweigen gehörig umzugehen weiß, gemacht hätte!

Eine Vergleichung der gegebenen Schädel würde allerdings für die Artverschiedenheit der genannten Thiere sprechen; doch dürften wir wohl thun, erst die Untersuchung bewährter Männer der Wissenschaft abzuwarten, bevor wir ein endgiltiges Urtheil fällen. Alle Abbildungen in Du Chaillus Werke beweisen unzweifelhaft, daß sie erst in England von Künstlern angefertigt wurden, welche durchaus nicht naturwissenschaftlich gebildet genannt werden dürfen. Wenn Du Chaillu unter Anderm dem Künstler gestattet, daß er einen der afrikanischen Affen sich am Schwanze schaukeln läßt, so kann er nicht erwarten, daß den bildlichen Erläuterungen zu seinem Werke an maßgebenden Stellen Glauben geschenkt wird.

Wenden wir uns nunmehr zu einem andern, weniger Zweifel herausfordernden Waldmenschen welcher dieselbe Gegend Afrikas bewohnt, zum Schimpanse (Troglodytes niger). Wie er zu dem sonderbaren Namen gekommen ist, weiß man nicht; wohl aber ist jetzt entschieden, daß er schon sehr lange bekannt, aber auch sehr oft mit dem Vorhergehenden, vielleicht selbst mit dem Mandril verwechselt worden ist. Es liegen uns viele Berichte vor, in denen des Schimpanse Erwähnung geschieht. Pyrard hat ihn im 14. Jahrhundert in der Sierra-Leona beobachtet und giebt ihm den Landesnamen „Barris"; Battel erzählt in seiner 1717 erschienenen Beschreibung von Kongo von ihm und nennt ihn „Pongo", wie den Orang-Utang, erwähnt aber auch bereits einer zweiten größern Art; Buffon tauft ihn „Jocko", weil die Eingeborenen ihn „Entschocko" oder „Intjoko" nennen sollen; Schaw unterscheidet ihn von seinem asiatischen Verwandten, Ogilby hält ihn für den wilden Menschen des Hanno; Brosse spricht endlich von einem Affen Namens „Quimpeze" und bietet uns somit einigen Anhalt zur Ableitung seines jetzt allgemein üblichen Namens ꝛc. Buffon giebt uns auch schon Beschreibungen seines Wesens in der Gefangenschaft, in welcher er das Thier um die Mitte des vorigen Jahrhunderts beobachten konnte.

Der Schimpanse ist bedeutend kleiner, als der Gorilla, immerhin aber noch ein großer Affe von 3 bis 4½ Fuß Höhe. Sein Leib ist kurz und dick, denn der Bauch hängt etwas vor; an dem gestreckten, großen Kopfe tritt die Stirn zurück, während die Ohren, welche denen des Menschen ähneln, abstehen; die Nase ist kleiner und platter, als die des Gorilla, die Lippen sind dünn und äußerst beweglich, die Augen haben Wimpern und Brauen: die dünnen, aber kräftigen Arme reichen bis unter die Kniee herab; die Hände sind mittelgroß, und alle ihre Finger haben platte Nägel. Das lange, grobe und straffe, schwarze, im hohen Alter graue Haar läßt nur das Gesicht und die innern Handflächen, gewöhnlich auch die Handrücken, frei, bedeckt den Oberkörper dichter als den Unterkörper, bildet im Gesichte einen Bart, welcher unter dem Kinn wegzieht, aber an den Wangen die größte Länge erreicht, und ist auf dem Oberarm nach unten, auf dem Unterarm aber nach oben gerichtet. — Der Gesichtsausdruck des Schimpanse zeigt niemals jene unbegrenzte Wildheit, welche sich im Gesicht des Gorilla ausspricht, sondern ist sanft und gemüthlich. Alle diese Merkmale unterscheiden unser Thier hinlänglich von dem Gorilla.

Die Eingeborenen behaupten, daß der Schimpanse im vollkommen erwachsenen Zustande fünf Fuß hoch und daß sein Wachsthum im neunten oder zehnten Jahre beendet werde. Ein solches erwachsenes Thier soll so schwer sein, daß es eine hinreichende Last für zwei starke Männer bildet.

Die Verbreitung des Schimpanse ist beschränkt; wie es scheint, beherbergen ihn blos Ober- und Niederguinea. Hier bewohnt er die großen Wälder in den Flußthälern und an der Küste

Er lebt in größeren Gesellschaften, und man hört Nachts oft das grelle Geschrei der vereinigten Herden. Unser Affe scheint ein ziemlich tölpelhafter Bursche zu sein. Die einseitige Verwendung der Hände zum Umfassen der Aeste oder zum Greifen überhaupt krümmt und zieht sie schließlich so zusammen, daß er, wenn er sie dann zum Gehen benutzen will, auf die Knöchel, anstatt auf die



Der Schimpanse (Troglodytes niger).

Sohlen treten muß. Hierdurch erhält sein Gang natürlich etwas sehr Unsichres und Ungeschicktes; gleichwohl aber soll er sich viel auf dem Boden aufhalten und die Bäume blos dann besteigen, wenn er nach Nahrung späht oder sich sichern will. Zuweilen geht er auf den Hinterfüßen allein und legt dann die Vorderhände im Nacken zusammen, um sich im Gleichgewicht zu halten; sowie er aber gestört

wird, wirft er sich augenblicklich auf alle Viere und humpelt nun mit seltsamen Sprüngen, jedoch ziemlich rasch, davon. Beim aufrechten Gange ist er nicht im Stande, wie der Mensch die Ferse vom Boden zu erheben, sondern tritt gleichsam stampfend mit der ganzen Sohlenfläche oder vielmehr mit den Knöchelseiten der Hände und Füße auf, wodurch diese Außenseiten der Hände schwielig werden. Wenn er ruht, nimmt er eine sitzende Stellung an, die Nacht aber verbringt er, wie der Gorilla und asiatische Waldmensch, in Nestern, welche er sich aus den zusammengebogenen Zweigen der Bäume bereitet und mit abgebrochenen Aesten und blätterreichen Zweigen auspolstert. Diese Nester sah Savage gewöhnlich in einer Höhe von 20 bis 30 Fuß über dem Grunde. Er bemerkte selten zwei auf einem Baume, nur ein einziges Mal fünf, niemals aber eine solche Menge zusammen, welche berechtigen könnte, von einem Affendorfe zu sprechen, wie früher so oft geschehen ist.

Der Schimpanse nährt sich fast von denselben Pflanzen, wie der Gorilla. Früchte, Nüsse und Wurzeln sind wohl die Hauptnahrung. Zuweilen besucht er die Bananen und andere Fruchtbäume, welche die Neger zwischen ihren Maisfeldern anpflanzen. Das Aufsuchen der Nahrung bestimmt die Thiere zu häufigem Wechsel ihres Aufenthalts. Verlassene Negerdörfer, in denen die Papaya in großer Menge wächst, sind Lieblingsorte für sie, so lange es dort Nahrung giebt; wenn diese aber aufgezehrt ist, unternehmen sie Wanderungen von größerer oder geringerer Ausdehnung. Auch ihre Gesellschaften werden immer von dem stärksten Männchen geführt und geleitet; die Wachsamkeit desselben ist eben so groß, als seine Stärke. Man versichert, daß ein erwachsenes Männchen des Schimpanse im Stande sei, Aeste abzubrechen, welche zwei Männer kaum beugen können. Ja, die Neger behaupten, daß ein Schimpanse kräftig genug sei, zehn Männern Widerstand zu leisten. Doch sagen sie auch, daß der Schimpanse niemals ungereizt angreife, sondern sich stets auf seine Vertheidigung beschränke. Bei Gefahr stößt der Leitaffe einen Schrei aus, welcher dem Angstruf eines in Todesgefahr schwebenden Menschen ähnelt, die übrigen erklettern schnell die Gipfel der Bäume und lassen ihre Laute hören, welche an das Hundegebell erinnern. Erst dann, wenn der Jäger einen Affen der Herde getödtet hat, gehen die Männchen auf den Jäger los, welcher unterliegt, falls die Zahl seiner Angreifer groß ist. Man sagt, daß derselbe sich retten könne, wenn er den Angreifern Stücke seiner Kleidung oder auch seine Waffen überlasse, die dann von den erbosten Thieren mit Wuth in Stücke zerrissen und zerbrochen würden. Bei jenen Angriffen oder der Vertheidigung bedienen sich die Affen hauptsächlich ihres Gebisses und ihrer Hände, obwohl noch immer berichtet wird, daß sie Stöcke, Nüsse, Steine u. dergl. zur Vertheidigung zu benutzen wüßten. Uebrigens ist schon um deshalb schwer zu glauben, daß sie Stöcke oder Keulen in unserer Weise zum Kampfe benutzen, weil ihr schwankender Gang auf zwei Hinterbeinen eine freie Benutzung nicht gestattet; aller Wahrscheinlichkeit nach würde jeder aufrechtstehende Affe durch die Kraft der zu einem ordentlichen Schlage erforderlichen Armbewegung aus dem Gleichgewichte gebracht und zu Boden gerissen werden.

Sehr groß ist die gegenseitige Anhänglichkeit der Mitglieder einer Herde. Die Männchen lieben die Weibchen und diese ihre Kinder außerordentlich, und die Stärkeren vertheidigen stets die Schwächeren. In der geschlechtlichen Liebe sollen sich die Schimpanses weit weniger abschreckend zeigen, als andere Affen, namentlich die Paviane. Man spricht sogar von gewisser Sittsamkeit, welche sie beweisen. Es ist wiederholt erzählt worden, daß die männlichen Schimpanses an weiblichen Menschen Gefallen finden; sie sollen zuweilen junge Negerinnen gewaltsam mit sich fortführen, jahrelang in dem Walde bei sich behalten, sie sorgsam bewachen und ihnen durch ihre rohe Zärtlichkeit sehr lästig fallen; ich brauche wohl kaum zu sagen, daß solche Erzählungen noch sehr der Bestätigung bedürfen. Es wäre übrigens sehr merkwürdig, wenn die Affen ihre Verwandtschaft mit dem Menschen ebenso ahnten, als die Neger sich ihrerseits als Vettern des Orangs fühlen. Diese erblicken in dem Schimpanse die Mitglieder eines eigenen Menschenstammes, welcher aber wegen seiner schlechten Aufführung von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen wurde und durch die Beharrlichkeit in seinen schlechten Sitten nach und nach zu dem Zustande herabsank, in welchem er jetzt

lebt. Diese Anschauung hindert die guten Leute übrigens nicht, die von ihnen erlegten Affen zu essen.

Der Schimpanse ist namentlich in der Neuzeit öfters lebend nach Europa und selbst nach Deutschland gebracht worden, wenn auch gewöhnlich nur jung. Unser ihm fremdes Klima hat ihn aber immer bald umgebracht. Es ist bis jetzt kein Beispiel bekannt, daß einer dieser Affen mehrere Jahre hier am Leben geblieben wäre; dagegen erzählt man, daß Schimpanses in ihrer Heimat über 20 Jahre in der Gefangenschaft ausgehalten haben und dabei sehr groß und stark geworden sind. Bis jetzt hat man stets beobachtet, daß die Gefangenen sanft, klug und liebenswürdig waren. Der Kapitän Grandpret erzählt von einem Weibchen, welches bewunderungswürdige Beweise seiner Klugheit gab. Er sah es auf einem Schiffe, mit welchem es nach Amerika gebracht werden sollte. Man hatte es gelehrt, den Backofen zu heizen, und es erfüllte sein Amt zur allgemeinen Zufriedenheit, gab sorfältig Acht, daß keine Kohlen herausfielen, und wußte auch, wenn der Ofen den nöthigen Grad von Hitze erlangt hatte. Dann ging es hin und berichtete den Bäcker durch sehr ausdrucksvolle Geberden davon, und dieser konnte sich auf seinen Gehilfen so gut verlassen, daß er niemals selbst nachzusehen brauchte. Derselbe Affe verrichtete die Arbeit eines Matrosen mit ebenso viel Geschick als Einsicht. Er wand das Ankertau auf, zog die Segel ein, band sie fest und arbeitete vollkommen zur Zufriedenheit der Matrosen, welche ihn zuletzt als ihren Maat betrachteten. Leider verlor dieses herrliche Thier, ehe es Amerika erreichte, sein Leben in Folge viehischer Grausamkeit, welche es von dem Steuermann erleiden mußte. Dieser hatte es ungerechter Weise mißhandelt, ohne sich um die flehenden Bitten des armen Geschöpfes zu kümmern. Es hielt, wie ein Mensch, die zusammengefaltenen Hände vor, um das Herz seines Peinigers zu erweichen; allein der Unmensch achtete nicht auf die beredte Sprache des so hoch begabten Wesens. Er fuhr fort in seiner gemeinen Grausamkeit. Der Affe erlitt sie geduldig, weigerte sich aber von diesem Augenblicke standhaft, irgend welche Nahrung zu sich zu nehmen, und starb am fünften Tage darauf aus Hunger und Gemüthserregung. Die ganze Mannschaft betrauerte ihn, als ob einer ihrer Kameraden gestorben wäre.

Brosse brachte zwei Schimpanses mit sich nach Europa, ein junges Männchen und ein Weibchen. Sie setzten sich an den Tisch, wie ein Mensch, aßen von Allem und bedienten sich dabei des Messers, der Gabel und der Löffel. Auch die Getränke theilten sie redlich mit den Menschen, und namentlich Wein und Branntwein mundeten ihnen vortrefflich. Sie riefen die Schiffsjungen, wenn sie Etwas brauchten, und wurden böse, wenn diese es ihnen verweigerten, faßten dann die Knaben an dem Arme, bissen sie und warfen sie unter sich. Das Männchen wurde krank und der Schiffsarzt ließ ihm deshalb zur Ader; so oft es sich später unwohl fühlte, hielt es ihm stets den Arm hin. — Buffon's Schimpanse ging fast immer aufrecht, selbst wenn er schwere Sachen trug; er sah traurig und ernsthaft aus und bewegte sich abgemessen und verständig. Von den häßlichen Eigenschaften der Paviane zeigte er keine einzige; er war aber auch nicht muthwillig, wie die Meerkatzen. Seinem Herrn gehorchte er aufs Wort oder auf ein Zeichen. Er bot den Leuten den Arm an und ging ordentlich mit ihnen herum, setzte sich zu Tisch, benutzte ein Vorstecktuch und wischte sich damit die Lippen, wenn er getrunken hatte; er schenkte sich selbst Wein ein und stieß mit den Andern an. Er holte sich eine Tasse und Schale herbei, that Zucker hinein, goß Thee darauf und ließ ihn kalt werden, bevor er ihn trank. Niemandem fügte er ein Leid zu, sondern näherte sich Jedem bescheiden und freute sich ungemein, wenn ihm geschmeichelt wurde. Alle Leute, welche Buffon besuchten, gewannen seinen Hausgenossen außerordentlich lieb und brachten ihm Zuckerbrod oder Obst mit. Leider tödtete ihn die Lungenschwindsucht innerhalb eines Jahres. — Dr. Traill brachte einen Schimpanse mit nach England, welcher nicht gern aufrecht ging, sich vielmehr beim Gehen auf die Finger stützte. Er war furchtsam, aber mit Bekannten vertraulich. Wenn es kalt wurde, wickelte er sich in eine Decke. Eines Tages hielt man ihm einen Spiegel vor, sogleich war seine Aufmerksamkeit gefesselt; auf die größte Beweglichkeit folgte sofort die tiefste Ruhe. Er untersuchte neugierig das merkwürdige Werkzeug und schien stumm vor Erstaunen. Dann blickte er fragend seinen Freund an,

hierauf wieder den Spiegel, ging hinter diesen, kam zurück, betrachtete nochmals sein Bild und suchte sich durch Betasten desselben zu überzeugen, ob er die wirkliche Körperlichkeit oder bloßen Schein vor sich habe: — ganz so, wie es wilde Völker thun, wenn ihnen zum ersten Male ein Spiegel gereicht wird.

Der Lieutenant Henry K. Sayers erzählt von einem jungen Männchen, welches er wenige Tage nach der Gefangennahme an der Westküste Afrikas erhielt, daß es sehr bald und im hohen Grade vertraut mit ihm wurde, noch innigere Freundschaft aber mit einem Negerknaben schloß und im höchsten Zorne zu kreischen anfing, wenn jener ihn nur für einen Augenblick verlassen wollte. Sehr eingenommen war er für Kleidungsstücke, und das erste Beste, das ihm in den Weg kam, eignete er sich an, trug es sogleich auf den Platz und setzte sich unabänderlich, mit selbstzufriedenem Gurgeln darauf, gab es auch gewiß nicht ohne harten Kampf und ohne die Zeichen der größten Unzufriedenheit wieder her. „Als ich diese Vorliebe bemerkte," fährt der Erzähler fort, „versah ich ihn mit einem Stück Baumwollenzeug, von dem er sich dann, zur allgemeinen Belustigung, nicht wieder trennen mochte, und welches er überallhin mitschleppte, so daß keine Verlockung stark genug war, ihn zum Aufgeben desselben auch nur für einen Augenblick zu bewegen."

„Die Lebensweise der Thiere in der Wildniß war mir völlig unbekannt; ich versuchte deshalb, ihn nach meiner Art zu ernähren und hatte den besten Erfolg. Morgens um acht Uhr bekam mein Gefangener ein Stück Brod in Wasser oder in verdünnter Milch geweicht, gegen zwei Uhr ein paar Bananen oder Pisang, und ehe er sich niederlegte, wieder eine Banane, eine Apfelsine oder ein Stück Ananas. Die Banane schien seine Lieblingsfrucht zu sein, für sie ließ er jedes andere Gericht im Stiche, und wenn er sie nicht bekam, war er höchst mürrisch. Als ich ihm einmal eine verweigerte, verfiel er in die heftigste Wuth, stieß einen schrillen Schrei aus und rannte mit dem Kopfe so heftig gegen die Wand, daß er auf den Rücken fiel; stieg dann auf eine Kiste, streckte die Arme verzweiflungsvoll aus und stürzte sich herunter. Alles Dies ließ mich so sehr für sein Leben fürchten, daß ich den Streit aufgab. Nun erfreute er sich seines Sieges auf das lebhafteste, indem er minutenlang ein höchst bedeutungsvolles Gurgeln und Murren hören ließ: kurz, jedesmal, wenn man ihm seinen Willen nicht thun wollte, zeigte er sich wie ein verzogenes Kind. Aber so bös er auch werden mochte, nie bemerkte ich, daß er geneigt gewesen wäre, seinen Wärter oder mich zu beißen, oder sich sonst wie an uns zu vergreifen." —

Das sind einige von den unzähligen Geschichten, welche man von diesen Affen berichtet; schade, daß die fast unausbleibliche Lungenschwindsucht die armen Thiere gewöhnlich so rasch tödtet. Schon kurze Zeit nach ihrer Ankunft in Europa beginnen sie zu husten und damit stiller und trauriger zu werden. Je weiter die Krankheit fortschreitet, um so ruhiger und milder werden sie; sie sehen zuletzt wahrhaft erbarmungswürdig aus. Wie lungenkranke Menschen beugen sie den Kopf nach vorn, husten von Zeit zu Zeit und legen ihre Hände dann auf die wunde Brust, dabei sehen sie so kläglich und bittend mit ihren dunkelbraunen Augen auf den Menschen, daß dieser sich der Rührung unmöglich erwehren kann. Gewöhnlich unterliegen sie der fürchterlichen Seuche schon im ersten, sicher aber im zweiten Jahre; unser kaltes Klima kann den glücklichen Kindern des Südens niemals ihre schöne Heimat ersetzen.

Von dem afrikanischen Waldmenschen unterscheidet sich der asiatische, welcher gewöhnlich Orang-Utang oder Pongo genannt wird (Pithecus Satyrus), durch die bedeutend längeren Arme, die bis zu den Knöcheln der Füße herabreichen und durch den kegel- oder pyramidenförmig zugespitzten Kopf mit seiner weit vorstehenden Schnauze, welche alten Thieren jede Menschenähnlichkeit benimmt. So lange der Pongo jung ist, gleicht sein Schädel dem eines Menschenkindes in hohem Grade; mit dem zunehmenden Alter aber tritt das Thierische auch bei ihm derartig hervor, daß der Schädel dann nur noch entfernt an den des jungen Affen erinnert.

Das alte Männchen des Orang-Utang wird 4 Fuß hoch, das alte Weibchen etwa einen halben Fuß weniger. Der Leib ist an den Hüften breit und durch den stark hervortretenden Bauch ausgezeichnet; der Hals ist kurz und vorn faltig, weil das Thier einen großen Kehlsack besitzt, welcher aufgeblasen werden kann; die langen Gliedmaßen haben auch lange Hände und Finger. Die Nägel der letzteren sind immer platt, fehlen aber sehr häufig den Daumen der Hinterhände. Das Gesicht ist bezeichnend. In dem furchtbaren Gebiß treten die Eckzähne stark hervor; der Unterkiefer ist länger als der Oberkiefer; die Lippen sind gerunzelt, stark aufgeschwollen und aufgetrieben; die Nase ist ganz flach gedrückt, und die Nasenscheidewand verlängert sich über die Nasenflügel hinaus; Augen und



Der Orang-Utang (Pithecus Satyrus).

Ohren sind klein, aber denen des Menschen ähnlich gebildet. Die Behaarung ist spärlich auf dem Rücken, sehr dünn an der Brust, um so länger und reichlicher aber an den Seiten des Leibes, wo sie lang herabfällt. Im Gesichte entwickelt sie sich bartähnlich; auf den Oberlippen und am Kinn, am Schädel und auf den Unterarmen ist sie aufwärts, sonst aber abwärts gerichtet. Das Gesicht und die Handflächen sind ganz nackt, die Brust und die Oberseiten der Finger fast ganz nackt. Gewöhnlich ist die Färbung der Haare ein dunkles Rostroth, seltener ein Braunroth, welches auf dem Rücken und auf der Brust dunkler, am Bart aber heller ist. Die nackten Theile sehen bläulich- oder schiefergrau



Orang Utang.

aus. Alte Männchen unterscheiden sich von den Weibchen durch ihre Größe, dichteres und längeres Haar, reichlichern Bart und eigenthümliche Schwielen oder Hautlappen an den Wangen, welche sich halbmondförmig von den Augen an nach den Ohren hin und zum Oberkiefer herabziehen und das Gesicht auffallend verhäßlichen. Die jüngeren Thiere sind bartlos, sonst aber reicher behaart und dunkler gefärbt.

Gegenwärtig scheint es so ziemlich festzustehen, daß der Orang-Utang ausschließlich auf Borneo gefunden wird. Früher nannte man oft auch Sumatra und die anderen Sunda-Inseln als seine Heimat; doch scheint es, daß solche Angaben auf falschen Aussagen der Eingebornen beruht haben. Lange Zeit war man nicht abgeneigt, zwei, drei, ja vier Arten des Thieres anzunehmen, von denen jede eine besondere Insel bewohnen sollte; in der Neuzeit aber scheint man ziemlich einig geworden zu sein, daß alle die verschiedenen Orangaffen Asiens, welche man als eigene Arten ansah, blose Altersverschiedenheiten einer einzigen Art darstellen, deren Heimat Borneo ist. Hier lebt unser Thier auf der Süd- und Westseite der Insel in den großen, sumpfigen Waldniederungen, am liebsten an den Ufern der Flüsse. Im Gebirge soll er niemals vorkommen. Ausgedehnte Wälder, in denen er unbehelligt von seinem Hauptfeinde, dem Menschen, hausen kann, dürften für sein Vorkommen unerläßliche Bedingung sein. Aus allen bevölkerten Gegenden, in deren Gebiet er sonst gefunden wurde, ist er jetzt verschwunden. In der eigentlichen Wildniß dagegen scheint er keineswegs selten zu sein, aber so selten besucht und belauscht zu werden, daß wir noch heute nur äußerst wenig von seinem Leben in der Freiheit wissen.

Er selbst ist schon seit alter Zeit bekannt. Bereits Plinius giebt an, daß es auf den indischen Bergen Satirn gäbe, „sehr bösartige Thiere mit einem Menschengesicht, welche bald aufrecht, bald auf allen Vieren gingen und wegen ihrer Schnelligkeit nur gefangen werden könnten, wenn sie alt oder krank seien.“ Seine Erzählung erbt sich fort von Jahrhundert zu Jahrhundert und empfängt von jedem neuen Bearbeiter Zusätze. Man vergißt fast, daß man noch von Thieren redet; aus den Affen werden beinahe wilde Menschen. Uebertreibungen jeder Art verwirren die ersten Angaben und entstellen die Wahrheit. Bontius, ein Arzt, welcher um die Mitte des 17. Jahrhunderts auf Java lebte, spricht wieder einmal aus eigener Anschauung. Er sagt, daß er den Waldmenschen einige Male gesehen habe, und zwar ebenso wohl Männer als Weiber. Sie gingen öfters aufrecht und geberdeten sich ganz wie andere Menschen. Bewunderungswürdig wäre ein Weibchen gewesen. Es habe sich geschämt, wenn es unbekannte Menschen betrachtet hätten, und nicht nur das Gesicht, sondern auch seine Blöße mit den Händen bedeckt; es habe geseufzt, Thränen vergossen und alle menschlichen Handlungen so ausgeübt, daß ihm nur die Sprache gefehlt habe, um wie ein Mensch zu sein. Die Javaner sagten, daß die Affen wohl reden könnten, wenn sie nur wollten; allein sie thäten es nicht, weil sie fürchteten, arbeiten zu müssen. Daß die Waldmenschen aus der Vermischung von Affen und indianischen Weibern entständen, sei ganz sicher. Schouten bereichert diese Erzählung durch einige Entführungsgeschichten, in denen die Waldmenschen der angreifende, indische Mädchen aber der leidende Theil sind. Brosse versichert sogar, daß eine von den Affen entführte Negerin drei Jahre im Walde festgehalten worden wäre: — ob die wilde Ehe in des Worts verwegenster Bedeutung, welche die Braut allem Anscheine nach mit ihrem Entführer einging, auch mit Kindern gesegnet wurde, steht nicht dabei. Es versteht sich fast von selbst, daß die Orang-Utangs nach allen diesen Erzählungen aufrecht auf den Hinterfüßen gehen, obwohl hinzugefügt wird, „daß sie auch auf allen vier Beinen laufen könnten.“ Eigentlich sind aber die Reisebeschreiber an den Uebertreibungen, welche sie auftischen, unschuldig; denn sie geben blos die Erzählungen der Eingebornen wieder. Diese wußten sich natürlich die Theilnahme der Europäer für unsere Affen zu Nutze zu machen, weil sie ihnen junge Pongos verkaufen wollten und deshalb ihre Waare nach Kräften priesen, — nicht mehr und nicht minder, als es Thierschausteller bei uns zu Lande heutigen Tages auch noch thun.

Versucht man nun, die Naturgeschichte des Orang-Utang von allen Ausschmückungen, Zuthaten, Lügen und Fabeln zu entkleiden, so ergiebt sich etwa Folgendes:

Der asiatische Waldmensch bewohnt die einsamen, großen Wälder Borneos und zumal die in den Niederungen der Flüsse Kahayan, Sampit, Mandawej, Kotaringin und andere. Nur die Weibchen und jüngeren Thiere leben gesellig, aber immer noch nicht in zahlreichen Banden; die alten Männchen dagegen sind Einsiedler und nähern sich den Weibchen blos zur Brunstzeit. Beide rufen sich dann laute Schreie zu, welche an das Brüllen des Rindes erinnern. Im hohen Greisenalter stehende, abgestumpfte und schwache Thiere halten sich auf dem Boden auf und schleppen sich auf ihm die letzten Jahre ihres Lebens mühselig dahin. Die jüngeren und kräftigeren leben auf den Bäumen. Dazu bestimmt sie auch ihre Ausrüstung. Ihre langen Vorderglieder gestatten ihnen nur einen höchst unbehülflichen, schwerfälligen Gang, während sie beim Klettern ihnen gerade vortreffliche Dienste leisten. Im Gehen stützen sie sich auf die Oberseite der eingeschlagenen Füße und auf den Außenrand der Hinterhände. Zum aufrechten Gange für längere Zeit sind sie außer Stande, und deshalb mögen sie wohl auch nicht öfter, als die übrigen Affen, blos auf beiden Hinterfüßen gehen. Schon in der Jugend sind sie still oder wenigstens nicht eben lebhaft, und mit zunehmendem Alter zeigen sie sich immer träger und schwerfälliger. Auch ihr Klettern ist langsam und bedächtig, bärenartig. Sie erfassen mit den Vorderhänden einen Zweig und ziehen gemächlich ihren Körper nach. Auf weite und kühne Sprünge lassen sie sich nicht ein. In den Baumkronen finden sie, was sie bedürfen: Früchte, Fruchtknospen, Blüthen, Blätter, Sämereien, Rinden, Kerbthiere und Eier. Hieraus besteht ihre Nahrung in der Freiheit. Die Nacht bringen sie am liebsten in den Niederungen des Urwaldes zu und wählen sich dann gern die dichtesten Baumwipfel, um gegen Wind und Regen geschützt zu sein. Schmarotzerpflanzen, welche auf dicken Aesten wuchern, große Farren und niedere, dichtblätterige Bäume sind für diesen Zweck ihre Lieblingsorte. Eine Art von Nest bauen sie sich ebenfalls, gewöhnlich in einer Höhe von 12 bis 20 Fuß über dem Boden. Es ähnelt dem Horste eines großen Vogels und trägt niemals ein Dach. Dicke Aeste, welche entweder abgebrochen oder blos zusammengebogen sind, werden mit losen, blätterreichen Zweigen, auch mit Laub und Gräsern bedeckt, um die Lagerstätte weich und warm zu machen. Man behauptet, daß der Pongo niemals in sitzender Stellung schlafe, sondern sich immer dazu niederlege, wie ein Mensch; ja, bei kühler Witterung soll er sich auch eine Zudecke aus Blättern bereiten. Da man Aehnliches an gefangenen Orang-Utangs beobachtet hat, darf diese Angabe glaubwürdig erscheinen.

Der Orang-Utang ist ein friedliches und ruhiges Thier. Er ist nicht furchtsam und flieht auch vor dem Menschen nicht, sondern betrachtet diesen mit aller Ruhe. Falls er Gefahr vermuthet oder wirklich verfolgt wird, sucht er in den höchsten Baumwipfeln Schutz und versteckt sich hier entweder hinter einem dicken Aste oder zwischen dem Dickicht des Laubes; fühlt er sich auch da nicht sicher, so flüchtet er von Wipfel zu Wipfel, aber keineswegs ungestüm und eilig, wie die übrigen Affen, sondern zögernd, überlegend und umsichtig. Wird er durch einen Kugelschuß oder einen Pfeil verwundet, so schreit er laut auf, bricht alle Aeste und Zweige, welche sich in seiner Nähe befinden, ab und schleudert diese von der Höhe herab auf seinen Gegner, wahrscheinlich um ihn einzuschüchtern und von seiner Verfolgung abzuhalten. Selbst wenn er in größten Zorn und in Wuth geräth, ist er noch immer so langsam, daß man ihn bequem verfolgen kann. Daß er sich mit abgebrochenen Aesten wie mit Keulen vertheidige, ist von glaubwürdigen Berichterstattern niemals erzählt worden und jedenfalls auch nur eine müßige Erfindung der Eingebornen. So viel steht wohl fest, daß er, wenn er verwundet wurde und sein Verfolger ihm auf den Leib rückt, sich seiner Haut gut zu wehren weiß und kein zu verachtender Gegner des Menschen ist. Seine Arme sind sehr kräftig und sein Gebiß wahrhaft furchtbar. Er zerbricht mit Leichtigkeit einen Spergriff oder den Arm eines Menschen und beißt gräßlich. Ein altes Thier lebend in seine Gewalt zu bekommen, soll ganz unmöglich sein, jung dagegen läßt er sich leicht fangen. Man erzählt, daß die Jäger, um sich seiner zu bemächtigen, rings um den Baum, auf welchem er sitzt, alle übrigen Bäume niederschlagen und ihm so den Weiterweg verwehren; ich brauche wohl kaum zu sagen, daß Dies nur eine Fabel mehr ist. Höchst wahrscheinlich werden die Jungen, wie auch schon Schouten sagt, in Schlingen gefangen.

Wir haben eine Menge Erzählungen, welche uns von gefangenen Thieren berichten, und alle stimmen darin überein, daß die jungen **Pongos** außerordentlich gutartige, etwas langsame und schwerfällige Geschöpfe sind. Die ersten genauen Beobachtungen verdanken wir dem Holländer **Vosmaern**, welcher ein Weibchen längere Zeit zahm hielt. Dasselbe war sehr gutmüthig und bewies sich niemals boshaft oder falsch. Man konnte ihm ohne Bedenken die Hand in das Maul stecken. Sein äußeres Ansehen hatte etwas Trauriges, Schwermüthiges. Es liebte die menschliche Gesellschaft ohne Unterschied des Geschlechts, zog aber diejenigen Leute vor, welche sich am meisten mit ihm beschäftigten. Man hatte es an eine Kette gelegt, worüber es zuweilen in Verzweiflung gerieth; es warf sich dann auf den Boden, schrie erbärmlich und zerriß alle Decken, welche man ihm gegeben hatte. Sein gewöhnlicher Gang war auf allen Vieren, wie bei anderen Affen, doch konnte es recht gut aufrecht gehen und sich an einem Stocke lange Zeit halten. Als es einmal frei gelassen wurde, kletterte es behend in dem Sparrwerke des Daches herum und zeigte sich hier so hurtig, daß vier Personen eine Stunde lang zu thun hatten, um es wieder einzufangen. Bei diesem Ausfluge erwischte es eine Flasche mit Malagawein, entkorkte sie und brachte den Wein schleunigst in Sicherheit, stellte dann aber die Flasche wieder an ihren Ort. Es fraß Alles, was man ihm gab, zog aber Obst und gewürzhafte Pflanzen anderen Speisen vor. Gesottenes und gebratenes Fleisch oder Fische genoß es ebenfalls sehr gern. Nach Kerbthieren jagte es nicht, und ein ihm dargebotener **Sperling** verursachte ihm viel Furcht, doch biß es ihn endlich todt, zog ihm einige Federn aus, kostete das Fleisch und warf den Vogel wieder weg. Rohe Eier soff es mit Wohlbehagen aus. Der größte Leckerbissen schienen ihm Erdbeeren zu sein. Sein gewöhnliches Getränk bestand in Wasser; es trank aber auch sehr gern alle Arten von Wein und besonders Malaga. Nach dem Trinken wischte es, wie mancher Mensch, die Lippen mit der Hand ab, ja, es bediente sich sogar eines Zahnstochers in derselben Weise, wie ein Mensch. Den Taschendiebstahl verstand es meisterhaft; es zog den Leuten, ohne daß sie es merkten, Leckereien aus den Taschen heraus. Vor dem Schlafengehen machte es stets große Anstalten. Es legte sich das Heu zum Lager zurecht, schüttelte es gut auf, legte sich noch ein besonderes Bündel unter den Kopf und deckte sich dann zu. Allein schlief es nicht gern, weil es die Einsamkeit überhaupt nicht liebte. Bei Tage schlummerte es zuweilen, aber niemals lange. Man hatte ihm eine Kleidung gegeben, welche es sich bald um den Leib und bald um den Kopf legte, und zwar ebensowohl wenn es kühl war, als während der größten Hitze. Als man ihm einmal das Schloß seiner Kette mit dem Schlüssel öffnete, sah es mit großer Aufmerksamkeit zu und nahm sodann ein Stückchen Holz, steckte es ins Schlüsselloch und drehte es nach allen Seiten um. Einst gab man ihm eine junge Katze. Es hielt dieselbe fest und beroch sie sorgfältig. Die Katze kratzte es in den Arm, da warf es dieselbe weg, besah sich die Wunde und wollte fortan Nichts wieder mit Miez zu thun haben. Es konnte die verwickeltsten Knoten an einem Stricke sehr geschickt mit den Fingern oder, wenn sie zu fest waren, mit den Zähnen auflösen und schien daran eine solche Freude zu haben, daß es auch den Leuten, welche nahe zu ihm hintraten, regelmäßig die Schuhe aufband. In seinen Händen besaß es eine außerordentliche Stärke und konnte damit die größten Lasten aufheben. Die Hinterhände benutzte es ebenso geschickt, wie die vorderen. So legte es sich z. B., wenn es Etwas mit den Vorderhänden nicht erreichen konnte, auf den Rücken und zog den Gegenstand mit den Hinterfüßen heran. Es schrie nie, außer wenn es allein war. Anfangs glich dieses Geschrei dem Heulen eines Hundes, dann wurde es immer gröber und rauher und ähnelte zuletzt dem Geräusch einer Holzsäge. — Die Auszehrung machte seinem jungen Leben bald ein Ende.

Ein anderer zahmer **Pongo**, von dem uns **Jeffries** erzählt, hielt seinen Stall sehr reinlich, scheuerte den Boden desselben öfters mit einem Lappen und Wasser und entfernte alle Ueberreste von Speisen und dergleichen. Er wusch sich auch Gesicht und Hände wie ein Mensch. Ein dritter **Orang-Utang** zeichnete sich durch große Zärtlichkeit gegen Alle aus, welche freundlich mit ihm sprachen, und küßte seinen Herrn und seinen Wärter echt menschlich. Gegen Unbekannte war er sehr schüchtern, gegen Bekannte ganz zutraulich.

Von den übrigen Berichten, welche mir bekannt sind, enthalten noch zwei sehr anziehende und wichtige Thatsachen aus dem Leben unsers Thieres; derjenige nämlich, welcher die Beobachtungen des großen Cuvier uns mittheilt, und ein zweiter, welchen Kapitän Smitt in der „Gartenlaube" veröffentlichte. Ich will auch von diesen das Wichtigste im Auszuge geben.

Der Pongo, welchen Cuvier in Paris beobachtete, war etwa zehn bis elf Monate alt, als er nach Frankreich kam, und lebte dort noch fast ein halbes Jahr. Seine Bewegungen waren langsam und auf dem Boden ganz schwerfällig. Er setzte beide Hände geschlossen vor sich nieder, erhob sich auf seine langen Arme, schob den Leib vorwärts, setzte die Hinterfüße zwischen die Arme vor die Hände und schob den Hinterleib nach, stemmte sich dann wieder auf die Fäuste ꝛc. Wenn er sich auf eine Hand stützen konnte, ging er auch auf den Hinterfüßen, trat aber immer mit dem äußern Rande des Fußes auf. Beim Sitzen ruhte er in der Stellung der Morgenländer mit eingeschlagenen Beinen. Das Klettern wurde ihm sehr leicht; er umfaßte dabei den Stamm mit den Händen, nicht mit den Armen und Schenkeln. Wenn sich die Zweige zweier Bäume berührten, kam er leicht von einem Baume zum andern. In Paris ließ man ihn an schönen Tagen oft in einem Garten frei, dann kletterte er rasch auf die Bäume und setzte sich auf die Aeste. Wenn ihm Jemand nachstieg, schüttelte er die Aeste aus allen Kräften, als wenn er seinen Verfolger abschrecken wollte; zog man sich zurück, so endeten diese Vorsichtsmaßregeln; erneuerte man den Versuch, so begannen sie sogleich wieder. Auf dem Schiffe hatte er sich oft im Takelwerke lustig gemacht; das Schwanken des Fahrzeugs hatte ihm jedoch viel Angst bereitet, und er war nie gegangen, ohne sich an Seilen und dergl. zu halten. Beim Schlafen bedeckte er sich gern mit jedem Zeug, welches er finden konnte, und die Matrosen durften sicher darauf zählen, daß sie ein ihnen fehlendes Kleidungsstück bei ihm finden würden. Mit seinem Wärter war er sehr vertraut; oft saugte er an seiner Hand, als ob er ihn küssen wollte. Die Essenszeit kannte er genau; er kam regelmäßig zur rechten Zeit zu seinem Wärter hin und nahm, was dieser ihm gab. Fremdenbesuche wurden ihm oft lästig, und nicht selten versteckte er sich so lange unter seinen Decken, bis die Leute wieder fort waren. Bei bekannten Personen that er Dies nie. Nur von seinem Wärter nahm er Futter an. Als sich einst ein Fremder an den gewöhnlichen Platz seines Wärters setzte, kam er zwar herbei, verweigerte aber, als er den Fremden bemerkte, alle Nahrung, sprang auf den Boden, schrie und schlug sich, wie in Verzweiflung, vor den Kopf. Seine Speise nahm er mit den Fingern und nur selten gleich mit den Lippen auf und beroch Alles, was er nicht kannte, vorher sorgfältig. Sein Hunger war unverwüstlich; er konnte, wie die Kinder, zu jeder Zeit essen.

Zuweilen biß und schlug er zu seiner Vertheidigung um sich, aber nur gegen Kinder und mehr aus Ungeduld, als aus Zorn. Er war überhaupt sanft und liebte die Gesellschaft, ließ sich gern schmeicheln und gab Küsse im eigentlichen Sinne. Wenn er Etwas sehnsüchtig verlangte, ließ er einen scharfen Kehllaut hören. Denselben hörte man gleichfalls, wenn er im Zorn war, doch wälzte er sich dann oft am Boden und schmollte, wenn man ihm nicht willfahrte. Zwei junge Katzen hatte er besonders lieb gewonnen und hielt die eine oft unter dem Arme oder setzte sie sich auf den Kopf, obschon sie sich mit ihren Krallen an seiner Haut festhielt. Einigemal betrachtete er ihre Pfoten und suchte die Krallen mit seinen Fingern auszureißen. Da ihm Dies nicht gelang, duldete er lieber die Schmerzen, als daß er das Spiel mit seinen Lieblingen aufgegeben hätte.

Die erwähnte Mittheilung in der Gartenlaube rührt von einem guten Beobachter her, welcher den Orang-Utang drei Monate mit sich auf dem Schiffe hatte. Das Thier lebte, so lange sich das Schiff auf den asiatischen Gewässern befand, auf dem Verdeck, seinem beständigen Aufenthalt, und suchte sich nur des Nachts eine geschützte Stelle zum Schlafen aus. Während des Tages war der Orang-Utang außerordentlich aufgeräumt, spielte mit anderen kleinen Affen, die sich an Bord befanden und lustwandelte im Takelwerk umher. Das Turnen und Klettern schien ihm ein besonderes Vergnügen zu machen, und er führte es mehrmals des Tages an verschiedenen Tauen aus. Seine Gewandtheit und die bei diesen Bewegungen sichtbar werdende Muskelkraft war erstaunenswerth. Der Erzähler hatte einige hundert Kokusnüsse mitgenommen, von welchen der Affe täglich zwei erhielt.

Die äußerst zähe, zwei Zoll dicke Hülle der Nuß, welche selbst mit einem Beil nur schwer zu durchhauen ist, wußte er mit seinem gewaltigen Gebiß sehr geschickt zu zertrümmern. Er setzte an dem spitzen Ende der Nuß, wo die Frucht kleine Erhöhungen oder Buckel hat, mit seinen furchtbaren Zähnen ein, packte die Nuß dann mit dem rechten Hinterfuß und riß so regelmäßig die zähe Schale auseinander. Dann durchbohrte er mit den Fingern einige der natürlichen Oeffnungen der Nuß, trank die Milch aus, zerschlug hierauf die Nuß an einem harten Gegenstand und fraß den Kern.

Nachdem das Schiff die Sundastraße verlassen hatte, verlor das Thier mit der abnehmenden Wärme mehr und mehr seine Heiterkeit. Es hörte auf zu turnen und zu spielen, kam nur noch selten auf das Verdeck, schleppte die wollene Decke seines Bettes hinter sich her und hüllte sich, sobald es stille saß, vollständig in dieselbe ein. In der gemäßigten südlichen Zone hielt es sich größtentheils in der Kajüte auf und saß dort oft stundenlang mit der Decke über dem Kopf regungslos auf einer Stelle. Sein Bett bereitete auch dieser Waldmensch mit der größten Umständlichkeit. Er schlief nie, ohne vorher seine Matratze zwei- bis dreimal mit dem Rücken der Hände aufgeklopft und geglättet zu haben. Dann streckte er sich auf den Rücken, zog die Decke um sich, so daß nur die Nase mit den dicken Lippen frei blieb, und lag in dieser Stellung die ganze Nacht oder zwölf Stunden, ohne sich zu rühren. In seiner Heimat geschah sein Aufstehen und Niederlegen so regelmäßig, wie der Gang einer Uhr. Punkt sechs Uhr Morgens oder mit Sonnenaufgang erhob er sich, und sowie der letzte Strahl der Sonne hinter dem Gesichtskreis entschwunden, also Punkt sechs Uhr Abends, legte er sich wieder nieder. Je weiter das Schiff nach Westen segelte und demgemäß in der Zeit abwich, um so früher ging der Orang-Utang zu Bette und um so früher stand er auf, weil er eben auch nur seine zwölf Stunden schlief. Diese Veränderung des Schlafengehens stand übrigens nicht genau mit der Zeitrechnung des Schiffes im Verhältniß, allein eine gewisse Regelmäßigkeit war nicht zu verkennen. Am Vorgebirge der guten Hoffnung ging das Thier bereits um zwei Uhr des Mittags zu Bett und stand um halb drei Uhr des Morgens auf. Diese beiden Zeiten behielt es später bei, obwohl sich das Schiff im Verlauf seiner Reise noch um zwei Stunden Zeit veränderte.

Außer den Kokusnüssen liebte der Affe Salz, Fleisch, Mehl, Sago 2c. und wandte alle mögliche List an, um während der Mahlzeit sich eine gewisse Fleischmenge zu sichern. Was er einmal gefaßt hatte, gab er nie wieder her, selbst wenn er geschlagen wurde. Drei bis vier Pfund Fleisch vertilgte er mit Leichtigkeit auf einmal. Das Mehl holte er sich täglich aus der Küche und wußte dabei immer eine augenblickliche Abwesenheit des Kochs zu benutzen, um die Mehltonne zu öffnen, seine Hand tüchtig voll zu nehmen und sie nachher auf dem Kopfe abzuwischen, so daß er stets gepudert zurück kam. Dienstags und Freitags, sobald acht Glas geschlagen wurde, stattete er den Matrosen unwandelbar seinen Besuch ab, weil die Leute an diesen Tagen Sago mit Zucker und Zimmt erhielten. Ebenso regelmäßig stellte er sich um zwei Uhr in der Kajüte ein, am Tisch Theil zu nehmen. Beim Essen war er sehr ruhig und, gegen die Gewohnheit der Affen, reinlich, doch konnte er nie dazu gebracht werden, einen Löffel richtig zu gebrauchen. Er setzte den Teller einfach an den Mund und trank die Suppe aus, ohne einen Tropfen zu verschütten. Geistige Getränke liebte er sehr und erhielt deshalb auch jeden Mittag sein Glas Wein. Er leerte dieses in ganz eigenthümlicher Weise. Aus seiner Unterlippe konnte er durch Vorstrecken einen drei Zoll langen und fast ebenso breiten Löffel bilden, geräumig genug, um ein ganzes Glas Wasser aufzunehmen. In diesen Löffel schüttete er das betreffende Getränk, und niemals trank er, ohne ihn zuvor herzustellen. Nachdem er das ihm gereichte Glas sorgfältig berochen hatte, bildete er seinen Löffel, goß das Getränk hinein und schlürfte es sehr bedächtig und langsam zwischen den Zähnen hinunter, als ob er sich einen recht dauernden Genuß davon verschaffen wollte. Nicht selten währte dieses Schlürfen mehrere Minuten lang, und erst dann hielt er sein Glas von neuem hin, um es sich wieder füllen zu lassen. Er zerbrach niemals ein Gefäß, sondern setzte es stets behutsam nieder und unterschied sich hierdurch sehr zu seinem Vortheil von den übrigen Affen, welche, wie bekannt, Geschirre gewöhnlich zerschlagen.

Dieser **Orang-Utang** ging niemals aufrecht, sondern setzte immer die beiden Hände auf den Boden und schob dann seine Beine hindurch, gerade wie ein an den Füßen gelähmter Mensch sich auf Krücken fortbewegt. Nur ein einziges Mal sah sein Besitzer, daß er sich an der Schiffwand aufrichtete und einige Schritte weit ging. Dabei hielt er sich jedoch wie ein Kind, welches gehen lernt, immer mit beiden Händen fest. Während der Reise kletterte er selten umher und dann immer langsam und bedächtig; gewöhnlich that er es nur dann, wenn ein anderer, kleiner Affe, sein Liebling, wegen einer Unart bestraft werden sollte. Dieser flüchtete sich regelmäßig an die Brust seines großen Freundes und klammerte sich dort fest, und **Bobi**, so hieß der **Orang-Utang**, spazierte mit seinem kleinen Schützlinge in das Takelwerk hinauf, bis die Gefahr verschwunden schien.

Man vernahm nur zwei Stimmlaute von ihm: einen schwachen, pfeifenden Kehllaut, welcher Gemüthsaufregung kennzeichnete, und ein schreckliches Gebrüll, welches dem einer geängsteten Kuh etwa ähnelte und Furcht ausdrückte. Diese wurde einmal durch eine Herde von **Pottfischen** hervorgerufen, welche nahe am Schiff vorüberschwamm, und ein zweites Mal durch den Anblick verschiedener **Wasserschlangen**, welche sein Gebieter mit aus Java gebracht hatte. Der Ausdruck seiner Gesichtszüge blieb sich ewig gleich.

Leider machte ein unangenehmer Zufall dem Leben des schönen Thieres ein Ende, noch ehe es Deutschland erreichte. **Bobi** hatte von seiner Lagerstätte aus den Kellner des Schiffes beobachtet, während dieser Rumflaschen umpackte, und hatte dabei bemerkt, daß der Mann einige Flaschen bis auf weiteres liegen ließ. Es war zu der Zeit, als sich der Affe schon um zwei Uhr Nachmittags zu Bette legte. In der Nacht vernahm sein Herr ein Geräusch in der Kajüte, als wenn Jemand mit Flaschen klappere, und sah beim Schimmer der auf dem Tische brennenden Nachtlampe wirklich eine Gestalt an dem Weinlager beschäftigt. Zu seinem Erstaunen entdeckte er in dieser seinen **Orang-Utang**. **Bobi** hatte eine bereits fast ganz geleerte Rumflasche vor dem Munde. Vor ihm lagen sämmtliche leere Flaschen behutsam in Stroh gewickelt, die endlich gefundene volle hatte er auf geschickte Weise entkorkt und seinem Verlangen nach geistigen Getränken völlig Genüge leisten können. Etwa zehn Minuten nach diesem Vorgange wurde **Bobi** plötzlich lebendig. Er sprang auf Stühle und Tische, machte die lächerlichsten Bewegungen und geberdete sich mit steigender Lebhaftigkeit, wie ein betrunkener und zuletzt wie ein wahnsinniger Mensch. Es war unmöglich, ihn zu bändigen. Sein Zustand hielt ungefähr eine Viertelstunde an, dann fiel er zu Boden; es trat ihm Schaum vor den Mund, und er lag steif und regungslos. Nach einigen Stunden kam er wieder zu sich, fiel aber in ein heftiges Nervenfieber, welches seinem jungen Leben ein Ziel setzen sollte. Während seiner Krankheit nahm er nur Wein mit Wasser und die ihm gereichten Arzeneien zu sich, Nichts weiter. Nachdem ihm einmal an den Puls gefühlt worden war, streckte er seinem Herrn jedesmal, wenn dieser an sein Lager trat, die Hand entgegen. Dabei hatte sein Blick etwas so Rührendes und Menschliches, daß seinem Pfleger öfters die Thränen in die Augen traten. Mehr und mehr nahmen seine Kräfte ab, und am vierzehnten Tage verschied er nach einem heftigen Fieberanfalle.

Bei keiner Sippe der Affen zeigt sich die Entwickelung der Vorderglieder in gleichem Grade, wie bei den **Gibbons** oder **Langarmaffen** (Hylobates). Sie tragen ihren Namen mit vollstem Rechte; denn die über alles gewohnte Maß verlängerten Arme erreichen, wenn sich ihr Träger aufrecht stellt, die Knöchel seiner Füße. Dieses eine Merkmal würde genügen, um die Langarme von allen übrigen Mitgliedern ihrer Ordnung zu unterscheiden.

Die **Gibbons** bilden eine kleine Gruppe der Affen; man kennt gegenwärtig erst sieben Arten, welche ihr zugezählt werden müssen. Sie sind sämmtlich Asiaten und gehören ausschließlich Ostindien und seinen Inseln an. Die Arten erreichen eine ziemlich bedeutende Größe, wenn auch keine einzige über drei Fuß hoch wird. Ihr Körper erscheint trotz der starken und gewölbten Brust sehr schlank, weil die Weichengegend, wie bei dem **Windhunde**, verschmächtigt ist; die Hinterglieder sind bedeutend

kürzer als die vorderen, und ihre langen Hände bei einigen Arten noch dadurch ausgezeichnet, daß Zeige- und Mittelfinger theilweise mit einander verwachsen sind. Der Kopf ist klein und eiförmig, das Gesicht menschenähnlich; die Gesäßschwielen sind klein, und der Schwanz ist äußerlich noch nicht sichtbar. Ein reicher und oft seidenweicher Pelz umhüllt ihren Leib; Schwarz, Braun, Braungrau und Strohgelb sind seine Hauptfarben.

Von den bis jetzt bekannten Arten der Langarmaffen sind drei Arten am häufigsten beobachtet worden: der Siamang (Hylobates syndactylus), der Ungko (H. agilis) und der Oa (H. leuciscus). Ersterer ist der größte und plumpste seiner Sippschaft und besitzt einen eigenthümlichen Kehlsack, welcher beim Schreien sich kugelig aufbläst und die Stimme sehr verstärkt. Die Färbung seines Pelzes ist tiefschwarz, die der nackten Stellen rußschwärz oder dunkelbraun. Seine Heimat ist Sumatra. Der Ungko, welcher außer auf Sumatra auch auf der malayischen Halbinsel vor-



Der Siamang (Hylobates syndactylus).

kommt, ist kleiner und schlanker und ändert in seiner Färbung so auffallend ab, daß er von Weiß und Gelb zu Braun und Schwarz alle Schattirungen auf seinem Pelze zeigt. Der Oa oder Wauwau der Javanesen endlich, ist meist grau oder bräunlichgrau, am Vorderkopfe und der Brust braunschwarz, am Kinn und Wangen aber, sowie über den Augen weißlich. Er lebt auf allen größeren indischen Inseln und auf dem Festlande. Diese wenigen Worte genügen vollkommen, um die ausgezeichnetsten Thiere unserer Gruppe äußerlich zu beschreiben.

Die Gibbons bewohnen die Wälder Indiens von der Meeresküste an bis zu 4000 Fuß über dem Meer hinauf. Jene merkwürdigen Dickichte der baumartigen Gräser, welche uns unter dem verstümmelten Namen „Dschungeln" bekannt sind, sollen von einigen Arten jedem andern Aufenthalte vorgezogen werden, während die übrigen hochstämmigere Waldungen lieben. Nur auf den Bäumen

sind sie heimisch, und hier bewegen sie sich mit wunderbarer Gewandtheit im dichtesten Dickicht, wie in der luftigsten Höhe.

Ihre ganze Ausrüstung weist sie zum Klettern an. Sie besitzen jede Begabung, welche zu einer raschen, anhaltenden und gewandten Kletter- oder Sprungbewegung erforderlich ist. Die volle Brust giebt großen Lungen Raum, welche nicht ermüden, nicht ihren Dienst versagen, wenn das Blut durch die rasche Bewegung in Wallung geräth; die starken Hinterglieder verleihen die nöthige Schnellkraft zu weiten Sprüngen, die langen Vorderglieder unerläßliche Sicherheit zum Ergreifen eines Astes, welcher zu neuem Stützpunkte werden soll, mit kürzeren Armen aber eher verfehlt werden könnte. Wie



Der Ungko (Hylobates agilis).

lang diese Arme im Verhältniß sind, wird am deutlichsten klar, wenn man vergleicht. Ein Mensch klaftert, wie bekannt, ebenso weit, als er lang ist: der Gibbon aber klaftert fast das Doppelte seiner Leibeslänge; ein aufrechtstehender Mann berührt mit seinem schlaff herabhängenden Arme kaum sein Knie, der Gibbon hingegen seinen Knöchel. Daß solche Arme als Gehwerkzeuge fast unbrauchbar sind, ist erklärlich: sie eignen sich blos zum Klettern. Deshalb ist der Gang der Langarmaffen ein trauriges Schwanken auf den Hinterfüßen, ein schwerfälliges Dahinschieben des Leibes, welcher nur durch die ausgestreckten Arme im Gleichgewichte erhalten werden kann, das Klettern und Zweigtanzen

der Thiere aber ein lustiges, köstliches Bewegen, scheinbar ohne Grenze, ohne Bewußtsein des Gesetzes der Schwere. Die Gibbons sind auf der Erde langsam, tölpisch, ungeschickt — kurz fremd, im Gezweige jedoch das gerade Gegentheil von allem Dem, ja, wahre Vögel in Affengestalt. Wenn der Gorilla der Herkules unter den Affen ist, sind sie der leichte Merkur: — trägt doch einer von ihnen, Hylobates Lar, seinen Namen zur Erinnerung an eine Geliebte des Letztern, an die schöne, aber schwatzhafte Najade Lara, welche durch ihre Zunge Jovis Zorn, durch ihre Schönheit aber zu ihrem Glück noch Merkurs Liebe erweckte und hierdurch dem Hades entrann.



Der Oa (Hylobates leuciscus).

Alle Berichterstatter sind einstimmig in ihrer Bewunderung über die Kletterkünste der Langarmaffen. Diese sind unstreitig die besten Seiltänzer unter der Sonne; ihnen gebührt unter allen Affen, hinsichtlich ihrer Gewandtheit, die Krone.

Mit unglaublicher Raschheit und Sicherheit erklettert der Gibbon einen Bambusrohrstengel, einen Baumwipfel oder einen Zweig, schwingt sich auf ihm einige Male auf und nieder oder hin und her und schnellt sich dann, durch den zurückprallenden Ast unterstützt, mit solcher Leichtigkeit über Zwischenräume von vierzig Fuß hinüber, drei-, viermal nach einander, daß es aussieht, als flöge er wie ein Pfeil oder ein schief abwärts stoßender Vogel. Man vermeint, es dem Thiere anzusehen, daß

das Bewußtsein seiner unerreichbaren Fertigkeit ihm großes Vergnügen gewährt. Der Gibbon springt ohne Noth über Zwischenräume, welche er durch kleine Umwege leicht vermeiden könnte; er ändert im Sprunge die Richtung und hängt sich an den ersten, besten Zweig, schaukelt und wiegt sich an ihm, ersteigt ihn rasch, federt ihn auf und nieder und wirft sich wieder hinaus in die Luft, mit unfehlbarer Sicherheit einem neuen Ziele zustrebend. Es scheint, als ob er Zauberkräfte besäße und ohne Flügel gleichwohl fliegen könnte: er lebt mehr in der Luft, als in dem Gezweig. Was bedarf solch begabtes Wesen noch der Erde?! Sie bleibt ihm fremd, wie er ihr; sie bietet ihm höchstens die Labung des Trunkes, sonst stößt sie ihn zurück in sein luftiges Reich. Hier findet er seine Heimat; hier genießt er Ruhe, Frieden, Sicherheit; hier wird es ihm möglich, jedem Feinde zu trotzen oder zu entrinnen; hier darf er erleben, erglühen in der Lust seiner Bewegung.

Diese Lust zeigte sich recht deutlich an einem weiblichen Ungko, den man lebend nach London brachte. Man wollte an ihm die Bewegungsfähigkeit seiner Sippschaft prüfen und richtete ihm deshalb einen großen Raum besonders her. Hier und da, in verschiedenen Entfernungen, setzte man Bäume ein für das Kind der Höhe, um seinen wundervollen Bewegungen Spielraum zu gewähren. Die größte Weite von einem Ast zum andern betrug nur achtzehn Fuß, — wenig für einen Affen, welcher in der Freiheit das Doppelte überspringen kann, viel, sehr viel für ein Thier, welches seiner Freiheit beraubt, in ein ihm fremdes und feindseliges Klima gebracht und seiner ursprünglichen Nahrung entwöhnt worden war, welches eben erst eine so lange, entkräftende Seereise überstanden hatte. Doch trotz all dieser mißlichen Umstände gab der Gibbon derartige Beweise seiner Bewegungsfähigkeit zum besten, daß, wie mein Gewährsmann sagt, „alle Zuschauer vor Erstaunen und Bewunderung gerade zu außer sich waren.“

Es war ihm eine Kleinigkeit, sich von einem Aste auf den andern zu schwingen, ohne die geringste Vorbereitung dazu bemerklich werden zu lassen, und er erreichte sein erstrebtes Ziel mit unwandelbarer Sicherheit. Er konnte seine Luftsprünge lange Zeit ununterbrochen fortsetzen, ohne dazu einen neuen sichtlichen Ansatz zu nehmen; den zum Sprunge nöthigen Abstoß gab er sich während der augenblicklichen Berührung der Aeste, welche er sich zum Auffußen erwählt hatte. Ebenso sicher, wie seine Bewegungen, waren bei ihm Auge und Hand. Die Zuschauer belustigten sich, ihm während seiner Sprünge Früchte zuzuwerfen: er fing sie auf, während er die Luft durchschnitt, ohne es der Mühe werth zu achten, deshalb seinen Flug zu unterbrechen. Er hatte sich stets und vollkommen in seiner Gewalt. Mitten im schnellsten Sprunge konnte er die begonnene Richtung ändern; während des kräftigsten Dahinschießens erfaßte er einen Zweig mit einer seiner Vorderhände, zog mit einem Rucke die Hinterfüße zu gleicher Höhe empor, packte mit ihnen den Ast und saß nun einen Augenblick später so ruhig da, als wäre er nie in Bewegung gewesen.

Es läßt sich denken, daß der Gibbon in der Freiheit noch ganz andere Proben seiner Beweglichkeit bieten kann, und die Erzählungen der Beobachter dürfen deshalb wohl auch allen Glauben verdienen, obgleich sie uns übertrieben zu sein scheinen. Die Berichterstatter vergleichen die Bewegungen der freilebenden Langarmaffen mit dem Fluge der Schwalben! Damit ist wohl Alles gesagt.

Die Beobachtung der Thiere im wilden Zustande ist übrigens sehr schwierig; denn sie sollen außerordentlich furchtsam und scheu sein, bei der geringsten Störung augenblicklich die Flucht ergreifen und dann in wenig Minuten dem Auge entschwinden. Nur ein gutes Fernrohr — das unersetzliche Werkzeug zur Beobachtung des Freilebens aller scheueren Thiere — gestattet dem vorsichtigen Forscher, Einiges von ihrem gewöhnlichen Treiben zu erspähen. Durch dieses beobachtete Duvaucel auch das gesellige Leben der Gibbons, namentlich das Verhältniß zwischen Mutter und Kind. Er erzählt von der außerordentlichen Liebe der erstern zu ihrem Sprößlinge und versichert unter Anderm, daß sie diesem noch eine andere Art der Reinigung zu Theil werden lasse, als man sonst bei den Affen kennen gelernt hat. „Ein wunderliches und anziehendes Schauspiel,“ sagt er, „habe ich, obschon mit einiger Vorsicht, oft beobachtet. Die Mütter bringen nämlich ihre Kinder von Zeit zu Zeit an das Wasser und waschen ihnen hier, ohne sich durch ihr abwehrendes Geschrei stören zu lassen,

das Gesicht so rein, daß manche Menschenkinder die jungen Affen um diesen Genuß so großer Sorgfalt beneiden könnten." Die Mutterliebe der Langarmaffen zeigt sich übrigens unter allen Umständen. *Duvaucel* beobachtete, daß bei Gefahr jedes Mitglied einer *Gibbon*bande nur für seine eigene Sicherheit bedacht ist und sich nicht im Geringsten um das Schicksal seines Mitbruders kümmert: allein niemals verläßt eine Mutter ihr Kind. Geräth dieses in Gefahr oder wird es gar verwundet, so bleibt die Mutter, welche es bis dahin trug oder wenigstens begleitete, treu in seiner Nähe, schreit fürchterlich, breitet jammernd ihre langen Arme aus und öffnet das Maul, als wolle sie damit ihrem Gegner drohen. Zu einem wirklichen Angriffe ist sie viel zu schwach, ja, auf der Erde sogar zum Ausweichen zu ungeschickt: sie ist nicht im Stande, einen Schlag auszutheilen, und unfähig, einem auszuweichen. Man kann alle *Gibbons* leicht fangen, wenn man sie auf dem Boden überrascht; sie versuchen zwar, zu entfliehen, aber ihre Unbehilflichkeit wird dann erst recht sichtbar. Der für ihre Hinterglieder viel zu hohe und schwere Leib neigt sich nach vorn, sobald sie sich gehend in Bewegung setzen, und ihre Vorderglieder dienen ihnen gleichsam nur als Stelzen: sie hüpfen auf ihnen dahin, wie ein hinkender Mensch, welcher aus Angst sein Möglichstes thut. Wenn man ihnen nur nahe auf den Leib rückt, scheint sie das Gefühl ihrer Schwäche gänzlich zu entmannen; denn sie lassen sich erfassen und leisten dann keinen nennenswerthen Widerstand. Daher verdient es auch wohl Glaubwürdigkeit, wenn die Malayen erzählen, daß der herbeischleichende, furchtbare *Tiger* die Gibbons mit seinem glühenden Auge förmlich bezaubern und festbannen könne, ohne daß sie auch nur einen Versuch machten, ihm oder ihrem Verderben zu entrinnen. — Dies ist so ziemlich Alles, was man von diesen Affen, so lange sie ihre Freiheit besaßen, gesehen hat. Man sieht sie freilich nicht oft; denn ihr feines Gehör soll ihnen regelmäßig die Annäherung eines Menschen verrathen und sie zur schleunigen Flucht veranlassen, welche sie dann immer bald der Beobachtung entzieht.

Um so öfter hört man sie. Bei Sonnenauf- und Untergang pflegen sie ihre lautschallenden Stimmen zu einem so furchtbaren Geschrei zu vereinigen, daß man taub werden möchte, wenn man nah ist, und wahrhaft erschrickt, wenn man die sonderbare Musik nicht gewohnt ist. Sie sind die *Brüllaffen* der alten Welt, die Wecker der malayischen Bergbewohner und zugleich der Aerger der Städter, denen sie den Aufenthalt auf ihren Landhäusern verbittern. Man soll ihr Geschrei auf eine englische Meile weit hören können. Von gefangenen Langarmen hat man es auch oft vernommen und zwar von denen, welche Kehlsäcke besitzen, ebenso gut, wie von denen, welchen diese Stimmverstärkungstrommeln fehlen. Ein guter Beobachter, *Bennett*, besaß einen lebenden *Siamang* und bemerkte, daß dieser, wenn er irgendwie erregt war, jedesmal die Lippen trichterförmig vorstreckte, dann Luft in die Kehlsäcke blies und nun lospolterte, fast wie ein *Truthahn*. Er schrie ebensowohl bei freudiger als bei zorniger Aufregung. Auch das *Ungko*weibchen in London schrie zuweilen laut und zwar in höchst eigenthümlicher, tonverständiger Weise. Man konnte das Geschrei sehr gut in Noten wiedergeben. Es begann mit dem Grundton E und stieg dann in halben Tönen eine volle Oktave hinauf, die chromatische Tonleiter durchlaufend. Der Grundton blieb immer hörbar und diente als Vorschlag für jede folgende Note. Im Aufsteigen der Tonleiter folgten sich die einzelnen Töne immer langsamer, im Absteigen aber schneller und zuletzt außerordentlich rasch. Den Schluß bildete jedesmal ein gellender Schrei, welcher mit aller Kraft ausgestoßen wurde. Die Regelmäßigkeit, Schnelligkeit und Sicherheit, mit welcher das Thier die Tonleiter herschrie, erregte allgemeine Bewunderung. Es schien, als ob die Aeffin selbst davon im höchsten Grade aufgeregt werde; denn jede Muskel spannte sich an und der ganze Körper gerieth in zitternde Bewegung.

Schon das Geschrei des einen Affen war für das Zimmer zu gellend; es gab aber auch einen Maßstab für die vereinigten Tonaufführungen großer Banden im freien Walde. Der gefangene *Gibbon* schrie übrigens nur am Morgen.

Ueber die geistigen Fähigkeiten der Langarmaffen sind die Meinungen der Beobachter getheilt. *Duvaucel* nennt den *Siamang* langsam, dumm, tölpisch, faul, ungeschickt, furchtsam und langweilig, gleichgiltig gegen seinen Pfleger und vollkommen unempfänglich für Gefühle des Wohlwollens,

wie für solche der Rache: Bennett scheint ihm, nach anderweitigen Urtheilen zu folgern, mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er brachte einen Siamang mit sich fast bis nach Europa herüber, und dieser gewann sich in sehr kurzer Zeit die Zuneigung aller seiner menschlichen Reisegefährten. Er war sehr freundlich gegen die Matrosen und wurde bald zahm, war auch keineswegs langsam, sondern zeigte große Beweglichkeit und Gewandtheit, stieg gern im Takelwerk herum und gefiel sich in allerlei harmlosen Scherzen. Mit einem kleinen Papuan-Mädchen schloß er zärtliche Freundschaft und saß oft, die Arme um ihren Nacken geschlungen, neben ihr, Schiffsbrod mit ihr kauend. Wie es schien, hätte er mit den übrigen Affen, welche sich am Bord befanden, auch gern Kameradschaft gehalten: doch diese zogen sich scheu vor ihm zurück und bewiesen sich ihm gegenüber als sehr ungesellig, — dafür rächte er sich aber. Wenn er nur immer konnte, fing er einen seiner mitgefangenen Affen und trieb mit dessen Schwanze wahren Unfug. Er zog den armen Gesellen an dem ihm selbst fehlenden Anhängsel oft auf dem ganzen Schiffe hin und her oder trug ihn nach einer Raa empor und ließ ihn von dort herunter fallen, kurz, er machte mit ihm, was er wollte, ohne daß das so gepeinigte Thier jemals im Stande gewesen wäre, sich von ihm zu befreien. Er war sehr neugierig, besah sich Alles und stieg auch oft an dem Maste in die Höhe, um sich umzusehen. Ein vorüberziehendes Schiff fesselte ihn immer solange auf seinem erhabenen Sitze, bis es aus dem Gesichtskreise entschwunden war. Seine Gefühle wechselten sehr rasch. Er konnte leicht erzürnt werden und geberdete sich dann, wie ein unartiges Kind, wälzte sich, mit Verrenkung aller Glieder und Verzerrung des Gesichts auf dem Verdeck herum, stieß Alles von sich, was ihm in den Weg kam und schrie ohne Unterlaß „Ra! Ra! Ra!" — denn mit diesen Lauten drückte er stets seinen Aerger aus. Er war lächerlich empfindlich und fühlte sich durch die geringste Handlung gegen seinen Willen sogleich im Tiefinnersten verletzt: seine Brust hob sich, sein Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an, und jene Laute folgten bei großer Erregung rasch auf einander, wie es schien, um den Beleidiger einzuschüchtern. Zum lebhaften Bedauern der Mannschaft starb dieser Affe, noch ehe er England erreichte.

Auch das vorhin erwähnte Weibchen des Ungko war sehr liebenswürdig in seinem Betragen und höchst freundschaftlich gegen Alle, denen es seine Zuneigung einmal geschenkt hatte. Es unterschied mit richtigem Gefühl zwischen Frauen und Männern. Zu Ersteren kam es freiwillig herab, reichte die Hand und ließ sich streicheln; gegen Letztere bewies es sich mißtrauisch, wohl in Folge früherer Mißhandelungen, welche es von einzelnen Männern erlitten haben mochte. Vorher beobachtete es aber Jedermann prüfend, oft längere Zeit, und faßte dann auch zu Männern Vertrauen, wenn diese ihm dessen würdig zu sein schienen.

Man sieht übrigens die Gibbons selten in der Gefangenschaft, auch in ihrem Vaterlande. Sie können den Verlust ihrer Freiheit nicht ertragen; sie sehnen sich immer zurück nach ihren Wäldern, nach ihren Spielen und werden immer stiller und trauriger, bis sie endlich erliegen.

Wie genau sich das eigenthümliche Gepräge eines Erdtheils oder Landes in seiner Thierwelt wiederspiegelt, können wir, unter tausend anderen Fällen, auch bei Betrachtung dieser und der folgenden Affengruppe bemerken. Die Schlankaffen (Semnopithecus) und die Stummelaffen (Colobus) ähneln sich außerordentlich und unterscheiden sich gleichwohl wieder wesentlich, gleichsam als müßten sie beweisen, daß die Heimat der Einen Asien, die der Andern Afrika ist. Hier wie dort spricht sich der gleiche Grundgedanke der Ausbildung des Thieres aus; aber dennoch behauptet jeder Erdtheil sein eigenthümliches Gepräge. Eine nachherige Vergleichung beider Sippen mag diese Wahrheit verständlich machen; jetzt liegt es uns zunächst ob, die Einen kennen zu lernen.

Die Schlankaffen sind, wie ihr Name andeutet, schlanke und leichtgebaute Affen mit langen, feinen Gliedmaßen und sehr langem Schwanze, kleinem, hohen Kopfe, nacktem Gesicht und ganz verkürzter Schnauze ohne Backentaschen. Ihre Gesäßschwielen sind noch sehr klein. Ihr Zahnbau ähnelt dem der Makaken und Paviane (welche wir später kennen lernen werden), weil sich am hintersten

untern Backenzahne noch ein besonderer Höcker findet; ihr Knochenbau erinnert, wegen seiner schlanken Formen, an das Gerippe der Gibbons. Die Hände haben lange Finger; aber der Daumen der Vorderhände ist bereits verkürzt oder verkümmert und zum Greifen unbrauchbar geworden. Die Behaarung ist wundervoll fein; ihre Färbung ist stets ansprechend, bei einer Art höchst eigenthümlich; die Haare verlängern sich am Kopfe oft bedeutend. Höchst merkwürdig ist der Bau des Magens, weil er wegen seiner mehrfachen Einschnürung und hierdurch entstandenen Abtheilung entfernt an den Magen der Wiederkäuer und näher an den der Känguruhs erinnert. Ein Kehlsack von verschiedener Größe ist bei sämmtlichen Arten vorhanden.

Alle Schlankaffen sind Bewohner Südasiens und zwar ebensowohl des Festlandes, wie der



Der Hulman (Semnopithecus entellus).

Inseln. Es sind echte Baumaffen und gesellige Thiere. Sie finden sich vom Meere an bis zu zehn und elftausend Fuß über dem Meere. Ihre geistigen Eigenschaften ähneln denen der Gibbons oder Meerkatzen; bei Beschreibung der ausgezeichnetsten Arten werden wir sie kennen lernen.

Unter diesen Ausgezeichneten der Gruppe verdient zunächst berücksichtigt zu werden der Hulman oder Huneman, wie die Hindus ihn nennen, der Mandi der Malabaren oder der Mabur der Mahratten — der heilige Affe der Inder, weil er von Letzteren abgöttisch verehrt wird. Sein wissenschaftlicher Name ist Semnopithecus entellus. Dieses Thier ist der gemeinste und in den meisten Gegenden Indiens vorkommende Affe und verbreitet sich immer mehr, weil er fast überall geschützt wird. Er ist etwa zwei und einen halben Fuß lang und mit einem drei Fuß langen, gequasteten

Schwanze versehen; die Farbe seines Pelzes ist gelblichweiß, die der nackten Theile aber dunkelviolett. Das Gesicht, die vier Hände, so weit sie behaart sind, und ein steifer Haarkamm, welcher über die Augen verläuft, sind schwarz; der kurze Bart dagegen ist gelblich.

Der Hulman nimmt einen der ersten Plätze unter den dreißig Millionen Gottheiten der Hindu ein und erfreut sich dieser Ehre schon seit undenklichen Zeiten. Der Riese Ravan, so berichtet die alte indische Sage, raubte Sita, die Gemahlin des Schri-Rama, und brachte sie nach seiner Wohnung auf der Insel Ceylon. Der Affe aber befreite die Dame aus ihrer Gefangenschaft und führte sie zu ihrem Gemahle zurück. Seitdem gilt er als Held. Viel wird berichtet von der Stärke seines Geistes und von seiner Schnelligkeit. Eine der geschätztesten Früchte, die Mango, verdankt man ihm ebenfalls; er stahl sie aus dem Garten des Riesen. Zur Strafe für seinen Diebstahl wurde er zum Feuertode verurtheilt, — von wem, wird nicht gesagt —; er löschte aber das Feuer aus und verbrannte sich dabei Gesicht und Hände, welche seitdem schwarz blieben. Dies sind die Gründe, welche die Brahmanen bestimmten, ihn zu vergöttern.

Schon seit vielen, vielen Jahren kennt man diesen Affen in seinem Vaterlande: allein gerade deshalb sind wir am spätesten mit ihm bekannt geworden. Jedermann glaubte nämlich, daß ein so gemeines Thier auch oft nach Europa gebracht worden sein müsse, und verschmähte es daher, unsern Hulman auszustopfen und den Balg nach Europa zu senden. Hierzu kommt noch, daß es seine Schwierigkeiten oder vielmehr seine Gefahren hat, das heilige Thier zu tödten; denn blos die Mahratten erweisen ihm keine Achtung, während fast alle übrigen Indier ihn hegen und pflegen, schützen und vertheidigen, wo sie nur können. Ein Europäer, welcher es wagt, das unverletzliche Thier anzugreifen, setzt sein Leben aufs Spiel, wenn er der einzige Weiße unter der leichterregbaren Menge ist. Der Affe gilt eben als Gott. Eine regierende Familie behauptet, von ihm abzustammen, und ihre Mitglieder führen den Titel „geschwänzte Rana“, weil sie vorgeben, daß ihr Ahnherr mit dem uns unnöthig erscheinenden Anhängsel begabt gewesen sei. Ein portugiesischer Vicekönig von Indien, Constantino de Braganza, erbeutete einen Affenzahn aus dem Schatze eines Fürsten von Ceylon und erhielt bald darauf eine besondere Gesandtschaft des Königs von Pegu, welche ihm 300,000 Cruzaden anbieten ließ, wenn er ihr das kostbare Kleinod überlassen wolle. Solch eine hohe Summe ist wohl niemals für einen Zahn geboten worden; um so mehr aber ist es zu verwundern, daß jenes Gebot von den Europäern nicht angenommen wurde. Der Vicekönig versammelte seine Räthe, und die weltlichen suchten ihn natürlich zu überreden, diese bedeutende Summe anzunehmen; ein Geistlicher aber war dagegen und zwar aus dem Grunde, weil er behauptete, daß man durch solchen Handel dem heidnischen Zauber- und andern Aberglauben nur Vorschub leisten würde, und da nun, wie bekannt, die Pfaffen schon seit undenklichen Zeiten selbst das Verrückteste durchzusetzen wußten, gelang es dem blinden Eiferer auch diesmal, seiner albernen Einwendung Gehör zu verschaffen. Im Grunde könnte uns Dies zwar gleichgültig sein, wäre nicht dadurch ein Ueberbleibsel zerstört worden, welches für die Geschichte der indischen Götterlehre und auch für die Naturwissenschaft von Wichtigkeit gewesen sein würde. Man hätte nach diesem einzigen Zahne recht gut bestimmen können, welcher Affe der Träger des kostbaren Kleinods gewesen sei — doch für den echten Pfaffen hat es ja niemals Wissenschaft und am allerwenigsten Naturwissenschaft gegeben!

Heut zu Tage noch ist die Achtung gegen das heilige Thier dieselbe, wie früher. Die Indier lassen sich von dem unverschämten Gesellen ruhig ihre Gärten plündern und ihre Häuser ausstehlen, ohne irgend Etwas gegen ihn zu thun, und betrachten Jeden mit scheelen Augen, der es wagt, den Gott zu beleidigen. Tavernier erzählt, daß ein junger Holländer, welcher erst kurz vorher aus Europa gekommen war, vom Fenster aus einen jener Affen erlegte; darüber entstand aber ein so großer Lärm unter den Eingeborenen, daß sie kaum beschwichtigt werden konnten. Sie kündigten dem Holländer sogleich ihre Dienste auf, weil sie der festen Meinung waren, daß der Fremdling und sie wohl mit ihm zu Grunde gehen müßten. Duvaucel berichtet, daß es im Anfang ihm unmöglich war, einen dieser Affen zu tödten, weil die Einwohner ihn stets daran hinderten. So oft sie den

Naturforscher mit seinem Gewehre sahen, jagten sie immer die Affen weg, und ein frommer Brahmane ließ es sich nicht verdrießen, einen ganzen Monat lang im Garten des Europäers Wacht zu halten, um die lieben Thiere augenblicklich zu verscheuchen, wenn der Fremde Miene machte, auf sie zu jagen. Forbes versichert, daß in Dhuboy ebensoviel Affen als Menschen anzutreffen sind. Die Affen bewohnen das oberste Stockwerk der Häuser und werden dem Fremden unerträglich. Wenn ein Einwohner der Stadt an seinem Nachbar sich rächen will, streut er eine Menge Reis und andere Körner auf das Dach des Feindes, und zwar kurz vor Anfang der Regenzeit, vor welcher jeder Hausbesitzer die Bedachung in Ordnung bringen lassen muß. Wenn nun die Affen das ausgestreute Futter wahrnehmen, fressen sie nicht nur das erreichbare, sondern reißen auch die Ziegel ab, um zu denjenigen Körnern zu gelangen, welche in die Spalten gefallen sind. Um diese Zeit ist aber wegen übergroßer Beschäftigung kein Dachdecker zu erhalten, und so kommt es, daß das Innere des Hauses dann den Regengüssen offen steht und dadurch verdorben wird.

Man trägt übrigens nicht nur für die gesunden, sondern auch für die kranken Affen Sorge. Tavernier fand am Amadabad ein Krankenhaus, worin Affen, Ochsen und Kühe u. s. w. verpflegt wurden. Alle Söller werden zeitweilig für die Affen mit Reis, Hirse, Datteln, Früchten und Zuckerrohr bestreut. Die Affen sind so dreist, daß sie nicht nur die Gärten plündern, sondern um die Essenszeit auch in das Innere der Häuser dringen und den Leuten die Speise aus der Hand nehmen. Der Missionär John versichert, daß er blos durch angestrengte Wachsamkeit seine Kleider und andere Sachen vor den Dieben habe schützen können. Einmal rief ein Fakir vor dem Zelte Hügel's die Affen zusammen, gab ihnen aber Nichts zu fressen. Da fielen drei der ältesten ihn so boshaft an, daß er sie kaum mit dem Stocke abwehren konnte. Die Bevölkerung stand jedoch nicht auf seiner, sondern auf der Affen Seite und schimpfte ihn tüchtig aus, weil er die heiligen Thiere erst getäuscht habe und noch prügele. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Heilighaltung der Affen mit dem Glauben an die Seelenwanderung zusammenhängt. Die Indier meinen nämlich, daß ihre und ihres Königs Seelen nach dem Tode den Leib solcher Affen sich zur Wohnung wählen.

Abgesehen von ihrer Unverschämtheit sind diese Affen schöne und anziehende Geschöpfe. John sagt ausdrücklich, daß er niemals schönere Affen gesehen habe, als die Hulmans. Ihr freundschaftlicher Umgang unter einander und ihre ungeheueren Sprünge fesseln jeden Beobachter. Mit ganz unglaublicher Behendigkeit steigen sie von der Erde auf die Gipfel der Bäume, und von da stürzen sie sich wieder auf die Erde herab, brechen, wie zum Scherz, große Zweige herunter, springen auf Gipfel weit entfernter Bäume und sind in weniger als einer Minute von einem Ende des Gartens bis zum andern gekommen, ohne die Erde zu berühren. Sie sind oft in wenig Minuten in unglaublicher Menge versammelt, plötzlich verschwunden und ein paar Minuten später alle wieder da. In der Jugend haben sie einen ziemlich runden Kopf und sind sehr klug; sie wissen wohl zu unterscheiden, was ihnen schädlich oder nützlich ist, lassen sich auch sehr leicht zähmen, zeigen aber einen unwiderstehlichen Trieb zum Stehlen. Mit zunehmendem Alter verändern sich die geistigen Eigenschaften, wie sich ihr Kopf verändert. Dieser wird platter; der Affe wird also thierischer, und damit tritt Stumpfheit an die Stelle der Klugheit, der Hang zur Einsamkeit verscheucht die Zutraulichkeit, plumpe Kraft verdrängt die Geschicklichkeit, so daß die alten Affen mit den jungen kaum noch Etwas gemein haben. Es scheint, daß die Hulmans zuweilen größere Wanderungen unternehmen. In Nieder-Bengalen z. B. erscheinen sie beim Anfang der Regenzeit und wandern um das Ende derselben wieder in höhergelegene Gegenden. Sobald sie an den heiligen Orten eingetroffen sind, beginnt für die frommen Brahmanen eine Zeit der größten Sorge und Geschäftigkeit; sie haben nun die Thiere zu pflegen und zu beschützen. Der eigenthümlichste Baum Indiens, die prachtvolle heilige Feige, soll der Lieblingsaufenthalt der Hulmans sein. Man erzählt, daß unter demselben Baume auch giftige Schlangen wohnen, mit welchen die Affen in beständiger Feindschaft leben. Hieran ist wohl nicht zu zweifeln, um so mehr aber an einem jener unschuldigen Märchen, welches von unseren Stubengelehrten frischweg für baare Münze genommen wird. Die Hulmans sollen nämlich, wenn sie eine schlafende

Schlange finden, dieselbe hinten am Kopfe greifen, dann mit ihr auf den Boden herabsteigen und den Kopf des Lurches so lange an Steine schlagen, bis sie ihn zermalmt haben, und dann, erfreut über die gelungene That, das sich windende und zuckende Thier ihren Jungen vorwerfen! Alle Affen haben gegen die Schlangen einen unüberwindlichen Abscheu und fürchten sich vor keinem Thiere in gleich hohem Grade, als eben vor ihnen: es ist deshalb gewiß nicht anzunehmen, daß nur eine Art eine derartige Ausnahme machen sollte.

Auch der Hulman zeigt große Anhänglichkeit an seine Jungen. Duvaucel erzählt, daß er ein Weibchen dieses Affen erlegt habe, aber dann Zeuge eines wirklich rührenden Zugs geworden sei. Das arme Thier, welches ein Junges mit sich trug, wurde in der Nähe des Herzens verwundet. Es raffte alle seine Kräfte zusammen, nahm sein Junges, hängte es an einen Ast und fiel dann todt herunter. „Dieser Zug," setzt unser Gewährsmann hinzu, „hat mehr Eindruck auf mich gemacht, als alle Reden der Brahmanen, und diesmal ist das Vergnügen, ein so schönes Thier erlegt zu haben, nicht Meister geworden über die Empfindung der Reue, ein Wesen getödtet zu haben, welches noch im Tode das achtungswürdigste Gefühl bethätigte."



Der Budeng (Semnopithecus maurus).

Unsere Gruppe hat noch andere merkwürdige Mitglieder. Ein sehr schöner Affe ist der Budeng der Javanesen (Semnopithecus oder Presbytis maurus). Er ist im Alter glänzend schwarz, im Gesicht und an den Händen wie Sammt, auf dem Rücken wie Seide. Der Unterleib, welcher spärlicher behaart ist, als der Oberleib, zeigt einen bräunlichen Anflug. Der Kopf wird von einer eigenthümlichen Haarmütze bedeckt, welche über die Stirn hereinfällt und zu beiden Seiten der Wangen vortritt. Neugeborene Junge sehen goldgelb aus, und nur die Haarspitzen des Unterrückens, der Oberseite des Schwanzes und der Schwanzquaste sind dunkler. Bald aber verbreitet sich das Schwarz weiter, und nach wenigen Monaten sind die Hände, die Oberseite des Kopfes und die Schwanzquaste schwarz, und von nun an geht das Kleid mehr und mehr in das des alten Thieres über. Die Gesammtlänge dieses schönen Affen beträgt $4\frac{1}{2}$ Fuß, wovon mehr als die Hälfte auf den Schwanz kommen.

„Der Budeng," sagt Horsfield, „lebt in großer Menge in den ausgedehnten Wäldern Javas. Man findet ihn in zahlreichen Gesellschaften auf den Wipfeln der Bäume, nicht selten in Trupps von

mehr als 50 Stück zusammen. Es ist wohl gethan, solche Scharen aus einiger Ferne zu beobachten. Sie erheben bei Ankunft des Menschen ein lautes Geschrei und springen unter entsetzlichem Lärm so wüthend in den Zweigen umher, daß sie oft starke Aeste von den absterbenden Bäumen brechen und somit herab auf ihre Verfolger schleudern."

„Der Budeng ist weniger ein Liebling der Eingeborenen, als der Lutung, ein jenem nah verwandter, aber rother Affe, vielleicht blos eine Abart. Wenn die Javanesen diesen einfangen, geben sie sich die größte Mühe, ihn zu zähmen und behandeln ihn mit vieler Liebe und Aufmerksamkeit. Der Budeng dagegen wird vernachlässigt und verachtet. Er verlangt viel Geduld in jeder Hinsicht, ehe er das mürrische Wesen ablegt, welches ihm eigenthümlich ist. In der Gefangenschaft bleibt er während vieler Monate ernst und murrköpfig, und weil er nun Nichts zum Vergnügen der Eingeborenen beiträgt, findet man ihn denn auch selten in den Ortschaften. Dies geschieht nicht etwa aus Abneigung von Seiten der Javanesen gegen die Affen überhaupt; denn die gemeinste Art der Ordnung, welche auf der Insel vorkommt, wird sehr häufig gezähmt und nach der beliebten Sitte der Eingeborenen mit Pferden zusammen gehalten. In jedem Stall, vom prinzlichen an bis zu dem eines Mantry oder Schultheißen, findet man einen jener Affen: der Budeng aber gelangt niemals zu solcher Ehre."

„Gleichwohl wird unser Affe oft von den Eingeborenen gejagt, weil sie sein Fell benutzen. Bei diesen Jagden, welche gewöhnlich von den Häuptlingen angeordnet und befehligt werden, greift man die Thiere mit Schleuder und Stein an und vernichtet sie oft in großer Anzahl. Die Eingeborenen wissen die Felle auf einfache Weise, aber sehr gut zuzubereiten und verwenden sie dann, wie auch die Europäer thun, zu Satteldecken und allerlei Heerschmuck; namentlich werden jene geschätzt, welche ganz schwarz von Farbe sind und schöne, lange Seidenhaare besitzen."

„In der Jugend verzehrt der Budeng zarte Blätter von allerlei Pflanzen, im Alter wilde Früchte aller Art, welche in so großer Menge in seinen unbewohnten Wäldern sich finden."

Als ich den Budeng im Thiergarten von Amsterdam zum ersten Male lebend sah, erkannte ich ihn nicht. Horsfield hat ein trauriges Zerrbild des Thieres gegeben; Pöppig und Giebel haben es ihm nachgedruckt; die ausgestopften, welche ich in Museen fand, waren ebenfalls nur Schatten des lebenden Thieres: kurz, ich konnte, trotz aller Berichtigungen, welche ich den Mißgestalten in Büchern und Museen hatte angedeihen lassen, unmöglich ein so schönes Thier vermuthen, als ich jetzt vor mir sah. Dieser Affe erregte die allgemeine Aufmerksamkeit aller Beschauer, obwohl er nicht das Geringste that, um die Blicke der Leute auf sich zu ziehen. Ich möchte sein stilles Wesen nicht so verdammen, wie Horsfield es gethan hat; denn ich glaube nicht, daß man ihn eigentlich „mürrisch" nennen kann. Er ist still und ruhig, aber nicht übellaunisch und ungemüthlich. Das Paar, welches in Amsterdam lebte, hielt stets treu zusammen. Gewöhnlich saßen Beide dicht an einander gedrängt in sehr zusammen gekauerter Stellung, die Hände über der Brust gekreuzt, auf einer hohen Querstange ihres Käfigs und ließen die langen, schönen Schwänze schlaff herabhängen. Ihr ernsthaftes Aussehen wurde vermehrt durch die eigenthümliche Haarmütze, welche ihnen weit in das Gesicht hereinfällt. Wenn man ihnen Nahrung vorhielt, kamen sie langsam und vorsichtig herunter, um sie wegzunehmen, blieben dabei aber ruhig und bedächtig, wie immer. Der Gesichtsausdruck deutete entschieden auf große Klugheit hin; doch fehlte das Leben in den Augen.

Ganz eigenthümlich benahmen sich die Budengs zwei schwarzen Pavianen (Cynocephalus niger) gegenüber. Diese, wie alle ihre Verwandten, üppige, übermüthige Gesellen, machten sich ein wahres Vergnügen daraus, die armen Budengs zu foppen und zu quälen. Bei Tage wurden die ungezogenen Schwarzen gewöhnlich in das große Affenhaus gesteckt; dann hatten die harmlosen Javanesen Ruhe und konnten sich ihres Lebens freuen; sobald aber ihre Nachtgenossen zu ihnen kamen, ging der Lärm und die Unruhe an. Beide Budengs krochen jetzt dicht zusammen und umklammerten sich gegenseitig mit ihren Händen. Die Paviane sprangen auf sie, ritten auf ihnen, maulschellirten sie, gaben ihnen Rippenstöße, zogen sie an dem Schwanze und machten sich ein besonderes Vergnügen daraus, ihre innige Vereinigung zu stören. Zu diesem Ende kletterten sie auf den armen Thieren

herum, als wenn es Baumzweige wären, hielten sich am Haare fest und drängten sich endlich, den Hintern voran, zwischen die ruhig Sitzenden, bis diese schreckensvoll auseinander fuhren und in einer andern Ecke Schutz suchten. Geschah Dies, so eilten die Quälgeister augenblicklich hinter ihnen drein und begannen die Marter von neuem. Man sah es den Budengs an, wie außerordentlich unangenehm ihnen die zudringlichen Gesellen waren, wie sehr sie sich vor ihnen fürchteten. Sobald die schwarzen Teufel nur in den Käfig kamen, blickten Jene angstvoll nach ihnen herab, wie es die südamerikanischen Affen zu thun pflegen, wenn sie in große Furcht gerathen. Während sie unter den Fäusten ihrer Marterer litten, schrien sie oft jammervoll auf: aber das vermehrte nur die Wuth der Paviane; sie wurden um so frecher und grausamer, je leidender sich Jene verhielten.

In Antwerpen lebt ein Budeng unter kleinen Meerkatzen und Makaken. Alle Mitbewohner seines Käfigs sind kaum halb so groß wie er, und trotzdem ist auch hier wiederum er der Gequälte und Gefoppte. Eine kaum ein Jahr alte Meerkatze spielte zur Zeit, in welcher ich den Garten besuchte, hier die Rolle des schwarzen Pavians, und auch gegen diesen frechen Afrikaner verhielt sich der Javanese leidend und unterthänig. Es sah sehr komisch aus, wenn das kleine Geschöpf den großen Affen, so zu sagen, nach seiner Pfeife tanzen ließ; es meisterte ihn vollständig und maßregelte ihn durch Püffe, Ohrfeigen, durch Kneipen und Raufen in wahrhaft jämmerlicher Weise. Man konnte gar nicht in Zweifel bleiben, daß Gutmüthigkeit der Hauptzug des Budenggeistes ist; man vermißte in ihm förmlich jene Affenniederträchtigkeit, welche Andere seines Geschlechts so sehr auszeichnet. — Auch der Budeng scheint von unserm nordischen Klima viel zu leiden. Ob dieses die alleinige Ursache seiner grenzenlosen Gutmüthigkeit ist, wage ich nicht zu entscheiden. Aber man sieht es ihm an, wie wohl ihm jeder Sonnenblick thut, wie glücklich er ist, wenn er nur einen Strahl des belebenden Gestirnes auffangen kann, dessen Gluth seiner schönen Heimat alle Pracht und Herrlichkeit der Wendekreisländer verlieh.

Der Kleideraffe (Semnopithecus nemaeus) verdient wenigstens erwähnt zu werden; denn seine Pelzfärbung ist die eigenthümlichste, welche man sich denken kann. Der Kleideraffe sieht allerdings aus, als habe sich ein Mensch den Spaß gemacht, ihn in die bunte Tracht eines Hanswurstes zu stecken. Um im Bilde zu bleiben, beschreibe ich dieses Kleid mit Okens Worten: Die Jacke ist grau, die Hosen, ein Stirnband und die Handschuhe sind schwarz, die Strümpfe braunroth, Aermel, Bart, Kreuz und Schwanz weiß; das Gesicht ist gelb, eine Halsbinde braunroth, ein anderes Band schwarz. Diese Farben schneiden scharf gegen einander ab und treten daher um so greller hervor. Der Körper erreicht zwei Fuß Länge, der Schwanz ist etwas kürzer.

Der Kleideraffe ist noch niemals lebendig nach Europa gekommen und befindet sich erst in wenigen Sammlungen. Er soll in Cochinchina leben und daselbst „Duk" genannt werden. In zahlreichen Gesellschaften kommt er in den dichten Küstenwäldern vor und besucht auch oft die Dörfer der Eingeborenen. Er ist furchtsam und scheu und entflieht, sobald er merkt, daß man auf ihn jagen will. Die Eingeborenen schätzen seinen Pelz nicht und geben sich deshalb auch keine Mühe, ihn zu erlegen. Für die Gefangenschaft eignet er sich nicht, weil er sehr bald hinstirbt.

Von den übrigen Arten der Schlankaffen will ich blos noch eine einzige nennen, den Nasenaffen oder Kahau (Semnopithecus Nasica), welcher in jeder Hinsicht ein wirklich ausgezeichnetes Thier ist. Am merkwürdigsten an ihm ist jedenfalls die vorspringende, verzerrte Menschennase, welche, wie ein Rüssel, beweglich ist und vorgeschoben oder zurückgezogen werden kann. Dieser Nase verdankt er es, daß er als Träger einer eigenen Sippe (Nasalis) betrachtet worden ist. Sein Leib ist schlank, wie bei den übrigen, die Gliedmaßen sind fast von gleicher Länge, der Schwanz ist sehr lang, die Vorder- und Hinterhände sind fünfzehig, die Backentaschen fehlen, aber die Gesäßschwielen sind vorhanden. Die Nase hängt hakenförmig über die Oberlippe herab, ist in der Mitte ziemlich breit, an ihrem äußern Ende zugespitzt und längs ihres Rückens mit einer leichten Furche versehen; die Nasen-

löcher sind sehr groß und können noch bedeutend ausgedehnt werden. Bei jungen Thieren ist das hier so merkwürdig gebildete Sinnwerkzeug noch klein und stumpf, und erst bei alten erreicht es seine bedeutende Größe. Die Behaarung ist reichlich und weich; am Scheitel sind die Haare kurz und dicht, an den Seiten des Gesichts und am Hinterhaupte länger, um den Hals bilden sie eine Art von Kragen. An dem Scheitel, dem Hinterkopfe und an der Schultergegend sind sie lebhaft braunroth, auf dem Rücken und der obern Hälfte der Seiten fahlgelb, dunkelbraun gewellt, an der Brust und dem Obertheil des Bauches lichtröthlichgelb gefärbt; in der Kreuzgegend findet sich ein scharf abgegrenzter Fleck von graulichweißer Farbe, dessen Spitze nach der Schwanzwurzel zugerichtet ist; die Gliedmaßen sind in der obern Hälfte gelblichroth, in der untern, ebenso wie der Schwanz, aschgrau. Die nackten Innenflächen der Hände und die Gesäßschwielen sind graulichschwarz. So zeigt auch



Der Nasenaffe (Semnopithecus Nasica).

dieser Affe eine sehr lebhafte Gesammtfärbung und beweist auch dadurch seine enge Verwandtschaft mit den übrigen Schlankaffen. Erwachsene Männchen des Kahau erreichen eine Höhe von fast drei Fuß; ihr Leib ist zwei Fuß und der Schwanz etwas darüber lang. Die Weibchen bleiben kleiner; sie sollen schon vor ihrem vollendeten Wachsthume fortpflanzungsfähig sein.

Der Kahau lebt gesellig auf Borneo. Morgens und Abends sammeln sich zahlreiche Scharen auf den Bäumen an den Flußufern und erheben dann oft ein Geheul, welches dem Worte Kahau sehr ähnlich klingt und ihnen den eigenthümlichen Namen verschafft hat. Sie sind schnell und gewandt und besitzen eine ungeheuere Fertigkeit im Springen und Klettern. Ihre geistigen Eigenschaften sind wenig bekannt, doch behauptet man, daß die Thiere sehr boshaft, wild und tückisch seien und sich nicht wohl zur Zähmung eigneten. Man sagt, daß sie sich, wenn sie überrascht werden, auf den Bäumen

verbergen, sich aber mit großem Muthe vertheidigen, wenn sie angegriffen werden. Wirklich spaßhaft ist die Behauptung der Eingeborenen, daß die Kahaus beim Springen immer ihre Nase mit den Händen bedeckten, um sie vor unangenehmen Zusammenstößen mit dem Gezweig zu schützen. Ihre Nahrung kennt man nicht, darf aber vermuthen, daß sie auch keine andere, als die der übrigen Schlankaffen ist. Die Dajacken, ein Stamm der Eingeborenen Borneos, sollen fleißig Jagd auf die Nasenaffen machen, um ihr Fleisch zu erhalten, welches sie als wohlschmeckend schildern. Diese Leute nennen die Thiere übrigens nicht Kahau, sondern Bantangan. Etwas Weiteres über das merkwürdige Geschöpf ist nicht bekannt.

Auch die afrikanischen Vertreter der schlanken Asiaten, die Stummelaffen (Colobus), sind sehr auffallende, durch eigenthümliche Färbung, sonderbare, aber schöne Mähnen und andere Haar=



Der Guereza (Colobus Guereza).

wucherungen ausgezeichnete Thiere. Wie Indien lebendiger und reicher ist, als das trockene Afrika, so sind auch die Schlankaffen heller und lebhafter gefärbt, als die Stummelaffen, obwohl ich nicht behaupten will, daß diese weniger schön oder weniger angenehm für unser Auge wären, als jene. Im Ganzen sind die Unterscheidungsmerkmale zwischen beiden Gruppen nur sehr geringfügige. Die Stummelaffen sind hauptsächlich dadurch vor den Schlankaffen ausgezeichnet, daß sie an den Vorderhänden immer blos vier Finger und keinen Daumen besitzen, während, wie wir sahen, dieses Glied bei den Schlankaffen nur hier und da verkümmert. Der Leib der Stummelaffen ist noch immer schlank und zierlich, die unter sich fast gleichlangen Gliedmaßen sind schmächtig, die Schnauze ist kurz, und die Nasenlöcher stehen auf der Oberseite derselben, der Schwanz ist sehr lang, Gesäß= schwielen sind vorhanden, Backentaschen aber fehlen; die Hinterhände haben regelmäßig fünf Finger.

Unter diesen Thieren dürfen wir ohne Zweifel den Guereza der Abissinier (Colobus Guereza) oben anstellen. Meiner Ansicht nach ist er der schönste aller Affen. Seine Färbung ist, obgleich sie keineswegs lebhaft genannt werden kann, doch eine außerordentlich angenehme und

seine Behaarung eine so eigenthümliche und zugleich so zierliche, wie kaum noch bei einem andern Thiere. Das Verdienst der Entdeckung dieses wunderschönen Geschöpfes gebührt unserm ausgezeichneten Landsmann Rüppell, welcher es, bei seiner großen Reise in Abissinien, in der Provinz Godjam auffand und den im Lande gebräuchlichen Namen zum wissenschaftlichen machte. Uebrigens war der Affe schon früher bekannt; bereits Hiob Ludolf erwähnte seiner in einem sehr schätzbaren Werke über Aethiopien, gab aber zu der sehr mangelhaften Beschreibung eine noch mangelhaftere, ja falsche Abbildung und machte es dadurch den Kundigen unmöglich, das Thier als besondere Art anzuerkennen und aufzuzeichnen. Auch ein anderer Reisender, Salt, gedenkt des Guereza, giebt aber ebenfalls eine ganz fehlerhafte Beschreibung und eine Abbildung, zu welcher er die Ludolf'sche Zeichnung und die Bruchstücke einer Haut, in deren Besitz er zufällig gekommen war, benutzte. Rüppell sah den Guereza lebend und konnte so aus eigner Anschauung über ihn berichten. Später haben auch andere Naturforscher ihn beobachtet. Ich selbst fand in den Händen eines Hassanïe am untern weißen Nil ein Fell desselben, welches der Mann als Tabaksbeutel benutzte, und erfuhr von dem Eigner, daß der Affe weiter südlich keineswegs zu den Seltenheiten gehöre. Heuglin, der Erforscher Afrikas, beobachtete ihn öfters in Abissinien und auf dem weißen Flusse und erhielt sichere Nachrichten über sein Vorkommen in ganz anderen Gegenden Mittelafrikas, woraus hervorgeht, daß der Verbreitungskreis des Thieres viel größer ist, als wir gewöhnlich angenommen haben.

Fig. 1. Fig. 2.



Der Stummelaffe (Colobus ursinus). Der Teufelsaffe (Colobus Satanas).

Der Guereza ist ein wirklich herrliches Thier. Sein ganzer Leib ist schön sammetschwarz, dagegen sind ein Stirnband, die Gegend der Schläfe, die Seiten des Halses, das Kinn und die Kehle und ein Gürtel oder eine Mähne, sowie eine Einfassung um die nackten Gesäßschwielen und die Schwanzspitze weiß gefärbt. Jedes weiße Haar ist aber vielfach braun geringelt, und hierdurch entsteht das silbergraue Aussehen der Behaarung. Die Mähne, wie ich den Seitengürtel vielleicht nennen kann, hängt wie ein reicher Beduinenmantel zu beiden Seiten des Körpers herab und ziert ihn unbeschreiblich. Ihre Haare sind von größter Weichheit und Feinheit und dabei von bedeutender Länge. Der schwarze Pelz des untern Körpers schimmert hier und da zwischen dem kostbaren Behänge hindurch; das Dunkelschwarz sticht lebendig ab von dem blendenden Weiß, und die dunkelen Hände und das dunkele Gesicht stehen hiermit so vollkommen im Einklange, daß unser Affe wohl den Preis der Schönheit verdienen dürfte. Soviel Willkür, wenn ich mich so ausdrücken dürfte, sich in der Bekleidung ausspricht, so zierlich und anmuthig ist dieselbe.

Der Guereza findet sich, wie mir Schimper mittheilte, vom 13. Grad nördlicher Breite an, überall in Abissinien, am häufigsten in einem Höhengürtel von 6—8000 Fuß über dem Meeresspiegel. Hier lebt er in kleinen Gesellschaften von zehn bis funfzehn Stück auf hochstämmigen Bäumen, gern in der Nähe fließender Gewässer und häufig auch unmittelbar neben den in Habesch immer einsam stehenden Kirchen, welche regelmäßig im Schatten geheiligter Bäume liegen. Eine Wachholderart, welche, im Gegensatz zu der bei uns wachsenden, so riesenhafte Verhältnisse zeigt, daß selbst unsere Tannen und Fichten neben ihr zu Zwergen herabsinken, scheint ihm ganz besonders zuzusagen: jedenfalls ihrer auch unseren Gaumen behagenden Beeren halber. Er ist, wie mein Berichterstatter mit besonderm Ausdruck sagte, „ein im allerhöchsten Grade behendes Thier“, welches sich mit geradezu wunderbarer Kühnheit und Sicherheit bewegt. Hiermit steht im Uebrigen sein Wesen nahe im Einklange. Nur selten vernimmt man seine Stimme; blos Verwundete schreien nach Art der Meerkatzen. Wenn der Guereza Menschen sieht, schweigt er gänzlich. Auch sonst hat er mit anderen altweltlichen Baumaffen wenig gemein. Er ist durchaus harmlos, d. h. er verschont die Pflanzungen oder richtet wenigstens niemals Verwüstungen in ihnen an. Verfolgt zeigt sich der Guereza in seiner ganzen Schönheit. Mit ebenso großer Anmuth als Leichtigkeit, mit eben soviel Kühnheit als Berechnung springt der so wundersam geschmückte Gesell von Zweig zu Zweig oder aus Höhen von vierzig Fuß in die Tiefe hinab, und der weiße Mantel fliegt dabei um ihn herum, wie der Burnus eines auf seinem Araber fliehend dahinjagenden Beduinen um Roß und Reiter weht. Uebrigens kommt er nur dann auf den Boden herab, wenn die Verfolger ihm sehr nahe auf den Leib rücken; er ist ein vollendetes Baumthier und findet in seiner luftigen Höhe Alles, was er bedarf. Seine Nahrung ist die gewöhnliche der Baumaffen: Knospen, Blätter, Blüthen, Beeren, Früchte, Kerbthiere rc.

Die Jagd des Guereza hat ihre großen Schwierigkeiten. Auf den hohen Wipfeln seiner Lieblingsbäume ist er vor der Tücke des Menschen ziemlich sicher. Mit der Schrotflinte verwundet man wohl das starke, lebenszähe Thier, bekommt es aber nur selten in seine Gewalt. Der Jäger muß, wenn seine Jagd Erfolg haben soll, zur Büchse greifen: diese Waffe aber war von jeher und ist noch heute dem Eingebornen ein Ding, mit welchem er Nichts anzufangen weiß. Gut, daß dem so ist; mit der Büchse in geübter Hand hätte der Abissinier den schönen Affen vielleicht schon ausgerottet. In früheren Zeiten wurde ihm eifrig nachgestellt. Es galt als besondere Auszeichnung, ein Schild zu besitzen, welches durch ein Fell dieses Affen seinen schönsten Schmuck erhalten hatte. Die Schilde der Abissinier und anderer ostafrikanischer Völkerschaften sind länglichrund und bestehen aus Antilopen- oder wohl auch Nilpferdhaut: diese bekleidete man nun mit dem Rücken- und Seitenfelle des Guereza, so daß der ganze Mähnengürtel jetzt zum Schmuck des Schildes wurde.

Man bezahlte in Gondar, der abissinischen Hauptstadt, ein solches Fell mit einem Speciesthaler, einer Summe, für welche man vier bis sechs fette Schafe einhandeln kann. Gegenwärtig ist jener Zierrath bedeutend im Werthe gesunken: die beschriebenen Schilde sind glücklicher Weise nicht mehr gebräuchlich; — glücklicher Weise, sage ich, weil ich hoffe, daß deshalb ein so anziehendes



Meerkatzen.

Geschöpf vor der Hand noch der abscheulichen Vernichtungswuth entgeht, mit welcher der Mensch überall „seinen erstgebornen Brüdern" entgegentritt.

Bis jetzt ist der prachtvolle Affe noch nicht lebend nach Europa gekommen. Heuglin erhielt ein lebendes Junges, war aber nicht im Stande, dasselbe zu erhalten, trotzdem er ihm die beste Pflege zu Theil werden ließ. Auch in den Hütten der Landeseingebornen sieht man niemals einen zahmen Guereza: der schöne Waldbewohner erträgt keine Gefangenschaft.

Die beiden auf Seite 49 dargestellten Mitglieder der Sippe sind der bärenartigen Stummelaffe (Colobus ursinus, Fig. 1) und der Teufelsaffe (Colobus Satanas, Fig. 2).

Ersterer unterscheidet sich vom Guereza durch den Mangel des weißen Mähnengürtels, welcher durch das lange und flatternde, grobe, schmuzig fahlgelbe und schwarz gemischte Haar eben nur angedeutet ist, die längere Körperbehaarung und den fast ganz weißen Schwanz. In der Größe stimmt er so ziemlich mit dem Guereza überein und ebenso in der Lebensweise; seine Heimat aber ist der Westen Afrikas: er findet sich in den Wäldern der Sierra-Leone, Guineas und auf Fernando-Po.

Der Teufelsaffe, welcher einfärbig schwarz ist, und hauptsächlich auf Fernando-Po lebt, wird von vielen Forschern, aber wohl mit Unrecht, als bloße Spielart des Vorigen angesehen.

Afrika beherbergt nicht nur die größten, klügsten und häßlichsten Affen der alten Welt, sondern auch die schönsten, nettesten und gemüthlichsten. Zu diesen gehört unzweifelhaft die zahlreiche Gruppe, welche uns unter dem Namen „Meerkatzen" bekannt ist. Wir sehen dieses oder jenes Mitglied der betreffenden Sippe häufig genug in jedem Thiergarten oder in jeder Thierschaubude und finden es auch öfters als lustigen Gesellschafter irgend eines Thierfreundes.

Die Meerkatzen erhielten ihren Namen schon im 16. Jahrhundert, jedenfalls weil sie zuerst von dem Westen Afrikas, nemlich von Guinea zu uns kamen und entfernt an die Gestalt einer Katze erinnern. Ihre Aehnlichkeit mit unserm nützlichen Hausthiere ist übrigens nur eine sehr oberflächliche, denn alle Meerkatzen sind echte Affen in Gestalt und Wesen. Sie sind Bewohner der Wendekreisländer des genannten Erdtheils und, mit Ausnahme einer einzigen Art, welche auf Madagaskar vorkommt, auch Bewohner des afrikanischen Festlandes. Wo sich Urwälder finden, zeigen sich auch diese Affen in großer Anzahl. Manche Arten gehen fast durch ganz Mittelafrika hindurch. Wir erhalten sie ebensowohl aus dem Osten, wie auch aus dem Westen und aus der Mitte Afrikas; wohl die meisten aber kommen aus Abissinien und den oberen Nilländern.

Eine ausführliche Beschreibung der Meerkatzen erscheint mir, ihrer Allbekanntschaft wegen, kaum nöthig. Sie zeichnen sich durch leichte und zierliche Formen, schlanke Gliedmaßen, feine, kurze Hände mit langen Daumen, auch durch einen langen Schwanz ohne Endquaste aus und besitzen weite Backentaschen und große Gesäßschwielen. Ihre Farben sind meistens ziemlich lebhaft, bei einzelnen Arten oft recht angenehm bunt. Man kennt ungefähr zwanzig Arten. In den Nilländern findet man zuerst unter dem 16. Grade nördlicher Breite Meerkatzen; im Westen und Osten reichen sie bis hart an die Meeresküste. Feuchte oder wenigstens von Flüssen durchschnittene Waldungen werden von ihnen den trockenen Baumgegenden stets vorgezogen; in der Nähe von Feldern siedeln sie sich außerordentlich gern an. Recht deutlich bemerkt man bei ihnen die eigenthümliche Erscheinung, daß sich Affen und Papageien nicht blos in Gestalt, Lebensart und Wesen, sondern auch der Verbreitung entsprechen. Man darf mit Sicherheit darauf rechnen, daß man in Afrika da, wo man Papageien findet, auch unseren Meerkatzen begegnen wird, oder umgekehrt, Papageien zu vermuthen hat, wo sich Meerkatzen aufhalten.

Die Meerkatzen gehören zu den geselligsten, beweglichsten, lustigsten und, wie bemerkt, gemüthlichsten aller Affen. Man findet sie fast stets in ziemlichen Banden; Familien kommen kaum vor. Es

ist eine wahre Lust, wenn man einer Horde dieser Thiere im Walde begegnet. Da kann man ein Leben, ein Schreien und Kämpfen, ein sich Zürnen und Versöhnen, ein Klettern und Laufen, Rauben und Plündern, Gesichterschneiden und Gliederverrenken bemerken! Sie bilden einen eignen Staat und erkennen keinen Herrn über sich an, als den Stärkern Ihresgleichen; sie beachten kein Recht, als das, welches durch spitze Zähne und kräftige Hände von dem alten Affenstammvater geübt wird; sie halten keine Gefahr für möglich, aus welcher es nicht auch einen Ausweg gäbe; sie machen sich jede Lage behaglich, fürchten niemals Mangel und Noth und verbringen so ihr Leben in beständiger Regsamkeit und Fröhlichkeit. Ein grenzenloser Leichtsinn und ein höchst spaßhafter Ernst im Verein ist ihnen eigen; mit beiden beginnen und vollbringen sie alle ihre Geschäfte. Kein Ziel ist zu weit gesteckt, kein Wipfel zu hoch, kein Schatz sicher genug, kein Eigenthum achtbar. So darf es uns nicht Wunder nehmen, daß die Eingebornen Ost-Sudahns nur mit grenzenloser Verachtung und mit Zorn von ihnen sprechen; ebensowenig aber wird man es dem unbetheiligten Beobachter verdenken, wenn er sie als höchst ergötzliche Wesen betrachtet.



Der rothe Affe (Cercopithecus ruber).

Man bemerkt eine Meerkatzenbande im Urwalde sehr leicht. Wenn man auch den wechselvollen Ausruf des Leitaffens nicht vernimmt, hört man wenigstens bald das Geräusch, welches die laufende und springende Gesellschaft auf den Bäumen verursacht, und wenn man dieses nicht hört, sieht man die Thiere laufen, spielen, ruhig dasitzen, sich sonnen, sich gewisser Schmarotzer halber Liebesdienste erzeigen: — niemals fällt es ihnen ein, sich vor irgend Jemand zu verbergen. Auf dem Boden trifft man sie blos da, wo es Etwas zu fressen giebt; sonst leben sie in den Wipfeln der Bäume und nehmen ihren Weg von einem Ast zum andern. Und dabei ist es ihnen völlig gleichgiltig, ob sie durch die dicksten Dornen durchmüssen oder nicht.

Aeußerst anziehend für den Beobachter ist es, wenn er eine auf Raub ausziehende Bande belauschen kann. Mich hat die Dreistigkeit, welche sie dabei zeigen, immer ebenso ergötzt, wie sie den Eingebornen empörte. Unter Führung des alten, oft geprüften und wohlerfahrnen Stammvaters zieht die Bande der Thiere dem Getreidefelde zu; die Aeffinnen, welche Kinder haben, tragen diese

in der oben beschriebenen Weise am Bauche, die Kleinen haben aber noch zum Ueberfluß auch mit ihrem Schwänzchen ein Häkchen um den Schwanz der Frau Mamma geschlagen. Anfangs nähert sich die Rotte mit großer Vorsicht, am liebsten, indem sie ihren Weg noch von einem Baumwipfel zum andern verfolgt. Der alte Herr geht stets voran, die übrige Herde richtet sich nach ihm Schritt für Schritt und betritt nicht nur dieselben Bäume, sondern sogar dieselben Aeste, wie er. Nicht selten steigt der vorsichtige Führer auf einen Baum bis in die höchste Spitze hinauf und hält von dort aus sorgfältige Umschau; wenn das Ergebniß derselben ein günstiges ist, wird es durch beruhigende Gurgeltöne seinen Unterthanen angezeigt, wenn nicht, die übliche Warnung gegeben. Von einem dem Felde nahen Baume steigt die Bande ab, und nun geht es mit rüstigem Springen dem Paradiese zu. Hier beginnt jetzt eine wirklich beispiellose Thätigkeit. Man deckt sich zunächst für alle Fälle. Rasch werden einige Maiskolben oder Durrahähren abgerissen, die Körner enthülst und nun mit ihnen die weiten Backentaschen so voll gepfropft, als nur immer möglich; erst, wenn diese Vorrathskammern gefüllt sind, gestattet sich die Herde etwas mehr Lässigkeit, zeigt sich aber auch zugleich immer wähle-rischer, immer heikler in der Auswahl der Nahrung. Jetzt werden alle Aehren und Kolben, nach-dem sie abgebrochen worden sind, erst sorgsam berochen, und wenn sie, was sehr häufig geschieht, diese Probe nicht aushalten, sofort ungefressen weggeworfen, und die Vergeudung, welche sich alle Affen zu schulden kommen lassen, zeigt sich im höchsten Grade. Man darf darauf rechnen, daß von zehn Kolben erst einer wirklich gefressen wird; in der Regel nehmen die Schlecker blos ein Paar Körner aus jeder Aehre und werfen das Uebrige weg. Dies ist es eben, welches ihnen den grenzenlosen Haß der Eingebornen zugezogen hat.

Wenn sich die Affenherde im Fruchtfelde völlig sicher fühlt, erlauben die Mütter ihren Kindern, sie zu verlassen und mit Ihresgleichen zu spielen. Die strenge Aufsicht, unter welcher alle Kleinen von ihren Erzieherinnen gehalten werden, endet deshalb jedoch nicht, und jede Affenmutter beobachtet mit wachsamen Blicken ihren Liebling; keine aber bekümmert sich um die Sicherheit der Gesammtheit, sondern verläßt sich, wie alle übrigen Mitglieder der Bande, ganz auf die Umsicht des Herdenführers. Dieser erhebt sich selbst während der schmackhaftesten Mahlzeit von Zeit zu Zeit auf die Hinterfüße, stellt sich aufrecht wie ein Mensch und schaut in die Runde. Nach jeder Umschau hört man beruhigende Gurgeltöne, wenn er nämlich nichts Unsicheres bemerkt hat: im entgegengesetzten Falle stößt er einen unnachahmlichen, zitternden oder meckernden Ton zur Warnung aus. Hierauf sammelt sich augen-blicklich die Schar seiner Untergebenen, jede Mutter ruft ihr Kind zu sich heran, und im Nu sind Alle zur Flucht bereit; Jeder aber sucht in der Eile noch soviel Futter aufzuraffen, als er nur fort-bringen zu können glaubt. Ich habe es mehrmals gesehen, daß Affen fünf große Maiskolben mit sich nahmen. Davon umklammerten sie zwei mit dem rechten Vorderarm, die übrigen nahmen sie in die drei anderen Hände und zwar so, daß sie beim Gehen mit den Kolben den Boden berührten. Bei wirklicher Gefahr wird nach und nach mit sauren Mienen alle Last abgeworfen, der letzte Kolben aber nur, wenn der Verfolger ihnen sehr nahe auf den Leib geht und die Thiere wirklich alle vier Hände zum Klettern nothwendig haben. Immer wendet sich die Flucht dem ersten besten Baume zu. Ich habe beobachtet, daß die Meerkatzen auch auf ganz einzeln stehende Bäume kletterten, von denen sie wieder absteigen und weiterfliehen mußten, wenn ich sie dort aufstörte; sowie sie aber einmal den Wald erreicht haben und wirklich flüchten wollen, sind sie geborgen; denn ihre Gewandtheit im Klettern ist fast ebenso groß, wie die der Langarmaffen. Es scheint kein Hinderniß für sie zu geben, die furchtbarsten Dornen, die dichtesten Hecken, weit von einander stehende Bäume — Nichts hält sie auf. Jeder Sprung wird mit einer Sicherheit ausgeführt, welche uns in größtes Erstaunen setzen muß, weil kein bei uns heimisches Kletterthier es dem Affen auch nur annähernd nachthun kann. Sie sind im Stande, mit Hilfe des steuernden Schwanzes noch im Sprunge die von ihnen anfangs beabsichtigte Richtung in eine andere umzuwandeln; sie fassen, wenn sie einen Ast verfehlten, einen zweiten; sie werfen sich vom Wipfel des Baumes auf die Spitze eines tiefstehenden Astes und lassen sich weiter schnellen; sie setzen mit einem Sprunge von dem Wipfel auf die Erde, fliegen gleichsam, über Gräben

hinweg, einem andern Baume zu, laufen pfeilschnell an dem Stamme empor und flüchten weiter und immer weiter. Auch hierbei geht der Leitaffe stets voran und führt die Herde durch sein sehr ausdrucksvolles Gegurgel bald rascher, bald langsamer. Man gewahrt niemals bei den flüchtenden Affen Angst oder Muthlosigkeit, muß sich vielmehr stets von ihrer unter allen Umständen sich gleichbleibenden Geistesgegenwart überzeugen. Ohne zu übertreiben, kann man sagen, daß es für sie, wenn sie wollen, eigentlich gar keine Gefahr giebt. Nur der tückische Mensch mit seinen weittragenden Waffen kann sie in seine Gewalt bringen; den Raubsäugethieren entgehen sie leicht, und die Raubvögel wissen sie schon abzuwehren, falls es sein muß.



Die Diana (Cercopithecus Diana).

Wenn es dem Leitaffen gut dünkt, hält er in seinem eiligen Laufe an, steigt rasch auf die Höhe eines Baumes hinauf, vergewissert sich der neu erlangten Sicherheit und ruft hierauf mit beruhigenden Tönen seine Schar wieder zusammen. Diese hat jetzt zunächst ein wichtiges Geschäft zu besorgen. Während der rasenden Flucht hat man nämlich nicht darauf achten können, Fell und Glieder von Kletten und Dornen freizuhalten; letztere hängen vielmehr überall am Pelz oder stecken oft tief in der Haut. Nun macht sich die Gesellschaft darüber her, sich gegenseitig von den unangenehmen Anhängseln zu befreien. Eine höchst sorgfältige Reinigung beginnt. Der eine Affe legt sich der Länge lang auf einen Ast, der andere setzt sich neben ihn und durchsucht ihm das Fell auf das gewissenhafteste

und gründlichste. Jede Klette wird ausgelöst, jeder Dorn herausgezogen, ein etwa vorkommender Schmarotzer aber auch nicht ausgelassen, sondern vielmehr mit Leidenschaft gejagt und mit Begierde gefressen. Uebrigens gelingt ihnen die Reinigung nicht immer vollständig; denn manche Dornen sind so tief eingedrungen, daß die Affen sie bei aller Anstrengung nicht aus ihren Gliedern herausziehen können. Dies kann ich ganz gewiß behaupten, weil ich selbst eine Meerkatze geschossen habe, in deren Hand noch ein Mimosendorn steckte, welcher von unten eingedrungen war und die ganze Hand durchbohrt hatte. Daß Solches möglich ist, hat mich nicht verwundert, weil ich mir selbst einmal einen Mimosendorn durch die Ledersohle, meine große Fußzehe und das Oberleder des Stiefels hindurch gestochen habe und mir sehr wohl denken kann, daß ein von oben herunter auf einen Ast springender Affe kräftig genug auffällt, um eine ähnliche Erfahrung von der Schärfe und Härte jener Dornen machen zu können.

Erst wenn die Reinigung im großen Ganzen beendet ist, tritt die Affenherde wieder den Rückzug an, d. h. sie geht ohne weiteres von neuem nach dem Felde zurück, um dort ihre Spitzbübereien fortzusetzen. So kommt es, daß sie der Einwohner des Landes eigentlich niemals aus seinen Feldern los wird, sondern stets unter einer Plage zu leiden hat, welche noch ärger, als die der Heuschrecken ist. Da die Leute keine Feuergewehre besitzen, wissen sie sich nur durch oftmaliges Verjagen der Affen zu schützen, denn alle anderen Kunstmittel zur Vertreibung fruchten bei diesen losen Geistern gar nichts — nicht einmal die sonst unfehlbaren Kraftsprüche ihrer Heiligen oder Zauberer; und eben deshalb sehen die braunen Leute Innerafrikas alle Affen als entschiedene Gottesleugner und Glaubensverächter an. Ein weiser Schéich Ost-Sudahns sagte mir: „Glaube mir, Herr, den deutlichsten Beweis von der Gottlosigkeit der Affen kannst Du darin erblicken, daß sie sich niemals vor dem Worte des Gesandten Gottes beugen. Alle Thiere des Herrn achten und ehren den Propheten — Allah's Frieden sei über ihm! — die Affen verachten ihn. Derjenige, welcher ein Amulet schreibt und in seine Felder aushängt, auf daß die Nilpferde, Elefanten und Affen seine Früchte nicht auffressen und seinen Wohlstand schädigen, muß immer erfahren, daß nur der Elefant dieses Warnungszeichen achtet. Das macht, weil er ein gerechtes Thier ist, der Affe aber ist ein durch Allah's Zorn aus dem Menschen in ein Scheusal verwandeltes Geschöpf und ein Sohn, Enkel und Urenkel des Ungerechten, und das Nilpferd die abschreckende Hülle des scheußlichen Zauberers."

In Ost-Sudahn jagt man die Meerkatzen nicht, wohl aber fängt man sie und zwar gewöhnlich in Netzen, unter denen man leckere Speisen aufstellt. Die Affen, welche den Köder wegnehmen wollen, werden von den Netzen bedeckt und verwickeln sich dergestalt in diese, daß sie nicht im Stande sind, sich frei zu machen, so wüthend sie sich auch geberden. Wir Europäer erlegten die Thiere mit dem Feuergewehr ohne alle Schwierigkeit, weil sie erst dann fliehen, wenn Einige aus ihrer Mitte ihr Leben gelassen haben. Sie fürchten sich wenig oder nicht vor dem Menschen. Oft habe ich beobachtet, daß sie Fußgänger oder Reiter, Maulthiere und Kamele unter sich wegziehen ließen, ohne zu muckſen, während sie dagegen beim Anblick eines Hundes sofort ihr Angstgeschrei ausstießen.

Bei der Affenjagd ging es mir, wie so vielen Anderen vorher: sie wurde mir einmal gründlich verleidet. Ich schoß nach einer Meerkatze, welche mir gerade das Gesicht zudrehte; sie war getroffen und stürzte von dem Baume herab, blieb ruhig sitzen und wischte sich, ohne einen Laut von sich zu geben, das aus den vielen Wunden ihres Antlitzes hervorrieselnde Blut mit der einen Hand so menschlich, so erhaben ruhig ab, daß ich aufs äußerste erregt hinzueilte und, weil beide Läufe meines Gewehres abgeschossen waren, dem armen Thiere mein Jagdmesser mehrere Male durch die Brust stieß, um es von seinen Leiden zu befreien. Aber ich habe von diesem Tage an nie wieder auf kleine Affen geschossen und rathe Jedem davon ab, welcher nicht seiner wissenschaftlichen Arbeiten wegen auf die Affenjagd gehen muß. Mir war es immer, als habe ich einen Menschen gemordet, und das Bild des sterbenden Affen hat mich förmlich verfolgt, obgleich ich doch manches Thier gejagt habe.

Nur einmal haben mir die Meerkatzen eine Jagdfreude gemacht. Ich beobachtete, daß allabendlich Schlangenhalsvögel, Ibisse und Reiher auf einer einzelnen Mimose am Stromufer des

Asrakh zum Schlafen bäumten, und beschloß, dort anzustehen. Zufällig nächtigte eine Affenherde auf demselben Baume. Bedenken ausdrückende Töne wurden laut, als ich im nahen Maisfelde mich unter einem flugs zusammengestellten Schirm verborgen hatte: die Gesellschaft oben am Wipfel ahnte offenbar nichts Gutes. Nach länger währendem Gegurgel und Gezeter schien man übereingekommen zu sein, die belagerte Stelle zu verlassen. Vorsichtig stieg der Leitaffe vom Wipfel hernieder nach den unteren Aesten. Er untersuchte und prüfte. Sein Vorsatz schien nicht verändert zu werden; denn nach einigem Besinnen stieg er langsam noch weiter am Stamme herab, unzweifelhaft in der Absicht, dem nahen Walde zuzufliehen. Andere folgten; nur die säugenden Mütter waren noch oben im Wipfel. In diesem Augenblick bäumte ein Schlangenhalsvogel auf, ein Feuerstrahl aus meinem Gewehr blitzte durch die Dämmerung. Unbeschreiblicher Wirrwarr im Wipfel war die erste Wirkung des Schusses. Der Leitaffe kehrte sofort wieder um, Alles flüchtete nach den höchsten und dichtesten Aesten. Jeder suchte ein sicheres Versteck. Welch Gezeter, Schreien, Gurgeln, Hin- und Herspringen folgte nun! Jeder neue Schuß vermehrte das Entsetzliche der Lage. Das ganze Volk fühlte sich in höchsten Aengsten. Wohl mochten hundert Pläne zur Flucht das ewig rege und erfindungstüchtige Affengehirn beschäftigen — kein einziger schien ausführbar. Das fürchterliche Feuergewehr verursachte schließlich ein geradezu unsinniges Handeln. Einzelne Affen sprangen von den Aesten auf den Boden herab und kletterten dann wieder angsterfüllt am Stamme desselben Baumes empor, welcher ihnen eine Viertelminute vorher zu unsicher erschienen war. Endlich regte sich Nichts mehr da oben. Jeder Affe saß ergebungsvoll auf dem Baume, so dicht an den Stamm gedrückt als möglich. Mein Anstand währte sehr lange, weil die wiederholt aufgeschreckten Vögel immer und immer wieder zu dem geliebten Schlafplatze zurückkehrten: — nach den letzten Schüssen vernahm ich aber nur noch ein ängstliches Stöhnen der fast dem Entsetzen erliegenden Affenbande. Erst als ich schon längst nach meinem Schiff zurückgekehrt war, hörte ich wieder Gurgeltöne, mit welchen der Stammvater zu beruhigen versuchte.

Von Raubthieren haben die freilebenden Affen nicht viel zu leiden. Den Raubfängethieren gegenüber sind sie viel zu behend; höchstens der Leopard dürfte dann und wann auch ein unvorsichtiges Aeffchen sich erlisten. Den Raubvögeln widerstehen die Meerkatzen durch vereinigte Kraft. Einer der kühnsten Stößer ihrer Heimat ist unstreitig der gehäubte Habichtsadler (Spizaëtos occipitalis). Er nimmt die bissigen Erdeichhörnchen ohne weiteres vom Boden weg und kümmert sich nicht im geringsten um ihre scharfen Zähne und um ihr Fauchen. An die Affen aber wagt er sich nur selten und wohl niemals ein zweites Mal. Davon habe ich mich selbst überzeugen können. Als ich eines Tages in den Urwäldern jagte, hörte ich plötzlich das Rauschen eines jener Räuber über mir und einen Augenblick später ein fürchterliches Affengeschrei: der Vogel hatte sich nämlich auf einen noch sehr jungen, aber doch schon selbständigen Affen geworfen und wollte diesen aufheben und an einen gelegnern Ort tragen, um ihn dort ruhig zu verspeisen. Allein der Raub gelang ihm nicht. Der von dem Vogel erfaßte Affe klammerte sich mit seinen vier Händen so fest an den Zweig, daß ihn jener nicht wegziehen konnte, und schrie dabei Zeter. Augenblicklich entstand ein wahrer Aufruhr unter der Herde, und im Nu war der Adler von vielleicht zehn starken Affen umringt. Diese fuhren unter entsetzlichem Gesichterschneiden und gellenden Schreien auf ihn los und hatten ihn sofort auch von allen Seiten gepackt. Jetzt dachte der Gaudieb schwerlich noch daran, den Affen zu nehmen, sondern gewiß blos an sein eigenes Fortkommen. Doch dieses wurde ihm nicht so leicht. Die Affen hielten ihn fest und hätten ihn wahrscheinlich erwürgt, wenn er sich nicht mit großer Mühe frei gemacht und schleunigst die Flucht ergriffen hätte. Von seinen Schwanz- und Rückenfedern aber flogen verschiedene in der Luft herum und bewiesen, daß er seine Freiheit nicht ohne Verlust erkauft hatte. Daß dieser Adler zum zweiten Male auf keinen Affen stoßen würde, stand wohl fest.

Vor derartigen Raubthieren fürchten sich die Affen also ebensowenig, wie vor dem Menschen. Um so größeres Entsetzen aber bereiten ihnen alle Lurche und namentlich die Schlangen. Ich habe zu erwähnen vergessen, daß die Affen Vogelnester jederzeit unbarmherzig ausnehmen und nicht blos

die Eier, sondern auch die jungen Vögel leidenschaftlich gern fressen. Wenn sie aber das Nest eines Höhlenbrüters ausplündern wollen, verfahren sie stets mit der größten Sorgfalt, eben aus dieser Furcht vor den Schlangen, welche, wie bekannt, oft in solchen Nestern ihrer Ruhe pflegen. Mehr als einmal habe ich gesehen, daß, wenn sie eine Baumhöhlung entdeckt hatten, sie dann stets sorgfältig untersuchten, ob nicht etwa eine Schlange darin wäre. Zuerst wurde hineingeschaut, so weit dies möglich war, hierauf nahmen sie das Ohr zur Hülfe, und wenn auch dieses ihnen nichts Ungewöhnliches mittheilte, streckten sie zögernd den einen Arm in die Höhle. Niemals tauchte ein Affe mit einem ein-



Die Weiß-Nase (Cercopithecus petaurista).

zigen kühnen Griff in die Tiefe, sondern stets in Absätzen, immer ein Stückchen tiefer, und immer horchte und schaute er dazwischen wieder in das Loch hinein, ob sich drin der gefürchtete Lurch verrathe. In der Gefangenschaft habe ich ihre Angst vor den Schlangen noch ausführlicher beobachten können, — doch davon später.

Die Fortpflanzungszeit der freilebenden Meerkatzen scheint an keine bestimmte Jahreszeit gebunden zu sein. Man sieht bei jeder Herde Säuglinge, Kinder und Halberwachsene, der mütterlichen Zucht nicht mehr Bedürftige. — In den Gärten und Thierschaubuden Europas pflanzen sich die meisten Arten ohne Umstände fort.

Während meines langjährigen Aufenthalts in Afrika habe ich stets viele Affen und darunter auch regelmäßig Meerkatzen und zwar hauptsächlich den Abalandj der Araber (Cercopithecus griseoviridis) in der Gefangenschaft gehalten und berichte also nach eigner Erfahrung über das geistige Wesen der Thiere, welches man eben fast nur an Gefangenen beobachten kann. Ich darf versichern, daß jedes dieser merkwürdigen Thiere sein eignes Wesen hatte und mir beständig Gelegenheit zu ebenso anziehenden als unterhaltenden Beobachtungen gab. Der eine Affe war zänkisch und bissig, der andere friedfertig und zahm, der dritte mürrisch, der vierte ewig heiter, dieser ruhig und einfach, jener pfiffig, schlau und ununterbrochen auf dumme, boshafte Streiche bedacht; alle aber kamen darin überein, daß sie größeren Thieren gern einen Schabernack anthaten, kleinere dagegen beschützten, hegten und pflegten. Sich selbst wußten sie jede Lage erträglich zu machen. Dabei lieferten sie täglich Beweise eines großen Verstandes, wahrhaft berechnender Schlauheit und wirklich vernünftiger Ueberlegung, zugleich aber auch der größten Gemüthlichkeit und zärtlichsten Liebe und Aufopferung anderen Thieren gegenüber, und ich habe wegen aller dieser Eigenschaften einzelne wirklich liebgewonnen.

Als ich auf dem blauen Flusse reiste, brachten mir die Einwohner eines Uferdorfes einmal fünf frischgefangene Meerkatzen zum Verkauf. Der Preis war sehr niedrig; denn man verlangte blos zehn Groschen unsers Geldes für eine jede. Ich kaufte sie in der Hoffnung, eine lustige Reisegesellschaft an ihnen zu bekommen, und band sie der Reihe nach am Schiffbord fest. Meine Hoffnung schien jedoch nicht in Erfüllung gehen zu sollen, denn die Thiere saßen traurig und stumm neben einander, bedeckten sich das Gesicht mit beiden Händen wie tiefbetrübte Menschenkinder, fraßen nicht und ließen von Zeit zu Zeit traurige Gurgeltöne vernehmen, welche offenbar Klagen über das ihnen gewordene Geschick ausdrücken sollten. Es ist auch möglich, daß sie sich über die geeigneten Mittel beriethen, aus der Gefangenschaft wieder loszukommen; wenigstens schien mir ein Vorfall, der sich in der Nacht begab, auch mit Ergebniß ihrer Gurgelei zu sein. Am andern Morgen nämlich saß blos noch ein einziger Affe an seinem Platze, die übrigen waren entflohen. Kein einziger der Stricke, mit denen ich sie gefesselt hatte, war zerbissen oder zerrissen, die schlauen Thiere hatten vielmehr die Knoten sorgfältig aufgelöst, an ihren Gefährten aber, welcher etwas weiter von ihnen saß, nicht gedacht und so ihn in der Gefangenschaft sitzen lassen.

Dieser Uebriggebliebene war ein Männchen und erhielt den Namen Koko. Er trug sein Geschick mit Würde und Fassung. Die erste Untersuchung hatte ihn belehrt, daß seine Fesseln für ihn unlösbar seien, und ich meines Theils sah darauf, ihm diese Ueberzeugung noch mehr einzuprägen. Als echter Weltweiser schien sich Koko nun gelassen in das Unvermeidliche zu fügen und fraß schon gegen Mittag des folgenden Tages Durrahkörner und anderes Futter, welches wir ihm vorwarfen. Gegen uns war er giftig und biß Jeden, der sich ihm nahte, doch schien sich sein Herz nach einem Gefährten zu sehnen. Er sah sich unter den anderen Thieren um und wählte sich unbedingt den sonderbarsten Kauz, welchen er sich hätte wählen können, einen Nashornvogel nämlich, welchen wir aus demselben Walde, dem er entstammte, mitgebracht hatten. Wahrscheinlich hatte ihn die Gutmüthigkeit des Vogels bestochen. Die Verbindung Beider wurde bald eine sehr innige. Koko behandelte seinen Pflegling unverschämt; dieser aber ließ sich Alles gefallen. Er war frei und konnte hingehen wohin er wollte, gleichwohl näherte er sich oft aus freien Stücken dem Affen und ließ nun Alles über sich ergehen, was diesem gerade in den Sinn kam. Daß der Vogel Federn anstatt der Haare hatte, kümmerte Koko sehr wenig: sie wurden ebensogut nach Läusen durchsucht wie das Fell der Säugethiere, und der Vogel schien sich wirklich bald so daran zu gewöhnen, daß er später gleich von selbst die Federn sträubte, wenn der Affe sein Lieblingswerk begann. Daß ihn dieser während des Reinigens hin- und herzog, ihn beim Schnabel, an dem Beine, an dem Halse, an den Flügeln und an dem Schwanze herumriß, brachte das gutmüthige Geschöpf auch nicht auf. Er hielt sich zuletzt regelmäßig in der Nähe des Affen, fraß das vor diesem liegende Brod weg, putzte sich und schien seinen vierhändigen Freund fast herausfordern zu wollen, sich mit ihm zu beschäftigen. Die beiden Thiere lebten mehrere Monate in engster Gemeinschaft zusammen, auch später noch, als wir nach Charthum zurückgekehrt waren und

der Vogel im Hofe frei herumlaufen konnte. Erst der Tod des Letztern löste das schöne Verhältniß. Koko war wieder allein und langweilte sich. Nun versuchte er zwar, sich mit gelegentlich vorüberschleichenden Katzen abzugeben, bekam aber von diesen gewöhnlich Ohrfeigen anstatt Freundschaftsbezeigungen und wurde einmal auch in einen ernsthaften Kampf mit einem bissigen Kater verwickelt, welcher unter entsetzlichem Fauchen, Miauen, Gurgeln und Schreien ausgefochten wurde, aber unentschieden blieb, wenn er auch mit dem Rückzuge des jedenfalls unversehens gepackten Mäusejägers endete.

Ein junger, mutterloser Affe gewährte endlich Kokos Herzen die nöthige Beschäftigung. Gleich als er das kleine Thierchen erblickte, war er außer sich vor Freuden und streckte verlangend die Hände nach ihm aus; wir ließen den Kleinen los und sahen, daß er sofort selbst zu Koko hinlief. Dieser erstickte den angenommenen Pflegesohn fast mit Freundschaftsbezeigungen, drückte ihn an sich, gurgelte vergnügt und begann dann sogleich die allersorgfältigste Reinigung seines vernachlässigten Fells. Jedes Stäubchen, jeder Stachel, jeder Splitter, welche in jenen kletten-, distel- und dornenreichen



Der Mohrenaffe (Cercopithecus oder Cercocebus fuliginosus).

Ländern immer im Felle der Säugethiere hängen bleiben, wurden herausgelesen und weggekratzt. Dann folgte wieder neue Umarmung und andere Beweise der größten Zärtlichkeit. Wenn einer von uns Koko sein Pflegekind entreißen wollte, wurde er wüthend, und wenn wir den Kleinen ihm wirklich abgenommen hatten, traurig und unruhig. Er benahm sich ganz, als ob er ein Weibchen, ja als ob er die Mutter des kleinen Waisenkindes wäre. Dieses hing nun auch mit großer Hingabe an seinem Wohlthäter und gehorchte ihm auf das Wort.

Leider starb dieses Aeffchen trotz aller ihm erwiesenen Sorgfalt schon nach wenig Wochen. Koko war außer sich vor Schmerz. Ich habe oft tiefe Trauer bei Thieren beobachtet, niemals aber in dem Grade, wie sie unser Affe jetzt zeigte. Zuerst nahm er seinen todten Liebling in die Arme, hätschelte und liebkoste ihn, ließ die zärtlichsten Töne hören, setzte ihn dann an seinen bevorzugten Platz an dem Boden, sah ihn immer wieder zusammenbrechen, immer unbeweglich bleiben und brach nun von neuem in wahrhaft herzbrechende Klagen aus. Die Gurgeltöne gewannen einen Ausdruck, den ich

vorher nie vernommen hatte; sie wurden weich, ergreifend, ton= und klangreich, und dann wieder unendlich schmerzlich, schneidend und verzweiflungsvoll. Immer und immer wiederholte er seine Bemühungen, immer wieder sah er keinen Erfolg und begann dann wieder zu klagen und zu jammern. Sein Schmerz hatte ihn veredelt und vergeistigt; er rührte uns und bewegte uns zu dem tiefsten Mitleid. Ich ließ endlich das Aeffchen wegnehmen, weil schon wenige Stunden nach dessen Tode die Fäulniß begann, und die kleine Leiche über eine hohe Mauer werfen. Koko hatte aufmerksam zugesehen, geberdete sich wie toll, zerriß in wenig Minuten seinen Strick, sprang über die Mauer hinweg, holte sich den Leichnam und kehrte mit ihm in den Armen auf seinen alten Platz zurück. Wir banden ihn wieder fest, nahmen ihm den Todten nochmals und warfen ihn weiter weg; Koko befreite sich zum zweiten Male und that wie vorher. Endlich vergruben wir das Thier: — eine halbe Stunde später war Koko verschwunden, und am andern Tage erfuhren wir, daß in dem Walde eines nahen Dorfes, welcher sonst nie Affen beherbergte, ein sehr menschengewöhnter Affe zu sehen gewesen sei.

Ungefähr einen Monat später erhielt ich eine Meerkatzenmutter mit ihrem Kinde und konnte nun mit Muße das Verhältniß zwischen Beiden belauschen; auch dieses Kleine starb, obwohl ihm Nichts mangelte. Von diesem Augenblicke an hörte die Alte auf, zu fressen, und starb nach wenig Tagen.

Solche Thatsachen tragen gewiß nicht wenig dazu bei, diese Affen zu wahren Lieblingen des Menschen zu machen; sie sind vielleicht die einzigen, mit denen man sich wirklich befreunden kann.

Ich erfuhr aber auch genug Beweise von dem Muthwillen derselben Affenart. Sie waren zuweilen sehr ergötzlich, zuweilen aber auch recht ärgerlich. Ein Freund von mir besaß eines dieser Aeffchen, welches im höchsten Grade zärtlich an ihm hing, aber doch nicht an Reinlichkeit zu gewöhnen war. Während es mit seinem Herrn spielte, beschmuzte es diesen oft in der schändlichsten Weise, und weder Schläge noch andere Zuchtmittel, welche man in solchen Fällen bei Thieren anwendet, schienen das Geringste zu fruchten. Dieser Affe war sehr diebisch und nahm alle glänzenden Gegenstände, die er erwischen und forttragen konnte, augenblicklich an sich. Der Genannte wohnte in Kairo in dem Geschäftshause der ostindischen Compagnie. Im Untergeschoß befand sich die Schreiber= und die Kassenstube der Gesellschaft. Beide waren gegen menschliche Diebe durch starke Eisengitter vor den Fenstern wohl geschützt, nicht aber gegen solche Spitzbuben, wie jener Affe einer war. Eines Tages bemerkte mein Freund beide Backentaschen seines Lieblings vollgepfropft, lockte ihn deshalb an sich heran, untersuchte die Vorrathskammern und fand in der einen drei und in der andern zwei Guineen, welche sich der Affe aus der Kasse herauf geholt hatte. Das Geld wurde natürlich an den Eigenthümer zurückgegeben, derselbe aber zugleich ersucht, in Zukunft auch die Glasfenster verschlossen zu halten, um dem kleinen Diebe das Stehlen unmöglich zu machen.

Eine Meerkatze brachte ich mit in meine Heimat. Sie gewann sich sehr bald die Zuneigung meiner Eltern und anderer Leute, ließ sich aber doch viel lose Streiche zu Schulden kommen. Die Hühner meiner Mutter brachte sie geradezu in Verzweiflung, weil es ihr den größten Spaß zu machen schien, diese Thiere zu jagen und zu ängstigen. Im Hause selbst ging sie durch Küche und Keller, in alle Kammern und auf den Boden, und was ihr da recht schien, wurde entweder zerbissen oder gefressen oder mitgenommen. Niemand war so geschickt, ein Hühnernest aufzufinden, wie sie: die Hühner mochten machen, was sie wollten, Hassan, so hieß der Affe, kam gewiß hinter ihre Schliche, nahm die Eier weg und soff sie aus. Einige Male bewies er jedoch gerade bei dieser Räuberei wahren Menschenverstand. Meine Mutter schalt ihn aus und züchtigte ihn, als er wieder mit dottergelbem Maule erschien. — Am andern Tage brachte er ihr zierlich ein ganzes Hühnerei, legte es vor sie hin, gurgelte beifällig und ging seiner Wege. Unter allen irdischen Genüssen schien ihn Milch und noch mehr Sahne am meisten zu entzücken. Es dauerte gar nicht lange, so wußte er in der Speisekammer prächtig Bescheid und genau, wo diese leckeren Dinge aufbewahrt wurden, ermangelte auch nicht, jede Gelegenheit zu benutzen, um seine Naschhaftigkeit zu befriedigen. Auch hierbei wurde er erwischt und ausgescholten; deshalb verfuhr er in Zukunft listiger. Er nahm sich nämlich das Milchtöpfchen mit auf den Baum und fraß es dort in aller Ruhe aus. Anfangs warf er die ausgeleerten Töpfe achtlos

weg und zerbrach sie dabei natürlich fast immer; dafür wurde er bestraft und zu dem innigen Vergnügen meiner Mutter brachte er ihr nun regelmäßig die leeren, aber unzerbrochenen Töpfchen wieder!

Sehr spaßhaft war es, wenn dieser Affe auf den Ofen kletterte, oder wenn er ein ziemlich langes Ofenrohr bestieg: hier sprang er wahrhaft verzweifelt von einem Bein auf das andere, wenn ihm die Wärme des Rohres zu arg wurde, und führte dergestalt die allerdrolligsten Tänze aus; so gescheit war er aber nicht, daß er den heißen Boden verlassen hätte, bevor er wirklich gebrannt worden war. Er blieb sehr gleichgültig gegen alle unsere Hausthiere, hielt aber mit einem weiblichen Pavian, den ich ebenfalls mitgebracht hatte, innige Freundschaft und ließ sich von diesem hätscheln und pflegen, wie ein kleiner unverständiger Affe, obgleich er vollkommen erwachsen war. Des Nachts schlief er stets in des Pavians Arm, und Beide hielten sich dann so fest umschlungen, daß es aussah, als wären sie nur ein Wesen. Der Pavian und die Meerkatze unterhielten sich lange mit verschiedenen kurzen Gurgeltönen und verstanden sich ganz entschieden vortrefflich. Seiner Pflegerin bewies er trotz seines Alters kindlichen Gehorsam, wie jenes oben erwähnte junge Aeffchen seinem Wohlthäter. Er folgte ihr überall hin, wohin diese von uns geführt wurde, und kam sogleich in das Zimmer, in welches wir seine mütterliche Freundin brachten. Nur in deren Gesellschaft unternahm er weitere Ausflüge, und wenn er allein seinem Treiben nachging, entfernte er sich niemals weit und blieb mit ihr in beständiger Unterhaltung. Selbst entschiedene Gewaltthätigkeiten ließ er sich von ihr gefallen, ohne zu grollen. Er theilte jeden guten Bissen mit seiner Pflegemutter; diese aber erkannte solche Herzensgüte nur selten und niemals dankbar an. So oft Hassan auch einmal etwas für sich behalten wollte, änderte sich das Verhältniß zwischen Beiden. Denn wie ein Raubthier fiel dann der große Pavian über den armen Burschen her, brach ihm das Maul auf, holte sich mit seinen Fingern das Futter aus Hassans Backentaschen heraus, fraß es auf und kniff und puffte den armen Wehrlosen wohl auch noch tüchtig dabei.

Gegen uns war er liebenswürdig, gab aber niemals seine Selbstständigkeit auf. Er kam auf den Ruf — wenn er wollte, sonst antwortete er wohl, rührte sich aber nicht. Wenn wir ihn gefangen hatten und gewaltsam festhielten, verstellte er sich nicht selten mit größter Meisterschaft und geberdete sich zuweilen, als müsse er im nächsten Augenblicke abscheiden; sowie er aber frei wurde, rächte er sich für die erlittene Gefangenschaft durch Beißen und entfloh dann mit beifälligem Gegurgel.

Der zweite kalte Winter, den er in Deutschland verlebte, endete leider sein frisches, fröhliches Leben, und das ganze Haus trauerte um ihn, als ob ein Kind gestorben wäre. Jedermann hatte seine unzähligen Unarten vergessen und gedachte nur noch seines heitern Wesens und seiner Gemüthlichkeit.

Nicht alle Meerkatzen sind so hübsch, wie die eben beschriebene Art; einige scheinen sogar recht mürrisch und widerwärtig zu sein. Nach meinen Erfahrungen ist der rothe Affe (Cercopithecus ruber — Seite 52), welcher dieselben Gegenden bewohnt, wie die eben geschilderte Art, der langweiligste und unliebenswürdigste, und sein Geist entspricht so durchaus nicht seinem schön gezeichneten Leibe. Er ist ein sehr schmuckes Thier: der Pelz ist oben goldglänzend, unten, wie der Backenbart, weiß; das Gesicht, die Ohren und Hände sind schwarz, und um die Augen zieht sich ein fleischrother Ring. Seine Größe übertrifft die des Vorigen um etwas. Dieser Affe dürfte die Callitriche des Plinius sein. Man findet ihr Bildniß auf den egyptischen Denkmälern und sie selbst einbalsamirt in den Pyramiden von Sakhahra, obwohl man nicht zu sagen weiß, warum gerade sie und nicht der vorhergehende Affe zu solcher Ehre gekommen ist. In ihrer Jugend ist die Callitriche lebhaft, anständig und liebenswürdig, je älter sie aber wird, um so ernsthafter, langweiliger und bösartiger zeigt sie sich. Sie verliert dann gewöhnlich alle Zahmheit und beißt giftig um sich. Ihre Reizbarkeit ist sehr groß und der Ausdruck derselben wirklich lächerlich: sie sperrt nämlich, wenn sie wüthend wird, das Maul weit auf, als ob sie gähne und faucht leise dabei. Wie es scheint, kommt sie niemals in so großen Herden vor, wie der vorhergehende Affe. —

Außer ihr zeichnen sich noch manche andere Meerkatzen durch ihre Schönheit aus. Eine der bekanntesten derselben ist die Diana (Cercopithecus Diana — Seite 54). Diese ist ein ziemlich kleines, schlankes Thier und an ihrem langen Backen- und Stutzbart leicht kenntlich. Ihre Hauptfarbe ist schiefergrau, der Rücken und das Kreuz sind purpurbraun, der untere Körper weiß, die Schenkel hinten gelblich, das Gesicht schwarz; dem Weibchen mangelt der Bart. Wenn wir nun noch die Weiß-Nase (Cercopithecus petaurista — Seite 57) aufführen, haben wir der merkwürdigsten und bekanntesten Arten unserer Sippe Erwähnung gethan.

An die folgende Gruppe erinnert der Mohrenaffe (Cercopithecus oder Cercocebus fuliginosus — Seite 59), welcher an der Küste von Guinea lebt, durch seine gedrungene Gestalt und die vorstehende dicke Schnauze. Seine Länge mit dem Schwanz beträgt über drei Fuß, die Leibeslänge gegen zwei Fuß; seine Färbung ist oben rußbraun, unten graulich. In Thierschaubuden ist er eine häufige Erscheinung.

Mit dem Namen Makak oder Makako bezeichnet man an der Küste von Guinea alle Affen überhaupt, im wissenschaftlichen Sinne aber eine nicht besonders zahlreiche Gruppe, deren Mitglieder theils im südöstlichen Asien, theils in Afrika leben. Neuere Forscher haben die Sippe getrennt und unterscheiden die asiatischen und geschwänzten Makaken (Macacus) von dem japanesischen und dem afrikanischen ungeschwänzten Magot (Inuus), welcher auch die Felsen Gibraltars bewohnt. In ihrer Gestalt und Lebensweise haben beide Sippen übrigens so viel Gemeinschaftliches, daß wir sie recht wohl zusammenfassen können.

Alle Affen beider Sippen haben eine untersetzte Gestalt, gleichlange und ziemlich starke Gliedmaßen, eine stark vorspringende Schnauze, fünfzehige Vorder- und Hinterhände mit langen Daumen und eine weiche lockere Behaarung. Nur der Schwanz spielt in verschiedener Länge; er ist bei den einen blos ein Stummel, bei andern mittellang und bei den dritten länger als der Leib.

In der Vorzeit waren die Makaken über einen großen Theil Europas verbreitet, und auch gegenwärtig noch gehen sie am weitesten nach Norden hinauf. Die stummelschwänzigen Arten bewohnen Nordafrika und Japan, die langschwänzigen das Festland und die Inseln Ostindiens. Sie vertreten gleichsam die Meerkatzen, ähneln aber auch wiederum den Pavianen in vieler Hinsicht und sind somit als Verbindungsglieder zwischen beiden anzusehen. Diese Mittelstellung spricht sich auch in ihrer Lebensweise aus, d. h. sie leben bald wie die Meerkatzen in Wäldern, bald wie die Paviane auf Felsen. Beider Unverschämtheit scheint in ihrem Wesen vereinigt zu sein; in der Jugend sind sie gemüthlich lustig wie die Meerkatzen, im Alter boshaft und frech wie die Paviane. Sie eignen sich vortrefflich für die Gefangenschaft, halten am längsten in ihr aus und pflanzen sich am leichtesten in ihr fort. Daher weiß man auch, daß sie sieben Monate trächtig gehen. Während der Brunstzeit schwellen die Geschlechtstheile ihrer Weibchen stark an, wie bei den weiblichen Pavianen. — Unter den acht Arten der Gruppe, welche man mit Sicherheit als von einander verschieden betrachten darf, wählen wir uns die Ausgezeichnetsten und Bekanntesten aus.

Eine Art aus Malabar kommt uns sehr häufig in Thierschaubuden zu Gesicht und heißt deshalb auch der gemeine Makako (Macacus sinicus). Bezeichnender dürfte der lateinische Name oder der Titel „Hutaffe“ sein, weil beide an die „chinesische“ Mütze erinnern, welche das Thier auf seinem Kopfe trägt. In seiner Heimat heißt unser Affe übrigens Munga oder Malbruk. Seine Leibeslänge beträgt nur einen Fuß, die des Schwanzes aber 1½ Fuß; der Leib ist ziemlich schmächtig, die Schnauze zusammengedrückt und vorstehend, das Scheitelhaar strahlig. Die Färbung ist ein fahles Grünlichgrau, welches durch den Gesammtausdruck der grauen, schwarz und gelb geringelten Haare hervorgerufen wird; die Unterseite ist weißlich, Hände und Ohren sind schwärzlich gefärbt. Von den Meerkatzen unterscheidet er sich hauptsächlich durch den kräftigern Leibes- und Gliederbau.

In seinem geistigen Wesen ist der **Munga** ein ächter Affe, d. h. wetterwendisch wie kaum ein anderes Thier. Seine Launen wechseln ohne Ursache in jedem Augenblick, und daher kommt es, daß man eigentlich niemals recht weiß, wie man mit ihm daran ist. Sein Muthwillen, die Munterkeit seines Wesens, seine Nachahmungssucht und seine Gelehrigkeit machen ihn jedoch zu einem gern gesehenen Gesellschafter und lassen nicht nur seine Unarten, sondern auch sein wirklich garstiges Gesicht vergessen.

Recht gemüthlich mag sein Freileben sein. Er bewohnt die dichteren Waldungen Malabars, ohne von irgend welchem Feinde behelligt zu werden. Die Eingebornen betrachten ihn als ein heiliges Wesen und erlauben ihm nicht blos, in ihren Gärten nach Lust und Willkür zu schalten, sondern errichten ihm noch besonders Tempel und bauen Fruchtgärten für ihn an, um dem saubern Heiligen ihre Ehrfurcht zu beweisen. Ob auch ihm ähnliche Heldenthaten zugeschrieben werden, wie dem **Hulman**, ist mir unbekannt.



Der Munga (Macacus Sinicus). Der Bhunder (Macacus Rhesus).

Es ist nicht unmöglich, daß der **Munga** mit einem andern indischen Affen, dem **Bhunder** oder **Rhesus** (Macacus Rhesus) verwechselt wird. Dieses Thier scheint in den Augen der Inder ein sehr großer Gott zu sein, so eine Art Erzheiliger oder Erzengel. Seine Verehrung übersteigt das Maß von kindlicher Einfalt.

„In der Nähe von **Bindrabun**, zu Deutsch Affenwald", sagt Kapitän **Johnson**, „giebt es mehr als hundert wohlbestellte Gärten, in welchen alle Arten von Früchten gezogen werden, einzig und allein zum Besten dieser Affen, deren Unterhaltung den Reichen des Landes als großes Glaubenswerk erscheint."

„Als ich durch eine der Straßen in Bindrabun ging, folgte ein alter Affe mir von Baum zu Baum, kam plötzlich herunter, nahm mir meinen Turban weg und entfernte sich damit in kurzer Zeit, ohne wieder gesehen zu werden.

„Ich wohnte einst einen Monat in dieser Stadt, und zwar in einem großen Hause an den Ufern des Flusses, welches einem reichen Eingebornen gehörte. Das Haus hatte keine Thüren, und die Affen kamen oft in das Innere des Zimmers, in welchem ich mich aufhielt, und nahmen Brod und andere Dinge vor unseren Augen von dem Tische weg. Wenn wir in einer Ecke des Raumes schliefen,

brandschatzten sie uns auch in anderer Hinsicht. Ich habe oft mich schlafend gestellt, um sie in ihren Treiben zu beobachten, und dabei mich weidlich gefreut ihrer Pfiffigkeit und Geschwindigkeit. Sätze von zwölf bis funfzehn Fuß von einem Haus zum andern, mit einem, ja zwei Jungen unter ihrem Bauche und noch dazu beladen mit Brod, Zucker und anderen Gegenständen, schienen für sie nur Spaß zu sein."

„Als ich einmal auf einem Ausflug in Jeckarry war, wurden unsere Zelte in einem großen Mangogarten aufgeschlagen und unsere Pferde in geringer Entfernung davon angepflöckt. Als wir bei Tische waren, kam unser Reitknecht und erzählte, daß eins von den Pferden sich losgebrochen hatte, weil es die Affen auf den Bäumen erschreckt hatten durch ihr Gezänk und das Herabwerfen von dürren Zweigen, und daß wahrscheinlich die übrigen Pferde dem Beispiel des einen folgen würden, wenn wir nicht Hilfe schafften. Sobald als das Essen vorüber war, ging ich mit meinem Gewehr, um sie wegzutreiben. Ich schoß auf einen mit einem schwachen Schuß, und er entfloh eilig zwischen die dichtesten Zweige des Baumes, blieb aber dann entkräftet sitzen und versuchte, das aus der Wunde rinnende Blut durch Auflegen seiner Hände zum Stocken zu bringen. Dies erschütterte mich so, daß ich an keine Jagd mehr dachte und zurückkehrte. Noch ehe ich den Vorfall meinen Freunden beschreiben konnte, kam ein Reitknecht zu uns und erzählte, daß der Affe zwar todt gewesen sei, aber von den anderen augenblicklich aufgenommen und fortgetragen worden wäre, Niemand wisse, wohin."

„Ein glaubwürdiger Mann erzählte mir, daß die Ehrfurcht der Eingebornen gegen diesen Affen fast ebenso groß sei, wie die gegen den Hulman. Die Eingebornen von Baka lassen den Erntezehnten auf dem Acker für diese Affen zurück, welche alsbald von ihren Bergen herabsteigen, um sich die Steuern zu holen."

Bereitwillig zahlt jeder Hindu diese Abgabe und zeigt hierin eine Mildthätigkeit und Barmherzigkeit, welche, trotzdem daß sie fast lächerlich erscheint, ihm doch so zur Ehre gereicht, daß wir sie uns in vieler Hinsicht zum Vorbild nehmen könnten. Auch in dem Schutz, welchen sie den von ihnen gepflegten Thieren Fremden gegenüber gewähren, kann ich meines Theils nichts Lächerliches oder Unpassendes finden: mir will es vielmehr höchst achtbar vorkommen, daß dort die Menschen noch die Thiere gegen jeden Frevel in Schutz nehmen. Freilich gehen die Indier etwas zu weit; denn sie rauben dem Menschen, welcher einen Affen tödtete, das Leben. Zwei junge britische Offiziere begingen auf einem Jagdzug die Unvorsichtigkeit, einen Bhunder zu schießen. Die Eingebornen erhoben sich in Masse gegen sie und versuchten, sie zu steinigen. Der Elefant, auf welchem die Offiziere ritten, suchte dem zu entgehen, indem er nach dem Fluß rannte und mit seiner Last in ihm abwärts schwamm. Er erreichte auch eine Meile unter der Stadt, welche die Briten in Aufruhr gesetzt hatten, das Land, allein seine Reiter waren beide ertrunken.

Für die Fremden ist es freilich schwer, mit diesen Affen zusammenzuleben, ohne mit ihnen in Feindschaft zu gerathen. Es ist fast unmöglich, sich einen Garten oder eine Pflanzung anzulegen: die geduldeten Halbgötter vernichten oder brandschatzen ihn wenigstens in der allernachdrücklichsten Weise. Wenn man Wachen ausstellt, um sie zu verscheuchen, kommt man nicht zum Ziele; denn wenn man die zudringlichen Gäste auf der einen Seite weggejagt hat, erscheinen sie auf der andern wieder. Brennende Feuer, Schreckensbilder und dergleichen stören sie nicht im geringsten, und die ihnen wirklich angethane Gewalt gefährdet das eigne Leben.

Ein dort wohnender Engländer wurde, wie man erzählt, durch die Thiere zwei Jahre lang in dieser Weise bestohlen und geärgert. Er wußte sich gar nicht mehr vor ihnen zu retten, bis er endlich auf ein wirklich sinnreiches Mittel verfiel. Er hatte immer gesehen, daß seine herrliche Zuckerrohrpflanzung von Elefanten, Schweinen, vor allem aber von den Affen verwüstet wurde. Erstere wußte er in kurzer Zeit durch einen tiefen Graben mit einem Spitzpfahlzaun abzuwehren. Die Affen aber fragten wenig oder gar nichts nach Wall oder Graben, sondern kletterten in aller Gemüthsruhe auch über den Zaun hinweg und raubten nach wie vor. Der Pflanzer sah seine Ernte verschwinden. Da kam er auf einen glücklichen Gedanken. Er jagte eine Bande Affen auf einen

Baum, fällte denselben mit Hilfe seiner Diener, fing eine Menge von den Jungen und nahm sie mit sich nach Haus. Hier hatte er sich bereits eine Salbe zurecht gemacht, in welcher Zucker, Honig und Brechweinstein die Hauptbestandtheile waren. Mit dieser Salbe wurden die jungen Affen eingerieben und dann wieder freigelassen. Die ängstlichen Eltern hatten sorgend nach ihrer Nachkommenschaft gespäht und waren froh, als sie die lieben Kinder erblickten. Aber o Jammer, wie kamen sie zurück! Unsauber, beschmuzt, beschmiert, kaum mehr kenntlich. Natürlich, daß sofort eine gründliche Reinigung vorgenommen wurde. Die Beschwerde der Säuberung schien sich zu lohnen, denn zuckersüß war die Schmiere, welche den Körper bedeckte. Beifälliges Grunzen wurde vernommen, doch nicht lange Zeit: der Brechweinstein zeigte seine tückische Wirkung, und ein Fratzenschneiden begann, wie niemals früher, als die Affen sich anschickten, mit heißem Flehen den heiligen Ulrich anzurufen. Nach dieser bittern Erfahrung kamen sie nie wieder in die Nähe des Verräthers und ließen sein Hab und Gut fortan unbehelligt.

Der Bhunder ist 1½ Fuß lang, sein Schwanz ½ Fuß. Er ist von kräftigem, untersetzten Bau, am Oberleib reichhaltig, am Unterleib spärlich behaart. Seine Haut ist schlaff und bildet an dem Halse, der Brust und dem Bauche wammenartige Falten. Die Färbung ist oben grünlich oder fahlgrau, an den Schenkeln mit hellgelblichem Anflug, an der Unterseite weiß. Der Schwanz ist oben grünlich, unten graulich. Das Gesicht, die Ohren und Hände sind licht kupferfarben, die Gesäßschwielen lebhaft roth gefärbt. Das Weibchen trägt seinen Schwanz gewöhnlich hängend, das Männchen bogig ab- und einwärts gekrümmt. Unser Affe ist weit verbreitet in ganz Indien und steigt bis zu zehntausend Fuß übers Meer empor.

In der Gefangenschaft ist der Bhunder nicht eben angenehm, sondern ärgerlich, wüthend und sehr reizbar. Er zerbricht und zerreißt Alles, was man in die Nähe seines Käfigs bringt, und scheint sich außerordentlich zu freuen, wenn ihm ein schlechter Streich gelang. Dabei ist er eifersüchtig und scheelsüchtig gegen seines Gleichen und geräth in Wuth, wenn er einen andern Affen fressen sieht. In dem Thiergarten zu Paris hatte man im November des Jahres 1824 das Vergnügen, ein trächtiges Weibchen dieser Art zu erhalten und es vor und nach der Geburt seines Jungen beobachten zu können. Der ausgezeichnete Forscher Cuvier theilt uns hierüber Folgendes mit:

„Unmittelbar nach der Geburt klammerte der junge Bhunder sich an dem Bauche seiner Mutter fest, indem er sich mit den vier Händen an ihrem Pelz festhielt und mit dem Munde die Saugwarze erfaßte. Vierzehn Tage lang ließ er die Brüste seiner Mutter nicht frei. Er blieb während der ganzen Zeit in unveränderter Stellung immer zum Saugen bereit und schlafend, wenn die Alte sich niedersetzte, aber auch im Schlafe sich festhaltend. Die eine Saugwarze verließ er nur, wenn er die andere ergreifen wollte, und so gingen ihm die ersten Tage seines Lebens vorüber, ohne daß er irgend eine andere Bewegung gemacht hatte, als die der Lippen, um zu saugen, und die der Augen, um zu sehen. Er wurde, wie alle Affen, mit offenen Augen geboren, und es schien, daß er vom ersten Augenblicke an seine Umgebung zu unterscheiden vermöge; denn er folgte allen um ihn vorgehenden Bewegungen mit seinen Augen."

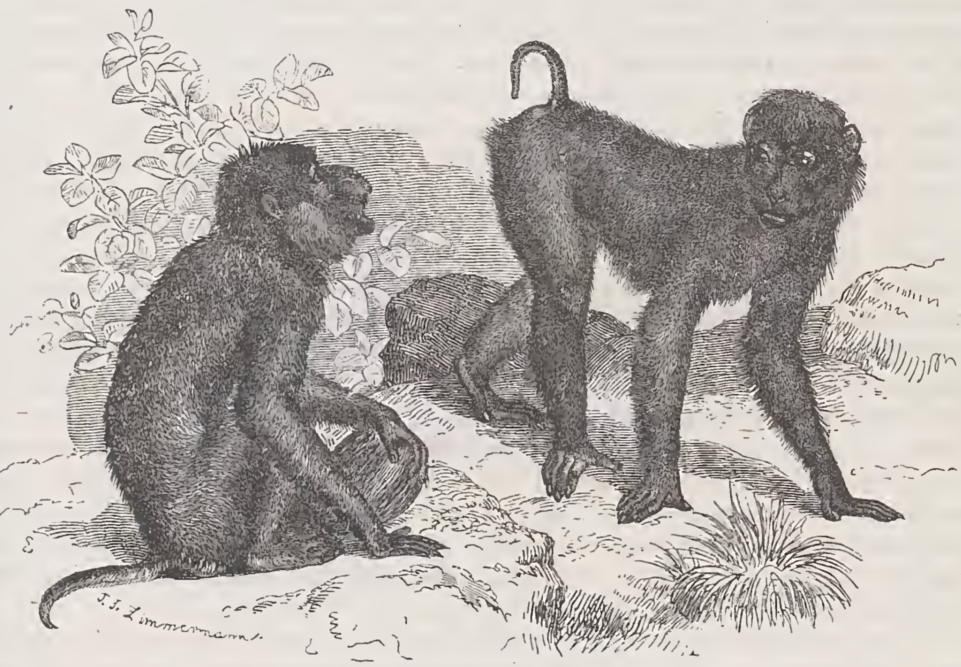
„Es läßt sich kaum beschreiben, wie groß die Sorgfalt der Mutter war für Alles, was das Saugen und die Sicherheit ihres Neugebornen betraf. Sie zeigte sich stets verständig und so umsichtig, daß man sie bewundern lernte. Das geringste Geräusch, die mindeste Bewegung erregte ihre Aufmerksamkeit und zugleich auch eine ängstliche Sorgfalt für ihr Junges, nicht für sich selbst; denn sie war an die Menschen gewöhnt und ganz zahm geworden. Alle ihre Bewegungen geschahen mit größter Gewandtheit, doch niemals so, daß der Säugling dabei hätte Schaden leiden können. Das Gewicht ihres Jungen schien keine ihrer Bewegungen zu hindern, und es war auch kein Unterschied in der Gewandtheit oder in dem Ungestüm derselben zu bemerken. Wohl aber sah man deutlich, daß die Alte sich doppelt in Acht nahm, um nicht irgendwo mit ihrem Kinde anzustoßen. Etwa nach vierzehn Tagen begann dieses sich von seiner Mutter loszumachen und zeigte gleich in seinen ersten Schritten eine Gewandtheit, eine Stärke, welche Alle in Erstaunen setzen mußte, weil beidem doch

weder Uebung noch Erfahrung zu Grunde liegen konnte. Der junge Bhunder klammerte sich gleich anfangs an die senkrechten Eisenstangen seines Käfigs und kletterte an ihnen nach Laune auf und nieder, machte wohl auch einige Schritte auf dem Stroh, sprang freiwillig von der Höhe seines Käfigs auf seine vier Hände herab und dann wieder gegen die Gitter, an welchen er sich mit einer Behendigkeit und Sicherheit anklammerte, die dem erfahrensten Affen Ehre gemacht hätte. Die Mutter verfolgte jede Bewegung ihres Kindes mit der größten Aufmerksamkeit und schien immer bereit, einen etwaigen Schaden ihres Lieblings zu verhindern. Später versuchte sie, sich von Zeit zu Zeit der Bürde zu entledigen, blieb aber stets gleich besorgt um ihr Kind, und wenn sie nur die mindeste Gefahr zu befürchten glaubte, nahm sie es sogleich wieder zu sich. Die leichteste Berührung desselben mit ihrer Hand war dem folgsamen Zögling ein Befehl zur Rückkehr, und er nahm dann augenblicklich die gewohnte Lage an der Brust der Mutter wieder ein. Die Sprünge und Spiele des kleinen Thieres wurden im gleichen Verhältniß ausführlicher, als die Kräfte desselben zunahmen. Ich habe seine lustigen Uebungen oft lange mit dem größten Vergnügen beobachtet und kann bezeugen, daß ich es nie eine falsche Bewegung thun, irriges Maß nehmen oder nicht vollkommen genau den Punkt, welchen es beabsichtigt hatte, erreichen sah. Der kleine Affe gab mir den unzweideutigen Beweis, daß er schon von allem Anfang an Entfernungen beurtheilen und den für jeden seiner Sprünge erforderlichen Grad von Kraft zu bestimmen vermochte. Er kannte seine natürlichen Bewegungen vom ersten Augenblick an und wußte durch sie Das zu erreichen, was ein anderes Thier, selbst wenn es den Verstand eines Menschen besessen haben würde, erst nach zahlreichen Versuchen und manchfachen Uebungen hätte erlangen können. Hier konnte man wohl sagen: Was wissen wir, wenn wir eine Erklärung der Handlungen der Thiere geben sollen?"

„Nach sechs Wochen ungefähr ward dem Affen eine kräftigere Nahrung, als die Muttermilch, und damit zeigte sich eine neue Erscheinung. Die Thiere gewährten neue Aufschlüsse über ihr geistiges Wesen. Dieselbe Mutter, welche wir früher mit der zärtlichsten Sorgfalt für ihr Junges beschäftigt sahen, welche dasselbe ohne Unterbrechung an ihrem Körper und ihren Brüsten hängend trug, und von welcher man glauben sollte, sie würde, von Mutterliebe getrieben, ihm den Bissen aus dem eignen Munde zu reichen bereit sein: dieselbe Mutter gestattete ihm, als es zu essen anfing, nicht, auch nur das Geringste von der ihm dargereichten Speise zu berühren. Sobald der Wärter Obst und Brod gereicht hatte, bemächtigte sie sich solcher, stieß das Junge, wenn es sich nähern wollte, von sich und füllte eilends Backentaschen und Hände, damit ihr Nichts entgehe. Man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, daß ein edlerer Trieb, als die Freßgier, sie zu diesem Betragen bewogen habe. Zum Saugen konnte sie das Junge nicht nöthigen wollen; denn sie hatte keine Milch mehr, und ebensowenig konnte sie Besorgniß hegen, daß die Speisen ihrem Jungen schädlich sein könnten; denn dieses fraß dieselben begierig und befand sich dabei recht wohl. Der Hunger machte es nun bald sehr kühn, unternehmend und behend. Es ließ sich nicht mehr von den Schlägen der Mutter zurückschrecken; und was sie auch thun mochte, um ihr Kind zu entfernen und Alles für sich allein zu behalten: das Junge war pfiffig und gewandt genug, doch immer sich des einen oder des andern Bissens zu bemächtigen und ihn hinter dem Rücken der Mutter, so fern als möglich von ihr, rasch zu verzehren. Diese Vorsicht war auch gar nicht unnöthig; denn die Alte lief mehrmals in die entfernteste Ecke des Raumes, um ihrem Kinde die Nahrung wieder abzunehmen. Um nun die Nachtheile zu verhüten, welche die unmütterlichen Gefühle hätten mit sich bringen können, ließen wir mehr Vorräthe reichen, als die Alte verzehren oder auch nur in ihrem Munde verbergen konnte, und damit war dem Jungen geholfen. Dieses lebte nun bei guter Gesundheit und wurde von der Mutter gepflegt, so lange es sich nicht um das Essen handelte. Es unterschied die Personen recht gut, welche ihm Nahrung reichten oder es liebkosten, war sehr gutartig und hatte von dem Affencharakter einstweilen nur die Munterkeit und Behendigkeit."

Ich habe die ausgezeichnete Beobachtung des großen französischen Forschers absichtlich hier in aller Ausführung gegeben, weil meine eigenen Wahrnehmungen an den Meerkatzen uns das mütterliche und kindliche Verhältniß in einem andern Licht gezeigt haben.

Von den bisher genannten Makaken unterscheidet sich der Schweinsaffe (Macacus nemestrinus) vornehmlich durch seinen kurzen, dünnen Schwanz und die hohen Beine. Er erinnert entfernt an die Paviane. Seinen Namen erhielt er eben wegen seines Schwanzes, welcher mit dem eines Schweines insofern Aehnlichkeit hat, als ihn der Affe in einer ganz eigenthümlichen gekrümmten Weise trägt. Die Behaarung auf der Oberseite des Körpers ist lang und reichlich, auf der Unterseite ziemlich spärlich; ihre Färbung ist oben dunkelolivenbraun, jedes einzelne Haar abwechselnd olivenfarben, grünlich, gelblich und schwarz geringelt; auf dem Oberarm ist die Färbung mehr fahlgelb und auf der Unterseite des Leibes gelblich oder bräunlichweiß. Die Unterseite des Schwanzes ist hellrostbräunlich gefärbt. Gesicht, Ohren, Hände und Gesäßschwielen sind nackt und schmuzig fleischfarben, die oberen Augenlider weißlich, die Augen braun. Auf dem Scheitel gehen die Haare strahlenförmig auseinander und erinnern nochmals an den früher genannten Makako. Die Höhe dieses Affen beträgt 2 Fuß 8 Zoll, die Länge des Körpers 1 Fuß 9 Zoll und die des Schwanzes 6 Zoll. Er lebt in den Wäldern von



Der Schweinsaffe (Macacus nemestrinus).

Sumatra, Borneo und der malaiischen Halbinsel und ist lebhaft und behend, in der Jugend gut und leicht zu zähmen, läßt sich auch am leichtesten abrichten. Dies benutzen die Malaien, welche ihn Bruh nennen, um ihn in ausgedehnter Weise für sich arbeiten zu lassen. Sie lassen ihn nämlich auf die Kokospalme klettern und von dort die Früchte abnehmen. Dabei benimmt er sich so verständig und geschickt, daß er die reifen stets von den unreifen unterscheidet und nur jene herabwirft. In dieser Benutzung steht unser Affe einzig unter seinem Geschlecht da. Er arbeitet hier wirklich wie ein Hausthier, als Gehilfe des Menschen. Die Gefangenschaft verträgt der Bruh gut und lange, auch bei uns zu Lande. Es sind sogar Fälle bekannt, daß er sich hier fortgepflanzt hat. Dagegen sagt man ihm auch nach, daß er die größte Fertigkeit in der Ausübung von dummen und nichtsnutzigen Streichen besäße und dadurch seinen Herrn nicht besonders vergnüge.

In die Gruppe der Makaken gehört endlich noch ein in doppelter Hinsicht merkwürdiger Affe, der Magot (Inuus ecaudatus); sonst auch unter dem Namen türkischer, gemeiner und berbe=

rischer Affe bekannt. Er ist der einzige Makake, welcher in Afrika lebt, und der einzige seiner Ordnung, welcher noch heutigen Tages in Europa wild gefunden wird. Wahrscheinlich ist er seit den ältesten Zeiten bekannt; denn es ist anzunehmen, daß die alten Römer hauptsächlich ihn anstatt des Menschen zur Zergliederung benutzten.

Der Magot ist von schmächtigem Körperbau und hochbeinig. Sein runzliches Gesicht ist fleischfarben; die Ohren sind rund und menschenähnlich; der Schwanz ist nur ein kurzer, kaum sichtbarer Stummel. Sein Pelz ist ziemlich reichlich, auf der Unterseite des Leibes aber spärlich. Im Gesicht zeigt sich ein dichter, gelblichweißer Bart, während die Stirnhaare und ein Haarstreifen über den Augen schwarz sind. Der Rücken und die Außenseite der vorderen Gliedmaßen sind grünlichbraun, die Außenseite der hinteren Gliedmaßen und die Hände sind röthlichgelb. Die Körperlänge beträgt etwa zwei Fuß.

Unser Affe ist der beständige Begleiter der Bären- und Kamelführer, welche in unserm gebildeten Zeitalter leider nicht mehr die liebe Jugend in derselben Weise belustigen wie früher. Seine Heimat ist das nordwestliche Afrika. Hier lebt er in großen Gesellschaften unter Leitung alter, erfahrener Männchen. Er ist sehr klug, listig und verschlagen, gewandt, behend und kräftig und weiß sich im Nothfall mit seinem vortrefflichen Gebiß ausgezeichnet zu vertheidigen. Bei jeder leidenschaftlichen Erregung verzerrt er das Gesicht in einem Grade, wie kein anderer Affe, bewegt dabei die Lippen schnell nach allen Richtungen hin und klappert auch wohl mit den Zähnen. Nur wenn er sich fürchtet, stößt er ein heftiges, kurzes Geschrei aus. Sein Verlangen, sowie Freude, Abschen, Unwillen und Zorn giebt er durch Fratzen und Zähneklappern zu erkennen. Wenn er zornig ist, bewegt er seine in Falten gelegte Stirn heftig auf und ab, streckt die Schnauze vor und zwängt die Lippen so zusammen, daß der Mund eine kleine zirkelrunde Oeffnung bildet. In der Freiheit lebt er in felsigen Gegenden, wie die Paviane, ist aber auch geschickt auf Bäumen. Man sagt, daß er, wie die Paviane, viel Kerbthiere und Würmer fresse, deshalb beständig die Steine umwälze und sie gelegentlich die Berge herabrolle. An steilen Gehängen soll er hierdurch nicht selten gefährlich werden. Die Scorpione sind, wie behauptet wird, seine Lieblingsnahrung; er weiß ihren giftigen Stachel geschickt auszurupfen und verspeist sie dann mit großer Gier. Aber auch mit kleinen Kerbthieren und Würmern begnügt er sich, und je kleiner seine Beute sein mag, um so eifriger zeigt er sich in der Jagd, um so begieriger verzehrt er den gemachten Fang. Das erhaschte Kerbthier wird sorgfältig aufgenommen, dann vor die Augen gehalten, mit einer beifälligen Fratze begrüßt und nun sofort gefressen. In der Gefangenschaft besteht sein Hauptvergnügen darin, Hunde, Katzen und unter Umständen auch Menschen nach allerhand kleinen, schmarotzenden Gästen abzusuchen, und er selbst zeigt sich höchst dankbar, wenn man ihm dieselbe Gefälligkeit anthut.

Dieser Affe ist jedenfalls derjenige, von welchem Plinius uns berichtet, daß er Alles nachahme, das Bretspiel lerne, ein mit Wachs gemaltes Bild zu unterscheiden verstehe, in den Häusern Junge hervorbringe, es gern habe, wenn man sich mit ihm abgäbe, und dergleichen. Auch spätere Schriftsteller erwähnen den Magot. Leo Africanus sagt, daß derselbe in den mauritanischen Wäldern häufig sei und nicht blos an Händen und Füßen, sondern auch im Gesicht wie ein Mensch aussähe, auch von der Natur mit wunderbarer Klugheit begabt sei. Von den abgerichteten sagt er, daß sie unglaubliche Dinge leisteten, zum Zorn geneigt und sehr bissig seien, sich aber leicht besänftigen ließen. In gleicher Weise sprechen sich noch andere Schriftsteller über ihn aus.

Leider konnte ich während meines Aufenthaltes in Südspanien (1856) über die Affenherde, welche die Felsen von Gibraltar bewohnt, nichts Genaues und Ausführliches erfahren. Man erzählte mir, daß jene Gesellschaft noch immer ziemlich zahlreich sei, aber nicht eben häufig gesehen werde. Von der Festung aus beobachte man die Thiere oft mit Fernröhren, wenn sie ihrer Nahrung nachgehend, die Steine umwälzen und den Berg herabrollen. In die Gärten kämen sie selten. — Auch die Spanier wissen nichts Sicheres darüber anzugeben, ob die Thiere von allem Anfang an Europäer waren, oder solches erst durch ihre Verpflanzung aus Afrika herüber wurden. Um so erfreulicher war es mir, vor kurzem eine ebenso anziehende als belehrende Abhandlung über diesen Gegenstand zu lesen.

A. G. Smith berichtet im „Zoologist“ (Mai 1862) über seine an Ort und Stelle gesammelten Erfahrungen. Er theilt zunächst mit, daß das Vorkommen der Thiere in Europa wiederholt in Zweifel gezogen, ja, als einfältiges Märchen betrachtet und selbst von einem vielfach in Gibraltar verkehrenden Schiffskapitän geläugnet worden sei, und versichert, daß er beinahe selbst allen Glauben verloren gehabt habe. Aber er wurde eines Bessern belehrt, als er den Flaggenstock auf dem Gipfel des Felsens besuchte, um sich an der herrlichen Rundschau zu laben. Der Flaggenwächter theilte ihm ganz gelegentlich mit, daß „die Affen im Umzuge begriffen seien“. Sofort zog unser Gewährsmann nunmehr die sorgsamsten Erkundigungen ein, und ihnen danken wir das Nachstehende.

„Auf diesem Felsen haben die Affen seit unvordenklichen Zeiten Fuß gefaßt; wann aber oder wie sie über die See gekommen sind, ist nicht leicht zu bestimmen, und die maurische Sage, daß sie zwischen Gibraltar und Marokko noch jetzt durch einen unterirdischen Gang unter der Meerenge ab- und zugehen, ist doch etwas gar zu märchenhaft. Gewiß ist nur, daß sie da sind, obschon bedeutend an Zahl zurückgebracht, so, daß während einiger Jahre die ganze Gesellschaft sich auf eine kleine Bande von vier belief. Man sieht sie selten; sobald aber der Wind wechselt, ändern auch sie ge-



Der Magot (Inuus ecaudatus).

wöhnlich ihren Aufenthalt. Weichlich und zärtlich, wie sie sind, schenen sie jede plötzliche Abwechselung des Wetters, namentlich das Umsetzen des Windes von Ost nach West oder umgekehrt, und suchen sich dagegen zu schützen, indem sie sich hinter die Felsen ducken. Sie sind sehr lebendig und wählen zu ihrer Wohnung am liebsten die steileren Abgründe, wo sie im ungestörten Besitze vieler Höhlen und Löcher in dem lockern Felsen sind. Jedenfalls kann es ihnen nicht schwer werden, sich ihre Nahrung zu verschaffen; denn sie erscheinen sehr wohlgenährt. Ueppig wachsen zwischen den losen Steinen viele Pflanzen, deren Blätter und Früchte sie fressen; besonders aber lieben sie die süßen Wurzeln der Zwergpalme, welche dort sehr häufig ist; zur Abwechselung verzehren sie sonst auch Käfer und andere Kerbthiere. Manchmal sollen sie auch (ich kann es aber nicht verbürgen) die Felsen herunterkommen und die Gärten der Stadt plündern, wenn reifes Obst allzusehr lockt, als daß es nicht ihre natürliche Liebe zur Einsamkeit besiegen sollte. Man hält sie gewöhnlich für außerordentlich scheu und sagt, daß sie bei dem geringsten Geräusch flüchteten; mein Berichterstatter stellte Dies jedoch in Abrede und zeigte mir zum Beweise seiner Behauptung einige Felsen, von wo aus sie ihn an demselben Morgen angestiert hatten, ohne durch die Farbe seiner englischen Uniform oder durch seinen

Unteroffiziersblick sich irre machen zu lassen — ziemlich lange Zeit blieben sie etwa einige dreißig oder vierzig Ellen von der Brustwehr halten, an welcher er lehnte, und zogen sich schließlich in aller Muße zurück. Daß man sie so selten sieht und fast nur während ihres „Umzugs" zur entgegengesetzten Seite des Felsens, scheint auf ein sehr scheues, ungeselliges Wesen zu deuten; denn Niemand verfolgt sie, vielmehr bewahrt man sie ängstlich vor jeder Belästigung. Seit wielange ihnen ein solcher Schutz schon gewährt wird, konnte ich nicht erfahren; gewiß aber geschieht es bereits solange, als Gibraltar im Besitze der Engländer ist. Seit 1855 hat der Quartiermeister sie nicht nur unter seine besondere Obhut genommen, sondern auch sorgfältig über ihr jedesmaliges Erscheinen und ihre Anzahl Buch geführt. Ich entnehme dieser Buchung, daß sie durchschnittlich alle zehn Tage einmal gesehen worden, manchmal etwas häufiger; daß sie im Sommer ebensowohl wie im Winter „umziehen", stets mit der Absicht, dem Winde zu entgehen; endlich, daß sie im Jahre 1856 sich auf zehn beliefen, nach und nach aber bis auf vier heruntergekommen sind. Ihr gänzliches Aussterben steht leider zu



Der Wanderu (Macacus Silenus).

erwarten, denn diese vier sollen sämmtlich eines Geschlechtes sein. Sollte unter den vielen englischen Offizieren zu Gibraltar keiner aufopfernd genug sein, einige Affen von der entgegengesetzten Küste der Barbarei einzuführen, da dorthin mindestens wöchentliche Verbindung statthat? Wäre Keiner zu finden, der auch nur ein halbes Dutzend kaufte und sie unter ihre Vettern auf dem Felsen losließe? Dann könnten wir hoffen, daß dieser Affenstamm noch einmal aufblühte und so diese anziehende Ordnung der Säugethiere auch fernerhin in Europa vertreten bliebe."

Ich brauche wohl kaum auszusprechen, daß ich, und wohl wir Alle, die zuletzt ausgesprochenen Wünsche des Engländers theilen. Es würde unbedingt als ein Verlust für Europa zu betrachten sein, wenn es seine Affen verlieren sollte.

Der letzte Makake, welchen ich noch mit einigen Worten erwähnen will, ist der schwarze Bartaffe, Wanderu oder Nil-Bandar (Macacus Silenus). Er ähnelt in seiner ganzen Erscheinung

einem gemähnten Pavian ebensosehr, wie einem Makaken. Der Körper ist untersetzt, der Schwanz mittellang. Eine große Mähne hüllt das Gesicht, den Kopf und die Schultern ein. Der ganze oberste Theil des Pelzes ist schwarz gefärbt, die oberen und unteren Theile der Gliedmaßen lichtbräunlich-grau, wie die Mähne, welche oben am dunkelsten, am Kinn am lichtesten ist. Gesicht und Hände sind schwarz, die Gesäßschwielen röthlich. Erwachsene Thiere sind zwei Fuß lang, wobei der Schwanz 1 Fuß Länge hat.

Der Wanderu bewohnt vorzüglich Ceylon und zwar ausschließlich die dichten Wälder. Seine Nahrung besteht aus Knospen und Baumblättern. Er besucht ebenfalls die Gärten und richtet dort unter Umständen bedeutenden Schaden an. Thierbach erzählt, daß die von diesen Affen herrührenden Verwüstungen oft wirklich jammervoll anzusehen sind. In manchen Kokosgärten sieht man nicht eine einzige Frucht auf den Bäumen, aber den Boden ganz besät mit ihnen, zumal mit halbreifen, welche diese Affen abgerissen und herabgeworfen haben.

Demungeachtet werden sie von den Malabaren geschätzt. Die Fürsten dieses Volks achten sie sehr hoch, wegen ihrer Ernsthaftigkeit und ihrer Klugheit. Sie lassen Junge aufziehen und zu allerlei Spielen abrichten, wobei dieselben sich zum Bewundern gut benehmen. Andere sagen, daß sie in der Gefangenschaft nicht eben viel werth seien. Zwar sollen sie leicht an allerlei Nahrung gewöhnt und auch ziemlich gezähmt, aber auch oft sehr grämlich werden können und dann höchst unliebenswürdig sein. Außerdem sind sie ungesellig und maßen sich die Herrschaft über alle übrigen Affen an, welche man mit ihnen zusammenhält, necken und ärgern die anderen Thiere, beißen die Wärter und betragen sich auch sonst noch unartig.

Ich sah einen Wanderu in Amsterdam lebendig, konnte aber von dem eben Mitgetheilten Nichts wahrnehmen. Freilich steckte das Thier allein in seinem Käfig und hatte deshalb keine Gelegenheit, sein eigentliches Wesen zu zeigen; — denn einen Affen muß man mit anderen seiner Art oder Familie zusammensehen, wenn man ihn kennen lernen will. Der Wanderu, welchen ich sah, war ein stiller und ziemlich langweiliger Gesell, welcher ruhig und gemessen in seinem Käfige auf- und abging und sich um die Außenwelt wenig zu kümmern schien. Nur zuweilen bewies ein Blitzen des hübschen, braunen Auges, daß er doch nicht ganz so theilnahmlos war, als er vorgab. Mit den Wärtern stand er auf bestem Fuße; gegen Fremde zeigte er sich artig und bescheiden.

Die Affengruppe, welche wir nunmehr betrachten wollen, ist zwar eine der merkwürdigsten, nicht aber auch eine der anziehendsten und angenehmsten. Wir finden in ihr vielmehr die häßlichsten, rüdesten, flegelhaftesten und deshalb widerwärtigsten Mitglieder der ganzen Ordnung; wir sehen in ihnen, den Pavianen oder Hundsköpfen (Cynocephalus), den Affen gleichsam noch einmal verzerrt oder sehen ihn wenigstens auf der tiefsten Stufe, welche er einnehmen kann. Jede edlere Form ist hier verwischt und jede edlere Geistesfähigkeit in der Unbändigkeit der scheußlichsten Leidenschaften untergegangen.

Wir nennen die Paviane mit Aristoteles „Hundsköpfe", weil ihr Kopfbau dem eines groben, rohen Hundes etwas mehr ähnelt, als dem des Menschen, an welchen die übrigen Affen entfernt erinnern. In Wahrheit ist die Aehnlichkeit zwischen beiden Thierköpfen nur eine oberflächliche und zugleich unbefriedigende; denn der Hundekopf des Pavian ist ebensogut eine abscheuliche Verzerrung seines Vorbildes, wie der Kopf des Gorilla eine solche des Menschenhauptes ist. Allein den anderen Affen gegenüber ist eben das Schnauzenartige des Paviangesichtes ein hervorstechendes Merkmal: und deshalb können wir auch dem alten Aristoteles seine Ehre lassen.

Die Hundsköpfe sind neben den Orangs die größten aller Affen. Ihr Körperbau ist gedrungen, ihre Muskelkraft ungeheuer. Der schwere Kopf verlängert sich in eine starke und lange, vorn abgestutzte, oft wulstige oder gefurchte Schnauze mit vorstehender Nase; das Gebiß erscheint raubthierähnlich, wegen seiner fürchterlichen Reißzähne, welche auf ihrer hintern Seite scharfkantig sind; die

Lippen sind sehr beweglich, die Ohren klein, die Augen hoch überwölbt und in ihrem Ausdrucke das treueste Spiegelbild des ganzen Affen selbst — listig und tückisch ohne Gleichen. Alle Gliedmaßen sind kurz und stark, die Hände fünfzehig; der Schwanz ist bald kurz, bald lang, bald glatthaarig, bald gequastet, die Gesäßschwielen sind wahrhaft abschreckend groß und gewöhnlich äußerst lebhaft gefärbt. Die Behaarung ist lang und locker, verlängert sich bei einigen Arten am Kopf, Hals und Schultern zu einer reichen Mähne, und hat gewöhnlich unbestimmte Erd- oder Felsenfarben, wie Grau, Graugrünlichgelb, Bräunlichgrün 2c.

Das Vaterland der Hundsköpfe ist Afrika und die hart an diesen Erdtheil grenzenden Länder Asiens, namentlich das glückliche Arabien, Jemen und Hadramaut. Den persischen Meerbusen und den Tigris scheinen sie in Asien nicht zu überschreiten. Afrika muß unbedingt als derjenige Erdtheil angesehen werden, der ihnen die wahre Heimat bietet. Verschiedene Gegenden besitzen ihre eigenthümlichen Arten, welche übrigens weit verbreitet und deshalb mehreren Ländern gemein sind. So leben im Osten und namentlich um Abissinien herum drei, in der Kapgegend zwei und in Westafrika ebenfalls zwei Arten. Blos eine einzige Art, der Gelada (Cynocephalus Gelada), ist erst in der Neuzeit entdeckt worden, die übrigen waren schon den alten Egyptern und durch sie den Griechen und Römern wohl bekannt.

Die Paviane sind echte Felsenaffen und bewohnen die Hochgebirge oder wenigstens die höheren Gebirgsgegenden Afrikas. In Wäldern trifft man sie nicht; sie meiden die Bäume und ersteigen sie nur selten, etwa im Falle der Noth. Im Gebirg gehen sie bis zu zehn- und zwölftausend Fuß über die Meereshöhe, ja selbst bis zur Schneegrenze hinauf; doch scheinen sie niedere Gegenden zwischen vier bis sechstausend Fuß den Hochgebirgen vorzuziehen. Schon die ältesten Reisenden erwähnen, daß die Gebirge ihre wahre Heimat sind. So erzählt Barthema von Bologna, welcher im Jahre 1503 Arabien durchreiste, daß er auf dem Wege von der Stadt Zibit, eine halbe Tagereise vom rothen Meere, auf einem fürchterlichen Gebirge mehr als zehntausend Affen gesehen habe, welche dem Löwen nicht nur an Aussehen, sondern auch an Stärke gleichkämen, so daß man auf jener Straße allein nicht reisen könne, sondern eine Gesellschaft von mindestens hundert Menschen bilden müsse, um sie abzuwehren. Auch die meisten anderen Reisenden, welche uns über jene Gegenden berichteten, sind darin einstimmig, daß die Paviane Gebirgsthiere seien, und es ist deshalb um so mehr zu verwundern, daß manche neuere Forscher ihnen ohne weiteres von ihrem Zimmer aus die Urwaldungen zum Wohnorte anweisen.

Dieser Lebensweise der Paviane auf Gebirgen entspricht auch ihre Nahrung. Sie besteht hauptsächlich aus Zwiebeln, Knollengewächsen, Gräsern, Kraut, Pflanzenfrüchten, welche auf der Erde oder wenigstens nur in geringer Höhe über derselben wachsen oder von den Bäumen abgefallen sind, Kerbthieren, Spinnen, Schnecken, Vogeleiern u. s. w. Eine Pflanze Afrikas, welche diese Affen besonders lieben, hat gerade deshalb ihren Namen „Babuina“ nach einer Art unserer Sippe erhalten. In den Anpflanzungen, zumal in den Weinbergen, richten sie den allergrößten Schaden an; ja, man behauptet, daß sie ihre Raubzüge förmlich geordnet und überlegt unternähmen. Sie sollen oft noch eine gute Menge Früchte wegnehmen und auf die höchsten Gipfel der Berge schleppen, um dort für ungünstigere Zeiten Vorräthe anzusammeln. Daß sie Schildwachen ausstellen, ist sicher; als übertrieben aber müssen Erzählungen gehalten werden, wie die von Geßner herstammenden, in welchen uns gesagt wird, daß die Affen in gerader Linie hinter einander anrückten und sich so stellten, daß einer dem andern das abgerissene Obst zuwerfen könne, etwa zehn Fuß weit. Käme dann Jemand, welcher diese Gaudiebe an ihrer Arbeit verhindern wolle, so rissen sie alle Kürbisse, Gurken, Melonen, Granatäpfel und dergleichen ab und brächten sie so schleunig als möglich in Sicherheit, indem sie die Früchte eine gute Strecke vom Garten entfernt auf einen Haufen würfen und diesen dann in derselben Weise weiter und weiter beförderten, bis sie ihre Schätze endlich auf einen Berggipfel gebracht hätten. Die Schildwache (welche bei den Raubzügen wirklich ausgestellt wird), solle die plündernden Schelme jedesmal durch einen Schrei von der Ankunft des Menschen in Kenntniß setzen; und ihre Wachsamkeit

sei schon aus dem Grunde sehr groß, weil sie von den andern zu Tode geprügelt werde, wenn sie ihre Pflicht versäumt habe!

So viel ist jedenfalls richtig, daß alle Hundsköpfe als eine wahre Landplage betrachtet werden müssen und den Landleuten ihrer Heimat außerordentlichen Schaden zufügen.

Die Paviane zeigen mehr, als alle übrigen Affen, durch ihre Haltung, daß sie echte Erdthiere sind. Ihre ganze Gestaltung bindet sie an den Boden und erlaubt ihnen blos ein leichtes Ersteigen von Felswänden, nicht aber auch ein schnelles Erklettern von Bäumen. Man sieht sie stets auf allen vier Füßen gehen und blos dann sich auf zwei Beine stellen, wenn sie Umschau halten wollen. Sie ähneln in ihrem Gange mehr plumpen Hunden, als Affen, und nehmen nur selten die bezeichnende Stellung der letzteren an. Auch wenn sie sich aufrichten, stützen sie ihren Leib gern auf einen ihrer Vorderfüße. Solange sie ruhig sind und Zeit haben, sind ihre Schritte langsam und schwerfällig; sobald sie sich verfolgt sehen, fallen sie in einen merkwürdigen Galopp, welcher die allersonderbarsten Bewegungen mit sich bringt. Ihr Gang zeichnet sich durch eine gewisse leichtfertige Unverschämtheit aus; man muß ihn aber gesehen haben, wenn man ihn sich vorstellen will. Das ist ein Wackeln der ganzen Gestalt, namentlich des Hintertheils, wie man es kaum bei einem andern Thiere sieht; und dabei tragen die Paviane den Schwanz so herausfordernd gebogen und schauen so unverschämt aus ihren kleinen, glänzenden Augen heraus, daß schon ihre Erscheinung von ihrer niederträchtigen Anmaßung Kenntniß giebt.

Ihre geistigen Eigenschaften widersprechen ihrer äußern Erscheinung nicht im geringsten. Ich will, um sie zu beschreiben, mit Scheitlins Worten beginnen:

„Die Paviane sind alle mehr oder minder schlechte Kerle, immer wild, zornig, unverschämt, geil, tückisch; ihre Schnauze ist ins gröbste Hundeartige ausgearbeitet, ihr Gesicht entstellt, ihr After das Unverschämteste. Schlau ist der Blick, boshaft die Seele. Dafür sind sie gelehriger, als die schon angegebenen und zeigen noch mehr Verstand, jedoch immer mit List. Erst an diesen kommt die zweite Affeneigenschaft, d. h. die Nachahmungssucht, vor, wodurch sie ganz menschlich werden zu können scheinen, es aber nicht werden. Ihre Geilheit geht über alle Begriffe; sie geberden sich auch Männern und Jünglingen gegenüber schändlich. Kinder und Frauen darf man nicht in ihre Nähe bringen. Aber Fallstricke und Gefahren merken sie leicht, und gegen die Feinde vertheidigen sie sich mit Muth und Eigensinn. Wie schlimm jedoch ihre Natur ist, so kann man sie doch in der Jugend ändern, zähmen, gehorsam machen; nur bricht ihre schlimme Natur im Alter, wenn ihr Sinn und Gefühl stumpf werden, in den alten Adam zurück. Der Gehorsam hört wieder auf, sie grinsen, kratzen und beißen wieder. Die Erziehung griff nicht tief genug ein. Man sagt, daß sie im Freien geistreicher und geistig entwickelter seien, in der Gefangenschaft hingegen milder und gelehrter werden. Ihr Familienname ist auch Hundskopf. Hätten sie zum Hundskopf nur auch die Hundeseele! Wenn es gewiß wäre, daß sie im Freien gemeinsam Menschen und große Thiere, z. B. Elefanten, mit Prügeln angriffen, so deutete dieses allerdings auf Hundeverstand und Art, ja sogar auf etwas Menschliches; es ist jedoch nur Das gewiß, daß sie mit einander ihren Koth von den Bäumen herunter auf ihre Feinde werfen, dann aber ist noch gewiß, daß sie diesen nach Belieben von sich geben können, wie die Hunde nach Belieben pissen."

Ich kann Scheitlin nicht widersprechen. Das Bild, welches er zeichnet, ist richtig. Der Geist der Paviane ist gleichsam der Affengeist in seiner Vollendung, aber viel mehr im schlechten als im guten Sinne. Einige gute Eigenschaften können wir ihnen nicht absprechen. Sie haben eine außerordentliche Liebe zu einander und gegen ihre Kinder; sie lieben auch den Menschen, der sie pflegt und auferzogen hat, werden ihm selbst nützlich auf mancherlei Weise. Aber all diese guten Seiten sind nicht in Betracht zu ziehen ihren schlechten Eigenschaften gegenüber. List und Tücke im Vereine sind Gemeingut aller Hundsköpfe und namentlich zeichnet sie eine furchtbare Wuth aus. Ihr Zorn gleicht einem ausbrechenden Strohfeuer; so rasch lodert er auf, aber er hält aus und ist nicht so leicht wieder zu verbannen. Ein einziges Wort, spottendes Gelächter, ja ein schiefer Blick kann einen Pavian rasend

machen, und in der Wuth vergißt er Alles, selbst Den, welchen er früher liebkoste. Deshalb bleiben diese Thiere unter allen Umständen gefährlich, und ihr roher Sinn bricht durch, auch wenn sie ihn lange Zeit gar nicht zeigten. Ihren Feinden gegenüber sind sie wahrhaft furchtbar.

Die Paviane leben sehr unbehelligt in ihrer Heimat; denn die Raubthiere und der Mensch fürchten sie und gehen ihnen aus dem Wege, wo nur immer möglich. Sie fliehen zwar vor dem Menschen, lássen sich aber doch, wenn es Noth thut, mit ihm, wie mit Raubthieren, in Kampf ein, und dieser wird, weil sie regelmäßig gemeinschaftlich angreifen, oft äußerst gefährlich. Der Leopard scheint der Hauptfeind zu sein, doch stellt er mehr den Jungen nach, als den Alten, weil er alle Ursache hat, sich zu bedenken, ob seine Fangzähne und Klauen dem Gebiß und den Händen der Paviane gewachsen sind. Eine Herde greift er nie an. Dies thut selbst der Löwe nicht, wie mir und anderen Reisenden die Eingebornen einstimmig versicherten. Hunde überwältigt der Pavian ohne Mühe und gleichwohl kennen jene edlen Thiere keine größere Lust, als die Jagd solcher Affen. Man sollte meinen, daß ein Hund, welcher einmal mit den gefährlichen Thieren zu thun gehabt hat, sich in Zukunft weigere, wieder mit ihnen zusammenzukommen: allein Dem ist nicht so. Die Jagdhunde der Kapbewohner lassen vielmehr jede andere Fährte, sowie sie von der eines Affen Witterung bekommen. Der Kampf zwischen beiden Thieren soll, wie Augenzeugen versichern, ein furchtbarer sein; die Pflanzer am Kap fürchten für ihre Hunde weit mehr, wenn diese einen Pavian verfolgen, als wenn sie sich zum Kampfe mit dem Leoparden rüsten. Wenn eine Meute guter Hunde eine Pavianherde erblickt, stürzt sie sich wüthend auf dieselbe los. Die Affen ergreifen die Flucht und die Hunde jagen hinterdrein. Mehr und mehr zerstreuen sich Feinde und Verfolger. Alle schwächeren Hundsköpfe eilen so schnell als möglich den Felsen zu, um sich dort in Sicherheit zu begeben. Die stärkeren Männchen der Affen gehen langsamer und nehmen die Verfolger auf sich. Nur dann und wann werfen sie blitzschnell einmal den Kopf herum und ein tückisch-boshafter Blick aus den kleinen Augen fällt auf den Verfolger. Endlich erreicht dieser seinen Feind und versucht, ihn zu fassen. Allein plötzlich und mit wüthendem Schrei wirft sich dieser herum, hängt dem ungeübtem Hunde im nächsten Augenblick mit seinen vier Händen fest an Brust und Gurgel, setzt sein furchtbares Gebiß in die Kehle des Hundes, reißt ihn mit den scharfschneidigen Eckzähnen drei, vier, sechs lange und tiefe Risse in Kehle und Brust, balgt und windet sich mit ihm, wälzt sich auf dem Boden herum, versetzt dem Feinde neue Wunden und läßt ihn dann liegen, blutbedeckt und verendend, während er selbst mit einem wahrhaft teuflischen Hohngeschrei dem Gebirge zueilt. Gute Hunde sind geschult und wissen Dem zu entgehen. Sie trennen sich nie, sondern halten in der Meute zusammen, und diese überfällt dann einen einzelnen Affen. Drei, vier Hunde stürzen sich auf einen Feind, und dann helfen diesem gewöhnlich seine furchtbaren Waffen Nichts. Er muß unterliegen, wenn ihm der Weg zur Flucht nicht offen steht. Außer dem Hunde und dem Leopard haben die Paviane keine ihnen schädlichen Feinde. Den Raubvögeln fällt es gar nicht ein, auf sie zu fahnden. Der stärkste Adler wagt sich nicht einmal an das schwächlichste Junge eines Hundskopfs. Auch die Menschen können eben nicht mehr thun, als die Thiere dann und wann aus ihren Pflanzungen zu vertreiben. Eine wirkliche Jagd würde, wenn sie nicht gefährlich sein sollte, bedeutende Mannschaften erfordern und auch dann schwerlich zu einem Ausrottungskriege der Thiere werden können. Nur die Lurche sind es, welche die Paviane in wirkliche Furcht und Schrecken versetzen. Die kleinste Schlange bringt unter einer Herde ein namenloses Entsetzen hervor. Es ist wohl sicher, daß die Affen hinsichtlich des furchtbaren Giftzahnes der Schlangen böse Erfahrungen gemacht haben. Sie leben in beständiger Angst vor den gefährlichen Würmern. Kein Pavian hebt einen Stein auf oder durchsucht einen Busch, ohne sich vorher zu vergewissern, daß unter und in ihm keine Schlange verborgen ist. Scorpione fürchten die klugen Thiere nicht. Sie wissen dieselben mit großer Gewandtheit zu fangen und sie ihrer Giftstachel zu berauben, ohne sich zu verletzen. Dann verspeisen sie den Scorpion mit demselben Vergnügen, wie andere Spinnen oder ein Kerbthier.

Nach Diesem möchte man sich wundern, daß es möglich ist, Paviane überhaupt in seine Gewalt zu bekommen. Und doch ist Dies ganz leicht: die Sinnlichkeit der Thiere ist ihr Verderben. In ganz



Mantelpaviane.

Afrika ist es eine bekannte Sache, daß die Paviane leidenschaftlich gern geistige Getränke zu sich nehmen und sich in ihnen leicht berauschen. Man setzt ihnen also einfach Töpfe mit derartigen Flüssigkeiten vor, und wenn hernach die Thiere vollkommen trunken geworden sind, bemächtigt man sich ihrer. Starke Fesseln und Prügel bändigen dann regelmäßig ihre anfänglich geradezu beispiellose Wuth, und die ihnen eigene Klugheit läßt ihnen schon nach kurzer Gefangenschaft die Oberherrschaft des Menschen erkennbar werden.

In ihrer sinnlichen Liebe sind die Paviane wahrhaft scheußlich. Die vorhin erwähnte Geilheit und Frechheit zeigt sich bei keinem andern Thiere in so abschreckender Weise als bei ihnen. Ich möchte sagen, daß die Größe ihrer Leidenschaftlichkeit erst hierbei sich offenbare. Die Männchen sind nicht blos lüstern auf die Weibchen ihrer Art, sondern auf alle größern Säugethiere weiblichen Geschlechts überhaupt. Es wird wiederholt und von allen Seiten versichert, daß sie zuweilen Negerinnen rauben oder wenigstens überfallen und mißhandeln. Daß sie Männer und Frauen sofort unterscheiden, habe ich hundertfach beobachtet, und ebenso, daß sie den Frauen durch ihre Zudringlichkeit und Unverschämtheit im höchsten Grade lästig werden können. Die Männchen sind beständig brünstig, die Weibchen nur zu gewissen Zeiten, zwei oder drei Mal im Jahre. Die Brunst zeigt sich auch äußerlich in häßlicher Weise. Die Geschlechtstheile schwellen bedeutend an und erhalten eine glühendrothe Farbe; man meint, daß das Gesäß in bedenklicher Weise erkrankt sei. Um diese Zeit sind die Weibchen ebenso erpicht auf die Männchen, als diese während der ganzen Jahreszeit auf jene. Obgleich sich die Paviane in der Gefangenschaft (wenigstens in ihrer Heimat) fortpflanzen, weiß man doch noch nicht, wie lange ihre Tragzeit dauert.

Der Nutzen der Paviane ist gering. Ihrer Gelehrsamkeit wegen werden sie zu allerlei Kunststücken abgerichtet. Am Kap sollen sie noch zum Aufsuchen des Wassers in der Wüste dienen. Alle Paviane sind, wie glaubwürdige Reisende mittheilen, nach den Erfahrungen der Kapbewohner die besten Wassersucher, welche es giebt. Man hält sie deshalb häufig gezähmt und nimmt sie mit in jene wasserarmen Striche, in denen selbst die Buschmänner das wichtige Element nur tropfenweise zu gewinnen wissen. Wenn der Wasservorrath dem Ende nahe ist, bekommt der Pavian etwas Salziges zu fressen. Nach einigen Stunden nimmt man ihn dann an eine Leine und läßt ihn laufen. Das vom Durst gequälte Thier wendet sich bald rechts, bald links, bald vor-, bald rückwärts, schnüffelt in der Luft, reißt Pflanzen aus, um sie zu prüfen und zeigt endlich durch Graben das verborgene oder durch ein entschiedenes Vorwärtseilen das zu Tage getretene Wasser an. —

Eine Art der Paviane spielt schon in der Urgeschichte der Menschheit eine große Rolle, wahrscheinlich ebensowohl seines ausgezeichneten Verstandes, als seiner unliebenswürdigen Eigenschaften halber. Dies ist der **Hamadryas** oder der **Mantelpavian** (Cynocephalus Hamadryas). Wie er zu der Ehre gekommen ist, den Namen einer altgriechischen Baumnymphe zu tragen, weiß ich nicht; in seiner Gestalt und in seinem Wesen liegt wahrhaftig nichts Weibliches. Die alten Völker waren es nicht, welche ihm jenen Namen verliehen. Bei den Egyptern, welche ihn göttlich verehrten, hieß er Thoth und Och; die Bibel führt ihn unter dem Namen **Koph** auf; **Herodot**, **Plutarch** und **Plinius** bezeichnen ihn mit Cynocephalus, **Strabo** nennt ihn Cebus, **Juvenal** Cercopithecus, **Agatharchides** Sphinx. Bei den heutigen Abissiniern heißt er **Hebe**, bei den Arabern **Robah** und in Egypten endlich **Khird**. Unter all diesen Namen ist nicht ein einziger, welcher an irgend welche Nymphe erinnert; man müßte denn „**Sphinx**“ als solchen betrachten wollen.

Auf den egyptischen Alterthümern steht unser Pavian gleichsam als Oberster seines Geschlechts da. Die heilige Bilderschrift stellt öfters Affen dar, allein nur der Hamadryas, und zwar immer das alte Männchen, wird abgebildet als auf dem Altar sitzend, die Verehrung der Menschen empfangend. Mehrere Male sieht man ihn auch als Richter, welcher über die guten Werke und Vergehungen des Menschen urtheilt; er hat eine Wage vor sich und prüft ernsten Blickes die schwankenden Schalen. Eine hohe Achtung vor der Gottheit, deren Sinnbild er war, spricht sich in allen altegyptischen

Bildern aus. Wahrscheinlich hatte die Verehrung des Hamadryas und die des Krokodils denselben Grund: sie geschah aus Furcht; denn schon damals gab es Menschen, welche ihren Gott fürchteten, anstatt ihn zu lieben.

Merkwürdiger Weise waren es nicht die Egypter allein, welche diesen Affen Achtung bezeigten. Diese erstreckte sich weiter. Noch heutigen Tages tragen alle Bewohner der Steppenländer des innern Afrika und auch ein großer Theil der Abissinier ihre Haare genau in derselben Weise gekämmt und gescheitelt, wie der Hamadryas, und er ist somit unverkennbar zum Vorbild für jene Leute geworden, mögen diese auch mehr die Bildsäulen als das lebende Thier im Auge gehabt haben.

Heutigen Tages genießt der Hamadryas in jenen Ländern keine Verehrung mehr. Seine Schädlichkeit ist zu groß, als daß er sich die Freundschaft der Menschen erwerben sollte.

Wahrscheinlich wurden die Hamadryaden bereits zu der alten Egypter Zeiten vom Süden her eingeführt. Gegenwärtig findet sich das Thier in Egypten nirgends mehr wild. Auch Prosper Alpinus, welcher im Jahre 1580 in Egypten war, sagt ausdrücklich, daß es dort keine Affen gäbe, sondern daß sie aus Arabien eingeführt würden. „Sie sind so talentvoll, fährt er fort, daß man ihnen nicht den Verstand absprechen kann. Die Thierführer lehren ihnen sehr leicht, was sie wollen, zuweilen höchst sinnreiche Spiele, mit denen sie die Zuschauer ergötzen. Solche abgerichtete Affen sieht man oft in Kairo, Alexandrien und anderswo."

„Besonders die Männchen sind den Bewohnern aufsässig; allein man kann es nicht wohl erzählen, wie unanständig sie sind. Jene, welchen großen Hunden gleichen, verfolgen die arabischen Weiber auf den Feldern und deshalb beschmieren sich diese ihr Gesicht und selbst den Leib mit Safran. Hierdurch bleiben sie von den Anfällen der Affen frei; denn letztere glauben dann, den mit Safran eingeriebenen Frauen wäre nicht wohl und sie könnten selbe nicht gebrauchen."

Hinsichtlich der letzten Angabe läßt sich unser Forscher zu falschen Folgerungen verleiten. Ich selbst habe beobachtet, daß sich die Frauen der Nomaden in jenen Gegenden wirklich ihr Gesicht mit Safran beschmieren: allein Dies geschieht keineswegs der Affen halber, sondern aus denselben Rücksichten, welche unsere Frauen bewegen, zartes Roth auf ihre zarten Wangen zu legen.

Alvarez, welcher etwa um dieselbe Zeit als Alpinus in Afrika und zwar in Abissinien war, berichtet, daß er die Mantelpaviane in ungeheuren Herden gesehen habe, und giebt eine sehr richtige Beschreibung von ihrem Wesen und Treiben. „Sie lassen, sagte er, „keinen Stein liegen; wenn ihrer zwei oder drei einen nicht umwenden können, so stellen sich so viele daran, als Platz haben, drehen ihn dennoch um und suchen ihre Lieblingsnahrung hervor. Auch Ameisen fressen sie gern und legen, um diese zu fangen, ihre Hände umgekehrt auf die Haufen, bis die Hand bedeckt ist; dann bringen sie dieselbe rasch zu Munde und lecken die Ameisen ab. Wenn man sie nicht hütet, verheeren sie gleich die Felder und Gärten. Ohne Kundschafter gehen sie zwar nicht in die Pflanzungen; aber wenn diese ihnen das Zeichen zur Sicherheit gegeben, dringt die ganze Bande in den Garten oder das umhegte Feld und läßt Nichts übrig. Anfangs sind sie ganz still und ruhig, und wenn ein unkluges Junges einen Laut hören läßt, bekommt es eine Ohrfeige; sobald sie jedoch die Furcht verlieren, zeigen sie durch gellendes Geschrei ihre Freude über ihre glücklichen Ueberfälle. Sie würden sich in entsetzlicher Weise vermehren, wenn nicht der Leopard so viele ihrer Jungen zerrisse und fräße, obgleich die Alten diese muthig zu vertheidigen suchen."

Unter den neueren Forschern giebt Ehrenberg zuerst eine ziemlich ausführliche Beschreibung unserer Paviane, welchen er in Arabien und an der Küste von Abissinien einzeln und in großen Scharen begegnete. Später erzählen Rodatz und Bayssière von ihnen. Ich meines Theils traf das Thier auf meiner ersten Reise nach Afrika im Freileben nirgends an, um so häufiger aber auf meinem leider nur zu kurzen Ausfluge nach Abissinien im Frühjahre 1862, und kann also nunmehr aus eigner Erfahrung über ihn reden.

Der Hamadryas bewohnt das ganze Küstengebirge Abissiniens und Süd-Nubiens, nach Norden hin soweit die Regen herabreichen, in ziemlicher Anzahl. Je pflanzenreicher die Gebirge, um so

angenehmer scheinen sie ihnen zu sein. Wasser in der Nähe ist unerläßliche Bedingung für das Wohlbefinden einer Herde. Von den höheren Bergen herab wandern die Gesellschaften zuweilen auf die niederen Hügelreihen der Samchara oder des Wüstenstreifens an der Meeresküste herab; die Hauptmasse bleibt aber immer im Hochgebirge. Hier bewohnt jede Herde ein Gebiet von vielleicht 1½ oder 2 Meilen im Durchmesser. Man begegnet kleineren Gesellschaften viel seltener, als größeren. Ich sah ein einziges Mal eine Schar von funfzehn bis zwanzig Stück, sonst aber immer Herden, welche der geringsten Schätzung nach ihrer hundert und funfzig zählen mochten. Darunter befinden sich dann etwa zehn bis funfzehn vollkommen erwachsene Männchen — wahrhafte Ungeheuer von bedeutender Größe und einem Gebiß, welches das des Leoparden an Stärke und Länge der Zähne bei weitem übertrifft, — und etwa doppelt so viel erwachsene Weibchen. Der Rest besteht aus Jungen und Halberwachsenen. Die alten Männchen zeichnen sich durch ihre gewaltige Größe und den langen Mantel aus — bei einem von mir erlegten mittelalten Männchen messen die Mantelhaare zehn pariser oder fast zwölf leipziger Zoll; — die Weibchen sind kürzer behaart und dunkler, d. h. olivenbraun von Farbe: die Jungen ähneln der Mutter. Unser Bild überhebt mich einer Beschreibung der sonderbaren Haarlage auf dem Kopfe des Hamadryas, welche bei den Afrikanern so großen Beifall fand; hinsichtlich der Färbung aber muß ich bemerken, daß jedes einzelne Haar wechselnd grünlich braun und gelblich geringelt ist, wodurch eine sehr schwer zu beschreibende, dürr gewordenem Grase am meisten ähnelnde Gesammtfärbung des Pelzes entsteht. Die Kopfseiten und Hinterbeine sind immer lichter, meist aschgrau. Das Gesäß ist brennend roth, das nackte Gesicht schmuzig fleischfarben. Je älter die Männchen werden, um so mehr lichtet sich die Farbe ihres Mantels. Jedoch ist es mir wahrscheinlich, daß es wenigstens zwei verschiedene Arten dieser Paviane giebt: eine kleinere mit aschgrauem Mantel, welche Asien bewohnt, und die bedeutend größere, afrikanische Art, bei welcher der Mantel auch im höchsten Alter immer grünlich braungrau gefärbt ist: — unsere Abbildung stellt die erstere dar.

In den Frühstunden oder bei Regen findet man die ganze Bande an ihren Schlafplätzen, größeren und kleineren Höhlungen an unersteiglichen Felswänden und auf überdachten Felsgesimsen, möglichst nahe zusammengedrückt, die Jüngeren und Schwächeren dicht an den Leib ihrer Mütter und bezüglich auch ihrer Väter geschmiegt. Bei gutem Wetter verläßt die Herde jene Wände in den Vormittagsstunden und wandert nun langsam und gemächlich längs der Felswände dahin, hier und da eine Pflanze ausziehend, deren Wurzel hauptsächlich als Nahrungsmittel zu dienen scheint, und jeden nicht allzugroßen Stein umwendend, um zu besonderen Leckerbissen, den unter den Steinen verborgenen Kerbthieren, Schnecken und Würmern zu gelangen. Sobald das Frühmal eingenommen, steigt Alles nach der Höhe des Bergkammes empor. Die Männchen setzen sich ernst und würdig auf große Steine, an deren einer Seite die körperlangen gequasteten Schwänze herabhängen, den Rücken immer nach dem Winde zugekehrt. Die Weibchen beaufsichtigen ihre ohne Unterlaß spielenden und sich balgenden Jungen und treiben sich unter diesen umher. In den späten Nachmittagsstunden zieht die Gesellschaft zum nächsten Wasser, um dort zu trinken; dann geht sie nochmals auf Nahrung aus und wendet sich schließlich nach irgend einem geeigneten Schlafplatze. Ist ein solcher besonders günstig, so darf man mit Sicherheit darauf rechnen, die Paviane gegen Abend da einziehen zu sehen, selbstverständlich, so lange man sie nicht durch wiederholte Verfolgungen gestört hat. Durrahfelder in der Nähe des Wohnplatzes gehören zu den ganz besonderen Annehmlichkeiten desselben und müssen sorgfältig gehütet werden, wenn man auf eine Ernte rechnen will; sonst erscheinen die frechen Räuber tagtäglich, verwüsten weit mehr, als sie verzehren, und richten schließlich das ganze Feld vollständig zu Grunde.

Wenn die Paviane still sitzen, schweigt die ganze Gesellschaft, so lange sich nichts Auffälliges zeigt. Ein etwa herankommender Menschenzug oder eine Viehherde entlockt einem oder dem andern ganz sonderbare Laute, welche am besten mit dem Gebell mancher Hunde verglichen werden können und wahrscheinlich nichts Anderes bezwecken, als die Aufmerksamkeit der Gesammtheit zu erregen. Bei

gefahrdrohender Annäherung eines Menschen oder eines Raubthieres aber werden die allerverschiedensten Töne laut. Am treffendsten kann man das Stimmengewirr einer erregten Pavianherde mit dem Grunzen und Quieken eines zahlreichen Rudels von Schweinen vergleichen. Dazwischen aber vernimmt man Laute, welche bald an das Brüllen des Leoparden, bald an das dumpfe Brummen eines Herdenstiers erinnern. Die ganze Gesellschaft brüllt, brummt, bellt, schreit, grunzt und quickt durch einander. Alle kampffähigen Männchen rücken auf der Felskante vor und schauen aufmerksam in das Thal hinab, um die Gefahr abzuschätzen; die Jungen suchen Schutz bei den älteren; die Kleinen hängen sich an die Brust der Mütter oder klettern auch wohl auf deren Rücken, und nunmehr setzt sich der ganze Zug in Bewegung und eilt auf allen Vieren laufend und hüpfend dahin.

Vor den Eingebornen fürchtet sich der Hamadryas so gut als gar nicht. Er zieht unbekümmert um die braunen Leute dicht vor ihnen hin und trinkt aus demselben Bache mit ihnen. Ein Weißer erregt jedoch schon mancherlei Bedenken, obwohl man nicht gerade behaupten kann, daß die Affen vor ihm scheu entflöhen. Mehr noch, als andere Familienverwandte, zeigen unsere Paviane jene bedächtige Ruhe, welche niemals um einen Ausweg verlegen ist, die Gefahr mag noch so nah sein. Anders verhält sich die Sache, wenn die Herde Hunde oder gar Leoparden gewahrt. Dann erheben die alten Männchen ein furchtbares Gebrüll und Gebrumm, schlagen erzürnt mit der einen Hand auf den Felsen, fletschen die Zähne und schauen funkelnden Auges auf jene Störenfriede hinab, augenblicklich bereit, gemeinsam über sie herzufallen.

Die erste Gesellschaft, welche ich sah, ruhte eben von ihrer Frühwanderung aus. Sie saß auf der Kante eines nach beiden Seiten hin ziemlich steil abfallenden Grates. Ich hatte schon von weitem die hohen Gestalten der Männchen gesehen, dieselben aber für Felsblöcke gehalten, die auf dem Kamme lägen; denn mit solchen haben die Affen, so lange sie ruhig sind, die größte Aehnlichkeit. Erst ein wiederholtes einlautiges Bellen, ungefähr dem hoch ausgestoßenen Laute: „Kuck“ vergleichbar, belehrte mich. Aller Köpfe richteten sich nach uns hernieder; nur die Jungen spielten noch unbesorgt weiter, und einige Weibchen gaben ihr Lieblingsgeschäft nicht auf, sondern suchten noch eifrig den Pelz eines alten Herrn nach Ungeziefer durch. Wahrscheinlich würde die ganze Gesellschaft in beobachtender Haltung geblieben sein, hätten wir nicht zwei muntere und üppige Hunde mit uns geführt, schöne, schlanke Windspiele, gewohnt, die Hiäne von den Wohnungen abzutreiben, erprobt selbst im Kampf gegen den Wolf jener Länder. Sie antworteten mit Gebell auf jene Laute, und nun bemerkten wir einen allgemeinen Aufstand unter der Herde. Es mochte den Affen daran zu liegen scheinen, einen noch sichereren Aufenthaltsort zu suchen. Sie zogen deshalb bis auf die letzten Posten längs des Kammes dahin und verschwanden unseren Blicken. Doch sahen wir zu unserer Ueberraschung bei der nächsten Biegung des Thales die ganze Herde, diesmal an einer senkrecht erscheinenden, sehr hohen Felsenwand, wo sie in einer langen Reihe, in einer mir heut noch unbegreiflichen Weise, wie an den Felsen klebten. Diese Reihe erschien uns zu lockend, als daß wir sie hätten ungestört in ihrer Ruhe lassen können. Die Jagdlust wurde allzumächtig. Von dem Bedauern, welches jeder Jäger verspürt, wenn er kleine Affen jagt oder jagen will, fühlten wir jetzt keine Regung in uns aufsteigen; denn die Paviane erschienen uns durchaus nicht als Zerrbilder des Menschen, sondern als wüthende, grimmige Raubthiere, keiner Schonung werth und zur Jagd ganz geeignet. Leider war die Wand so hoch, daß an ein sicheres Schießen nicht zu denken war. Wir gedachten also die Gesellschaft wenigstens aufzustören. Der Knall des ersten Schusses brachte eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Ein rasendes Brüllen, Heulen, Brummen, Bellen und Kreischen antwortete; dann setzte sich die ganze Kette in Bewegung und wogte an der Felswand dahin mit einer Sicherheit, als ob die Gesellschaft auf ebenem Boden sich fortbewege, obgleich wir nicht absehen konnten, wie es nur möglich war, festen Fuß zu fassen. Ein schmales Gesims schien von den Affen als höchst bequemer Weg betrachtet zu werden. Nur an zwei Stellen, wo sie einmal gegen zehn Fuß in die Tiefe und beinahe eben so wieder aufsteigen mußten, bewegte sich der Zug langsamer und vorsichtiger. Wir feuerten etwa sechs Schüsse ab; aber es war uns unmöglich, sicher zu zielen, auch schon weil der Anblick so viel

Ueberraschendes hatte, daß uns alle Ruhe verloren ging. Immerhin aber waren unsere Kugeln noch gut genug gerichtet, um die Aufregung der Affen bis zum Entsetzen zu steigern. Ueberaus komisch sah es aus, wie die ganze Herde nach einem Schuß urplötzlich sich an einem Felsen anklammerte, als fürchte sie, durch die blose Erschütterung zur Tiefe herabgestürzt zu werden. Wie es schien, entkamen Alle unversehrt unseren Geschossen. Allein der Schreck mochte ihnen doch wohl einen Streich gespielt haben; denn es wollte uns dünken, als hätten sie die ihnen sonst eigne Berechnung diesmal ganz außer Acht gelassen. Beim Umbiegen um die nächste Wendung des Thales trafen wir die ganze Gesellschaft nicht mehr in der Höhe, sondern in der Tiefe an, eben im Begriff, das Thal zu überschreiten, um auf den gegenüberliegenden Höhen Schutz zu suchen. Ein guter Theil der Herde war schon am jenseitigen Ufer angekommen, die Hauptmasse aber noch zurück. Unsre Hunde stutzten einen Augenblick, als sie das wogende Gewimmel erblickten; dann stürzten sie sich mit jauchzendem Bellen unter die Bande. Jetzt zeigte sich uns ein Schauspiel, wie man es nur selten zu schauen bekommt. Sobald die Hunde herbeieilten, stürzten sich von allen Felsen die alten Männchen herab in das Thal, jenen entgegen, bildeten sofort einen Kreis um die Rüden, brüllten furchtbar, rissen die zähnestarrenden Mäuler weit auf, schlugen mit den Händen grimmig auf den Boden und sahen ihre Gegner mit so boshaften, wüthend funkelnden Blicken an, daß diese sonst so muthigen, kampflustigen Thiere entsetzt zurückprallten und ängstlich bei uns Schutz suchen wollten. Selbstverständlich hetzten wir sie von neuem zum Kampfe, und es gelang uns auch glücklich, ihren Eifer wieder anzufachen. Das Schauspiel hatte sich jedoch inzwischen verändert: die sich siegreich wähnenden Affen waren unterdeß auf die erkorene Seite gezogen. Als die Hunde von frischem anstürmten, befanden sich nur wenige in der Tiefe des Thales, unter ihnen ein etwa halbjähriges Junges. Es kreischte laut auf, als es die Hunde erblickte, flüchtete eilends auf einen Felsblock und wurde hier kunstgerecht von unseren vortrefflichen Thieren gestellt. Wir schmeichelten uns schon, diesen Affen erwischen zu können: allein es kam anders. Stolz und würdevoll, ohne sich im geringsten zu beeilen und ohne auf uns zu achten, erschien vom andern Ufer herüber eins der stärksten Männchen, ging furchtlos den Hunden entgegen, blitzte ihnen giftige Blicke zu, welche sie vollkommen in Achtung hielten, stieg langsam auf den Felsblock zu dem Jungen, schmeichelte diesem und trat mit ihm den Rückweg an, dicht an den Hunden vorüber, welche so verblüfft waren, daß sie ihn mit seinem Schützling ruhig ziehen ließen. Diese muthige That des Stammvaters der Herde erfüllte uns ebenfalls mit Ehrfurcht, und keiner von uns dachte daran, ihn in seinem Wege zu stören, obgleich er sich uns nah genug zur Zielscheibe bot. In dem Gebüsch, welches die bereits übergesetzte Herde noch zu durchschreiten hatte, wurden während dem alle nur denkbaren Töne laut, und einige Mal vermeinten wir so deutlich das Gebrumm des Leoparden zu vernehmen, daß ich mich schließlich verleiten ließ, diesem Raubthiere nachzuspüren, glaubend, es möchte durch die Affen aufgestört worden und vielleicht mit ihnen im Kampfe begriffen sein; jedoch waren es nur die Paviane gewesen, welche die merkwürdigen Töne ausgestoßen hatten.

Am folgenden Tage sollte ich übrigens Gelegenheit erhalten, Affen und Leoparden zusammen zu sehen; ich verspare mir aber die Erzählung dieses Auftritts bis zur Beschreibung des Leoparden selbst, weil dieser es war, welcher dabei die hervorragendste Rolle spielte.

Auf späteren Jagden lernte ich die Affen noch besser kennen und dabei die unglaubliche Lebenszähigkeit dieser Thiere bewundern. Wenn sie die Kugel nicht unmittelbar aufs Blatt oder in den Kopf erhielten, gingen sie uns regelmäßig verloren. Sie eilten, auch wenn sie stark verwundet waren, noch so rüstig davon, daß sie immer entkamen. Schrotschüsse fruchteten gar Nichts. Sie griffen dann nur nach der verwundeten Stelle, rieben sie mit der Hand und setzten ihren Weg weiter fort, als ob Nichts geschehen wäre. Schließlich waren wir so kühn geworden, daß wir gar nicht daran glaubten, bei solchen Jagden irgendwie gefährdet zu sein. Allein auch hierüber sollten wir bald eines Bessern belehrt werden.

Als ich mit dem Herzog von Koburg=Gotha, seinen fürstlichen Begleitern und der übrigen Reisegesellschaft das zweite Mal durch das Thal von Mensa zog, machte uns einer der Abissinier auf

einige Paviane aufmerksam, welche auf ziemlich hohen Bäumen saßen. Ich erwähne Dies ausdrücklich, weil die Paviane, wie ich oben sagte, gewöhnlich nur im Nothfalle Bäume ersteigen. Selbstverständlich wurde sofort auf die entdeckten Schelme Jagd gemacht, obgleich ich davon abrieth, weil ich richtig vermuthete, daß die Hauptmenge auf der andern Seite des Berges sitzen würde. Beim Umgehen einer Thalbiegung sahen wir denn auch eine der größten Herden, welche uns überhaupt vorgekommen, langsam an den Bergwänden dahinschreiten. Ihnen wurde jetzt eine wahre Schlacht geliefert. Mehr als zwanzig Schüsse fielen von uns, mehrere der Paviane wurden getödtet, viele verwundet und die ganze Herde nach und nach auf den Kamm des Berges getrieben. Anfänglich schossen wir vom Thalgrunde aus: bald aber suchten wir an der gegenüberliegenden Wand geschütztere Standorte; denn die von uns durch unsere Schüsse ebenso erschreckten wie erzürnten Thiere griffen jeden Stein auf, welchen sie auf ihrem Wege liegen sahen, und rollten ihn in die Tiefe hinab. Der Büchsenspanner des Herzogs versicherte, ein großes Männchen gesehen zu haben, welches mit einem gewaltigen Stein unter dem Arme einen Baum erstiegen und von dort aus seine Bürde nach uns zu in die Tiefe hinabgeschleudert habe. Mehrere der Rollsteine flogen uns im Anfang so nahe an den Köpfen vorbei, daß wir das Lebensgefährliche unserer Stellung augenblicklich einsahen und förmlich flüchteten, um bessere Plätze zu gewinnen. Während des ganzen Gefechts blieb die Thalsohle für unsere nachkommende Karawane vollständig gesperrt; denn die Paviane rollten Steine von mehr als Kopfgröße zur Tiefe hernieder. Daß die gesunden, den Indianern gleich, ihre Leichen vom Schlachtfelde weggetragen hätten, wie Bayssière beobachtet haben will, ist von uns nicht gesehen auch etwas darauf Bezügliches anderweitig vernommen worden. Dagegen unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die fernere Erzählung jenes Reisenden ihre Richtigkeit hat. Bayssièrre erlegte nämlich ein Weibchen, welches ein Junges trug, und beobachtete, daß letzteres seine Mutter auch im Tode nicht verließ, sondern sich willig von den Todfeinden fangen ließ und ungeachtet seiner anfänglichen Störrigkeit bald zahm und sanft wurde. Auch dieser Reisende wurde durch das Herabrollen von Steinen durch Paviane arg belästigt.

Mir ist es, seitdem ich die Thiere selbst in ihrer Freiheit sah, durchaus nicht mehr unwahrscheinlich, daß sie auf einen nicht mit dem Feuergewehr bewaffneten Menschen im Augenblick der höchsten Gefahr muthig losgehen und ihn gemeinsam angreifen, wie die Araber und Abissinier, sowie übereinstimmend auch gute Beobachter, namentlich Rüppell und Schimper, erzählen. Wir selbst haben zwar keine Erfahrungen gesammelt, welche jene Beobachtungen bestätigen könnten, wohl aber gesehen, daß die Hamadryaden selbst vor dem Bewaffneten sich nur höchst langsam und mit sehr vielsagendem Zähnefletschen und Brüllen zurückziehen. Schimper versicherte mich, daß der Hamadryas ohne Umstände Menschen nicht nur angriffe, sondern auch bewältige und tödte; alte Männchen sollen sich sogar ungereizt und zwar wiederholt über holzsammelnde Mädchen hergemacht und sie umgebracht haben, wenn sie sich widersetzten. Auch Rüppell giebt an, daß der scheußliche Affe unter die gefährlichsten Gegner des Menschen gerechnet werden muß.

In Egypten und namentlich in Kairo sieht man den Mantelpavian häufig genug im Besitz von Gauklern und Volksbelustigern. Wahrscheinlich werden noch heute genau dieselben Spiele dem Volke zur Schau gegeben, welche schon Alpinus sah, wie ja auch heutigen Tages noch mit der Brillenschlange in derselben Weise gegaukelt wird, in welcher Moses vor Pharao gaukelte. Zumal an Festtagen findet man auf jedem größern Platze der Hauptstadt einen Affenführer und Schlangenbeschwörer. Die bezüglichen Vorstellungen stehen unter der Mittelmäßigkeit oder vielmehr, sie sind pöbelhaft gemein. Der Schausteller hat die Gelehrigkeit des Pavians benutzt, um seine eigne Unsauberkeit im scheußlichsten Zerrbilde wiederzugeben, und die Naturanlage des Affen kommt dem Herrn nur zu gut zu Statten. Wie gescheit ein solcher Affe werden kann, sehen wir ja übrigens häufig genug in Affenschaubuden, welche uns gezähmte und abgerichtete Thiere derselben Sippe vorführen. Uebrigens benutzen die egyptischen Gaukler gewöhnlich Weibchen; denn die Männchen werden mit der Zeit zu bösartig und gefährlich. Sogar in Egypten dürfen sie nicht ohne Beißkorb

ausgeführt werden. Dieser hindert sie jedoch immer noch nicht, Unfug zu stiften. Ich ritt einst durch die Straßen Kairo's und stieß dabei mit dem Fuße an einen auf der Straße sitzenden Hamadryas; mein Reitesel lief im schnellsten Galopp: gleichwohl hatte der Pavian im nächsten Augenblick mich am Beine erwischt und riß mir mit wenigen Griffen die Kamasche, den Strumpf und Schuh vom Fuße, mir zugleich als Zeichen seiner Gewandtheit und Freundlichkeit noch ein Paar ziemlich tiefe Wunden hinterlassend. Die Frechheit und Geilheit dieser Thiere, ihre Unverschämtheit und Flegelhaftigkeit verbannen sie ganz entschieden aus der Gesellschaft des Menschen.



Der Gelada (Cynocephalus Gelada).

In unmittelbarer Nähe des Hamadryas wohnt ein zweiter Mantelpavian, der Gelada (Cynocephalus Gelada). Er ist der Riese seiner Familie und noch bedeutend größer, als der Hamadryas, wenn auch sein Entdecker, unser Rüppell, dieses verneint. Ich stütze mich bei meinen Angaben auf die mündlichen Mittheilungen Schimpers, welcher seit 28 Jahren in Habesch lebt und oft genug Gelegenheit fand, den Gelada zu beobachten. Mein Gewährsmann versichert, daß recht alte Männchen des Gelada Mannsgröße erreichen. Unser Affe unterscheidet sich vom Hamadryas auf den ersten Blick. Seine Hautfarbe ist dunkelbraun, der Kopf, der Oberhals, die Mähnenhaare und der Schwanz sind lichtbraun, die Kehle und Unterseite, die untere Hälfte der Vorderglieder und die Rückenseite der vier Hände schwarzbraun. Auf dem Vorderhals und über der Brust finden sich zwei große, dreieckige, nackte, fleischfarbige Hautstellen. Die Gesäßschwielen sind dunkelgrauschwarz gefärbt.

Der Gelada bewohnt nach Rüppell die höheren Berggipfel in Simeen, dem eigentlichen Hochlande von Abissinien. Schimper sagte mir, daß man ihn gewöhnlich in einem Höhengürtel findet, welcher zwischen 9—14,000 Fuß über dem Meere liegt. Hier lebt er in ungeheuren Scharen; an der unteren Gränze seines Hochgebirges dagegen erscheinen nur kleine Trupps von 100 bis 200 Stück. Auch er verläßt die felsigen, mit Gestrüpp bedeckten Wände blos, um in der Tiefe zu rauben. Seine gewöhnliche Nahrung besteht aus verschiedenen Zwiebeln, welche er ausgräbt, Orchideen, Liliaceen, aus Gräsern, Kräutern, Früchten aller Art, und selbstverständlich auch Kerbthieren, Würmern, Schnecken und dergleichen. Die Felder besucht er ebenfalls und zwar, wie die Abissinier behaupten, immer genau zu der Zeit, in welcher der Wächter nicht vorhanden ist. Obgleich weit weniger unverschämt und zudringlich, als der Hamadryas, richtet doch auch er großen Schaden an, hauptsächlich deshalb, weil er immer in Menge einfällt. Vor dem Menschen flüchtet stets die ganze Herde, ohne sich jemals zu vertheidigen; doch ist es immerhin nicht rathsam, einem aufs äußerste getriebenen Gelada zu nahe zu kommen: denn sein Gebiß ist mindestens ebenso furchtbar, wie das seines Verwandten.

Mit diesem lebt der Gelada durchaus nicht in freundschaftlichen Verhältnissen. Die Berge von Simeen gleichen großen Häusern: sie fallen von oben her nur sanft, ungefähr dachartig, dann aber plötzlich Tausende von Fußen mehr oder weniger steil, bis senkrecht ab. In diesen Wänden nun giebt es Felsenhöhlen genug, in denen unsere Affen schlafen. Bei Tage sieht man sie oft in langen Reihen, zu Tausenden vereinigt, auf den Gesimsen und Vorsprüngen sitzen. Sie haben dann ihren Futtergang beendet und sind gesättigt von oben herabgekommen. Selten steigen sie bis zu dem Fuße der steilen Wandungen hernieder, eben, um einmal ein Feld da unten zu besuchen. Bei solchen Ausflügen treffen sie dann zuweilen mit den Hamadryaden zusammen, und nunmehr beginnt eine förmliche Schlacht zwischen beiden Heeren. Die Feindschaft der Gegner muß sehr groß sein. Man bemerkt Dies an dem unglaublichen Zorne, mit welchem sie auf einander losstürmen. Zwar kommt es nicht zu ernsthaften Angriffen, aber doch zur Fehde. Geladas und Hamadryaden erheben ein furchtbares Geschrei; dann rollen erstere große Steine auf letztere herab, denen diese mit funkelnden Blicken unter Brüllen, Brummen und Bellen auszuweichen suchen. Einzelne alte Recken stürmen auch wohl auf einander los und suchen sich gegenseitig zu packen. Sie zausen sich dann tüchtig an dem ihre Männlichkeit bekundenden Mantel und beißen sich sogar mitunter; allein in der Hauptsache bleibt es beim Geschrei und bei den wuthfunkelnden Blicken. Für den Zuschauer haben diese Kämpfe etwas überaus Ergötzendes.

Schimper glaubt übrigens, daß aller Feindschaft zum Trotz zuweilen Vermischungen zwischen Gelada und Hamadryas vorkommen.

Nach der festen Ueberzeugung genannten Forschers giebt es in Habesch einen andern Affen, kleiner und grauer, als der Gelada, sonst ihm aber ähnlich, welcher sich nicht nur durch anderes Geschrei auszeichnet, sondern auch mehr in der Tiefe, sowie in Herden von geringerer Zahl vorkommt und sich durch verschiedene Lebensweise unterscheidet. Er soll den Hamadryas auf seinen Raubzügen begleiten oder ihm vielmehr in die Getreidefelder folgen und dort sich friedlich zu ihm stellen. Nach der Beschreibung, welche Schimper nach Paris sandte, wurde das betreffende Thier für eine neue Art erklärt.

Endlich findet sich in dem Wunderlande Abissinien noch ein gewaltiger, unseren Museen gänzlich unbekannter Affe, größer als ein Mensch, ganz schwarz, sehr roth auf den nackten Stellen der Brust, welcher in Gestalt und Lebensweise dem Gelada am meisten ähnelt, jedoch in Herden von nur 30 oder 40 Stück lebt und sich nur in Höhen findet, welche selten bestiegen werden. Schimper sah eine einzige Herde dieser fraglichen Thiere und konnte trotz aller Mühe von seinen Jägern blos ein Stück, aber leider ein Junges, erhalten. Dieses hatte mit gleich alten Geladas kaum Aehnlichkeit; es unterschied sich in jeder Hinsicht.

Unter den mantellosen Pavianen ist mir der Babuin oder Khird der Araber (Cynocephalus Babuin) am besten bekannt geworden, wenn auch nur in seinem Gefangenleben. Mit den eben beschriebenen Sippschaftsverwandten kann der Babuin allerdings nicht verwechselt werden, wohl aber mit anderen Hundsköpfen und zumal mit dem am Kap lebenden Tschakma (Cynocephalus porcarius), von welchem ihn hauptsächlich sein grünlich braungelber — anstatt bräunlicher — Pelz unterscheidet. Auch ist er etwas kleiner, als jener. Die Haare zeigen abwechselnd gelbe und schwärzliche Ringe von dunkler Farbe. Im Gesicht ist er grünlichbraun, und die Augenlider sind weißlich, blaßfleischroth.

Hinsichtlich der Lebensweise und des Betragens ist zwischen beiden Pavianen kein Unterschied zu bemerken; ich werde deshalb vorzugsweise von der mir bekannteren Art reden.



Der Tschakma (Cynocephalus porcarius).

Der Babuin lebt so ziemlich in der Heimat des Hamadryas, dringt aber weiter in das Innere Afrikas vor, als dieser. Abissinien, Kordofahn und andere mittelafrikanische Länder beherbergen ihn, und wo er vorkommt, ist er häufig. Er wird sehr oft gefangen und auf dem Nil herunter nach Egypten und von dort aus nach Europa gebracht. In Egypten dient er den Gauklern so ziemlich zu denselben Zwecken, wie sein gemähnter Bruder. Er ist weniger bösartig, als dieser, und jung sogar recht freundlich und liebenswürdig.

In seinen Bewegungen und seiner Stellung gleicht der Babuin ganz den anderen Pavianen, sein geistiges Wesen zeichnet ihn jedoch zu seinem Vortheil aus. Er ist ein sehr kluges Thier und gewöhnt sich jung außerordentlich leicht an den Menschen, läßt sich zu allen möglichen Kunststücken ohne Mühe abrichten und hängt seinem Herrn, trotz schlechter Behandlung, mit großer Treue an. Das Weibchen ist sanfter und liebenswürdiger, als das Männchen, welches oft seine Tücken und

Unarten auch seinem Herrn gegenüber zeigt, während das Weibchen mit diesem auf dem traulichsten Fuße lebt. Ich habe deshalb mir auch regelmäßig weibliche Paviane ausgesucht.

Der erste Babuin, welchen ich besaß, erhielt den Namen Perro. Er war ein hübscher munterer Affe und hatte sich schon in drei Tagen vollkommen an mich gewöhnt. Ich wies ihm das Amt eines Thürhüters an, indem ich ihn über unserer Hofthüre befestigte. Hier hatte er sich bald einen Lieblingssitz ausgesucht und bewachte von dort aus die Thüre auf das allersorgfältigste. Nur uns und ihm Bekannte durften eintreten, Unbekannten verwehrte er hartnäckig den Eingang und geberdete sich dabei so toll, daß er stets gehalten werden mußte, bis der Betreffende eingetreten war, weil er sonst wie ein wüthender Hund auf denselben losgefahren sein würde. Bei jeder Erregung erhob er den Schwanz und stellte sich auf drei von seinen Händen, die vierte benutzte er, um damit heftig auf den Boden zu schlagen, ganz wie ein wüthender Mensch auf den Tisch schlägt, nur daß er nicht die Faust ballte, wie dieser. Seine Augen glänzten und blitzten im Zorne, er ließ ein bellendes Geschrei hören und rannte dann wüthend auf seinen Gegner los. Nicht selten verstellte er sich mit ausgesuchter Niederträchtigkeit, nahm eine sehr freundliche Miene an, schmatzte mehrmals rasch hinter einander, was immer als Freundschaftsbetheuerung anzunehmen war, und langte sehnend mit den Händen nach Dem, welchem er Etwas auswischen wollte. Gewährte ihm dieser seine Bitte, so fuhr er wie ein Teufel nach der Hand, riß seinen Feind an sich heran und kratzte und biß ihn. Er lebte mit allen Thieren in Freundschaft, mit Ausnahme der Strauße, welche wir besaßen. Diese trugen jedoch die Schuld des feindlichen Verhältnisses, welches zwischen beiden bestand. Perro saß, wenn seine Wächterdienste unnöthig waren, gewöhnlich ganz ruhig auf seiner Mauer und hielt sich gegen die sengenden Sonnenstrahlen ein Stückchen Strohmatte als Schirm über den Kopf. Dabei vernachlässigte er es, auf seinen langen Schwanz besondere Rücksicht zu nehmen und ließ diesen an der Mauer herabhängen. Die Straußen haben nun die Unart, nach allem Möglichen, was nicht niet- und nagelfest ist, zu beißen. Und so geschah es denn sehr oft, daß einer oder der andere dieser Vögel schaukelnd heran kam, mit seinem dummen Kamelkopfe sich dem Schwanze näherte und, ohne daß Perro es ahnte, plötzlich demselben einen tüchtigen Biß versetzte. Die Strohmatte wegwerfen, laut schreien, den Strauß mit beiden Vorderhänden am Kopfe fassen und tüchtig abschütteln, war dann gewöhnlich Eins. Es kam oft vor, daß der Affe nachher eine ganze Viertelstunde lang nicht aus seiner Wuth herauskam. Nun war es freilich kein Wunder, daß er dem Strauße, wo er ihn nur immer erwischen konnte, einen Hieb oder Kniff versetzte.

Während unserer Rückreise nach Egypten wurde Perro, welcher mit allem Schiffsvolke gute Freundschaft hielt, am Bord der Barke angebunden. Er fürchtete das Wasser in hohem Grade, war aber doch gescheit genug, sich, wenn er durstete, demselben so zu nähern, daß er keine Gefahr zu besorgen brauchte. Er probirte nämlich regelmäßig seinen festen Strick und ließ sich dann an diesem bis nah über den Wasserspiegel hinab, streckte seine Hinterhände in den Strom, näßte sie an und leckte sie ab, auf diese Weise seinen Durst stillend.

Gegen junge Thiere zeigte er große Zuneigung. Als wir in Alexandrien einzogen, war er auf den Wagen gebunden, welcher unsere Kisten trug, sein Strick war aber so lang, daß er ihm die nöthige Freiheit gewährte. Beim Eintreten in die Stadt erblickte Perro neben der Straße das Lager einer Hündin, welche vor kurzer Zeit geworfen hatte und vier allerliebste Junge ruhig säugte. Vom Wagen abspringen und der Alten ein säugendes Junges wegreißen, war die That weniger Augenblicke; nicht so schnell gelang es ihm aber, seinen Sitz wieder zu erreichen. Die Hundemutter, aufs äußerste aufgebracht über die Frechheit des Affen, fuhr wüthend auf diesen los, und Perro mußte nun seine ganze Kraft zusammennehmen, um dem andringenden Hunde zu widerstehen. Sein Kampf war nicht leicht; denn der Wagen bewegte sich stetig weiter und ihm blieb keine Zeit übrig, auf ihn hinaufzuklettern, weil ihn sonst die Hündin gefaßt haben würde. So klammerte er nun den jungen Hund zwischen den obern Arm und die Brust, zog mit demselben Arme den Strick an sich, weil dieser ihn würgte, lief auf den Hinterbeinen und vertheidigte sich mit der größten Tapferkeit gegen seine

Angreiferin. Sein muthiger Kampf gewann ihm die Bewunderung der Araber in so hohem Grade, daß keiner derselben ihm sein geraubtes Pflegekind abnahm; sie jagten schließlich lieber die Hündin weg. Unbehelligt brachte er den jungen Hund mit sich in unsere Behausung, hätschelte, pflegte und wartete ihn sorgfältig, sprang mit dem armen Thiere, welches gar keinen Gefallen an solchen Tänzerkünsten zu haben schien, auf Mauern und Balken, ließ es dort in der gefährlichsten Lage los und erlaubte sich andere Uebergriffe, die wohl an einem Affen, nicht aber an einem Hunde gerechtfertigt sein mochten. Seine Freundschaft zu dem Kleinen war groß, Dies hinderte ihn jedoch nicht, alles Futter, welches wir dem jungen Hunde brachten, selbst an dessen Stelle zu fressen und das arme hungrige Thier auch noch sorgfältig mit dem Arme wegzuhalten, während er, der räuberische Vormund, das unschuldige Mündel beeinträchtigte. Ich ließ ihm noch an demselben Abend das Junge abnehmen und es zu seiner rechtmäßigen Mutter zurückbringen. Der Verlust ärgerte ihn dergestalt, daß er mehrere Tage sehr mürrisch war und verschiedene dumme Streiche verübte.



Der Babuin (Cynocephalus Babuin).

Während meines zweiten Aufenthaltes in Ost-Sudahn hatte ich oft viele Paviane derselben Art zu gleicher Zeit in meinem Gehöft. Sie gehörten theils mir, theils einem meiner Freunde an. Jeder Pavian kannte seinen Herrn genau und ebensogut den ihm verliehenen Namen. Es war eine Kleinigkeit, einen frischgekauften Affen beides kennen zu lehren. Wir brachten das Thier in das Innere unserer Wohnung und sorgten durch aufgestellte Wachen dafür, daß er den Raum nicht verlassen konnte. Dann nahm Einer von uns die Peitsche und bedrohte den betreffenden Affen, der Andere geberdete sich in ausdrucksvollster Weise als Schutzherr des Verfolgten. Nur selten wurde es wirklich nöthig, einen Pavian zu schlagen; er begriff schon die Drohung und dem ihn in Aussicht gestellten Schutz vollkommen und erwies sich stets sehr dankbar für die ihm in so schwerer Bedrängniß gewordene Hilfe. Ebenso leicht wurde es, einem Paviane begreiflich zu machen, daß er mit dem oder jenem Namen getauft worden sei. Wir riefen den Namen und prügelten alle diejenigen, welche falsch antworteten. Hierin bestand das ganze Kunststück. Es war keineswegs nöthig, harte Züchtigungen zu verhängen. Die Drohung, zu schlagen, bewirkte oft mehr, als die Schläge selbst, und versetzte jeden Pavian stets in die größte Aufregung.

Während der Regenzeit waren wir oft an unsere Behausung gebannt. Das Fieber schüttelte wohl auch den Einen oder den Andern von uns; ich war damals arm, hatte schwere Verluste erlitten und befand mich in einer sehr traurigen Lage. Da waren es die Affen vor Allem, welche mich erheiterten, und ich kann wohl sagen, daß sie uns geradezu unumgänglich nothwendig wurden. Wir trieben tolle

Streiche mit ihnen, lehrten ihnen allerhand Unsinn, machten die allersonderbarsten Versuche. Allein gerade hierdurch lernten wir die merkwürdigen Burschen sehr genau kennen. Und jetzt, wo mich das Leben der Thiere mehr und mehr anzieht und zu immer umfassendern Beobachtungen in dieser Richtung antreibt, sind mir jene tollen Streiche sehr wichtig geworden.

Unsere Affen erhielten Reitstunden. Ein dicker Esel, das unentbehrliche Reitthier eines noch dickern und jedenfalls unausstehlichern Griechen, wurde dazu benutzt. Die Affen schauderten, als sie das erste Mal sich auf den Rücken des Esels setzen sollten; doch genügte eine einzige Lehrstunde, um ihnen den Werth der höhern Reitkunst vollkommen klarzumachen, und schon nach wenig Abenden hatten wir das Vergnügen, alle Affen sattelfest, wenn auch verzweiflungsvoll, auf dem Esel sitzen zu sehen, welcher seinerseits über die ihm gemachten Zumuthungen in nicht geringe Aufregung versetzt wurde. Wie vortrefflich unseren Pavianen ihre Hände zustatten kamen, wurde bei diesen Versuchen recht augenscheinlich. Wir hatten ihnen gelehrt, sich wie ein Mensch auf den Rücken des geduldigen Langohrs zu setzen, und zwar ihrer drei, vier, ja fünf zu gleicher Zeit. Der Erste umhalste den Esel in der zärtlichsten Weise mit seinen Vorderarmen; mit den hinteren Händen aber krampfte er sich in dem Felle des Thieres so fest, daß er mit demselben zusammengewachsen zu sein schien. Sein hinter ihm sitzender Mitreiter klammerte sich mit seinen Vorderhänden an ihn an, mit den Hinterhänden aber genau in derselben Weise, wie jener, an den Esel, und so alle übrigen Reiter! Ich brauche wohl nicht zu versichern, daß man sich unmöglich einen tollern Anblick denken kann, als vier oder fünf Affen auf dem Rücken des oft genug und mit vollem Rechte störrisch werdenden Grauthiers.

Alle unsere Paviane theilten mit den Eingebornen die Leidenschaft für die Merisa, eine Art Bier, welche die Sudahnesen aus den Körnern der Durrah oder des Dohhen zu bereiten wissen. Sie berauschten sich oft in diesem Getränke und bewiesen mir dadurch, daß die Sudahnesen mich der Wahrheit gemäß über den Fang der Paviane unterrichtet hatten. Rothwein — andern hatten wir nicht — tranken die Affen auch, Branntwein verschmähten sie aber immer. Einmal gossen wir ihnen ein Gläschen davon mit Gewalt in das Maul. Die Folge zeigte sich bald, zumal unsere Thiere vorher schon hinreichend oft die Merisa gekostet hatten. Sie wurden vollständig betrunken und schnitten die allerfürchterlichsten Gesichter, wurden übermüthig, leidenschaftlich, thierisch, kurz gaben mir ein abschreckendes Zerrbild eines rohen, betrunkenen Menschen. Am andern Morgen stellte sich der Katzenjammer mit all seinen Schrecken ein. Die von dieser unheimlichen Plage befallenen Paviane machten jetzt Gesichter, welche wahrhaft erbarmungswürdig aussahen. Man merkte es ihnen an, daß ein heftiger Kopfschmerz sie peinige; sie hielten sich wohl auch wie Menschen unter solchen Umständen mit beiden Händen das beschwerte Haupt und ließen von Zeit zu Zeit die verständlichsten Klagen hören. Wie der Katzenjammer ihnen mitspielte, zeigten sie dadurch, daß sie nicht nur das ihnen gebrachte Futter, sondern auch die ihnen dargereichte Merisa verschmähten und sich von Wein, den sie sonst sehr liebten, mit Abscheu wegwandten. Dagegen erquickten sie kleine saftige Citronen außerordentlich: kurz, sie geberdeten sich auch hierin wieder vollkommen menschlich.

Mit den anderen Thieren, welche ich lebendig hielt, vertrugen sie sich sehr gut. Eine zahme Löwin, von der ich weiter unten berichten werde, ängstigte zwar die Meerkatzen auf das höchste, nicht aber die muthigen Hundsköpfe. Sie flohen auch, wenn sich das gefürchtete Thier nahte, hielten ihm aber tapfer Stand, sowie die Löwin einen Versuch machte, einen Pavian wirklich anzugreifen. Dasselbe habe ich später stets beobachtet. Meine zahmen Paviane flohen z. B. vor Jagdhunden, welche ich auf sie hetzte, trieben dieselben jedoch augenblicklich in die Flucht, wenn einer der Hunde es wirklich gewagt hatte, sie am Fell zu packen. Der flüchtende Affe sprang dann unter furchtbarem Gebrüll blitzschnell herum, hing sich mit unglaublicher Gewandtheit an den Hund an und maulschellirte, biß und kratzte ihn derartig, daß dieser in höchster Verblüffung und gewöhnlich heulend das Weite suchen mußte. Um so lächerlicher war ihre jedes Maß übersteigende Furcht vor Lurchen aller Art. Eine unschuldige Eidechse, ein harmloser Frosch brachten sie förmlich in Verzweiflung! Sie rasten dann, suchten die Höhe zu gewinnen und klammerten sich krampfhaft an Balken und Mauern fest, soweit es

ihr Strick zuließ. Gleichwohl war ihre Neugierde so groß, daß sie nie umhin konnten, sich die ihnen entsetzlichen Thiere in der Nähe zu betrachten. Ich brachte ihnen unter anderen mehrmals giftige Schlangen in Blechschachteln mit. Sie wußten aus Erfahrung, was für gefährliche Wesen diese Schachteln beherbergten, konnten aber doch nicht widerstehen, die geschlossenen Gefängnisse der Schlangen aufzumachen und weideten sich dann gleichsam an ihrem eignen Entsetzen. In dieser Furcht vor Lurchen sind meiner Erfahrung nach alle Affen gleich.

Einer dieser Paviane verendete auf sehr traurige Weise. Mein Diener wollte ihn im Nil baden und warf ihn vom Bord unsers Schiffes aus in den Strom. Der Affe war an einem langen Stricke befestigt, dessen Ende mein Diener in der Hand behielt. Unglücklicherweise aber entfiel ihm dieser, der Affe versank, ohne auch nur einen Versuch im Schwimmen zu machen, und ertrank.

Ein anderes Mitglied der Gesellschaft brachte ich mit mir nach Deutschland und in meine Heimat. Es zeichnete sich durch auffallenden Verstand aus, verübte aber auch sehr viel lose und tolle Streiche. Unser Haushund hatte sich jahrelang als Tyrann gefallen und war in seinem Alter so mürrisch geworden, daß er eigentlich mit keinem Geschöpf im Frieden lebte und, wenn er erzürnt war oder gestraft werden sollte, sogar nach seinem eignen Herrn biß. An Atile, so hieß mein Pavian, fand er aber einen ihm nicht nur ebenbürtigen, sondern sogar überlegenen Gegner. Atile machte sich ein Vergnügen daraus, den Hund auf jede Weise zu ärgern. Wenn er draußen im Hofe seinen Mittagsschlummer hielt und sich in der bequemsten Weise auf den grünen Rasen hingestreckt hatte, erschien die neckische Aeffin leise neben ihm, sah mit Befriedigung, daß er fest schlafe, ergriff ihn sacht am Schwanze und erweckte ihn durch einen plötzlichen Riß an diesem geachteten Anhängsel aus seinen Träumen. Wüthend fuhr der Hund auf und stürzte sich bellend und knurrend auf die Aeffin. Diese nahm die herausfordernde Stellung an, schlug mit der einen Hand wiederholt auf den Boden und erwartete getrost ihren erbitterten Feind. Der erreichte sie zu seinem grenzenlosen Aerger niemals. Sowie er nämlich nach ihr biß, sprang sie mit einem Satze über den Hund hinweg und hatte ihn im nächsten Augenblick wieder beim Schwanze. Daß der Hund durch solche Beleidigung zuletzt geradezu rasend wurde und wirklich vor Wuth schäumte, konnte ich ihm nicht verdenken. Es half ihm aber Alles nichts, und schließlich räumte er stets mit eingezogenem Schwanze das Feld.

Atile liebte Pflegekinder aller Art. Hassan, die bereits erwähnte Meerkatze, war ihr Liebling und genoß ihre Zuneigung in sehr hohem Grade — so lange es sich nicht um das Fressen handelte. Daß der gutmüthige Hassan so zu sagen jeden Bissen mit ihr theilte, schien sie ganz selbstverständlich und keines Dankes würdig zu finden. Sie verlangte von ihm sklavische Unterwürfigkeit; sie brach ihm — wie schon bemerkt — augenblicklich das Maul auf und leerte die gefüllten Vorrathskammern Hassans ohne Umstände aus, wenn dieser den kühnen Gedanken gehabt hatte, auch für sich Etwas in Sicherheit zu bringen. Uebrigens genügte ihrem großen Herzen ein Pflegekind noch nicht; ihre Liebe verlangte mehr Beschäftigung. Sie stahl junge Hunde und Katzen, wo sie nur immer konnte, und trug sie oft lange mit sich herum. Eine junge Katze, welche sie gekratzt hatte, wußte sie unschädlich zu machen, indem sie mit großer Verwunderung die Klauen des Thieres untersuchte und die ihr bedenklich erscheinenden Nägel dann ohne weiteres abbiß. Die menschliche Gesellschaft liebte sie sehr, zog aber Männer ganz entschieden Frauen vor und neckte und ärgerte Letztere in jeder Weise. Auf Männer wurde sie blos dann böse, wenn diese ihr Etwas zu Leide gethan hatten, oder wenn sie glaubte, daß ich sie auf die Leute hetzen wolle. In diesem Punkte war sie nämlich ganz wie ein abgerichteter Hund. Man durfte ihr blos ein Wort sagen oder Jemand zeigen: sie fuhr dann sicher wüthend auf den Betreffenden los und biß ihn oft empfindlich. Empfangene Beleidigungen vergaß sie wochenlang nicht und rächte sich, sobald sich ihr Gelegenheit bot.

Ihr Scharfsinn war außerordentlich groß. Sie stahl meisterhaft, machte Thüren auf und zu und besaß eine bedeutende Fertigkeit, Knoten zu lösen, wenn sie glaubte, dadurch irgend Etwas zu erreichen. Schachteln und Kisten öffnete sie ebenfalls und plünderte sie dann immer rein aus. Wir pflegten sie oft zu erschrecken, indem wir ein Häufchen Pulver vor sie auf den Boden schütteten und

dieses dann mit Feuerschwamm anzündeten. Sie schrie gewöhnlich laut auf, wenn das Pulver aufblitzte, und machte einen Satz, soweit ihr Strick es zuließ. Doch ließ sie sich derartige Schrecken nur einigemal gutwillig gefallen. Später war sie pfiffig genug, den brennenden Schwamm mit ihren Händen zu ersticken und so die Entzündung des Pulvers zu verhüten! Dann fraß sie dasselbe regelmäßig auf, wahrscheinlich des salpeterigen Geschmackes wegen.

Während des Winters bewohnte sie gewöhnlich den warmen Ziegenstall, trieb aber hier häufig Unfug, indem sie Thüren aushob und so die Ziegen und Schweine befreite, Breter abdeckte und andere derartige unerlaubte Dinge ausführte. Das eingemeischte Kleienfutter, welches die Ziegen erhielten, fraß sie leidenschaftlich gern und fing deshalb oft Streit mit den rechtmäßigen Eigen-



Der Schopfpavian (Cynocephalus niger).

thümern an. Hierbei benahm sie sich äußerst geschickt: sie faßte nämlich mit der einen Hand den Eimer oder Kübel, mit der andern packte sie die Ziege an den Hörnern oder an dem um dieselbe gewundenen Stricke und hielt sie, während sie selber trank, soweit als möglich von sich ab. Wenn die Ziegen sie stießen, schrie sie laut auf und hing dann gewöhnlich im nächsten Augenblicke an dem Halse ihrer Gegnerin, um sie zu bestrafen. Sie verzehrte alles Genießbare, namentlich gern Kartoffeln, welche auch ihre Hauptspeise bildeten. Gewürzhafte Sämereien, zumal Kümmel, waren eine Leckerei für sie. Ganz abweichend von anderen Thieren, liebte sie auch den Tabak und noch mehr den Tabaksrauch und sperrte, wenn ich ihr denselben in das Gesicht blies, immer das Maul weit auf, um davon soviel als möglich einzuschlürfen. Dieselbe Beobachtung habe ich auch bei andern

Affen gemacht; sie sind meines Wissens aber auch die einzigen Thiere, welche an dem Tabaksrauche Gefallen finden.

Ihre Zuneigung zu mir überstieg alle Grenzen. Ich konnte thun, was ich immer wollte: ihre Liebe gegen mich blieb sich gleich. Wie es schien, betrachtete sie mich in allen Fällen als vollkommen unschuldig an allen Uebeln, welche ihr widerfuhren. Wenn ich sie züchtigen mußte, wurde sie niemals auf mich wüthend, sondern immer nur auf Diejenigen, welche zufällig anwesend waren, wahrscheinlich weil sie glaubte, daß diese die Schuld an ihrer Bestrafung trügen. Mich zog sie unter allen Umständen ihren sämmtlichen Bekannten vor; sie wurde, wenn ich mich nahte, augenblicklich eine Gegnerin von Denen, welche sie eben noch geliebkost hatte.

Freundliche Worte schmeichelten ihr sehr; Gelächter empörte sie, zumal wenn sie merkte, daß es ihr galt. Sie antwortete jedesmal, wenn wir sie riefen, und kam auch zu mir heran, wenn ich es wünschte. Ich konnte weite Spaziergänge mit ihr machen, ohne sie an die Leine zu nehmen. Sie folgte mir wie ein Hund, wenn auch nur in weiten Bogen, die sie nach eignen Ermessen ausführte, und Hassân lief wiederum ihr treulich nach.

Als Hassan starb, war sie sehr unglücklich und stieß von Zeit zu Zeit ein bellendes Geschrei aus, auch des Nachts, welche sie sonst regelmäßig verschlafen hatte. Wir mußten fürchten, daß sie den Verlust ihrer Gefährtin nicht überleben würde und verkauften sie deshalb an den Besitzer einer Thierschaubude, bei welchem sie andere Gesellschaft fand. —

In der neuern Zeit hat man den Khird als eigne Art angesehen und ihm den Namen Cynocephalus Anubis gegeben. Der Unterschied zwischen ihm und dem Babuin ist übrigens so gering, daß jene Trennung nicht genug gerechtfertigt erscheint.

Schließlich müssen wir noch eines Affen gedenken, welcher von vielen Naturforschern unter die Paviane, von andern aber unter die Makaken gezählt wird. Ich meine den übermüthigen Schwarzen, dessen ich, als Peinigers des Budeng, bereits auf Seite 45 gedacht habe. Wie wir dort sahen, ähnelt er in seinem Wesen den eigentlichen Pavianen vollständig; hinsichtlich seiner Gestalt aber unterscheidet er sich nicht unbeträchtlich von den wahren Hundsköpfen, und eben daher rührt die verschiedene Meinung der Forscher. Ich vertrete, seitdem ich den Schopfpavian, wie wir unser Thier nennen können, lebend gesehen habe, unbedingt die Ansicht Cuviers, welcher den Schwarzen zuerst unter die Hundsköpfe aufnahm.

Der Schopfpavian (Cynocephalus niger) unterscheidet sich von den bis jetzt beschriebenen Hundsköpfen durch seinen Stummelschwanz und die Bildung der Schnauze, welche breit, flach, kurz und besonders dadurch ausgezeichnet ist, daß die Nase nicht wie bei den Pavianen die Oberlippe überragt, sondern ziemlich weit hinten auf der Oberschnauze endigt. Gesicht und Gesäß sind nackt, alle übrigen Theile von einem langen und wolligen Pelze bedeckt, welcher sich auf den Gliedmaßen verkürzt, auf dem Kopfe aber zu einem ziemlich langen Schopfe verlängert. Die Färbung des Pelzes ist ein gleichmäßiges Dunkelschwarz, welches auch auf die sammetartig nackte Gesichtsfarbe übergeht. Das Gesäß ist roth. In der Größe steht der Schopfpavian hinter allen Verwandten zurück. Seine Leibeslänge beträgt nur zwei Fuß, die Länge des Schwanzstummels kaum einen Zoll.

Verschiedene Eilande des indischen Meeres, zumal Celebes, die Philippinen und Molukken beherbergen den schwarzen Hundskopf in ziemlicher Menge; jedoch ist über sein Freileben bis heutigen Tages — mir wenigstens — noch Nichts bekannt geworden. Schon mehrmals ist er lebend nach Europa gebracht worden, und hier hat er sich auch stets längere Zeit in der Gefangenschaft erhalten. Der Schopfpavian, welchen ich im Amsterdamer Thiergarten sah, schien sich sehr wohl zu befinden. Er wurde bei Tage regelmäßig zu den Meerkatzen gebracht, welche in dem großen Affenhaus die Zuschauer belustigten. Ich habe der Beschreibung seines Wesens und Treibens nach Dem, was ich oben bemerkte, kaum noch Etwas hinzuzufügen. Der üppige und herrschsüchtige Schwarze würde alle schüchternen Affen ebenso gepeinigt haben, wie er die armen Budengs quälte, wenn

ihm das leichte Volk der Meerkatzen im Gegensatz zu jenen nicht immer rechtzeitig entronnen wäre. Mit den Makaken schien er auf ziemlich gutem und mit einem weiblichen Babuin auf sehr innigem Fuße zu stehen; wenigstens erwies er dieser zarten Schönen alle Aufmerksamkeit und ließ sich zum Gegendank gern von ihr sein Haarkleid durchsuchen. Unsere Abbildung giebt ihn vortrefflich wieder. In der angegebenen Stellung sitzt er manchmal mehrere Minuten lang äußerst nachdenklich da; wahrscheinlich spinnt sich dann eben in seinem Gehirn der Plan zu neuen übermüthigen oder leichtsinnigen Streichen aus.



Der Mandril (Papio Mormon).

Gegenwärtig vereinigt man unter dem Namen Papio zwei Paviane, welche namentlich die Westküste Afrikas bewohnen, wegen ihrer ziemlich großen Eigenthümlichkeiten zu einer besondern Sippe und trennt sie von den übrigen: der Mandril (Papio Mormon) und den Dril (Papio leucophæus). Beide zeichnen sich namentlich dadurch aus, daß ihr Schwanz nur ein Stummel ist, besitzen aber außerdem noch Eigenthümlichkeiten genug.

Mit demselben Rechte, mit welchem wir den Guereza als den schönsten aller Affen betrachten können, dürfen wir den Mandril den häßlichsten nennen. Er ist ein wahrhaft scheußliches Vieh

in jeder Beziehung, und sein Geist gleicht leider dem Leibe. Dieser ist überaus kräftig und plump, der Kopf ist abscheulich und das Gebiß wahrhaft furchtbar. Die Behaarung ist sehr eigenthümlich rauh und struppig, und die Färbung der nackten Theile im höchsten Grade grell und abstoßend. Der Pelz ist dunkelbraun mit schwach olivenfarbigem Anfluge; jedes einzelne Haar ist schwarz und olivengrün geringelt; am Bauche sind die Haare weißlich, an den Seiten hellbräunlich gefärbt, der Kinnbart ist citronengelb, und hinter den Ohren findet sich ein graulichweißer Flecken. Gesicht und After sind gleich widrig. Die Nase ist blutroth und die seitlich angeschwollene von zwei Längswülsten durchzogene nackte Schnauze hellbraun. Der After und der Hodensack sind roth und die außerordentlich großen wulstigen Gesäßschwielen lebhaft blau und roth gefärbt und glänzend; die Ohren und Hände sind schwarz. In der Jugend ist das Gesicht ungefurcht und schwärzlich, später zeigen sich die zwei braunen Längsfurchen, und erst mit reiferem Alter treten die grellen Färbungen hervor. Die Weibchen sind niemals so lebhaft gefärbt, wie sie auch nicht die Größe des Männchens erreichen. Die Höhe der Letzteren beträgt in aufrechter Stellung $4^1/_2$ Fuß, in gehender 3 Fuß. Der Leib mißt von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel ebenfalls 3 Fuß, der Schwanz hingegen nur 3 Zoll. Man kann sich kein Thier denken, welches mit lebhafteren Farben begabt und doch so häßlich ist, als der Mandril.

Das garstige Thier findet sich häufig in Guinea, namentlich an der Goldküste. Es lebt in Truppen in gebirgigen Wäldern, theils auf Felsen, theils auf Bäumen, verläßt aber diesen waldigen Aufenthalt oft genug, um die naheliegenden Ansiedlungen der Menschen zu besuchen und dort nach Herzenslust zu plündern. Man sagt auch, daß Rotten dieser Thiere oft in die Dörfer einfallen, während die Neger das Vieh hüten oder mit der Ernte beschäftigt sind, und dann Frauen und Kinder auf das scheußlichste mißhandeln. Die unglaubliche Kraft und beispiellose Wildheit des Mandril macht es den Eingebornen seines Landes und auch den meisten Thieren überaus furchtbar.

Unter allen Pavianen erscheint uns der Mandril als der hoffnungsloseste Wilde, und diejenigen, welche man jung gefangen nahm und so weit zähmte, als ein Hundskopf überhaupt gezähmt werden kann, sind fast als Ausnahmen zu betrachten. Aber auch bei ihnen bricht, wenn sie älter werden, die Wildheit regelmäßig durch, und dann zeigt sich das Thier in seiner ganzen Furchtbarkeit und Scheußlichkeit. Seine Kraft, seine Gewandtheit und sein gefährliches Gebiß machen es zum Herrn der Wildniß. Es fürchtet sich vor keinem Feinde und läßt sich nicht einmal durch den Knall des Schießgewehrs erschrecken. Seine Leidenschaften sind so furchtbar, daß es scheint, als ob es während derselben in eine förmliche Raserei verfiele und den Verstand vollkommen verlöre. Der Zorn der anderen Affen ist, wie ein englischer Schriftsteller sich ausdrückt, der Wuth dieser Thiere gegenüber, ein leises Fächeln des Windes, während die Raserei des Mandril einem jener entsetzlichen Stürme der Wendekreisländer gleicht, welche Alles vor sich niederwerfen. Wenn das abscheuliche Vieh erzürnt wird (und hierzu genügt ein einziger Blick, ein lautes Wort, eine Drohung), kommt es in so entsetzliche Aufregung, daß es Alles vergißt und förmlich kopflos wie rasend auf seine Feinde losstürzt. Ein wahrhaft dämonischer Glanz strahlt aus den Augen des Scheusals, welches in Wahrheit auch mit dämonischer Kraft und Böswilligkeit begabt zu sein scheint. Es wird versichert, daß seine stürmischen Leidenschaften es selbst so fürchterlich erschüttern, daß es wohl vor Zorn unter wildem Schreien und Röcheln leblos zur Erde stürze. Und dabei sagt man, daß es weit länger, als andere Paviane, eine Beleidigung nachtrüge, ja, daß es eigentlich niemals einem Feinde verzeihen und vergeben könne. So ist es kein Wunder, daß die Eingebornen seiner Heimatländer sich niemals in einen Kampf mit ihm einlassen, ja nicht einmal diejenigen Wälder betreten, in welchen sich gerade Mandrils aufhalten, außer wenn die Männer in bedeutender Zahl und gut bewaffnet sind. Wie die Wuth des Thieres, kennt auch seine Sinnlichkeit keine Grenzen. Seine Frechheit und Unverschämtheit übertrifft die aller übrigen bekannten Affen weit. Die Männchen fallen nicht blos weibliche Affen, sondern auch weibliche Menschen mit ihren frechen Gelüsten an und werden hierdurch überaus gefährlich.

In der Freiheit halten sich die Mandrils in großen Banden zusammen. Sie klettern bei all ihrer Plumpheit doch mit viel Geschick und Gewandtheit auf Felsen und Bäumen herum. Ihr Gang

ist ziemlich leicht und sicher; sie gehen aber niemals aufrecht, sondern immer auf allen Vieren. Ihre Stimme klingt tief und hohl, nicht aber laut, weil sie durch einen häutigen Kehlsack gedämpft wird. Am besten vergleicht man sie mit dem Grunzen des Schweines.

Alte Mandrils können niemals gezähmt werden. Sie sind überhaupt nicht lebendig zu erlangen, weil sie auch berauscht noch allzu gefährliche Gegner des Menschen sind. Gewöhnlich kommen nur Junge nach Europa und unter diesen vorzugsweise Weibchen, weil die Männchen gar zu abscheulich sind und, wenn sie älter werden, ihre Wärter oft in bedenklicher Weise mishandeln. Kein Thier haben die Wärter mehr zu fürchten, als den alten Mandril. Er verträgt übrigens die Gefangenschaft sehr gut und hält auch in unserm Klima viele Jahre aus. Seine Leidenschaften zeigen sich selbst bei der besten Behandlung und wachsen mit zunehmendem Alter unverhältnißmäßig. „Sein Blick, sein Geschrei und seine Stimme," sagt Cuvier, „kündigen eine vollkommen viehische Unverschämtheit an. Die schmuzigsten Gelüste befriedigt es auf die schamloseste Weise. Es scheint, als ob die Natur in ihm ein Bild des Lasters mit all seiner Häßlichkeit habe aufstellen wollen."



Der Dril (Papio leucophæus).

An den gefangenen Mandrils beobachtete man mehr, als an anderen Hundsköpfen, eine große Eifersucht gegen ihren Wärter und, wenn die Gefangenen Männchen sind, noch mehr gegen weibliche Personen, welche ihnen bekannt wurden. Sie werden rasend, wenn ein Mann solche Freundinnen von ihnen liebkost oder zu liebkosen vorgiebt, und tragen ihm ein so großes Verbrechen sicherlich lange Zeit nach. Im Pflanzengarten zu Paris wurde diese Eifersucht einmal sehr gut benutzt, um einen Mandril (oder, wie Andere sagen, einen Tschakma), welcher aus seinem Käfig ausgebrochen war und viel Unheil anrichtete, wieder in das Gefängniß zu bringen. Er hatte alle gütlichen Versuche scheitern gemacht und bereits einige von seinen Wärtern verwundet, als der schlaueste derselben auf den Gedanken kam den Affen durch seine eigene Leidenschaft in den Kerker zurückzulocken. An der Rückseite des Käfigs nämlich befand sich eine kleine Thüre: hinter diese mußte sich die Tochter eines der Wärter stellen, und zwar so, daß sie der Affe sehen konnte. Nun trat einer der Wärter zu dem Mädchen, umarmte es und stellte sich dann an, als ob er es küssen wollte. Dies war zu viel für den liebenden Mandril. Er stürzte wie rasend auf den Mann los, gewiß in der besten Absicht, ihn zu zerreißen, mußte aber, um zu seinem Zwecke zu gelangen, nothwendig in den Käfig hineingehen. Alle Klugheit war ver-

gessen; der eifersüchtige Affe ging ohne Besinnen durch die offene Thür und sah sich eine Minute später hinter den eisernen Gittern.

Von anderen gezähmten Mandrils berichtet man, daß ihre Leidenschaftlichkeit sich auch auf den Genuß geistiger Getränke erstreckte und sie sich, so oft sie nur konnten, in Bier oder Wein berauschten. Die Beobachter, welche die betrunkenen Mandrile sahen, versichern, daß sie dann womöglich noch einmal so scheußlich seien, als vorher.

Einer der berühmtesten Mandrils lebte in England unter sehr glücklichen Verhältnissen. Er war wohlbekannt unter dem Namen: „Hans im Glück“ und ziert noch heute nach seinem Tode das britische Museum. Das Thier hatte mehrmals die Ehre, in Folge besonderer Einladungen, ein Gast der königlichen Familie zu sein: kurz, es genoß, wie mein englischer Gewährsmann sagt, ein so glückliches Leben, als es nur immer ein Pavian leben kann.

Es ist kein Wunder, wenn über diese wüthenden Thiere früher die allermerkwürdigsten Geschichten erzählt wurden. Topsel glaubt, daß es der „Arktokyon“ oder Bärenhund der Alten sei, ein Vieh, welches als Bastard von einem Bären und Hunde angesehen wurde. Andere nennen es auch die zweite Art der scheußlichen Hiäne. Bei den Eingebornen heißt es Barris, und wahrscheinlich ist es der Urheber der Missethaten, welche man dem Schimpanse zuschreibt.

Die zweite Art dieser Sippe, der Dril, hat so ziemlich dieselbe Gestalt, wie der Mandril, aber in jedem Alter ein schwarzes Gesicht. Sein Pelz ist mehr grünlich gefärbt, als der des Mandril. Die längs der Nase verlaufenden runzeligen Wülste sind nicht gefaltet. Der Schwanz ist ein gepinselter Stummel. In der Größe steht er weit hinter dem Mandril zurück. Seine Heimat ist dieselbe, wie die seines greuligen Verwandten. Von seinen Sitten in der Freiheit weiß man nur sehr wenig, doch scheint es, daß dieselben denen des Mandrils ähneln. Auch der Dril kommt öfters nach Europa, namentlich nach England, und erfreut sich dort einer ziemlich guten Gesundheit. Das geistige Wesen der Gefangenen hat gezeigt, daß sie eben auch echte Paviane sind: gelehrig in der Jugend, wild und tückisch im Alter.

* * *

Der Unterschied zwischen allen Erzeugnissen des heißen Erdgürtels der alten Welt und denen Südamerikas, ist regelmäßig ein durchgreifender und augenscheinlicher. Die Westhälfte der Erde zeigt der Osthälfte gegenüber fast immer ein durchaus selbständiges Gepräge: Alles in ihm ist anders, als in der alten Welt, und nur hier und da erinnert Etwas noch an diese; aber dann haben wir es auch nicht mit dem eigentlichen Amerika zu thun: denn dieses sind die Landstriche zwischen den Wendekreisen. Sie bilden eine eigene Welt für sich. Erde und Klima, Licht und Luft, Pflanze und Thier — Alles ist anders, als drüben im Osten. Deshalb tritt uns, wenn das Glück es uns gestattet, der Wandersehnsucht des Herzens zu folgen, in den Wendekreisen des Westens Alles und Jedes so märchenhaft oder zauberartig entgegen: der Reiz der Neuheit besiegt, der Reichthum der Natur bewältigt und läßt die vielen Vorzüge unserer Erdhälfte vergessen.

Bei Betrachtung derjenigen Thiere, welche wir zunächst zu berücksichtigen haben, ist Dies wohl weniger oder nicht der Fall. Die neuweltlichen Affen oder Schmalnasen sind zwar merkwürdige Geschöpfe: schön aber sind sie nicht oder wenigstens nur einzelne. Und Eines muß augenblicklich auffallen: nur der Leibes- und Gliederbau stempelt sie zu Affen, nicht aber auch das geistige Wesen. Alle neuweltlichen Affen sind viel unbeholfenere, trägere, traurigere, geistlosere Geschöpfe, als ihre Familienverwandten der alten Welt. Sie sind harmloser, gutmüthiger, unschädlicher, als diese: aber ebendeshalb keine echten Affen mehr. Denn diese wollen wir gar nicht ohne die nur ihnen gehörenden Eigenschaften, ohne ihre Lustigkeit, Munterkeit, Keckheit, Unverschämtheit, ja, ich möchte sagen, ohne ihre Niederträchtigkeit. Wir sind nun einmal gewohnt, unser Zerrbild in den merkwürdigen Gesellen

zu erblicken, und fühlen uns unbefriedigt, wenn dieses Zerrbild nicht auch ein geistiges ist. Und nicht blos wir Männer hegen eine solche Ansicht, sondern auch die Frauen, welche doch regelmäßig abgesagte Feinde jeder Verspottung des eigenen Ichs, ja alles Menschlichen sind: ich habe stets erfahren, daß von Frauenmund die amerikanischen Affen als widerliche Geschöpfe bezeichnet worden sind.

So streng wollen wir nun zwar nicht urtheilen; doch können auch wir die in jener Bemerkung wirklich vorhandene Wahrheit nicht ganz wegleugnen. Wir müssen jedoch ein vollgültiges Urtheil noch aufsparen, bis wir unsere Thiere vollständiger kennen gelernt haben.

Die neuweltlichen Affen unterscheiden sich regelmäßig durch ihren Körper- und Gliederbau, so wie durch ihre Zahnbildung von ihren Vettern im Osten. Ihr Leib ist gewöhnlich schmächtig, die Glieder sind lang, der Schwanz fehlt nie und verkümmert auch nie, wird vielmehr häufig zur fünften Hand, indem er sich an seiner Spitze durch kräftige Muskeln zusammenrollen und deshalb als Greifwerkzeug gebrauchen läßt. Der Daumen der Vorderhände kann den übrigen Fingern nicht in demselben Grade gegenüber gestellt werden, wie dies an den Hinterhänden der Fall ist. Die Nägel sind platt. Anstatt zweiunddreißig Zähnen bilden sechsunddreißig das Gebiß; es finden sich auf jeder Seite sechs Backenzähne. Backentaschen und Gesäßschwielen sind nie vorhanden. Die Nasenscheidewand ist breit. Kein einziges Mitglied der ganzen Familie erreicht eine bedeutende Affengröße, und keines hat eine vorspringende Schnauze. Ihre Färbung ist zwar manchfaltig, aber niemals so bunt, wie die vieler Affen Asiens und Afrikas.

Der Heimatskreis der neuweltlichen Affen beschränkt sich auf Südamerika. Die Nordgrenze desselben bildet das Antillenmeer, auf dessen schönen Inseln schon keine Affen mehr vorkommen, wie sie auch nicht über die Landenge von Panama nordwärts gehen. Nach Westen hin begrenzt die Andeskette, nach Osten hin das atlantische Meer, nach Süden hin der 25. Breitengrad ihr Gebiet.

Alle Neuweltsaffen sind ausschließlich Baumthiere und deshalb vorzugsweise in den Urwäldern zu Hause. Wasserreiche oder sumpfige Gegenden lieben sie mehr, als trockene. Auf die Erde kommen sie blos im äußersten Nothfalle herab; denn auch zur Tränke gehen sie nicht so wie andere Thiere, sondern klettern an Schlingpflanzen, überhängenden Aesten und dergleichen bis auf das Wasser herab und trinken, ohne die Zweige zu verlassen. Es ist wohl möglich, daß einzelne dieser Affen hunderte von Meilen zurücklegen, ohne auf ihrem Wege jemals die Erde zu berühren. Die Bäume bieten ihnen Alles, was sie bedürfen; denn ihre Nahrung besteht nur aus Pflanzentheilen aller Art, sowie aus Kerbthieren, Spinnen, Vogeleiern oder jungen Nestvögeln und Honig, und nur wenige plündern zuweilen in einer Pflanzung.

Die meisten Arten sind am Tage rege, einige wenige aber Dämmerungs- und wirkliche Nachtthiere. Die einen, wie die anderen, sind zu ihrer Zeit lebhaft und gewandt; jedoch giebt es unter den größeren Affen mehrere Arten, welche äußerst träge und gewissermaßen die Orang-Utangs der neuen Welt sind. Das Klettern verstehen alle vortrefflich und wissen dabei, wie ich schon oben andeutete, ihren ausgezeichneten Schwanz auch ausgezeichnet zu gebrauchen. Dieser Schwanz ist geradezu Alles in Allem für die sonst sehr tölpischen Thiere; sie könnten ohne ihn gar nicht leben. Ihre Ungeschicklichkeit macht eine beständige Versicherung des Leibes nöthig, und eine solche gewährt der Wickelschwanz unter allen Umständen. Fast bei jeder Stellung, auch während der tiefsten Ruhe schlingt der Affe seinen Schwanz um irgend Etwas und sei es selbst um eines seiner eigenen Glieder. Die Muskelstärke des Schwanzes, welche die der übrigen Gliedmaßen weit übertrifft, und das feine Gefühl in dem Schwanzende ermöglicht ihnen den umfassendsten Gebrauch des merkwürdigen Geschenkes der Natur für ihr stilles Leben, und ersetzt ihnen vielfach die ihnen fehlende geistige wie leibliche Behendigkeit ihrer überseeischen Vettern. Trotz alledem sind ihnen die echten Baumaffen der alten Welt im Springen und Klettern entschieden überlegen. Der Gang der Neuweltsaffen geschieht immer auf allen vier Beinen und ist stets mehr oder weniger unbeholfen, unsicher und schwankend, kurz schlecht.

In ihrer geistigen Begabung stehen sie weit hinter ihren östlichen Verwandten zurück. Sie sind im Ganzen zwar sanft, gutmüthig und zutraulich, aber auch dumm, ungeschickt, ungelehrig und schwerfällig. Einzelne sind neugierig, muthwillig und neckisch, andere dagegen grämlich, eigensinnig, boshaft, tückisch und bissig. Lüstern, genäschig, diebisch und habsüchtig sind sie auch, besitzen also ebenfalls schlechte Eigenschaften genug — und die guten Seiten der altweltlichen Affen gehen ihnen dafür ab. Wenn man zwischen alt- und neuweltlichen Affen zu wählen hat, wird man wohl niemals lange in Zweifel bleiben, welche uns besser gefallen. In der Freiheit sind diese immer schen und furchtsam und nicht im Stande, wirkliche Gefahr von eingebildeter zu unterscheiden. Deshalb fliehen sie bei jeder ungewöhnlichen Erscheinung und suchen sich so rasch als möglich in dichtem Gezweig zu verbergen. Angeschossene beißen tüchtig nach Dem, welcher sie fassen will; Gesunde vertheidigen sich wohl blos gegen schwache Raubthiere. Es sind kraftlose, feige Thiere.

In der Gefangenschaft benehmen sie sich bald artig und zutraulich, werden im Alter aber doch auch böse und bissig, wenngleich nicht immer. Ihre geistige und leibliche Trägheit, ihr schwermüthiges Aussehen, die kläglichen Töne, welche sie nur oft mit merkwürdiger Ausdauer ausstoßen, ihre Unreinlichkeit, ihre Weichlichkeit und Hinfälligkeit: — alle diese Eigenschaften und Sitten sind eben auch nicht geeignet, sie als Hausgenossen und Zeitvertreib des Menschen zu empfehlen. Einige wenige Arten machen freilich eine rühmliche Ausnahme und werden deshalb auch häufig zahm gehalten und mit großer Liebe gepflegt. Manche besitzen einen hohen Grad von Empfänglichkeit für äußere Eindrücke; sie drücken ihre Gefühlsbewegungen durch Lachen oder Weinen aus und werden aus diesem Grunde namentlich weichherzigen Frauen besonders theuer.

Ihre Mutterliebe ist eben so erhaben, wie die der altweltlichen Affen. Sie gebären ein oder zwei Junge auf einmal und lieben, hätscheln, pflegen und beschützen dieselben mit einer Sorgfalt und Herzlichkeit, welche ihnen immer Bewunderung und Liebe erwerben muß.

Dem Menschen werden die neuweltlichen Affen nicht oder kaum schädlich. Der weite, große, reiche Wald ist ihre Heimat, ihr Ernährer und Versorger; sie bedürfen des Herrn der Erde und seiner Anstalten nicht. Nur wenige Arten fallen zuweilen in waldnahe Felder ein und erheben sich dort einen geringen Zoll, welcher gar keine Aehnlichkeit hat mit den Erpressungen, die sich die Altweltsaffen erlauben. Der Mensch dagegen zieht mancherlei Nutzen aus den harmlosen Waldbewohnern Amerikas. Er jagt sie ihres Fleisches und ihres Pelzes wegen. Mancher Reisende hat längere Zeit die Affen als schätzbares Wildpret betrachten und sich aus ihrem Fleische Suppen und Braten bereiten müssen, und manche feine europäische Frau birgt und wärmt ihre zarten Hände in einer Hülle, welche früher den Leib eines Affen bekleidete.

Für die Eingebornen Amerikas ist der Affe ein außerordentlich wichtiges Thier; denn sein Fleisch bildet einen guten Theil ihrer Nahrung. Sie jagen ihm eifrig nach und erlegen deren auf großen Jagden zu Hunderten. Gewöhnlich bedienen sie sich zu ihrer Jagd des Bogens, nicht selten wenden sie aber auch das Blasrohr und kleine, jedoch mit dem fürchterlichsten Gifte getränkte Pfeile an, welche über hundert Fuß hoch empor geschleudert werden und unrettbar tödten, auch wenn sie blos die Haut durchbohrt haben. Zwar versuchen es alle Affen, den kleinen Pfeil so schnell als möglich aus der Wunde zu ziehen: allein der schlaue Mensch hat das Geschoß halb durchschnitten, und deshalb bricht fast regelmäßig die Giftspitze ab und bleibt in der Wunde stecken — furchtbar genug, um auch einem ganz andern Thiere die Lebenskraft zu rauben. Das Blasrohr, aus dem solche tückisch wirkende Bolzen abgeschossen werden, bleibt unter allen Umständen das gefährlichste Menschengewehr für die leichten Kinder der Höhe.

Mit derselben Waffe erbeuten die Indianer auch die Affen, welche sie für die Gefangenschaft wünschen. „Wollen die Arekunas," sagt Schomburgk, „einen alten, störrischen Affen zähmen, so bestreichen sie das Pfeilchen mit geschwächtem Urarigift. Stürzt er betäubt herab, so wird die Wunde gleich ausgesogen; alsdann begraben sie ihn bis an den Hals in die Erde und flößen ihm eine starke Auflösung salpeterhaltiger Erde oder Zuckerrohrsaft ein. Ist der Patient etwas zu sich gekommen, so

wird er herausgenommen und wie ein Wickelkind umschlungen. In dieser Zwangsjacke bekommt er einige Tage lang nur Zuckersaft zum Getränk und in Salpeterwasser gekochte, stark mit spanischem Pfeffer gewürzte Speisen zur Nahrung. Schlägt diese Gewaltkur nicht an, so wird der Unbändige eine Zeit lang im Rauche aufgehangen. Bald legt sich nun die Wuth; das heimtückische Auge wird mild und fleht um Verzeihung. Dann werden die Banden gelöst, und auch der bissigste Affe scheint nun vollkommen vergessen zu haben, daß er jemals frei im Walde gelebt." So fesselt der Mensch das freie Kind der Wildniß an sich und zwingt es, auch lebend, ihm zu dienen.

Okens Ausspruch, daß die größten Thiere innerhalb einer Familie oder Sippe auch immer die vollkommensten seien, findet wie bei den altweltlichen Affen, so auch bei den neuweltlichen seine Bestätigung. Den Brüllaffen (Mycetes) wird in der zweiten Familie unserer Ordnung der erste Rang eingeräumt. Ihr Körper ist schlank, aber doch gedrungener als bei den übrigen Sippen der neuweltlichen Affen. Die Gliedmaßen sind gleichmäßig entwickelt, die Hände fünffingerig; der Kopf ist groß und die Schnauze vorstehend; die Behaarung ist dicht und am Kinn bartartig verlängert. Als eigenthümliches Merkmal der Brüllaffen muß vor Allem der kropfartig verdickte Kehlkopf angesehen werden. Alexander von Humboldt war der erste Naturforscher, welcher dieses Werkzeug zergliederte. „Während die kleinen amerikanischen Affen," sagt er, „die wie Sperlinge pfeifen, ein einfaches dünnes Zungenbein haben, liegt die Zunge bei den großen Affen auf einer ausgedehnten Knochentrommel. Ihr oberer Kehlkopf hat sechs Taschen, in denen sich die Stimme fängt, und wovon zwei taubennestförmige große Aehnlichkeit mit dem untern Kehlkopf der Vögel haben. Der dem Brüllaffen eigene klägliche Ton entsteht, wenn die Luft gewaltsam in die Knochentrommel einströmt. Wenn man bedenkt, wie groß die Knochenschachtel ist, wundert man sich nicht mehr über die Stärke und den Umfang der Stimme dieser Thiere, welche ihren Namen mit vollem Rechte tragen." Der Schwanz der Brüllaffen ist sehr lang, am hintern Ende kahl, dort nerven- und gefäßreich, auch sehr muskelkräftig und daher zu einem vollkommenen Greifwerkzeuge gestaltet.

Weit verbreitet, bewohnen die Brüllaffen fast alle tropischen Länder und Gegenden Südamerikas. Dichte, hochstämmige und feuchte Wälder sind ihr Aufenthalt; in den Steppen finden sie sich nur da, wo die einzelnen Baumgruppen sich zu kleinen Wäldern vergrößert haben und Wasser in der Nähe ist. Trockene Gegenden meiden sie gänzlich. Ihre Lebensweise ist so gleichförmig, daß man allen Arten gerecht wird, wenn man das Treiben und Schaffen einer einzigen beschreibt.

In unseren Lehrbüchern finden sich mehr als ein Dutzend Namen für die Brüllaffen, welche nach der Meinung der betreffenden Forscher besondere Arten bezeichnen; doch ist es jetzt ausgemacht, daß jede Art unserer Thiere vielfach abändert, und es ist daher so gut als entschieden, daß alle Brüllaffen auf sehr wenige, vielleicht nur auf drei oder vier Arten zurückzuführen sind.

Unserer Lebensschilderung liegen die Beobachtungen zu Grunde, welche von Alexander von Humboldt, Prinz Max von Neuwied, Rengger und von Schomburgk über zwei Arten, den rothen Brüllaffen oder Alauten (Mycetes seniculus) und den schwarzen Brüllaffen oder Caraya (Mycetes niger) gesammelt wurden. Das Männchen des erstern hat einen lebhaft glänzenden, rothen Pelz, welcher auf dem Rücken in das Goldgelbe spielt. Das Weibchen ist dunkler und oft rein schwarzbraun; die Jungen ähneln der Mutter. Beim Carayamännchen ist der Pelz kohlschwarz gefärbt; die nackten Theile aber sind rothbraun. Weibchen und Junge sind lichter, gewöhnlich graulichgelb gefärbt. Immer haben die Männchen einen längeren und dichteren Pelz und namentlich einen längern Bart, als die Weibchen. Vielfache Spielarten kommen von beiden vor. In der Größe gleichen sich der Alaute und der Caraya so ziemlich. Neuwied giebt die Länge des erstern zu $20^1/_4$, die Schwanzlänge dagegen zu $21^2/_3$ Zoll an, Rengger die des letztern zu 20 Zoll. Dieser ist hinsichtlich seines Vorkommens der südliche Vertreter von jenem. Er bewohnt Paraguay und Südbrasilien, während jener mehr in der Nähe von Guiana zu finden ist. Beide Arten sind an manchen Orten unglaublich

häufig: Humboldt schätzt, daß auf einer mit geeignetem Wald bestandenen Quadratmeile wohl zweitausend Stück Brüllaffen vorkommen mögen, und sah Banden von ihrer vierzig. Rengger begegnete nur kleinern Gesellschaften, meist Familien von drei bis zehn Mitgliedern.

Der Brüllaffe ist eines derjenigen amerikanischen Thiere, welches schon seit der ältesten geschichtlichen Zeit den Reisenden, immer aber nur unvollständig, bekannt wurde und deshalb zu vielen Fabeln Veranlassung gab. Solche haben heutigen Tages noch unter den nicht selbst beobachtenden Weißen und Indianern Geltung. Wir lassen sie gänzlich bei Seite und halten uns dafür an unsere Gewährsmänner. Schomburgk mag uns die Thiere zuerst vorstellen; dann wollen wir den Mittheilungen der Uebrigen folgen.

„Nach meiner Ankunft," sagt jener ausgezeichnete Beobachter, „hatte ich bei Auf- und Untergang der Sonne aus dem Urwalde das schauerliche Geheul zahlreicher Brüllaffen herübertönen hören, ohne daß es mir bei meinen Streifereien gelungen wäre, die Thiere selbst aufzufinden. Als ich eines Morgens nach dem Frühstück, mit meinem Jagdzeug versehen, dem Urwalde zuschritt, schallte mir aus der Tiefe desselben abermals jenes wüste Geheul entgegen und setzte meinen Jagdeifer in volle Flammen. Ich eilte also durch Dick und Dünn dem Gebrüll entgegen und erreichte auch nach vieler Anstrengung und langem Suchen, ohne bemerkt zu werden, die Gesellschaft. Vor mir auf einem hohen Baume saßen sie und führten ein so schauerliches Concert auf, daß man wähnen konnte, alle wilden Thiere des Waldes seien in tödlichem Kampfe gegen einander entbrannt, obschon sich nicht leugnen ließ, daß doch eine Art von Uebereinstimmung in ihm herrschte. Denn bald schwieg nach einem Taktzeichen die über den ganzen Baum vertheilte Gesellschaft, bald ließ ebenso unerwartet einer der Sänger seine unharmonische Stimme wieder erschallen, und das Geheul begann von neuem. Die Knochentrommel am Zungenbeine, welche durch ihre Resonanz der Stimme eben jene mächtige Stärke verleiht, konnte man während des Geschreies auf und nieder sich bewegen sehen. Augenblicke lang glichen die Töne dem Grunzen des Schweines, im nächsten Augenblicke aber dem Brüllen des Jaguars, wenn er sich auf seine Beute stürzt, um bald wieder in das tiefe und schreckliche Knurren desselben Raubthiers überzugehen, wenn es, von allen Seiten umzingelt, die ihm drohende Gefahr erkennt. Diese schauerliche Gesellschaft hatte jedoch auch ihre lächerlichen Seiten, und selbst auf dem Gesichte des düstersten Menschenfeindes würden für Augenblicke sich Spuren eines Lächelns gezeigt haben, wenn er gesehen, wie diese Concertgeber sich mit langen Bärten starr und ernst einander anblickten. Man hatte mir gesagt, daß jede Herde ihren eignen Vorsänger besäße, der sich nicht allein durch seine feine schrillende Stimme von allen tiefen Bassisten unterscheide, sondern auch durch eine viel schmächtigere und feinere Gestalt auszeichne. Ich fand die erstere Angabe bei dieser Herde vollkommen bestätigt; nach der feineren und schmächtigen Gestalt sah ich mich freilich vergeblich um, bemerkte dafür aber auf dem nächsten Baume zwei schweigsame Affen, welche ich für ausgestellte Wachen hielt; — waren sie es, so hatten sie ihre Dienste schlecht genug versehen; denn unbemerkt stand ich in ihrer Nähe."

Diese anmuthige Schilderung beweist uns schon hinlänglich, daß wir es bei den Brüllaffen mit höchst eigenthümlichen Geschöpfen zu thun haben. Man kann, ohne sich einer Uebertreibung schuldig zu machen, behaupten, daß ihr ganzes Leben und Treiben eine Vereinigung von allerhand Absonderlichkeiten ist und deshalb der Beobachtung ein ergiebiges Feld bietet, während man andererseits anerkennen muß, daß die Indianer zu entschuldigen sind, wenn sie die Brüllaffen ihres trübseligen Aeußern und ihres langweiligen Betragens halber mißachten und hassen. Selbst die Verläumdungen, welche man sich zu Schulden kommen ließ, sind erklärlich, wenn man bedenkt, daß unsere Thiere weder im Freileben noch in der Gefangenschaft irgend welche Anmuth, ja selbst irgend welche Abwechslung in ihrer Lebensweise zeigen.

Grämlich und mürrisch sondern sich die Brüllaffen von allen übrigen Familienverwandten ab. Niemals sieht man sie untereinander spielen. Wenn sie nicht fressen oder brüllen, sehen sie bewegungslos vor sich hin oder schlafen. Ihr ganzes Leben ist außerordentlich einförmig.

Während des Tages sind die höchsten Bäume des Waldes der Lieblingsaufenthalt des Brüllaffen; bei anbrechender Dämmerung zieht er sich in das dichte, von Schlingpflanzen durchflochtene Laub der niedrigen Bäume zurück und überläßt sich da dem Schlafe. Langsam, fast kriechend klettert er von einem Ast zu dem andern, Blätter und Knospen auswählend, langsam mit der Hand sie abpflückend und langsam sie zum Munde bringend. Ist er gesättigt, so setzt er sich in zusammengekauerter Stellung auf einem Aste nieder und verharrt hier regungslos, wie ein uraltes, schlafendes Männchen erscheinend, welches den Kopf auf die Brust stützt; oder er legt sich der Länge lang über den Ast hin, läßt die vier Glieder zu beiden Seiten steif herabhängen und hält sich eben nur mit dem Wickelschwanze fest. Was der Eine thut, wird von dem Andern langsam und gedankenlos nachgemacht. Verläßt eins der erwachsenen Männchen den Baum, auf welchem die Familie sich gerade aufhält, so folgen ihm alle übrigen Glieder der Gesellschaft rücksichtslos nach. „Wahrhaft erstaunlich," sagt Humboldt, „ist die Einförmigkeit in den Bewegungen dieses Affen. So oft die Zweige benachbarter Bäume nicht zusammenreichen, hängt sich das Männchen an der Spitze des Trupps mit dem zum Fassen bestimmten schwieligen Theile des Schwanzes auf, läßt den Körper frei schweben und schwingt ihn hin und her, bis es den nächsten Ast packen kann. Der ganze Zug macht an derselben Stelle genau dieselbe Bewegung."

Für die Brüllaffen ist der Schwanz unzweifelhaft das wichtigste aller Bewegungswerkzeuge; sie brauchen ihn, um sich zu versichern — und das thun sie in jeder Stellung; — sie benutzen ihn selbst, um Etwas mit ihm zu erfassen und an sich zu ziehen. Immer und immer dient er hauptsächlich dazu, jeder ihrer langsamen Bewegungen die ihnen unerläßlich dünkende Sicherheit zu verleihen. Man kann nicht behaupten, daß sie schlecht kletterten: sie sind im Gegentheil sehr geschickt; aber niemals machen sie, wie andere Affen, weite, niemals gewagte Sprünge. Beim Dahinschreiten halten sie sich fest auf dem Aste an, bis der hin- und hertastende Schwanz einen sichern Halt gefunden und denselben in einer oder zwei Windungen umschlungen hat; beim Herabklettern halten sie sich so lange an dem Aste, welchen sie verlassen wollen, bis sie mit den Händen einen neuen sichern Halt gefunden haben, beim Aufwärtssteigen an dem untern Aste, bis sie mit allen vier Füßen den obern sicher gepackt haben. Die Kraft des Schwanzes ist größer, als die der Hände. Die Beugemuskeln an seiner Spitze sind so stark, daß sie, einer Uhrfeder vergleichbar, das Schwanzende immer zusammenrollen. Der Brüllaffe kann sich mit der Spitze seines Schwanzes, auch wenn er dieselbe nur mit einer halben Windung um den Ast schlingt, wie an einem Haken aufhängen, er kann alles einem solchen Werkzeuge nur Mögliche ausführen und ist verloren, dem Verderben Preis gegeben, wenn er seines Schwanzes beraubt wurde. Noch im Tode trägt der Schwanz längere Zeit die Last des Körpers, und nicht immer strecken sich unter dieser Last die eingerollten Muskeln: Azara erzählt, daß man zuweilen schon halb verfaulte Carayas noch fest an ihrem Aste hängen sieht.

Wenig andere Thiere sind so ausschließlich an die Bäume gebunden, als die Brüllaffen. Sie kommen nur höchst selten auf die Erde hernieder, wahrscheinlich blos dann, wenn es ihnen unmöglich ist, von den niederen Aesten und Schlingpflanzen herab zu trinken. Humboldt sagt, daß sie nicht im Stande wären, Wanderungen oder auch nur Wandelungen auf ebenem Boden zu unternehmen, und Rengger erklärt die Behauptung der Indianer, nach welcher die Brüllaffen manchmal über breite Ströme setzen sollen, für ein Märchen, welches den Fremden aufgebürdet wird. „Sie fürchten sich," sagt er, „so sehr vor dem Wasser, daß, wenn sie durch das schnelle Anschwellen des Stromes auf einem Baume isolirt werden, sie eher verhungern, als daß sie durch Schwimmen einen andern Baum zu gewinnen suchen. So traf ich einst eine solche Affenherde auf einem von Wasser rings umgebenen Baum an, welche, ganz abgemagert, sich vor Schwäche kaum mehr bewegen konnte. Sie hatte nicht nur alle Blätter und zarten Zweige, sondern sogar einen Theil der Rinde des Baumes verzehrt. Um den nahen Wald zu erreichen, hätte sie nur eine Strecke von sechzig Fuß zu durchschwimmen gehabt." Derselbe Naturforscher versichert, daß er niemals einen Brüllaffen auf einem freien Felde gesehen oder seine Fährte irgendwo auf dem Boden angetroffen habe.

Wenn der Brüllaffe keine Nachstellung erfährt, hält er sich in einem bestimmten Gebiete auf, welches höchstens eine Meile Umfang haben mag. Oft verweilt eine Familie während des ganzen Tages auf ein und demselben Baume. Höchst selten sieht man ihn einzeln. Die Familie hält sich sehr treu zusammen. Sie zu beobachten, hält nicht schwer, weil sie sich durch ihr Gebrüll verräth, zumal Morgens und Abends und am öftersten in der warmen Jahreszeit. Bei kalter oder regnerischer Witterung und zur Nachtzeit hört man sie nicht oft. Rengger behauptet sogar, daß sie Nachts niemals einen Laut von sich geben. Gewöhnlich machen die Männchen den Anfang bei diesem Geheul und führen es auch am eifrigsten durch; die Weibchen und Jungen stimmen blos zuweilen mit ein. Beim Brüllen sitzt die ganze Gesellschaft regungslos in der einmal eingenommenen Stellung, die Männchen gewöhnlich weithin sichtbar auf den höchsten Aesten und Bäumen, die Weibchen etwas tiefer unten in der Krone. Manchmal brüllen die Thiere stundenlang mit kurzen Unterbrechungen fort. Humboldt erprobte, daß man das Heulen noch auf 800 Klaftern Entfernung höre; der Prinz von Wied glaubt, daß es noch weiter vernehmbar sei; doch stützt sich Humboldts Angabe auf genaue Beobachtung und nicht auf Schätzung. „Mitten auf den weiten mit Gras bewachsenen Ebenen, sagt er, unterscheidet man leicht eine vereinzelte Baumgruppe, welche von Brüllaffen bewohnt ist und von welcher der Schall herkommt. Wenn man nun auf diese Baumgruppe zugeht oder sich davon entfernt, kann man den Abstand, in dem das Geheul noch vernehmbar ist, ziemlich genau ermessen.“ Warum die Thiere eigentlich ihre sonderbaren Gesänge aufführen, ist ein Räthsel, wenn man eben nicht annehmen will, daß sie sich durch die ihnen eigene Tonkunst gegenseitig ergötzen wollen. Beim Erscheinen eines Hundes endigt das Gebrüll der Affen augenblicklich; die Gesellschaft sucht sich so schnell als möglich hinter dichte Aeste oder zwischen dem Laube zu verstecken; sie flieht auch wohl durch die höchsten Gipfel der Bäume, immer aber so langsam, daß der Jäger, wenn der Wald von Unterholz ziemlich rein ist, sie leicht verfolgen kann. Man hat beobachtet, daß die fliehenden Affen, wohl aus Angst, beständig ihren breiigen Koth fallen lassen: die Sage, welche erzählt, daß die verfolgten Affen ihre Feinde mit Koth bewerfen, ist somit erklärt.

Alles, was der Brüllaffe bedarf, bietet ihm sein luftiger Aufenthalt in Fülle. Die Manchfaltigkeit und der Reichthum der verschiedenen Früchte lassen ihn niemals Mangel leiden. Neben den Früchten frißt er noch alles Mögliche: Körner, Blätter, Knospen und Blumen der verschiedensten Art, wahrscheinlich auch Kerbthiere, Eier und junge, unbehilfliche Vögel, wie seine übrigen Stammgenossen. Den Pflanzungen wird er niemals schädlich, wenn er sich auch Tage lang am Saume derselben aufhält: er zieht Baumblätter dem Mais und den Melonen vor.

Die Familien der Brüllaffen bestehen immer aus einer größern Zahl von Weibchen als Männchen. Im Allgemeinen darf man drei Aeffinnen auf einen Affen rechnen. Ob diese Männchen in Sachen der Liebe unter einander kämpfen, weiß man nicht; bei der Trägheit und Langweiligkeit der Thiere ist es nicht eben wahrscheinlich. Gewöhnlich trifft man die ganze Familie, sie mag so groß oder klein sein, wie sie will, auf demselben Baume an, und immer hält sie sich eng zusammen.

In Südamerika wirft das Weibchen im Juni oder Juli, manchmal auch schon zu Ende Mai oder erst Anfangs August ein einziges Junges. Während der ersten Woche nach der Geburt hängt sich der Säugling wie bei den altweltlichen Affen mit allen vier Armen an den Unterleib der Mutter an; später trägt diese ihn auf dem Rücken. Sie legt ihre Gefühle nicht durch Liebkosungen an den Tag, wie andere Affen es thun, verläßt aber doch das Pfand ihrer Liebe wenigstens in der ersten Zeit niemals, während sie später das schon bewegungsfähiger gewordene Kind bei ängstlicher Flucht manchmal von sich abschüttelt oder gewaltsam auf einen Ast setzt, um sich ihren eignen Weg zu erleichtern. Indianer, welche Letzteres sahen, haben behauptet, daß die Brüllaffenmutter überhaupt lieblos und gleichgiltig gegen ihre Jungen wäre; Prinz von Wied sagt aber ausdrücklich: „Gefahr erhöht die Sorge der Mutter, und selbst tödlich angeschossen, verläßt sie ihr Junges nicht.“ Dieses Letztere ist ebenso langweilig als die Alte und, zumal wegen des großen Kehlkopfs, wo möglich noch häßlicher.

Man giebt sich nur selten mit der Zähmung der Brüllaffen ab; auch hat deren Erziehung ihre großen Schwierigkeiten. Rengger sah nur zwei, welche beide über ein Jahr alt waren. Sie wurden mit verschiedenen Baumblättern gefüttert und zogen diese jeder andern Nahrung vor. Nach Aussage der Wärter erkrankten sie, wenn man ihnen Mais, Manioc oder Fleisch gab. Sie tranken weder viel noch oft und nur Wasser oder Milch. Ihr Benehmen hatte etwas Trauriges und Langweiliges. Sie waren sehr sanft und zutraulich; aber niemals sah man eine Spur von Fröhlichkeit an ihnen. Gewöhnlich kauerten sie mit stark nach vorn gebogenem und auf die Brust gesenktem Kopfe in einem Winkel, legten die Vorderhände auf den Schos oder stützten sie neben die Hinterhände auf den Boden und schlangen den Schwanz um die Beine, so daß er auf die Hände zu liegen kam. In dieser Stellung konnten sie stundenlang verweilen, bis sie der Hunger vermochte, Nahrung zu suchen. Alsdann gingen sie auf den vier Händen schrittweise vorwärts; nur selten sah man sie traben oder Sprünge machen. In aufrechter Stellung konnten sie sich kaum einen Augenblick erhalten. Ihre Sinne schienen scharf zu sein; sie wählten ihre Nahrung mit Sorgfalt aus, hörten und sahen gut und bewiesen, daß ihr Tastsinn sehr entwickelt war. Ihr Verstand schien sehr gering zu sein; sie bewiesen ihrem Wärter kaum mehr Aufmerksamkeit, als fremden Leuten, und ließen sich zu Nichts abrichten. — Von anderen gezähmten Brüllaffen erzählt Wied, daß sie ihren Herrn außerordentlich zugethan waren und kläglich zu schreien begannen, wenn sich derselbe auch nur einen Augenblick von ihnen entfernte. Die Trägheit, Traurigkeit und Grämlichkeit, sowie die knarrende, röchelnde Stimme, welche die Jungen manchmal hören ließen, machte sie aber Allen, selbst ihrem Herrn, unangenehm und widerlich.

In einem großen Theile von Paraguay bilden die Brüllaffen einen Gegenstand eifriger Jagd. Ihr Fell ist gesucht und das Fleisch bei den Indianern beliebt. Aus dem Pelze des schwarzen Brüllaffen ließ Dr. Francia einmal über hundert Grenadiermützen verfertigen. Außerdem verwendet man es zu Beuteln, Satteldecken &c. Von dem Fleische lebten Reisende, so z. B. der Prinz von Wied, oft lange Zeit fast ausschließlich. Sie versichern, daß es wohlschmeckend sei und sehr kräftige Brühe gebe. Die Nahrung hat aber unter allen Umständen ihr Abschreckendes, zumal wenn die Indianer dem Affen das Haar abgesengt oder ihn abgebrüht in den Topf gesteckt oder ihn zum Braten an einen spitzen Stab befestigt haben. „Aller Widerwille,“ sagt Schomburgk, „wird in Dem rege, welcher solchen Braten zum ersten Male sieht, denn er kann nicht anders glauben, als daß er an einem Mahle von Kannibalen theilnehmen solle, bei welchem ein kleines Kind vorgesetzt wird, und es gehört wahrlich bei einem nur irgend reizbaren Magen eine starke Willenskraft dazu, um Gabel und Messer nach solchem Braten auszustrecken.“

Humboldt bestätigt diese Worte vollkommen. „Die Art, wie diese menschlichen Thiere gebraten werden, trägt viel dazu bei, daß ihr Anblick dem gesitteten Menschen so widerwärtig ist. Ein kleiner Rost oder ein Gitter aus sehr hartem Holze wird einen Fuß hoch über dem Boden befestigt. Der abgezogene Affe wird zusammengebogen, als säße er; meist legt man ihn so, daß er sich auf seine mageren langen Arme stützt; zuweilen kreuzt man ihm die Hände auf dem Rücken. Wenn er auf dem Gitter befestigt ist, zündet man ein helles Feuer darunter an; Flamme und Rauch umspielen den Affen, und deshalb wird er zugleich gebraten und berußt. Sieht man nun die Einwohner Arm oder Bein eines gebratenen Affens verzehren, so kann man sich kaum des Gedankens erwehren, die Gewohnheit, Thiere zu essen, welche im Körperbau dem Menschen so nahe stehen, möge in gewissem Grade dazu beitragen, daß die Wilden so wenig Abschen vor dem Genuß des Menschenfleisches haben. Die gebratenen Affen, besonders solche mit sehr rundem Kopfe, gleichen auf schauerliche Weise Kindern; daher auch Europäer, wenn sie sich von Vierhändern nähren müssen, lieber Kopf und Hände abschneiden und nur den Rumpf auftragen lassen. Das Affenfleisch ist so trocken und mager, daß Bonpland in seinen Sammlungen zu Paris einen Arm und eine Hand aufbewahrt hat, die in Esmeralda am Feuer geröstet worden; nach mehreren Jahren rochen diese Theile nicht im geringsten.“ In vielen Gegenden Südamerikas wird das Affenfleisch von den Europäern nicht berührt und gilt als die verächtlichste Speise;

die Indianer dagegen sind eifrige Liebhaber solcher Kost, und Affenfleisch bildet einen der gewöhnlichsten Nahrungsstoffe bei ihnen allen.

Es ist nicht so leicht, die Brüllaffen zu erlegen. Das Auffinden der Thiere hat allerdings keine Schwierigkeit, da sie sich selbst verrathen, allein bei der Höhe der Bäume, bis zu deren Wipfeln nur wenig Feuergewehre tragen, muß ein sehr starker Schuß aus langen Röhren abgefeuert werden, um den Affen zu tödten. Oft kommt es vor, daß dieser noch im Fallen den Schwanz fest um einen Zweig schlingt und stundenlang hängen bleibt, und noch öfter geschieht es, daß er, obwohl verwundet, noch weithin flieht und dem Auge des Jägers bald entschwindet. Mit unseren Gewehren können wir es überhaupt der furchtbaren Waffe der Indianer, dem Blasrohre, nicht gleichthun, und die Rothhäute besteigen trotz der unübertrefflichen Geschicklichkeit, mit welcher sie ihr Gewehr zu führen wissen, noch gern einen der benachbarten Bäume und senden von dessen Gipfel aus ihre tödlichen Geschosse nach der harmlosen Herde. „Das geräuschlose, vergiftete Pfeilchen," sagt Schomburgk, „trifft dann sicher sein Ziel. Schon nach wenigen Minuten beginnt der verwundete Affe in Folge der Wirkung des Giftes zu wanken und stürzt hernieder. Mit langen Hälsen und unter Ausstoßen kurzer, eigenthümlicher Töne, sehen die Gefährten ihrem herabstürzenden Freunde nach, den der Indianer wohlweislich am Boden liegen läßt. Aus dem sichern Versteck folgt nun der zweite und dritte Pfeil geräuschlos, und die Verwundeten fallen immer einer nach dem andern nieder, bis der Jäger ihrer so viel erlegt hat, als er braucht."

Ein äußerst schmächtiger Leib mit langen klapperdürren Gliedern kennzeichnet die Klammer- oder Spinnenaffen, Ateles. Sie sind die Langarme der alten Welt, nur daß sie nicht deren Vogelschnelle und Lebendigkeit besitzen. Der Naturforscher, welcher sie zuerst Spinnenaffen nannte, hat sie am besten bezeichnet: — selbst der Laie kommt unwillkürlich zu solchem Vergleiche.

Um die Thiere schärfer zu bestimmen, will ich noch erwähnen, daß ihr Kopf sehr klein, ihr Gesicht bartlos, der Daumen ihrer Vorderhand stummelhaft und der Greifschwanz an unterm Ende kahl ist.

Südamerika bis zum 25. Grade der südlichen Breite ist die Heimat des Klammeraffen, die Krone der höchsten Bäume ihr Aufenthalt; nur selten kommen sie auf den Boden herab. Wo sie sich finden, sind sie häufig. Ihr Leben ähnelt jenem der so nahe verwandten Brüllaffen. Sie sind, wo möglich, noch weniger schön, als die eben Genannten, dafür aber gemüthlicher. Wahrhaft komisch sind ihre Bewegungen. Sie verrenken ihre Glieder in einer Weise, daß es erscheinen will, als hätten sie gar keine Gelenke; sie verzerren selbst das höchst gutmüthig aussehende Gesicht zu den widerlichsten Fratzen.

Die Arten unterscheiden sich wenig von einander; gleichwohl ist es fast nothwendig, dem Laien mehrere von ihnen bildlich vorzuführen, wenn die manchfachen Stellungen anschaulich gemacht werden sollen.

Von den in Guiana lebenden Klammeraffen sind zwei besonders häufig: der Koaita (Ateles paniscus) und der Marimonda oder Aru (Ateles Beelzebuth). Ersterer ist einer der größern seiner Sippschaft. Sein Leib wird gegen zwei Fuß lang, der Schwanz ist noch länger. Der Pelz ist grob, an den Schultern verlängert, auf dem Rücken überhaupt dichter, als unten, auf der Stirn kammartig erhöht, tief schwarz von Farbe, nur im Gesicht röthlich. Die Haut ist dunkel, auf den Handsohlen ganz schwarz. Dem gutmüthigen Gesicht verleihen ein paar lebhafte braune Augen einen einnehmenden Ausdruck.

Der Marimonda ist kleiner als der Koaita, im Ganzen nur 3½ Fuß lang; sein glatter und glänzender Pelz ist schwarzbraun, an den Händen dunkler, an den Seiten, Lenden und Hüften graubraun, am Unterhals und auf der Unterseite weißlich. Den Vorderhänden fehlt der Daumen gänzlich.

In Quito, auf der Landenge von Panama und in Peru vertritt der Tschamek (Ateles Chamek) die Genannten. Er wird etwas über vier Fuß lang, wovon der Schwanz freilich mehr als die Hälfte wegnimmt, trägt einen langen, tiefschwarzen Pelz und besitzt einen Daumenstummel.

Der Miriki oder eigentliche Spinnenaffe endlich (Ateles oder Brachyteles hypoxanthus), den uns namentlich Prinz Max von Wied kennen lehrte, bewohnt das Innere Brasiliens. Er ist der größte aller brasilianischen Affen, über vier Fuß lang, starkleibig, kleinköpfig, kurzhälsig, langgliederig und dicht, fast wollig behaart. Gewöhnlich ist der Pelz fahlgelb, zuweilen aber auch weißlich graugelb gefärbt; die Innenseite der Glieder pflegt lichter zu sein. Das nackte Gesicht ist in der



Der Koaita (Ateles paniscus).

Jugend schwarzbraun, im Alter seitlich dunkelgrau, in der Mitte aber fleischroth. Der Daumen der Vorderhand ist ein kurzer Stummel ohne Nagel. —

Ueber das Freileben der Klammeraffen haben uns Humboldt, Max von Wied und Schomburgk belehrt. In Banden von sechs bis zwölf Stücken durchstreifen unsere Thiere die großen Hochwälder der Niederungen Südamerikas. Der Nahrung nachgehend zieht jede Familie still ihres Weges, ohne sich um andere ungefährliche Geschöpfe zu kümmern. Nur in den Niederungen sind die Affen häufig; den kahlen Wald der Höhe meiden sie. Ihre Bewegungen sind im Vergleich zu dem traurigen Gehumpel der Brüllaffen schnell zu nennen. Die bedeutende Länge der Glieder fördert das Laufen und Klettern. Mit den langen Armen greifen die Spinnenaffen weit aus und

eilen deshalb, auch wenn sie nur wenig sich anstrengen, immerhin so schnell vorwärts, daß der Jäger durchaus keine Zeit zu verlieren hat, wenn er ihnen folgen will. In ihren Baumwipfeln benehmen sie sich geschickt genug. Sie klettern sicher und führen zuweilen kleine Sprünge aus. Doch werfen oder schlendern sie ihre Glieder bei allen Bewegungen sonderbar hin und her. Der Schwanz wird gewöhnlich vorausgeschickt, einen Anhalt zu suchen, ehe der Affe sich entschließt, den Ast, auf welchem er sitzt, zu verlassen. Zuweilen findet man ganze Gesellschaften, welche sich an den Schwänzen aufgehängt haben und die auffallendsten Gruppen bilden. Nicht selten sitzt oder liegt auch die Familie in träger Ruhe auf Aesten und Zweigen, behaglich sich sonnend, den Kopf oft nach hinten gebogen, die Arme auf dem Rücken verschränkt, die Augen gen Himmel gehoben. Auf ebenem Boden arbeiten sie sich mühselig fort. Man möchte selbst ängstlich werden, wenn man sie gehen sieht. Der Gang ist schwankend und unsicher im allerhöchsten Grade, und der lange Schwanz, welcher in der Absicht, das Gleichgewicht herzustellen, aus Verzweiflung hin und her bewegt wird, erhöht nur noch das Ungelenke der Bewegung. Uebrigens haben europäische Beobachter die Klammeraffen niemals auf



Der Marimonda (Ateles Beelzebuth).

dem Boden gesehen, und Prinz Max von Wied behauptet, daß sie, so lange sie gesund sind, nur dann auf die Erde herabkommen, wenn es ihnen unmöglich wird, von tiefen Zweigen aus zu trinken, wie sie sonst thun.

Die Fortpflanzung der Klammeraffen fällt in die Monate August und September; wenigstens gewahrt man um diese Zeit Mütter mit hängenden Jungen. Letztere werden entweder unter dem Arme oder auf dem Rücken getragen.

In den reichen Urwäldern können die wenig begehrenden Klammeraffen, welche sich mit Blättern und Früchten begnügen, Niemandem Schaden thun. Gleichwohl werden sie eifrig verfolgt. Die Portugiesen benutzen ihr Fell, die Wilden essen ihr Fleisch; manche Indianerstämme ziehen es allem übrigen Wildpret vor. Sie unternehmen in starken Gesellschaften Jagdzüge, auf denen Hunderte erlegt werden. Das heimgebrachte Wild wird enthäutet und in sitzender Stellung geräuchert. Mit solchem Rauchfleisch treibt man denselben Handel, wie mit dem Fleisch der Brüllaffen; denn auch andere Stämme suchen sich den Genuß, welchen ihre Heimat ihnen nicht bietet, durch Tausch zu verschaffen.

Bei der Jagd werden die Baumwipfel sorgsam durchspäht und etwaige Zeichen beachtet. Die im Vergleich mit dem Gebrüll der Heulaffen unbedeutende, aber doch immer noch laute Stimme verräth unsere Thiere schon aus ziemlicher Ferne. Sobald die harmlosen Waldkinder ihren furchtbarsten Feind gewahren, flüchten sie schnell dahin, die langen Glieder, zumal den Schwanz, in ängstlicher Hast vorwärts schleudernd, befestigen sich mit letzterm und ziehen rasch den unbeholfenen Leib nach sich. Zuweilen versuchen die Vertrauensseligen wohl auch, die Menschen durch Fratzenschneiden und lautes Geschrei abzuschrecken, und dann sollen sie, selbst wenn schon mehrere von ihnen dem Geschoß erlagen, wie besinnungslos das Walten des Schicksals über sich ergehen lassen, ohne zu flüchten. Die Angeschossenen harnen und lassen ihren breiigen Koth fallen. Schwerverwundete bleiben oft noch lange an Aesten hängen, bis endlich der Tod die Muskeln löst und der Leib sausend zur Erde herabfällt. Außer dem Fleisch verwenden manche Indianerstämme auch das Fell, so z. B. die Botokuden die Schwänze der Klammeraffen als Diademe.

In der Gefangenschaft werden unsere Thiere nicht eben oft gesehen. Bei uns zu Lande gehören sie noch immer zu den Seltenheiten. Man muß sie liebgewinnen. Sie zeigen weder Muthwillen noch Bosheit, und ihr Zorn, den sie durch Grimassen und Geschrei bekunden, verfliegt ebenso schnell, als er gekommen. Durch ihre sonderbaren Stellungen und Gliederverrenkungen wissen sie zu unterhalten. Guter Behandlung sind sie in hohem Grade zugänglich und suchen sie durch Zärtlichkeiten zu vergelten. Im Hamburger Garten lebt gegenwärtig ein Koaita, welcher ein sehr liebebedürftiges Herz besitzt. Er umhalst seine Bekannten mit den langen Armen auf das Zärtlichste, schmiegt sich Dem, welcher ihn hätschelt, traulich an und schreit vor Kummer, wenn sein Freund ihn verläßt.

Ein englischer Schiffskapitän, welcher einen Klammeraffen besaß, schildert ihn und sein Betragen in anmuthiger Weise. Das Thier, ein Weibchen, war in Britisch-Guiana gefangen und dann zu dem Statthalter von Demerara gebracht worden; von diesem erhielt es unser Gewährsmann. Er gewann seinen Pflegling so lieb, wie man einem gutartigen Kinde geneigt wird.

„Sallys lieblicher Erscheinung", so sagt er, „ist durch die Kunst der Photographie mehrfach die Unsterblichkeit gesichert worden. Drei solcher Bilder habe ich zu Gesicht bekommen. Das eine zeigt Sally, wie sie still und vergnügt in ihres Herrn Schoße ruht; ihr kleines, runzliges Gesicht guckt über seinen Arm hinweg und ihr Schwanz ringelt sich um sein Knie, während ihn der eine Hinterfuß festhält. Auf einem andern steht sie auf einem Fußgestell neben meinem Bootsführer, dessen Fürsorge sie vor Allen anvertraut war; den linken Arm schlingt sie kosend um seinen Hals, ihr Schwanz windet sich in mehrfachen Ringen um seine Rechte, auf welcher sie lehnt. Ebenso sehen wir sie auf einem dritten Bilde neben dem Bootsführer stehen; einen Fuß auf seiner Hand, schlingt sie, und diesmal zur Abwechselung, die Schwanzspitze um seinen Hals."

„Auf jeder dieser Abbildungen bemerkt man aber einen Fehler, weil das bewegliche Thier sich nur schwer zureden ließ, ganze zwei Secunden hinter einander ruhig zu sein. Die Glieder sind jedoch verhältnißmäßig genau wiedergegeben, und seine eigenthümliche Stellung tritt deutlich vors Auge."

„Sally ist ein sehr sanftes Thier. Nur zweimal hat sie gebissen, und zwar das eine Mal, um sich gegen einen Feind zu wehren. Auf der Werfte zu Antiqua hatte sie sich losgerissen und war von den Leuten arg verfolgt worden; endlich ward sie in eine Ecke getrieben, und würde dort leicht gefangen worden sein, hätten nicht die Arbeiter ihren Zorn gefürchtet. Ihr Herr aber fing sie, um zu zeigen, daß sie nicht zu fürchten sei, und wurde durch einen ziemlich starken Biß in den Daumen belohnt. Wäre sie aber nicht vor Schreck außer sich gewesen, so hätte sie sich das jedenfalls nicht zu Schulden kommen lassen."

„Im Allgemeinen ist sie so sanft, daß sie eine Strafe stets ruhig hinnimmt und sich bei Seite macht. Bosheit scheint durchaus nicht in ihrer Natur zu liegen, denn Beleidigungen vergißt sie bald und trägt sie dem strafenden Herrn nicht nach. Ihr Herr erzählt, daß, wenn Jemand gebissen werde, er sicher selbst daran Schuld sei. Am Borde des Schiffes wird sie nicht durch Ketten oder Stricke gefesselt, sondern läuft frei nach ihrem Behagen herum; sie tummelt sich im Tauwerk umher, und

wenn es ihr gerade Spaß macht, tanzt sie so lustig und ausgelassen sonderbar auf dem Seile, daß die Zuschauer kaum noch Arme und Beine vom Schwanze unterscheiden können. In solchen Augenblicken ist der Name „Spinnenaffe" vollständig angemessen; denn sie sieht dann einer riesigen Tarantel in ihren Zuckungen äußerst ähnlich. So lange dieses launige Spiel dauert, hält sie von Zeit zu Zeit inne und blickt mit freundlichem Hauptschütteln auf ihre Freunde, zieht rümpfend die Nase und stößt sanfte kurze Töne aus. Gewöhnlich wird sie gegen Sonnenuntergang am lebendigsten."

„Eine besondere Liebhaberei von ihr besteht darin, daß sie im Tauwerk hinaufklettert, bis sie ein wagerechtes Seil oder eine dünne Stange erreicht; hier hängt sie sich mit dem Schwanzende ganz knapp aber fest an und, schwingt sich langsam hin und wieder und reibt einen Arm mit dem andern von dem Handgelenke bis zum Ellbogen, als wollte sie das Haar gegen den Strich streichen. Sie muß



Der Miriki (Ateles oder Brachyteles hypoxanthus).

schlechterdings ihren Schwanz um irgend etwas winden, und wo möglich möchte sie keinen Schritt gehen, ohne sich mittelst dieses langen und geschmeidigen Gliedes zu versichern."

„Gegen viele ihrer Verwandten, die unverbesserliche Diebe sind und mit den Schwanzenden ganz ruhig Dinge stehlen, auf welche ihre Aufmerksamkeit gar nicht gewendet zu sein scheint, ist Sally sehr ehrenhaft und hat niemals Etwas entwendet, als höchstens gelegentlich eine Frucht oder ein Stückchen Kuchen. Ihre Mahlzeit hält sie an ihres Herrn Tische und beträgt sich dabei höchst anständig, ja, sie ißt nicht einmal, bevor sie die Erlaubniß dazu erhalten, und hält sich dann an ihren eignen Teller, gleich einem wohl erzogenem Geschöpfe. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Pflanzenstoffen, Früchten und Weißbrod, obschon sie hin und wieder mit einem Hühnerbein bewirthet wird. Rücksichtlich ihrer Speise ist sie ziemlich wählerisch, und wenn man ihr ein Stück gar zu trockenen Brodes giebt, so beschnuppert sie es argwöhnisch, wirft es auf den Boden und thut mit verächtlicher Miene, als ob es

für sie gar nicht vorhanden wäre. Mit echtem Affeninstinkt kann sie Gesundes von Schädlichem unterscheiden, und nachdem sie schon lange keine tropische Frucht mehr gesehen hatte, ergriff sie ohne weiteres einen ihr dargebotenen Apfel und verzehrte ihn ohne Zögern."

„In Belize wurde es ihr gestattet, die Stadt nach Belieben einige Tage lang zu durchstreifen. Eines Morgens, als ihr Herr die Straße entlang ging, hörte er über sich einen dumpfen Laut, der ihm, wegen der Aehnlichkeit mit der Stimme seines Affen, auffiel. Er blickte auf und sah Sally auf einem Erker sitzend, wie sie erfreut über das Wiedersehen ihres Herrn knurrte."

„Einmal, aber nur einmal, gerieth Sally in eine traurige Lage. Ihr Herr ging in seine Kajüte und fand sie dort ganz zusammengerollt auf einer Fußdecke sitzen. Er sprach ihr zu, das Thier erhob das Köpfchen, sah ihm ins Gesicht und sank wieder in ihre frühere, trübselige Stellung zurück. Komm Sally, sagte der Kapitän; aber Sally rührte sich nicht. Der Befehl wurde noch ein- oder zweimal wiederholt, aber ohne den gewöhnlichen Gehorsam zu finden. Ueberrascht durch diesen auffallenden Umstand ergriff der Herr sie am Arme und machte nun die befremdende Entdeckung, daß Sally ganz



Der Tschakmek (Ateles Chacmek).

berauscht und weit über eine „Anheiterung" hinaus war. Sie hatte gerade noch Bewußtsein genug, um ihren Herrn zu erkennen. Sehr krank war Sally diese Nacht und sehr moralisch-katzenjämmerlich am nächsten Tage."

„Der Grund dieses traurigen Ereignisses war folgender. Die Offiziere des Schiffes hatten ein kleines Mittagsessen veranstaltet, und da sie den Affen sehr gern sahen, hatten sie ihn so reichlich mit Mandeln, Rosinen und Früchten der verschiedensten Art, mit Zwieback und eingemachten Oliven gefüttert, wie es ihm lange nicht vorgekommen war. Nun liebte er aber die Oliven ganz besonders, und da er sich reichlich an ihnen eine Güte gethan, so quälte ihn natürlicher Weise bald ein ungeheurer Durst. Als nun Branntwein und Wasser herumgereicht ward, steckte Sally ihren Mund in einen der Humpen und leerte fast den ganzen Inhalt zum großen Vergnügen der Offiziere".

„Ihr Herr setzte die Offiziere deshalb zur Rede, aber es war durchaus nicht nöthig, auch das arme Opfer zur Verantwortung zu ziehen. So gänzlich war dem guten Thiere der Branntwein zum Ekel geworden, daß es später nie wieder den Geschmack oder auch nur den Geruch desselben vertragen

konnte. Selbst eingemachte Kirschen, die sonst sein Leckerbissen gewesen waren, mochte es jetzt nicht mehr aus der Flüssigkeit nehmen."

„Kälte schien Sally ziemlich wohl zu ertragen; sie war übrigens auch hinreichend mit warmer Kleidung versehen, die ihr an der eisigen Küste Neufundlands sehr zustattenkam. Gleichwohl drückte sie ihr Mißbehagen an solchem Wetter durch beständiges Schauern aus. Um sich gegen die kalte Witterung zu schützen, verfiel sie selbst auf einen glücklichen Gedanken. Zwei junge Neufundländer, die sich an Bord befanden, hatten eine mit Stroh wohl versehene Hütte inne: in diese Wohnung hinein kroch sie und legte gemüthlich ihre Arme den beiden Hündchen um den Hals; und hatte sie nun noch ihren Schweif um sich geschlagen, so befand sie sich glücklich und wohl. Sie war allen möglichen Thieren zugethan, besonders wenn sie klein waren, aber ihre vorzüglichsten Lieblinge waren diese beiden Hunde. Ihre Zuneigung zu ihnen war so groß, daß sie ganz eifersüchtig auf sie war, und wenn irgend Jemand näher an ihnen vorüberging, als sie für passend erachtete, so sprang sie aus der Hütte heraus und streckte die Arme nach dem Eindringling mit einer Miene, als ob sie ihn zurechtweisen wollte. Für sie selbst war ebenfalls ein Häuschen gebaut worden, aber sie ging nie hinein."

„Sie ist ein sehr empfindliches Thier und kann kein Dach über sich ausstehen; deshalb verschmähte sie ihr Häuschen und rollte sich lieber in einer Hängematte zum Schlafen zusammen. Sie ist etwas schläfrigen Wesens, geht gern zeitig zu Bett und schläft früh lange".

„Seit etwa drei Jahren ist sie im Besitze ihres Herrn; ihren Zähnen nach ist sie vier Jahre alt, obschon man sie nach ihrem altrunzeligen Gesichte für einen hundertjährigen Greis halten möchte."

Während die beiden ersten Gruppen der neuweltlichen Affen bis heutigen Tages noch zu den Seltenheiten in Thiergärten gehören, sieht man diesen oder jenen Vertreter einer andern Sippe, einen Rollaffen (Cebus), fast in jeder Thierschaubude. Eine der gemeinsten Arten dieser Gruppe, der Kapuziner- oder Winselaffe, dürfte wohl Jedermann bekannt geworden sein.

Die Rollaffen unterscheiden sich von den bisher genannten zunächst durch ihren einhelligern Leibesbau und dann sicher durch den allenthalben behaarten, sehr langen Rollschwanz, welcher zwar noch um Aeste gewickelt werden kann, aber als Greifwerkzeug nichts mehr taugt. Der Scheitel ist rundlich; die Arme sind nur mittellang, die Hände überall fünffingerig. Ein mehr oder minder entwickelter Bart ziert das Gesicht; im Uebrigen ist der Pelz dicht und kurz.

Man kann die Rollaffen die Meerkatzen Amerikas nennen. Mit jener lustigen Gesellschaft haben sie große Aehnlichkeit, wenn auch mehr in ihrem Betragen, als in ihrer Gestalt. Sie sind echte Affen, d. h. lebhafte, gelehrige, muthwillige, neugierige und launenhafte Thiere. Gerade deshalb werden sie von den Menschen viel häufiger gezähmt, als alle übrigen, und kommen demnach auch viel häufiger zu uns herüber. Ihrer weinerlichen, sanften Stimme verdanken sie den Namen „Winselaffe". Diese Stimme hört man aber nur, so lange sie bei guter Laune sind. Bei der geringsten Erregung schreien und kreischen sie abscheulich. Sie leben ausschließlich auf Bäumen und sind hier ebenso daheim, wie ihre überseeischen Vettern auf den Mimosen und Tamarinden. Schon in der Vorwelt in Brasilien heimisch, bewohnen sie noch gegenwärtig und zwar in bedeutender Anzahl alle größeren Waldungen des eigentlichen Südens. Man findet sie in ziemlich zahlreichen Gesellschaften und häufig untermischt mit anderen ihnen verwandten Arten. Ihre Geselligkeit ist so groß, daß sie sich gern mit allen ihnen nahestehenden Affen, denen sie zufällig begegnen, verbinden, um dann gemeinschaftlich umherzuschweifen. Manche Naturforscher glauben deshalb die verschiedenen Abänderungen mehr oder weniger als Blendlinge ansehen zu dürfen. „Keine Affensippe," sagt Schomburgk, „zeigt in Bezug auf Größe, Farbe und Haarwuchs mehr Abänderung, als die Rollaffen, und eben deshalb sind eine Menge von Arten aufgestellt worden, welche weiter Nichts als Abänderungen sind, die aus einer Vermischung des Kapuziners und des Apella entstanden. Ich bin fast nie einer Herde der ersteren begegnet, unter

welcher sich nicht einige Apellas befunden hätten. Aus diesem fortwährenden Zusammenleben beider Arten scheint auch die Vermischung derselben herzurühren, und aus dieser Vermischung entstand eine solche Menge von Verschiedenheiten in Bezug auf Behaarung und Färbung, daß die Thierkundigen in Verlegenheit gesetzt wurden."

In der Gefangenschaft zeigen die Rollaffen fast alle Eigenschaften der Meerkatzen und manche andere noch dazu. Sie sind Lieblinge der Indianer, und deshalb findet man sie auch am häufigsten bei ihnen gezähmt. Aber sie sind im höchsten Grade unreinlich und lassen sich Dinge zu Schulden kommen, welche selbst unter den Affen beispiellos dastehen. So lassen sie sich z. B. den Harn in die Hände laufen und waschen sich dann damit den ganzen Körper. Wie die Paviane lieben auch sie betäubende oder berauschende Genüsse. „Wurde ein gezähmter Rollaffe," sagt Schomburgk, „mit Tabaksrauch angeblasen oder ihm etwas Schnupftabak vorgehalten, so rieb er sich den ganzen Körper unter wahrhaft wollüstigen Verzuckungen und schloß dabei die Augen. Der Speichel lief ihm dabei aus dem Munde; er fing ihn aber mit den Händen auf und rieb ihn dann über den ganzen Leib. Manchmal war der Speichelfluß so stark, daß der Affe zuletzt wie gebadet aussah; dann war er ziemlich erschöpft. Dieselben Entzückungen rief auch eine angerauchte Cigarre hervor, die man ihm gab, und es scheint mir also, daß der Tabaksrauch in ihm ein ziemlich wollüstiges Gefühl errege." Thee, Kaffee, Branntwein und andere erregende Getränke bringen bei unseren Affen fast dieselbe Erscheinung hervor.

Unter allen Rollaffen dürfte für uns der Cay oder Saï (Cebus capucinus) eben der Kapuziner der wichtigste sein, und zwar aus dem einfachen, sicherlich aber schlagenden Grunde, weil er an Rengger einen Beobachter gefunden hat und uns hierdurch am genauesten bekannt geworden ist.

Cay bedeutet in der Sprache der Guaraner „Bewohner des Waldes"; das Wort ist aber von den Europäern vielfach verstümmelt worden und uns gegenwärtig weniger geläufig, als der erwähnte deutsche Name.

Der Cay gehört zu den größten seiner Familie. Sein Leib wird bis 16 Zoll, der Schwanz etwas über einen Fuß lang. Der Pelz ist dicht, die Färbung wechselt, wie bemerkt, außerordentlich. Junge Thiere sind hell, etwa bräunlichgelb; auf dem Scheitel, den Armen, Beinen und am Schwanze braun; an den nackten Theilen, wie das Gesicht, bräunlich fleischroth; an den Händen und Füßen mehr veilchenfarben. Wenn das Thier erwachsen ist, verändert sich die Farbe: der Kopf wird gelb, Arme, Scheitel, Backen, Schwanz und Hände werden schwarzbraun oder schwarz, und im Gesicht zeigen sich kurze, anliegende, glänzend weiße, blauspitzige Haare, welche an der Stirn einen großen lichten Fleck bilden. Ganz alte Kapuziner tragen einen Pelz von schwarzer, nur an Brust und Bauch brauner Färbung und einen sehr langen Bart. Die Weibchen sind schmächtiger und immer mehr bräunlich gefärbt.

Der Verbreitungskreis des Kapuziner reicht über den südlichen Wendekreis und über die Andes hinüber. Von Bahia bis Columbien ist der Affe überall gemein. Er zieht Waldungen vor, deren Boden nicht mit Gestrüpp bewachsen ist. Den größten Theil seines Lebens verbringt er auf den Bäumen; denn diese verläßt er überhaupt nur dann, wenn er trinken oder ein Maisfeld besuchen will. Sein Aufenthalt ist nicht bestimmt. Bei Tage streift er von Baum zu Baum, um sich Nahrung zu suchen, bei Nacht ruht er zwischen den verschlungenen Aesten eines Baumes. Gewöhnlich trifft man ihn in kleinen Familien von fünf bis zehn Stück, von denen die größere Anzahl Weibchen sind. Selten findet man wohl auch einzelne alte Männchen. Das Thier läßt sich schwer beobachten, weil es sehr furchtsam und scheu ist. Rengger versichert, daß er nur zufällig zu Beobachtungen habe gelangen können. Einmal machten ihn angenehm flötende Töne aufmerksam, und er sah ein altes Männchen, furchtsam herumblickend auf die höchsten Baumgipfel, näher kommen; ihm folgten zwölf oder dreizehn andere Affen beiderlei Geschlechts, von denen drei Weibchen theils auf dem Rücken, theils unter einem Arme Junge trugen. Plötzlich erblickte eines dieser Thiere einen nahestehenden

Pomeranzenbaum mit reifen Früchten, gab einige Laute von sich und sprang auf den Baum zu. Nach wenigen Augenblicken war die ganze Gesellschaft dort versammelt und beschäftigte sich mit Abreißen und Fressen der süßen Früchte. Einige fraßen gleich auf dem Baume; die anderen sprangen, mit je zwei Früchten beladen, auf einen der nächsten Bäume, dessen starke Aeste ihnen eine bequeme Tafel abgaben. Sie setzten sich auf einen Ast, umschlangen diesen mit ihrem Schwanze, nahmen dann eine der Pomeranzen zwischen die Hinterbeine und versuchten nun bei dieser die Schale in der Vertiefung des Stielansatzes mit den Fingern zu lösen. Gelang es ihnen nicht sogleich, so schlugen sie unwillig und knurrend die Früchte zu wiederholten Malen gegen den Ast, wodurch die Schale dann einen Riß erhielt. Kein einziger versuchte, die Schale mit den Zähnen zu lösen, wahrscheinlich weil ihnen der bittere Geschmack derselben bekannt war: sobald aber eine kleine Oeffnung in derselben



Der Cay oder Sai (Cebus capucinus).

gemacht worden war, zogen sie mit der Hand rasch einen Theil davon ab, leckten gierig an dem herabträufelnden Saft, nicht nur an der Frucht, sondern auch den, der an ihrem Arm oder der Hand war, und verzehrten dann das Fleisch. Der Baum war bald geleert, und jetzt suchten die stärkeren Affen die schwächeren um das Ihrige zu berauben, und dabei schnitten beide die seltsamsten Gesichter, fletschten mit den Zähnen, fuhren einander in die Haare und zausten sich tüchtig herum. Andere durchsuchten die abgestorbene Seite des Baumes, hoben die trockene Rinde vorsichtig auf und fraßen die darunter hausenden Kerbthierlarven. Als sie sich gesättigt hatten, legten sie sich in der bei den Brüllaffen beschriebenen Stellung der Länge nach über einen wagerechten Ast weg, um zu ruhen. Die Jüngeren aber begannen mit einander zu spielen und zeigten sich dabei sehr behend. An ihrem Schwanze schaukelten sie sich oder stiegen an ihm, wie an einem Stricke in die Höhe.

Die Mütter hatten ihre Noth mit den Kindern, welchen nach den süßen Früchten gelüstete. Anfangs schoben sie ihre Sprößlinge noch langsam mit der Hand weg, später zeigten sie ihre Ungeduld durch Grunzen, dann faßten sie das ungehorsame Kind bei dem Kopfe und stießen es mit Gewalt auf den Rücken zurück. Sobald sie sich aber gesättigt hatten, zogen sie das Junge wieder sachte hervor und legten es an die Brust. Die Mutterliebe zeigte sich durch die große Sorgfalt, mit welcher jede Alte ihr Junges behandelte, durch das Anlegen desselben an die Brust, durch beständiges Beobachten, durch das Absuchen seiner Haut und durch die Drohungen gegen die übrigen Affen, welche sich ihm nahten. Als die Jungen der drei Mütter gesogen hatten, kehrten zwei der größeren auf den Rücken ihrer Pflegerinnen zurück, das kleinste und schwächste aber blieb seiner Mutter an der Brust hängen. Die Bewegungen der Jungen waren weder leicht noch gefällig, sondern plump und unbeholfen, und die Thierchen waren sehr schläfrig.

Ein anderes Mal stieß Rengger auf eine Affenfamilie, welche sich eben anschickte, ein dicht am Walde gelegenes Maisfeld zu plündern. Sie stiegen sachte, sorgfältig sich umsehend, von einem Baume herab, brachen sich zwei oder drei Fruchtkolben ab und kehrten, dieselben mit der Hand an die Brust drückend, so schnell als möglich in den Wald zurück, um daselbst ihre Beute zu verzehren. Als Rengger sich zeigte, floh der ganze Trupp mit krächzendem Geschrei durch die Gipfel der Bäume; jeder aber nahm wenigstens einen Kolben mit sich weg. Rengger schoß nun auf die Fliehenden und sah ein Weibchen mit einem Säugling auf dem Rücken von einem Aste zum andern stürzen. Schon glaubte er, es in seine Gewalt bekommen zu haben, als es, schon mit dem Tode ringend, sich noch mit dem Schwanze um einen Ast schlang und an ihm wohl eine Viertelstunde hängen blieb, bis der Schwanz schlaff wurde und sich durch das Gewicht des Affen aufrollte. Das Junge hatte seine Mutter nicht verlassen, sich vielmehr, obgleich einige Unruhe zeigend, fest an sie angeklammert. Nachdem sie erstarrt und es von der Mutter gedrückt worden war, suchte das arme verwaiste Thierchen dieselbe noch mit kläglichen Tönen zu rufen und kroch nach ihr hin, sobald es freigelassen wurde. Erst nach einigen Stunden, bei eingetretener Todeskälte, schien es dem Säugling vor seiner Mutter zu grauen, und er blieb willig in der Busentasche seines nunmehrigen Beschützers sitzen.

Unser Berichterstatter sagt, daß auch in der Familie des Cay die Zahl der Weibchen die der Männchen überträfe, und vermuthet wohl mit vollstem Recht, daß dieser Affe in Vielweiberei lebe. Im Januar wirft das Weibchen ein Junges und trägt es die ersten Wochen an der Brust, später aber auf dem Rücken. Niemals verläßt die Mutter ihr Kind, nicht einmal, wenn sie verwundet wird. Rengger beobachtete zwar, daß ein Weibchen, welchem sein Jagdgefährte den einen Schenkel durch einen Schuß zerschmettert hatte, seinen Säugling von der Brust riß und auf einen Ast setzte; doch ist wohl wahrscheinlich, daß das mehr deshalb geschah, um den Säugling der Gefahr zu entrücken, als um sich selbst eine Erleichterung zu verschaffen.

Der junge Cay wird häufig eingefangen und gezähmt; alte lassen sich nicht an die Gefangenschaft gewöhnen: sie werden traurig, verschmähen, Nahrung zu sich zu nehmen, lassen sich niemals zähmen und sterben gewöhnlich nach wenig Wochen. Der junge Cay dagegen vergißt leicht seine Freiheit, schließt sich an den Menschen an und theilt sehr bald, wie viele andere Affen, mit dem Menschen Speisen und Getränke. Er hat, wie alle seiner Gattung Verwandten, ein sanftes Aussehen, welches mit seiner großen Gewandtheit nicht im Einklange zu stehen scheint. Gewöhnlich stellt er sich auf alle vier Hände und streckt dabei den am Ende etwas eingerollten Schwanz aus. Der Gang auf ebenem Boden ist sehr verschieden, bald im Schritt, bald im Trapp, bald ein Hüpfen oder endlich ein Springen. Auf den Hinterfüßen geht er aus eigenem Antriebe höchstens drei oder vier Schritt weit; doch zwingt man ihn zum aufrechten Gang, indem man ihm die Vorderhände auf den Rücken bindet; Anfangs fällt er freilich oft auf das Gesicht und muß deshalb durch eine Schnur hinten gehalten werden. Zum Schlafen rollt er sich zusammen und bedeckt das Gesicht mit dem Arme und dem Schwanze. Er schläft des Nachts, und wenn die Hitze groß ist, in den Mittagsstunden; die übrige Tageszeit ist er in beständiger Bewegung.

Unter den Sinnen des Thieres steht der Tastsinn oben an; die übrigen sind schwach. Er ist kurzsichtig und sieht bei Nacht gar nicht; er hört schlecht, denn man kann ihn leicht beschleichen. Noch schwächer ist sein Geruch; denn er hält jeden zu beriechenden Gegenstand nahe an die Nase und wird noch immer oft genug durch den Geruch getäuscht und verleitet, Sachen zu kosten, welche ihm der Sinn des Geschmacks als ungenießbar bezeichnet. Bei großem Hunger oder Durst nimmt er seinen eignen Koth zu sich und trinkt seinen eignen Harn. Der Tastsinn ersetzt die Schwächen der übrigen Sinne wenigstens einigermaßen. Er zeigt sich hauptsächlich in den Vorderhänden, weniger in den Hinterhänden und gar nicht im Schwanze. Durch Uebung und Erziehung wird dieser Sinn einer großen Vervollkommnung fähig. Rengger's Cay brachte es so weit, daß er seinen Herrn in der dunkelsten Nacht erkannte, sobald er nur einen Augenblick dessen gewöhnliche Kleidung betastet hatte.

Die Laute, welche der Cay von sich giebt, wechseln im Einklange mit seinen Gemüthsbewegungen. Man hört am häufigsten einen flötenden Ton von ihm, welcher, wie es scheint, aus Langeweile ausgestoßen wird. Verlangt er dagegen Etwas, so stöhnt er. Erstaunen oder Verlegenheit drückt er durch einen halb pfeifenden Ton aus; im Zorn schreit er mit tiefer und grober Stimme mehrmals „Hu, hu!" Bei Furcht oder Schmerz kreischt, bei freudigen Ereignissen dagegen kichert er. Mit diesen verschiedenen Tönen theilt der Leitaffe seiner Herde auch in der Freiheit seine Empfindungen mit. Diese sprechen sich übrigens nicht allein durch Laute und Bewegungen, sondern zuweilen auch durch eine Art von Lachen und Weinen aus. Das Erstere besteht im Zurückziehen der Mundwinkel; er giebt dabei aber keinen Ton von sich. Beim Weinen füllen sich seine Augen mit Thränen, welche jedoch niemals über die Wangen herabfließen.

Wie alle Affen ist auch der Cay sehr unreinlich. Er läßt seinen Koth überall fallen und beschmuzt sich auch häufig damit und zwar um so mehr, je weniger Freiheit man ihm läßt; mit seinem Harn besudelt er sich unaufhörlich.

Auch dieser Affe unterscheidet männliche und weibliche Menschen, und der männliche Affe liebt mehr Frauen oder Mädchen, der weibliche mehr Männer und Knaben.

Es kommt nicht selten vor, daß sich die Cay's in der Gefangenschaft begatten und dort Junge gebären. Ihre Zärtlichkeit für dieselben scheint hier noch größer zu sein, als in der Freiheit. Sie geben sich den ganzen Tag mit ihrem Kinde ab, lassen es von keinem Menschen berühren, zeigen es blos Leuten, welchen sie gewogen sind, und vertheidigen es muthig gegen jeden Andern.

Der Cay ist sehr empfindlich gegen Kälte und Feuchtigkeit und muß gegen sie geschützt sein, wenn er nicht erkranken soll. Dies ist leicht, weil er sich gern in eine wollene Decke einwickelt. In das Wasser geht er aus freien Stücken niemals. Auch hat man nie beobachtet, daß er sich durch Schwimmen zu retten versuchte. Wohl aber weiß man, daß er bald untergeht, wenn man ihn in das Wasser wirft. In der Gefangenschaft ist er vielen Krankheiten, namentlich dem Schnupfen und Husten ausgesetzt und leidet, wie seine altweltlichen Vettern, ebenfalls oft genug an der Schwindsucht. Gegen die leichten Krankheiten helfen ärztliche Mittel oder bringen wenigstens dieselben Wirkungen hervor wie beim Menschen. Nach Rengger's Schätzung dürfte sich das Alter, welches er erreichen kann, auf etwa funfzehn Jahre belaufen.

Die geistigen Eigenschaften des Cay sind unserer vollsten Beachtung würdig. Er lernt schon in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft seinen Herrn und Wärter kennen, sucht sich bei ihm Nahrung, Wärme, Schutz und Hilfe, vertraut ihm vollständig, freut sich, wenn dieser mit ihm spielt, läßt sich alle Neckereien gern von ihm gefallen, zeigt nach einiger Trennung beim Wiedersehen eine ausgelassene Freude und giebt sich demselben zuletzt so hin, daß er bald seine Freiheit ganz vergißt und zum halben Hausthier wird. Ein altes Männchen, welches Rengger besaß, machte sich zuweilen von seinem Riemen los und entfloh im ersten Gefühl der Freude über die erlangte Freiheit, kehrte aber nach Verlauf von zwei bis drei Tagen immer wieder in seine Gefangenschaft zurück, suchte seinen Wärter wieder auf und ließ sich nun ohne alle Umstände von diesem anbinden. Diejenigen

Affen, welche niemals mißhandelt worden sind, zeigen auch gern Zutrauen, besonders gegen die Neger, denen sie überhaupt mehr zugethan sind, als den Weißen.

Der Cay schließt sich nicht allein den Menschen an, sondern auch den Hausthieren, mit denen er aufgezogen wird. Es geschieht nicht selten in Paraguay, daß man ihn mit einem jungen Hunde aufzieht, welcher ihm als Reitpferd dienen muß. Wird er von diesem getrennt, so bricht er in ein Geschrei aus; beim Wiedersehen überhäuft er ihn mit Liebkosungen. Und dabei ist seine Liebe auch der Aufopferung fähig, denn bei Balgereien mit anderen Hunden vertheidigt er seinen Freund mit großem Muthe.

Aber ganz anders zeigt sich das Thier, sobald es Mißhandlungen erleben muß. Wenn es sich stark genug fühlt, sucht es, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und beißt den Menschen derb, sobald er es beleidigt. Wenn es aber seinen Gegner fürchtet, nimmt es seine Zuflucht zur Verstellung und versucht sich dann an ihm zu rächen, wenn es ihn unvermuthet überfallen kann. Renggers Cay biß Leute, die ihn vorher geneckt hatten, auf die heimtückischste Weise und kletterte dann immer schnell auf einen hohen Balken, wo man ihm nicht beikommen konnte. Alle Affen, welche man früher neckte, sind gegen Jedermann äußerst mißtrauisch, und man muß sich vor ihnen in Acht nehmen. Sie selbst necken aber gern und lassen kein Thier unangefochten vorübergehen. Hunde und Katzen zerren sie am Schwanze, Hühnern und Enten reißen sie Federn aus; selbst Pferde, welche in ihrer Nähe angebunden sind, ziehen sie am Zaume, und ihre Freude ist um so größer, je mehr sie ein Thier geärgert oder geängstigt haben.

Auch der Cay ist höchst naschhaft und lernt bald, wenn er dabei ertappt wird, heimlich stehlen, wobei er alle Kniffe und Pfiffe anwendet. Ertappt man ihn bei der That, so schreit er aus Furcht vor der Strafe schon im voraus laut auf, wird er aber nicht entdeckt, dann thut er so unschuldig und furchtlos, als ob Nichts geschehen wäre. Kleinere Gegenstände versteckt er, wenn er gestört wird, im Munde und frißt sie erst später. Seine Habsucht ist sehr groß. Was er einmal besitzt, läßt er sich so leicht nicht wieder nehmen, höchstens von seinem Herrn, wenn er diesen sehr lieb hat. Diese Habsucht ist schuld, daß man ihn in ausgehöhlten Kürbissen (Seite 6) fangen kann. Außer diesen Eigenschaften zeigt er noch Neugierde und Zerstörungssucht im hohen Grade.

Das Thier ist sehr selbstständig und unterwirft sich nicht gern dem Willen des Menschen. Man kann ihn wohl von Etwas abhalten, nicht aber zu Etwas zwingen. Dagegen sucht er, andere Geschöpfe seinem eigenen Willen zu unterwerfen und auch den Menschen, bald durch Liebkosungen, bald durch Drohungen. Diejenigen Thiere, denen er an Kraft und Gewandtheit überlegen ist, müssen sich in seinen Willen fügen. Dies thut seiner Gelehrsamkeit bedeutenden Abbruch. Er lernt blos Das, was ihm Nutzen bringt, z. B. Schachteln öffnen, Taschen seines Herrn untersuchen u. s. w. Mit den Jahren nimmt er an Erfahrung zu und weiß diese wohl zu benutzen. Giebt man ihm zum ersten Mal ein Ei, so zerbricht er es mit solchem Ungeschick, daß er den größten Theil des Inhaltes verliert; später öffnet er es blos an der Spitze und läßt Nichts mehr verloren gehen. Selten läßt er sich mehr als ein Mal durch Etwas täuschen. Schon nach kurzer Zeit lernt er den Ausdruck der Gesichtszüge und die verschiedenen Betonungen der Stimme seines Herrn verstehen und zeigt Furcht oder Freude, je nachdem er rauh oder sanft angeredet oder angesehen wird. Auslachen läßt er sich nicht, wahrscheinlich weil ihn das Gelächter an frühere unangenehme Lagen erinnert. Seine gemachten Erfahrungen wendet er auch bei verschiedenen Gegenständen geschickt an, d. h. er versteht Das, was er einmal gelernt hat, in der ausgedehntesten Weise zu benutzen. So lernt er den Hammer zum Zertrümmern, den Hebel zum Aufbrechen brauchen. Entfernungen schätzt er auf das genaueste und richtet hiernach seine Bewegung ein. Sein treues Gedächtniß und seine Urtheilsfähigkeit machen sich oft bemerklich. Diese beiden Geisteskräfte sind wohl bei allen gleichmäßig ausgebildet, bei älteren aber entschiedener, als bei jüngeren.

Nur die Indianer benutzen das Fell und Fleisch des Thieres und stellen ihm deshalb mit Pfeil und Bogen nach. Die Weißen halten den Affen höchstens in der Gefangenschaft. Außer den Menschen sind ihm noch die schon bei den früheren amerikanischen Affen genannten Katzen gefährlich.

Zwei andere Arten derselben Sippe sind der Apella (Cebus Apella) und der gehörnte Rollaffe (Cebus fatuellus). Beide Arten werden von manchen Forschern nur als Abänderungen der vorhergehenden angesehen, dürften sich aber denn doch hinlänglich unterscheiden.

Der Apella oder braune Rollaffe vertritt den Cay in Guiana und ist hier sehr gemein. Da er in seiner Färbung vielfach abändert, ist er nicht eben leicht zu beschreiben. Sein Körperbau ist ziemlich gedrungen; der verhältnißmäßig reichliche Pelz besteht aus glänzenden Haaren, welche sich auf dem Scheitel zu einem Schopfe erheben und im Gesicht zu einem Barte verlängern; ihre allgemeine braunschwarze Färbung geht auf Rücken, Schwanz und Schenkeln in Schwarz über; Gesicht und Kehle sind gewöhnlich lichter, und auf dem Scheitel verläuft regelmäßig ein dunkler Streifen. Oft sind auch die Seiten und die Beine lebhaft kastanienbraun gefärbt. In der Größe kommt das Thier dem Cay etwa gleich.

Ueber das Freileben des Apella haben wir bis jetzt nur dürftige Berichte erhalten, Schomburgk giebt noch die ausführlichste und anziehendste Schilderung. „Dicht an einen Baum gedrückt," so erzählt er, „warteten wir die Affenherde ab. Der Vortrab erschien jetzt vor uns, das Hauptheer



Der braune Rollaffe (Cebus Apella).

folgte bald und nach etwa einer Viertelstunde auch der letzte Trupp, den ich freilich durch mein nicht mehr zu unterdrückendes Lachen in wilde Flucht zersprengte. Wer hätte aber hier das Lachen unterdrücken können, wenn er die behenden Thiere mit ihrer übertriebenen Eile und Lebhaftigkeit sich auf den Aesten hätte hinbewegen sehen, wenn er das Klagen, Pfeifen und Singen der Schwächeren gehört, die boshaften Blicke bemerkt, welche sie den Stärkeren zuwarfen, sobald sie diesen in den Weg kamen und nun von ihnen gebissen und geschlagen wurden; wenn er die altklugen Gesichter der förmlich auf den Rücken der Mütter angeleimten Jungen und zugleich die ernsthaften Mienen wahrgenommen hätte, mit welchen auf der Reise jedes Blatt, jede Spalte nach Kerbthieren untersucht und hier und da ein fliegender Schmetterling, ein fliehender Käfer mit der äußersten Geschicklichkeit gefangen wurde. Unter solchem Gesichterschneiden mochten etwa vier- bis fünfhundert Kapuziner und Apellas über uns weggeeilt sein (denn eine andere Bewegung scheinen sie gar nicht zu kennen), als ich jenem Drange nicht mehr widerstehen konnte. Wie vom Donner gerührt, blieben die unmittelbar über uns Befindlichen einen Augenblick bewegungslos sitzen, stießen dann einen eigenthümlichen Schrei aus, der vor, hinter und neben uns sein Echo fand; alle sahen sich ängstlich nach allen Seiten um, bis sie uns bemerkten, starrten uns einen Augenblick an, wiederholten den Schrei noch greller, als das erste Mal,

und in doppelt gewaltigen Sprüngen flogen sie förmlich über uns hin, ohne daß auch nur ein anderer Ton, als das vermehrte Geräusch in den Zweigen gehört worden wäre."

„Bei einem solchen Vorfalle war ich Zeuge eines wirklich rührenden Beispiels aufopfernder Mutterliebe. Schon wollte ich nach meinem Boote zurückkehren, als die ängstliche Stimme eines Affen in einem Baume über mir es laut verkündete, daß er von seiner Mutter bei ihrer wilden Flucht vergessen worden war. Einer meiner Indianer erkletterte den Baum. Kaum sah das Thier die fremde Gestalt, als ihm die Angst einige lautere Töne auspreßte, die plötzlich vom nächsten Baum von der zurückgekehrten Mutter beantwortet wurden. Kaum waren diese Töne von dem geängstigten Thiere gehört, als es dieselben auch wieder mit einer ganz eigenen Stimme beantwortete, die nun andererseits ebenfalls ihren Wiederklang in dem Locken der Mutter fanden. Ein Schuß verwundete die Arme; sie schickte sich wohl zur Flucht an, kehrte aber augenblicklich wieder zurück, als ihr Liebling nochmals jene Angsttöne ausstieß, und sprang, ungeachtet eines zweiten Schusses, der sie fehlte, mit Anstrengung auf den Ast, welcher das klagende Junge trug. Schnell nahm sie dieses auf den Rücken und wollte sich eben mit ihm entfernen, als sie, trotz meines strengen Verbotes, ein dritter Schuß



Der gehörnte Rollaffe (Cebus fatuellus).

tödtete. Noch im Todeskrampfe drückte sie ihren Liebling fest an sich und versuchte die Flucht, stürzte aber bei diesem Versuche auf den Boden herab."

Man bringt den Apella sehr häufig zu uns, und er ist deshalb in Thiergärten und Thierschaubuden oft genug zu finden. Die im ganzen Süden Europas umherpilgernden Savoyarden benutzen ihn, wie manche Meerkatzen, um das Herz wohlhabender Leute wirksamer zu bearbeiten, als sie es mit ihren Drehorgeln vermögen. Die Musik dieser oft recht erbärmlich verstimmten Werkzeuge ist in den Straßen der Städte Frankreichs, Spaniens und Italiens so gewöhnlich, daß kein Mensch mehr auf den armen Bittsteller achtet, welcher die heitere Muse zu Hilfe ruft und mit Klängen und Liedern Herzen rühren will. Ach, gerade die Töne verschließen ihm diese Herzen; sie rufen den Unmuth wach, und der Beutel bleibt geschlossen. Da gebietet der Tonkünstler seiner zahmen Meerkatze, seinem Apella und Apollo zu seinem Besten an die verschlossenen Menschenherzen zu klopfen. Das Thier ist an einer langen, dünnen Leine befestigt, welche sein Herr zum größern Theile um die Hand gewickelt hat; jetzt lockert er die Bande, und unter den Klängen der Marseillaise oder irgend eines Gassenhauers steigt der kleine Bettler an Dachrinnen und Gesimsen empor, von Stockwerk zu Stockwerk, bis zur Mansarde hinauf. Und nun erscheint er am Fenster, ein Kind entdeckt ihn, heller

Jubel bricht los; es regnet Zucker- und anderes Backwerk — ach, wenn er doch Backentaschen hätte! — aber auch manchen Son, manchen Cuarto, manchen Soldo für seinen Herrn da unten: der Affe hat das Kinderherz geöffnet und der Kindermund der Eltern Geldbeutel. Jedes empfangene Geldstück wirft das Thier seinem Herrn zu; der sammelt unten lustig auf, so lange noch Etwas niederfällt, und dann zieht er fürder mit seinem Bettelgehilfen, und wenige Häuser weiter beginnt das Spiel von neuem.

Der Apella verträgt die Gefangenschaft recht gut und hat sich schon mehrmals auch in Europa in ihr fortgepflanzt. Er ist aber ein nicht eben liebenswürdiger Gesell; denn er ist schmuzig, frostig und traurig, wenigstens klagt oder winselt er fortwährend. Dabei schneidet er ohne Unterlaß gräuliche Gesichter. Aber er ist auch sanft und gutmüthig, wenn auch blos gegen größere Thiere. Kleinere, zumal Vögel, frißt er ohne Umstände auf, wenn er sie erwischt hat.

Der gehörnte Rollaffe oder Sapaju ist noch weniger bekannt, als der Apella. Das bürstenartige Haar auf seinem Kopfe, welches einen gleichsam in zwei Hörner auslaufenden Schopf bildet, und der blonde Bart zeichnen ihn aus. Die Färbung des Pelzes wechselt wie bei seinen übrigen Sippschaftsverwandten. Gewöhnlich ist die braune Farbe am Körper, die gelbliche im Gesicht vorherrschend. Die Leibeslänge beträgt 15, die Schwanzlänge 17 Zoll. Seine Heimat ist der Osten Südamerikas.

In der Gefangenschaft ist er lebhaft und unterhaltend. Seine Gutmüthigkeit erwirbt ihm gewöhnlich große Zuneigung seiner Herren. Leider hält er nicht lange in Europa aus, und nur selten erreicht er das Alter, in welchem sein sonderbarer Kopfputz deutlich hervortritt.

Ein schlanker Körper mit schlanken Gliedmaßen und sehr langem, dünnen und schlaffen Schwanze, ein runder Kopf mit bartlosem Gesicht und kurzer Schnauze, hellen Augen und großen Ohren, sehr kleinen Eckzähnen und fünfzehigen Vorder- und Hinterhänden kennzeichnet eine kleine Gruppe amerikanischer Affen, welche man wegen ihrer Beweglichkeit Springaffen und wegen ihrer geringen Größe auch wohl Eichhornaffen (Callithrix) genannt hat. Es sind gesellige Thiere, welche in den Baumkronen der dichten Wälder den ganzen Tag munter und rasch herumklettern und springen. Furchtsam größeren Thieren gegenüber, werden sie selbst doch kleineren gefährlich. Ihre Liebenswürdigkeit in der Gefangenschaft macht sie zu gern gesehenen Genossen des Menschen; doch hindern uns die Zärtlichkeit und Hinfälligkeit der Thierchen, sie außer ihrem eigentlichem Vaterlande zu halten. Ihr schmackhaftes Fleisch wird gern gegessen.

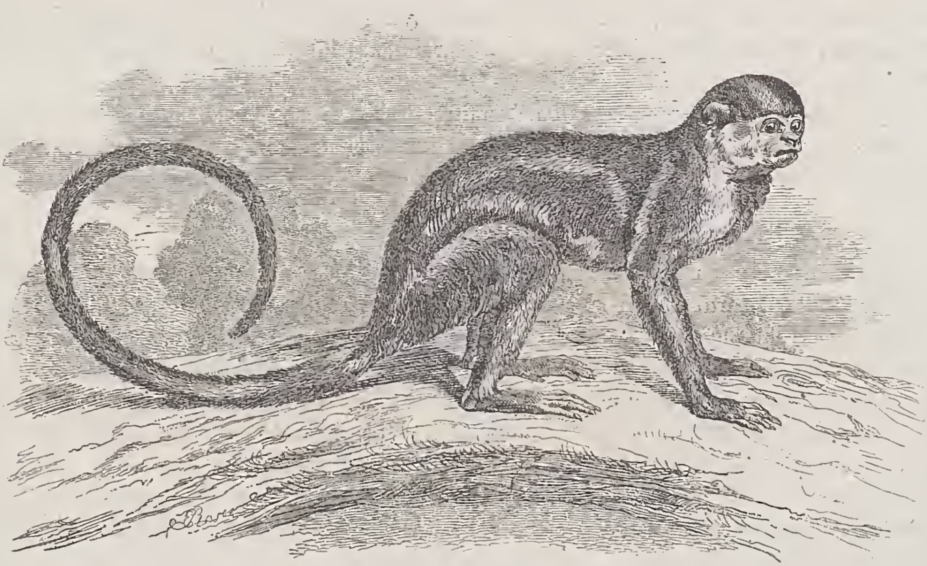
So viel im allgemeinen; zwei der hervorragendsten Arten mögen uns die netten Geschöpfe im besondern kennen lehren. Wir erwählen uns den gemeinen Saimiri oder Todtenkopfaffen (Callithrix sciurea) und den Titi oder die Witwe (Callithrix torquata), über welche uns namentlich Alexander v. Humboldt Ausführliches berichtet hat.

Der Erstere ist durch seine niedliche Gestalt und die schöne angenehme Färbung ebenso ausgezeichnet, wie durch die Zierlichkeit der Bewegung und durch seine Heiterkeit. Er kann einer der schönsten aller neuweltlichen Affen genannt werden, trägt deshalb mit vollstem Rechte seinen Sippennamen, welcher Schönhaar bedeutet und schon von Plinius einem Affen gegeben wurde. Dagegen entspricht sein etwas abschreckender deutscher Name keineswegs dem wahren Ausdrucke seines Kopfes; er verdankt ihn vielmehr nur einer höchst oberflächlichen und bei genauer Vergleichung sofort verschwindenden Aehnlichkeit. Der Saimiri ist sehr schlank gebaut und hat einen sehr langen Schwanz. Sein feiner Pelz ist oben röthlich schwarz, bei sehr Alten aber lebhaft pomeranzengelb, an den Gliedmaßen grau gesprenkelt und an der Unterseite weiß. Bisweilen herrscht die graue Farbe vor; manchmal erscheint der Kopf kohlschwarz und der Leib zeisiggelb mit schwarzer Sprenkelung, und die Gliedmaßen sind dann goldgelb: kurz, das Thierchen ändert ungemein, ist aber immer schmuck und nett,

wie es auch gezeichnet sei. Seine Körperlänge beträgt einen, die des Schwanzes aber beinahe anderthalb Fuß.

Hauptsächlich Guiana ist die Heimat des niedlichen Affen, und namentlich die Ufer der Flüsse dieses reichen Erdstriches werden von ihm bewohnt. Er lebt dort sehr häufig in ziemlich großen Gesellschaften. Man sieht ihn den Tag über in beständiger Bewegung. Die Nacht bringt er in Palmenkronen zu, welche ihm das sicherste Obdach bieten, und schon lange vor Sonnenuntergang begiebt er sich dorthin. Er ist sehr scheu und furchtsam und wagt es namentlich bei Nacht nicht, sich zu bewegen. Auch bei Tage ergreift er schon bei der leisesten Gefahr sogleich die Flucht; dabei sieht man die Herde in langen Reihen über die Baumkronen hinwegziehen. Ein Leitaffe ordnet den ganzen Zug und bringt, Dank der Beweglichkeit dieser Thiere, seine Herde gewöhnlich auch sehr bald in Sicherheit. Alle Bewegungen der Eichhornaffen sind voll Anmuth und Zierlichkeit. Sie klettern ganz vortrefflich und springen mit unglaublicher Leichtigkeit über ziemlich große Zwischenräume.

Nur in ihrem warmen und schönen Heimatlande befinden sie sich wohl, bei Kälte und Nässe leiden sie außerordentlich. Wenn Regenwolken die Sonne verbergen, suchen sie sich gegen die Kälte



Der Saimiri (Callithrix sciurea).

zu schützen, indem sie sich zusammendrängen, Hände und Füße um einander schlagen und den Schwanz einander um den Hals legen. So sieht man an kühlen Morgen oft ganze Gruppen in einen Klumpen geballt auf einem Zweige sitzen. Jeder sucht mit traurigem Winseln sich in die Mitte zu drängen, weil es dort am wärmsten ist; diejenigen, welche den schönen Platz nicht erwischen konnten, erheben ein gar klägliches Geschrei. Und nicht blos gegen die Kälte sind sie empfindlich, sondern auch gegen trockene Hitze; deshalb sterben sie auch sehr bald, wenn sie ihren feuchten Wäldern entführt werden.

Die Stimme des Eichhornaffen besteht in einem mehrmals wiederholten Pfeifen. Wenn ihm etwas Unangenehmes widerfährt, namentlich wenn er friert, beginnt er zu klagen und zu winseln. Auch Morgens und Abends vernimmt man derartige Laute, oft von einer ganzen Gesellschaft, und selbst in der Nacht noch gellt der Schrei der leicht erregten Thiere durch den Wald, das schlummernde Leben desselben weckend. „Befragt man die Indianer,“ sagt Humboldt, „warum die Thiere des Waldes zu gewissen Stunden einen so großen Lärm erheben, so geben sie die lustige Antwort: „Sie feiern den Vollmond.“ Ich glaube, die Ursache rührt meist daher, daß sich im innern Walde irgendwo

ein Kampf entsponnen hat. Die Jaguars z. B. machen Jagd auf die Bisamschweine und Tapirs, welche nur Schutz finden, indem sie beisammenbleiben und, in gedrängten Rudeln dahinjagend, das ihnen in den Weg kommende Gebüsch niederreißen. Die Affen, scheu und furchtsam, erschrecken ob dieser Jagd und beantworten von den Bäumen herab das Geschrei der größeren Thiere. Sie wecken die gesellig lebenden Vögel auf, und nicht lange, so ist die ganze Gesellschaft in Aufruhr."

Der Todtenkopf gehört zu den Furchtsamsten der Furchtsamen, so lange er sich nicht von seiner vollkommenen Sicherheit überzeugt hat; er wird aber zu einem echten Affen, wenn es gilt, handelnd aufzutreten. Er ist ein Kind in seinem Wesen, und kein anderer Affe sieht auch im Gesicht einem Kinde so ähnlich, als er: „es ist derselbe Ausdruck von Unschuld, dasselbe schalkhafte Lächeln, derselbe rasche Uebergang von Freude zur Trauer." Sein Gesicht ist der treue Spiegel der äußeren Eindrücke und inneren Empfindungen. Wenn er erschreckt wird, vergießen seine großen Augen Thränen, und auch den Schmerz giebt er durch Weinen zu erkennen. Seine Empfindlichkeit und Reizbarkeit ist groß; doch ist er nicht eigenwillig und seine Gutmüthigkeit bleibt sich fast immer gleich, so daß es eigentlich schwer ist, das liebe Thierchen zu erzürnen. Auf seinen Herrn achtet er mit großer Sorgfalt. Wenn man in seiner Gegenwart spricht, wird bald seine ganze Aufmerksamkeit rege. Er blickt Einem starr und unverwandt ins Gesicht, verfolgt und beobachtet mit seinen lebhaften Augen jede Bewegung der Lippen und sucht sich dann bald zu nähern, klettert Einem auf die Schulter und betastet Zahn und Zunge sorgfältig, als wolle er dadurch die ihm unverständlichen Laute der Rede zu enträthseln suchen.

Seine Nahrung nimmt er mit den Händen, oft aber mit dem Munde auf. Mit seinem Schwanze vermag er erreichbare Dinge an sich zu ziehen, kann sie aber nicht damit festhalten. Verschiedene Früchte und Blattknospen bilden wohl den größten Theil seiner Mahlzeiten; doch ist er auch ein eifriger Jäger von kleinen Vögeln und Kerbthieren. Ein von Humboldt gezähmter Eichhornaffe unterschied sogar abgebildete Kerbthiere von anderen bildlichen Darstellungen und streckte, so oft man ihm die bezügliche Tafel vorhielt, rasch die kleine Hand aus, in der Hoffnung, eine Heuschrecke oder Wespe zu erhalten.

Sein liebenswürdiges Wesen macht ihn allgemein beliebt. Er wird sehr gesucht und zum Vergnügen Aller gehalten. Auch bei den Wilden ist er gern gesehen und deshalb oft ein Gast ihrer Hütten. Alt Gefangene überleben selten den Verlust ihrer Freiheit, und selbst die, welche in der ersten Jugend dem Menschen zugesellt wurden, dauern nicht lange bei ihm aus.

Die Indianer jagen am liebsten an kühlen, regnerischen Tagen nach dem Saimiri. „Schießt man," erzählt Humboldt, „mit Pfeilen, welche in verdünntes Gift getaucht sind, auf einen jener Knäuel, so fängt man viele junge Affen auf einmal lebendig. Der junge Saimiri bleibt im Fallen an seiner Mutter hängen, und wird er durch den Sturz nicht verletzt, so weicht er nicht von Schulter und Hals des todten Thieres. Die meisten, welche man in den Hütten der Indianer antrifft, sind auf diese Weise von den Leichen ihrer Mütter gerissen worden."

Selbst diejenigen, welche schon länger in der Gefangenschaft gelebt haben, sind aus dem Innern schwer nur bis an die Küste zu bringen. Sobald man die Wälder hinter sich hat und die Steppen betritt, werden sie traurig und niedergeschlagen und siechen allgemach dahin. In Europa gehören sie zu den größten Seltenheiten der Thiergärten und Schaubuden.

Der Titi oder die Viudita (kleine Witwe) der Spanier wird gegenwärtig einer andern Sippe zugezählt, als der Saimiri, den man Chrysothrix genannt und abgetrennt hat, weil er sich von jenem und seinem Verwandten durch den Kopfbau und die Zahl der rippentragenden Wirbel unterscheidet.

Unsere kleine Witwe (Chrysothrix torquata) ist ein äußerst niedliches und farbenschönes Geschöpf. Ihre Leibeslänge beträgt funfzehn, die Schwanzlänge achtzehn Zoll. Das Haar ist fein und glänzend, fehlt aber in dem weißen, ins Blaue spielenden Gesicht und auf den kleinen, wohlgebildeten Ohren. Von der schwarzen Grundfarbe hebt sich ein weißes Kehlband scharf ab, und auch die Vorder-

hände haben dieselbe Farbe. Von diesen Abzeichen rührt der Name her: die Spanier sehen in ihnen Schleier, Halstuch und Handschuh einer Witwe in Trauer. — Rothbraune und rothröthliche Aeffchen derselben Gestaltung und Farbenvertheilung werden als Abänderungen derselben Art angesehen.

Westbrasilien und Peru sind das Vaterland der Viudita. Humboldt fand sie namentlich am rechten Ufer des Orinoko im Granitgebirg. „Die Gemüthsart dieses kleinen Affen," berichtet er, „verräth sich durch seine Haltung nur wenig. Blos beim Fressen stellt er sich auf die Hinterbeine, sonst sitzt er wie ein Nager da. Er sieht sanft und schüchtern aus; häufig berührt er das Fressen nicht, welches man ihm bietet, selbst wenn er starken Hunger hat. Die Gesellschaft anderer Affen liebt er nicht; wenn er des kleinsten Saimiri ansichtig wird, läuft er davon. Sein Auge verräth große Lebhaftigkeit. Wir sahen ihn stundenlang regungslos dasitzen, ohne daß er schlief, und auf Alles, was um ihn vorging, achten. Aber die Schüchternheit und Sanftmuth der Viudita sind nur



Der Titi (Callithrix torquata).

scheinbar. Ist sie allein, sich selbst überlassen, so wird sie wüthend, sobald sie einen Vogel sieht. Sie klettert und läuft dann mit erstaunlicher Behendigkeit; sie macht einen Satz auf ihre Beute, wie die Katze, und erwürgt, was sie erwischen kann."

Die Schweifaffen (Pithecia) unterscheiden sich von den Vorhergehenden durch ihren gedrungenen Leib, welcher durch die sehr lange und lockere Behaarung noch plumper erscheint, als er wirklich ist, durch den langen und buschig behaarten Schwanz, ihre regelmäßig dunkle Färbung und endlich durch den Zahnbau. Ihre Heimat sind die nördlichen Länder Südamerikas. Hier leben sie in dunklen Wäldern, nur zu kleinen Gesellschaften vereint, träg bei Tage, oft sich viele Stunden lang in den dichtesten Wipfeln bergend und hier regungslos verharrend, bis der kühle Abend hereinbricht und sie ermuntert. Hohe, trockene, von Unterholz freie Urwälder scheinen ihnen besonders zuzusagen. Von den übrigen Affen halten sie sich streng abgesondert. Ihre laute Stimme verräth sie von weitem dem Jäger, welcher ihnen gern nachgeht, um sich aus ihrer Schar einen Braten zu holen, obgleich ihre Jagd, wie die aller kleinen Affen, dem fühlenden Menschen manches Herzleid bringt.

„Ueberall, wo die Belaubung des Ufers dichter erschien," sagt R. Schomburgk, „fand ich auch Herden von Affen in den Zweigen versammelt, unter denen die wirklich netten Schweifaffen die größte Anzahl bildeten. Ihr schön gescheiteltes, langes Haar, die üppig stolzen Kinn= und Backenbärte, ihre langbehaarten, fuchsähnlichen Schwänze verleihen den lebhaft= und klugblickenden Thieren ein ungemein freundliches, zugleich aber auch lächerliches Aeußere. Es waren die ersten, denen ich auf meiner Reise begegnete. Natürlich mußte ich augenblicklich an das Land springen, um mein Jagdglück zu versuchen. Ich schoß ein Männchen und ein Weibchen. Doch bereute ich fast meinen Schuß, als ich die bittere, das Herz tief ergreifende Wehklage des Letztern hörte, welches ich nur stark verwundet hatte. Diese Klagetöne stimmen genau mit den bitteren Schmerzenslauten eines Kindes überein." —

In den großen Wäldern am obern Marañon und Orinoko findet man die gemeinste Art der Sippe sehr häufig. Es ist dies der Juden= oder Satansaffe (Pithecia Satanas), ein 15 Zoll



Der Juden- oder Satansaffe (Pithecia Satanas).

langes Thier mit fast ebenso langem Schwanze. Der ganz runde Kopf ist durch eine Art von Mütze ausgezeichnet, welche aus nicht sehr langen, dicht anliegenden Haaren besteht, die sich von einem gemeinsamen Wirbel auf der Höhe des Hinterhauptes strahlenförmig ausbreiten und auf dem Vorderkopf gescheitelt sind. Die Wangen und das Kinn sind von einem dicken schwarzen Barte umgeben. Der Oberleib ist dicht, aber nicht lang, die untere Seite dagegen nur dürftig behaart; der Schwanz ist sehr buschig. Alte Männchen und Weibchen sind schwarz, am Rücken rusig fahlgelb. Die Jungen haben eine bräunlich graue Färbung. Uebrigens kommen sehr verschiedene Abweichungen vor.

Der Judenaffe ist ein bei Tage langsames, schläfriges Thier, welches erst des Abends und in der Dämmerung zum Vorschein kommt und dann eine gewisse Behendigkeit zeigt. Seine Stimme ist laut tönend und wird in der Stille der Nacht weit gehört.

Er lebt in einem sehr untergeordneten Verhältnisse zu den Rollaffen, welche ihn nicht selten zwingen, von den Bäumen herabzusteigen und sich in das Gebüsch zurückzuziehen, wo sie ihn seiner erbeuteten Nahrung berauben, ja sogar ihn mißhandeln. Seines langen Bartes wegen soll er das Wasser,

welches er zu sich nimmt, mit der hohlen Hand zum Munde bringen und nur wenn er sich beobachtet sieht, auf gewöhnliche Weise trinken. Diese Angabe bedarf wohl noch sehr der Bestätigung. Er ist kräftig und wild und in hohem Grade reizbar. Deshalb ist er schwer zu zähmen und bleibt in der Gefangenschaft immer böse. Seinen Unwillen zeigt er bei der geringsten Veranlassung durch Zähnefletschen, Gesichtverzerrungen und das lebhafte Funkeln seiner Augen. Wenn er wirklich gereizt wird, stellt er sich aufrecht, reibt das Ende seines Bartes und springt wild um den Gegenstand seines Zornes herum. Bisweilen wird er so wüthend, daß er sich z. B. in einem ihm vorgehaltenen Stocke verbeißt und sich denselben kaum entreißen läßt. Die Indianer, welche sein Fleisch essen, nennen ihn Kuxio.

Ein anderes Mitglied dieser Sippe ist der weißköpfige Schweifaffe (Pithecia leucocephala), ein Thier, welches sich unter Anderm durch seinen außerordentlichen Namenreichthum auszeichnet. Männchen und Weibchen nämlich sind sehr abweichend gefärbt und deshalb als verschiedene Arten aufgeführt worden.



Der weißköpfige Schweifaffe (Pithecia leucocephala).

Alte Männchen sind am ganzen Körper schwarz, nur an den Vorderarmen etwas lichter gefärbt; den Vorderkopf bis zu den Augenbrauen bekleiden kurze, helle Haare, welche in der Mitte der Stirn die schwarze Haut frei lassen und an den Wangen sich bartartig verlängern. Zuweilen sind sie auch ockerfarben und da, wo sie das Gesicht einfassen, rostroth. Das schwarze Gesicht ist mit weißen oder rostfarbigen Haaren besetzt. Die Ohren, Sohlen, Finger und Nägel sind schwarz. Bei den Weibchen sind die Haare an der Ober- und Außenseite braunschwarz mit gelber Spitze, an der Unterseite licht roströthlich; der Backenbart ist am Grunde schwarz. Die Jungen ähneln den Weibchen. Im Allgemeinen ist der Pelz lang, straff und grob und nur an der Unterseite und den Händen dünn und spärlich. Ein lichter Haarkranz faßt das Gesicht ein und bildet einen Backenbart.

Der weißköpfige Schweifaffe oder Saki lebt mehr auf Büschen, als auf hohen Waldbäumen. Seine Nahrung soll, wie Laborde berichtet, aus Beeren, Früchten und Honigwaben bestehen. Die Weibchen bringen ein Junges zur Welt und tragen dieses lange Zeit auf dem Rücken. Genaueres weiß man nicht.

Auch das Leben des schwarzköpfigen Schweifaffen (Pithecia melanocephala) ist noch sehr unbekannt, obgleich das Thier durch seinen Namenreichthum beweist, daß es den Landeseingebornen oft vorkommen muß. Außer dem wissenschaftlichen Namen führt der Affe nämlich noch eine Menge andere; er heißt: Cacajao, Chucuto, Chucuzo und Caruiri, Mono=feo oder häßlicher Affe und Mono=Rabon oder Kurzschwanz. Letzterer Name ist in der Neuzeit der maßgebende geworden; denn man hat den Cacajao nebst einigen anderen ihm ähnlichen Arten, welche sich durch ihren kurzen, dicht behaarten Schwanz allerdings wesentlich von allen übrigen Neuweltsaffen unterscheiden, von



Der schwarzköpfige Schweifaffe (Pithecia melanocephala).

den Schweifaffen getrennt, zu einer besondern Sippe vereinigt und diese geradezu Kurzschwänze (Brachyurus) genannt. Anfangs, als man die Thiere nur in wenigen Bälgen kannte, war man geneigt zu glauben, daß sie ihren Schwanz durch einen Zufall theilweise verloren hätten. Die genauere Betrachtung ihrer breiten Schnauze, der sehr seitlich stehenden Nasenlöcher, des dünnen Bartes, des kurzen, lockern Pelzes, sowie der langen, schmalen Nägel ließ diese Meinung jedoch bald verschwinden und unsere Thiere als Mitglieder einer eigenen Sippe erscheinen. Wenn man will, kann man sie als die Vertreter der Makaken ansehen.

Der Cacajao ist etwa achtzehn Zoll, mit dem Schwanze aber zwei Fuß lang. Sein dichter, glatter Pelz ist an den Schultern und Seiten verlängert, am Unterleib aber sehr dünn. Im Nacken

bildet er einen Wirbel, von welchem aus die Haare gegen den Kopf gerichtet sind. Sein Bart ist an den Wangen spärlich. Der dünne, kurze Schwanz trägt einen dicken, am Ende abgestutzten Haarbusch. Sehr lang und stark sind die Finger. Das Thier ist auf dem Rücken graugelb, nach hinten rostroth, am Unterschenkel und den Füßen schwarz gefärbt. Die Haare des Kopfes und der Vorderarme sind glänzend schwarz und ebenso die nackte Gesichtshaut.

Spix berichtet, daß dieser Affe in kleinen Gesellschaften an Flußrändern vorkommt und während seiner Wanderung meist einen mißtönenden Laut hören läßt. In der Gefangenschaft zeigt er sich gefräßig, stumpfsinnig, aber nicht bösartig, sondern furchtsam und gelassen. Humboldt besaß lange Zeit einen solchen Affen und erzählt, daß derselbe, wenn er gereizt wurde, das Maul auf die sonderbarste Art aufsperrte, sein Gesicht auf das ärgste verzog und in ein lebhaftes Lachen ausbrach. Er war sehr unbeholfen und nahm, wenn er Etwas ergreifen wollte, regelmäßig eine merkwürdige Stellung ein, indem er sich mit gekrümmtem Rücken niedersetzte und beide Arme weit von sich streckte. Der Anblick eines Krokodils oder einer Schlange versetzte ihn in solche Furcht, daß er am ganzen Körper zitterte.

Seine Heimat ist das nordwestliche Brasilien jenseits des Amazonenstromes, namentlich die Uferwaldungen der Flüsse Neugranadas und Ecuadors; er soll aber nirgends häufig sein.

Bis jetzt ist er meines Wissens nur einmal lebend nach Europa gebracht worden.

Azara ist der erste Naturforscher, welcher uns mit einem der merkwürdigsten aller Vierhänder bekannt gemacht hat. Wenig später, als er, berichtet Humboldt über dasselbe Thier, darauf und am ausführlichsten Rengger und endlich Schomburgk. Dieser Vierhänder ist der Nachtaffe, welcher als Vertreter einer eigenen Sippe (Nyctipithecus oder, wie sie Humboldt der kleinen Ohren wegen nennt, Aotus). In der Neuzeit hat man noch andere Arten derselben Sippe aufgefunden. Sie bilden gewissermaßen den Uebergang von den eigentlichen Affen zu den, wie sie, nächtlichlebenden und ihnen auch sonst in vieler Hinsicht nicht unähnlichen Halbaffen oder Aeffern. Ihr Kopf und ihr Gesichtsausdruck unterscheidet sie augenblicklich von allen bisher genannten und kennzeichnet sie sehr gut. Der Kopf ist klein und rundlich; die Augen sind groß und eulenähnlich. Die Schnauze ragt wenig hervor und ist breit und groß; die Nasenlöcher öffnen sich ganz nach unten, und die Ohren sind klein. Ihr Leib ist gestreckt, weich und locker behaart; der etwas buschige Schwanz ist länger, als der Körper. Die Nägel sind zusammengedrückt und gebogen. Alle Arten bewohnen Brasilien und seine Nachbarländer. Die Lebensweise der einen ist auch die der anderen, und wir können deshalb, um die ganze Sippschaft kennen zu lernen, diejenige Art für uns auswählen, welche Rengger ausführlich beobachtet hat, den Mirikina (Nyctipithecus trivirgatus).

Der schmächtige Leib des Thieres ist dreizehn, der Schwanz aber achtzehn Zoll lang. Die Färbung des Pelzes ist oben graubraun, mehr oder weniger rostfarbig; der Schwanz hat eine schwarze Spitze. Auf dem Scheitel finden sich drei gleichbreite, schwarze, mit einander gleichlaufende Streifen, und von dem Nacken bis zur Schwanzwurzel verläuft ein breiter, hellgelblich brauner Streifen. Alle Haare sind fein und sehr weich anzufühlen. Zwischen den Geschlechtern findet in der Färbung kein Unterschied statt.

Rengger behauptet, daß sich der Mirikina blos am rechten Ufer des Rio-Paraguay finde und zwar nur bis zum 25. Grade südlicher Breite. Am linken Ufer hat ihn bis jetzt Niemand angetroffen. Von seinen Sitten im freien Zustande ist nur wenig bekannt. Er bringt sein Leben auf und in Bäumen zu, geht während der Nacht seiner Nahrung nach und zieht sich am Morgen in eine Baumhöhle zurück, um hier den Tag über zu schlafen. Beim Sammeln von Brennholz fanden die Leute unsers Naturforschers einmal ein Pärchen dieser Affen, welche in einem hohlen Baume schliefen. Die aufgescheuchten Thiere suchten sogleich, zu entfliehen, waren aber von dem Sonnenlicht so geblendet, daß sie weder einen richtigen Sprung machen, noch sicher klettern konnten. Sie wurden deshalb leicht eingefangen, obwohl sie sich mit ihren scharfen Zähnen zu vertheidigen suchten. Das Lager bestand

aus Blättern und war mit einer Art von Baummoos ausgelegt, woraus hervorzugehen scheint, daß diese Thiere an einem bestimmten Orte leben und sich allnächtlich in dasselbe Lager zurückziehen. Man trifft immer ein Pärchen bei einander an, niemals aber größere Gesellschaften. Nach Aussage der Jäger soll das Weibchen in unseren Sommermonaten ein Junges werfen und dieses erst an der Brust, später aber auf dem Rücken mit sich herumtragen.

Dies ist Alles, was uns Rengger von dem Freileben des Mirikina mittheilen kann. Um so mehr aber berichtet er uns von gefangenen Affen dieser Art.

Der junge Mirikina läßt sich leicht zähmen, der alte hingegen bleibt immer wild und bissig. Mit Sorgfalt behandelt, verträgt er die Gefangenschaft gut; durch Unreinlichkeit aber geht er zu Grunde. Man hält ihn in einem geräumigen Käfig oder im Zimmer und läßt ihn frei herumlaufen, weil er sich leicht in den Strick verwickelt, wenn man ihn anbindet. Während des ganzen Tages zieht er sich in die dunkelste Stelle seiner Behausung zurück und schläft. Dabei sitzt er mit eingezogenen Beinen und stark nach vorn gebogenem Rücken und versteckt das Gesicht zwischen seinen gekreuzten Armen. Weckt man ihn auf und erhält ihn nicht durch Streicheln oder andere Liebkosungen wach, so schläft er sogleich wieder ein. Bei hellen Tagen unterscheidet er keinen Gegenstand; auch ist seine Pupille alsdann kaum noch bemerkbar. Wenn man ihn aus der Dunkelheit plötzlich ans Licht bringt, zeigen seine Geberden und kläglichen Laute, daß ihm dasselbe einen schmerzlichen Eindruck verursacht. Sobald aber der Abend anbricht, erwacht er; seine Pupille dehnt sich mehr und mehr aus, je mehr das Tageslicht schwindet, und wird zuletzt so groß, daß man kaum noch die Regenbogenhaut bemerkt. Sein Auge leuchtet wie das der Katzen und der Nachteulen, und er fängt nun mit eintretender Dämmerung an, in seinem Käfig herumzugehen und nach Nahrung zu spähen. Dabei sind seine Bewegungen leicht, wenn auch auf ebenem Boden nicht besonders gewandt, weil seine hinteren Glieder länger als die vorderen sind. Im Klettern aber zeigt er große Fertigkeit, und im Springen von einem Baume zum andern ist er Meister. Rengger ließ seinen gefangenen Mirikina zuweilen bei hellen Stern- und Mondnächten in einem mit Pomeranzenbäumen besetzten, aber ringsum eingeschlossenen Hofe frei. Da ging es dann lustig von Baum zu Baum, und es war keine Rede davon, das Thier bei Nacht wieder einzufangen. Erst am Morgen konnte man ihn ergreifen, wenn er vom Sonnenlicht geblendet ruhig zwischen den dichtesten Zweigen der Bäume saß. Bei seinen nächtlichen Wanderungen erhaschte er fast jedesmal einen auf den Bäumen schlafenden Vogel. Andere, welche Rengger beobachtete, zeigten sich außerordentlich geschickt im Fangen von Kerbthieren.



Der Mirikina (Nyctipithecus trivirgatus).

Des Nachts hörte man oft einen starken dumpfen Laut von ihm, und er wiederholte dann denselben immer mehrmals nach einander. Reisende haben diesen Laut mit dem Brüllen des Jaguars verglichen, doch hat er damit nur dann Aehnlichkeit, wenn man dem Mirikina sehr nahe ist, den Jaguar aber in großer Entfernung hört. Seinen Zorn drückt er durch den wiederholten Laut: „grr grr" aus.

Unter den Sinnen scheint sein Gehör obenanzustehen. Er richtet auf das geringste Geräusch sogleich seine Aufmerksamkeit. Sein Gesicht ist blos während der Nacht brauchbar, das Tageslicht blendet ihn so, daß er gar nicht sehen kann. In sternhellen Nächten sieht er am besten. Die geistigen

Fähigkeiten des Affen sind gering; er lernt niemals seinen Herrn kennen, folgt seinem Rufe nicht und ist gegen seine Liebkosungen ganz gleichgiltig. Selbst zur Befriedigung ihrer Begierden und Leidenschaften sieht man sie keine Handlung ausführen, welche auf einigen Verstand schließen ließe. Rengger hat blos eine große Anhänglichkeit zwischen Männchen und Weibchen bemerkt. Ein eingefangenes Paar geht stets zu Grunde, wenn eins seiner Glieder stirbt, das andere grämt sich zu Tode. Die Freiheit lieben die Thiere über Alles, und sie benutzen deshalb jede Gelegenheit, um zu entweichen, auch wenn man sie jung gefangen und schon Jahre lang in der Gefangenschaft gehalten hat.

Nach Europa scheint er nur einmal lebend gekommen zu sein: Weinland sah ihn (1861) im Regent's Park bei London.

Schomburgks Bericht bestätigt die obigen Angaben. „In Ascurda," sagt er, „lernte ich auch eins der merkwürdigsten Thiere Guianas, den Nachtaffen oder Durukuli der Indianer, als zahmes Hausthier kennen. Es war der erste, den ich überhaupt während meines Aufenthalts sah, einen zweiten fand ich später. Es ist ein niedliches, eigenthümliches und ebenso lichtscheues Thier, wie die Eule und die Fledermaus. Sein kleiner runder Kopf, die gewaltig großen, gelben Augen, die kleinen, kurzen Ohren geben ihm ein äußerst merkwürdiges, possierliches Aeußere. Die ängstlichen hilflosen Bewegungen erregen förmliches Mitleid. Am Tage ist der Durukuli fast vollkommen blind, taumelt wie ein Blinder umher, klammert sich an den ersten besten dunklen Gegenstand an und drückt an denselben das Gesicht, um dem schmerzhaften Eindrucke des Lichts zu entgehen. Der dunkelste Winkel der Hütte ist sein liebster Aufenthalt, und hier liegt er während des Tages in einem förmlichen Todtenschlafe, aus welchem ihn nur mehrere Schläge erwecken können. Kaum aber ist die Nacht hereingebrochen, so kommt der feste Schläfer aus seinem Schlupfwinkel hervor, und nun giebt es kein muntereres Thier. Von Hängematte geht's zu Hängematte, dabei werden dem darin liegenden Schlafenden Hände und Gesicht beleckt; vom Boden geht's bis zum äußersten Balken, und was nicht fest genug steht, liegt am Morgen gewöhnlich auf der Erde umher. Vermöge der Länge der Hinterfüße gegen die der Vorderfüße gehört der Durukuli zu den ausgezeichnetsten Springern. Merkwürdig ist es, wenn das Thier Abends bei Tische seinen Tummelplatz unter diesem aufschlägt, dann an den Leuten emporkriecht und wie von einer Tarantel gestochen zurückprallt, sobald es von den Lichtstrahlen der auf dem Tische stehenden Kerzen getroffen wird. Im Dunkeln leuchten die Augen viel stärker, als die des Katzengeschlechts. Obschon der Durukuli wie die Affen mit Allem vorlieb nimmt, so scheinen kleinere Vögel doch sein Lieblingsfraß zu sein. Das lichtscheue Wesen, wie die tiefen Verstecke in denen das Thier am Tage zubringt, scheinen mir die Hauptursache, daß es so selten gesehen wird."

Fell und Fleisch werden blos von den wilden Indianern benutzt.

* * *

Viele Naturforscher sehen in den Thieren, welche wir hier zu einer besondern Familie vereinigen, nur Sippen der vorhergehenden Familie und stellen sie deshalb mit dieser zusammen. Die unterscheidenden Merkmale zwischen ihnen und den vorhergehenden Affen sind aber immerhin beträchtlich genug, um eine derartige Trennung, wie wir sie anwenden, zu rechtfertigen.

Die Krallenaffen (Arctopitheci) sind kleine, niedliche Bewohner der Urwälder Südamerikas. Ihre Hinterfüße sind mit einem den übrigen Zehen entgegensetzbaren Daumen versehen; die Vorderfüße dagegen haben keinen eigentlichen Daumen, weil die Innenzehe nicht den übrigen entgegengesetzt werden kann. Nur der Daumen der Hinterzehe hat einen platten Nagel, alle übrigen Zehen dagegen besitzen Krallen. In diesen Unterschieden vornehmlich sind die Gründe zu suchen, welche einige Naturforscher bestimmten, die Krallenaffen als besondere Familie von den übrigen Vierhändern der neuen Welt zu sondern. Die Hände der Krallenaffen sind zu eigentlichen Pfoten geworden und unsere Thiere

erinnern deshalb lebhaft an die Eichhörnchen, mit denen sie auch im Betragen und in ihrer Lebensweise vielfach übereinstimmen. Ihr Gebiß sondert sie ebenfalls von den übrigen amerikanischen Affen. Sie haben z. B. nur zwei anstatt drei Kauzähne. So bilden sie ein eigenthümlich vermittelndes Glied zwischen den Affen und den Hörnchen. Ihr Kopf ist rundlich, das kurze Gesicht platt; die Augen sind klein und die Ohren groß. Der Körper ist schlank, der Schwanz lang und buschig, der Pelz seidenweich. Eigenthümliche Haarbüschel an den Ohren zeichnen viele von ihnen besonders aus und erwerben ihnen hierdurch das Recht, eine eigne Sippe zu bilden.

Alle Krallenaffen leben in den Wäldern und zwar meist in den dichtesten Urwäldern; nur wenige kommen in den buschigen, sandigen Ebenen vor. Wie die Eichhörnchen ziehen sie unter Umständen von einer Gegend in die andere. Sie führen ein echtes Baumleben und klettern mit einer Gewandtheit auf den Aesten herum, welche bald an die Affen, bald an die Eichhörnchen erinnert. Wie die letzteren rutschen sie, wie jene krallen sie sich beim Klettern hauptsächlich in die Rinde der Aeste ein, obwohl sie auch wie die eigentlichen Affen einen Ast wenigstens mit ihren Hinterfüßen theilweise umklammern können. In der Ruhe nehmen sie ganz die Stellung der Hörnchen an und legen sich auch oft, wie diese, platt auf einem Aste nieder. Man findet sie stets in Gesellschaften, oft in solchen von ziemlich bedeutender Anzahl. Bei Tage sind sie munter und lebendig, die Nacht bringen sie schlafend in Baumhöhlen zu. Dabei rollen sie sich gern mit Andern ihrer Art in einen Klumpen zusammen und decken sich gleichsam mit ihren Schwänzen zu.

Sie gehen niemals auf zwei Füßen und treten immer mit der ganzen Sohle auf.

Ihre Nahrung besteht in Früchten, Kerbthieren und Spinnen; namentlich Kerbthieren stellen sie außerordentlich eifrig nach. Sämereien, Vogeleier, Pflanzen, Blättchen und so weiter werden von ihnen wohl auch verzehrt.

In ihrem Wesen ähneln sie den Eichhörnchen noch weit mehr, als den Affen. Sie sind scheu und furchtsam und stets auf ihrer Hut gegen die vielen Raubthiere, welche auf sie Jagd machen. Bei dem geringsten Geräusch suchen sie sich zu verbergen, und beim Anblick fremdartiger Gegenstände huschen sie blitzschnell in die dichtesten Baumkronen hinauf und schauen von dort aus nur zuweilen sich ängstlich um. Wenn sie gefangen werden, beißen sie sehr heftig um sich herum und zeigen sich dabei als ebenso boshafte wie eigensinnige, mißtrauische und reizbare Thiere. Sobald sie gereizt werden, sträuben sie die Mähne ihres Halses oder Kopfes und weisen ihre Zähne. Im Zimmer gefallen sie mehr durch ihre äußere Erscheinung, als durch ihre Gelehrigkeit. Sie können leicht gezähmt werden, gewöhnen sich an ihren Pfleger, werden auch zutraulich, sind aber ebensowohl in geistiger als in leiblicher Hinsicht außerordentlich empfindlich.

Die Weibchen werfen ein, aber auch zwei, ja selbst drei Junge und tragen dieselben auf dem Rücken und am Bauche, oft alle zugleich. Während das eine saugt, sitzt das andere auf dem Rücken. Männchen und Weibchen unterstützen sich in der Erziehung der Jungen gegenseitig, und das Männchen nimmt seinem Weibchen wenigstens die Last des Herumschleppens seiner Kinder gern ab. Bei denjenigen Arten, welche mit Ohrenbüscheln versehen sind, klammern sich die Jungen an diese an.

Als die schlimmsten Feinde der schmucken Geschöpfe werden die Raubvögel genannt. Den Baumkatzen entgehen sie, Dank ihrer Schnelligkeit und Behendigkeit und ihrer vorsichtigen Auswahl der Schlafstellen; vor den Adlern und Falken dagegen giebt es keine Flucht. Unzählige fallen diesen gefährlichen Räubern zur Beute; ihr Tagleben ist eigentlich nur ein Kampf um Sein oder Nichtsein. Der Mensch stellt ihnen weniger ihres Nutzens, als ihrer Anmuth halber nach. Ihr Fleisch wird zwar von den Eingebornen gegessen, aber dem anderer Affen nachgestellt, und das Fell weiß auch Niemand zu verwerthen: um so häufiger aber sieht man die schmucken Gesellen als Gefangene in den Hütten der Indianer.

Man unterscheidet namentlich zwei Sippen: die Seidenaffen (Hapale oder Iacchus) und die Midasaffen (Midas). Bei ersteren ist der Schwanz buschig und sehr lang; die Ohren sind mit

Haarbüscheln versehen, und das Gesicht ist von keiner Mähne umgeben. Bei den letzteren fehlen die Büschel an den Ohren; sie besitzen dafür aber meistentheils eine ziemlich ausgebildete Gesichtsmähne.

Unter den Seidenaffen ist das Weißohr oder der Marmoset, Sagnin, Uistiti (Iacchus vulgaris) der bekannteste. Er ist ein sehr kleines, zierliches Thierchen von 8½ Zoll Körperlänge und 13 Zoll Schwanzlänge. Der ganze Leibesbau ist zierlich, aber nicht unkräftig; der Pelz sehr lang und weich. Die Färbung des Körpers besteht im Allgemeinen aus Schwarz, Weiß und Rostgelb, und zwar wird diese Färbung durch die eigenthümliche Zeichnung der Haare selbst bewirkt, welche an der Wurzel schwärzlich, dann rostgelb, hierauf wieder schwarz und endlich an der Spitze weißlich sind. Auf dem Oberrücken fällt die Färbung mehr in das Rostgelbe, auf dem Unterrücken wechseln schmale, schwarz und weiße wellenförmige Querbinden mit einander ab. Am Unterleibe und den Gliedmaßen sind alle Haare mit weißlichgrauen Spitzen versehen, weshalb an diesen Theilen die genannte Farbe vorherrschend wird. Ein weißlicher dreieckiger Stirnflecken und ein blendend weißer Ohrpinsel stechen



Der Marmoset oder Uistiti (Iacchus vulgaris).

von dem dunkelbraunen Kopf lebhaft ab. Das Gesicht ist dunkel fleischfarben und spärlich mit weißlichen Härchen besetzt. Der Schwanz ist schwarz mit etwa zwanzig schmalen, weißlichen Ringen und weißer Spitze.

Der Uistiti findet sich nur in den mittlen Theilen der Ostküste von Brasilien, hier aber in zahlreichen Gesellschaften, nicht selten auch in der Nähe von Städten und Dörfern. Er ist ein echtes Baumthier und lebt durchaus wie die Eichhörnchen, denen er auch in seinen lebhaften Bewegungen, kurz in seinem ganzen Wesen ähnelt. Bei Tage ist er in beständiger Bewegung, des Nachts aber still und ruhig. Man sieht ihn selten aufrecht auf einem Baume sitzen, sondern gewöhnlich nach Eichhörnchenart auf den Aesten liegen. Nicht selten kommen kleine Gesellschaften unter lautem Pfeifen und Zischen bis in die Pflanzungen. Sie werfen zwei bis drei Junge, bringen davon aber gewöhnlich nur ein einziges auf.

Gegen Kälte und Nässe sind sie im höchsten Grade empfindlich; gleichwohl aber sind sie häufig lebend nach Europa gebracht worden. Man kennt sie nämlich schon seit Entdeckung von Amerika und hat sie stets in der Gefangenschaft gehalten. Sie lassen sich mit Obst, Gemüse, Kerbthieren, Schnecken

und Fischen recht gut ernähren und werden gewöhnlich sehr bald außerordentlich zutraulich, doch nur gegen Diejenigen, welche sie beständig pflegen. Gegen Fremde sind sie mißtrauisch und reizbar, überhaupt sehr eigensinnig, wie ein ungezogenes Kind. Ihren Unwillen geben sie dann immer durch pfeifende Töne zu erkennen. Sie sind so furchtsam, daß ihnen der Anblick einer vorüberfliegenden Wespe schon große Angst einflößt. Alles Fremdartige überhaupt bringt sie in Aufregung. Alt gefangene Thiere zeigen sich anfangs ziemlich wild und schreien schon bei der geringsten Annäherung. Es währt auch ziemlich lange, bis man sie berühren darf. Wenn sie einmal zahm geworden sind, befreunden sie sich nicht nur mit den Menschen, sondern auch mit den Hausthieren, vor allen anderen mit den Katzen, mit welchen sie spielen und in deren Nähe sie gern schlafen, wahrscheinlich der Wärme wegen. Sie suchen sich nämlich beständig sorgfältig gegen Kälte zu schützen und tragen die ihnen dargereichte Baumwolle und andere Stoffe, Lumpen, wollene Flecken u. s. w. gern in einen Winkel ihres Käfigs, bereiten sich ein Lager daraus und hüllen sich dann dicht in dieses ein. Es sieht sehr hübsch aus, wenn das kleine Thier sein zierliches Köpfchen aus seinem Bettchen hervorstreckt, sobald sich ihm Bekannte mit leckeren Bissen nahen.

In Paris paarten sich zwei dieser Aeffchen Ende Septembers, und das Weibchen warf gegen Ende Aprils, also nach sieben Monaten, drei sehende Junge, ein männliches und zwei weibliche. Die jungen Thierchen waren mit sehr kurzen, graulichen Haaren bekleidet, als sie zur Welt kamen. Sie hefteten sich sogleich an die Mutter und versteckten sich in deren Haare. Aber ehe sie zu saugen begannen, biß die Alte einem von ihnen den Kopf ab und fraß denselben. Nachdem aber die beiden anderen sich angesaugt hatten, nahm sie sich ihrer an, und der Vater that dasselbe. Wenn der Mutter nämlich die Jungen zu schwer wurden, streifte sie dieselben an einer Wand ab, und dann ließ sie das Männchen sogleich auf seinen Rücken klettern. Auch kam es vor, daß sie sich ihrem Herrn Gemahl mit kläglichen Tönen näherte, als wolle sie ihn bitten, ihr ihre Last zu erleichtern, und auch dann zeigte sich das Männchen stets willfährig. Es trug, wie sein Weibchen, die Jungen entweder auf dem Rücken oder unter dem Leibe und behielt sie solange bei sich, bis die Kleinen saugen wollten; dann gab es dieselben der Mutter wieder zurück. Die Mutter schien weniger Sorge für ihre Sprößlinge zu haben, als der Vater, und daher mochte es wohl auch kommen, daß beide nach einander dahin starben. Schon nach einigen Wochen nämlich wurde die Alte sehr häufig müde, ihre Kinder herumzuschleppen, und auch der geplagte Vater weigerte sich zuletzt, die Jungen zu tragen. Nun kletterte das kleine Volk an der Decke seines Käfigs hinauf. Oft verstieg es sich hier und konnte nicht wieder herunterkommen; dann schrie es um Hilfe. Bisweilen leisteten ihm die Eltern dieselbe, oft aber ließen sie sie auch schreien, ohne sich um dieselben zu kümmern, und die Wärter mußten nun ihr Flehen erhören.

Das eben Mitgetheilte steht übrigens nicht vereinzelt da; denn der Uistiti hat in Europa schon mehrmals Junge gezeugt, einmal sogar in Petersburg und unter Umständen, welche den Fall zu einem sehr merkwürdigen machen. Man hielt die Thiere selbst bei ziemlich rauhen Herbst- und Frühlingstagen im ungeheizten Zimmer und gab ihnen durchaus keine Freiheit; gleichwohl brachten sie in zwei Jahren dreimal Junge zur Welt und erzogen dieselben auch glücklich bei geringer Wartung, welche ihnen zu Theil wurde. Wir verdanken den Bericht hierüber dem ausgezeichneten Naturforscher Pallas, und da dieser zugleich eine sehr ausführliche Beschreibung des Betragens der Thiere selbst in der Gefangenschaft beifügt, will ich seine ganze Mittheilung im Auszuge hier folgen lassen.

„Der Saguin ist wie alle langschwänzigen, kleinen Meerkatzensippen der neuen Welt, sozusagen weit weniger Affe, als die größeren Arten. Er springt und klettert zwar sehr schnell, wenn er will, allein er ist nicht wie andere Affen in so beständiger Unruhe und Bewegung, sondern zeigt zuweilen, zumal wenn er satt ist und der Sonne genießen will, viel Trägheit und sitzt in Gesellschaft seiner Gespielen ganze Stunden lang still, am Draht des Vogelbauers hängend. Er klettert in allen Richtungen, oft mit dem Kopfe abwärts, allezeit mit einem ziemlich phlegmatischen Anstande,

hält sich zuweilen mit den Hinterfüßen allein, abwärts gerichtet, an oder dehnt den Körper, an den Vorderfüßen befestigt, wie ein fauler Mensch. Bei warmem Sonnenschein reinigen sich die Gespielen gegenseitig mit den Vorderpfoten und Zähnen nach Affenart, bald neben einander am Gitter hängend, bald auf dem Boden, wobei einer von beiden lang ausgestreckt auf dem Rücken liegt. Dabei lassen sie ein geringes Zwitschern und einen girrenden Laut hören. Mit demselben Girren pflegten die Thiere des Abends beinahe auf Schlag sechs Uhr in eine ihrer blos mit Stroh gefütterten Seitenhütten ihres Käfigs zusammenzukriechen und ließen sich vor Morgens sechs oder sieben Uhr nicht wieder sehen, auch keinen Laut von sich hören. Selten kam einmal einer während der Schlafzeit hervor, um einige Nothdurft zu verrichten, wobei sie nie ihr Nest verunreinigten. Die übrigen elf oder zwölf Stunden waren sie immer munter und außerhalb der Nester beschäftigt, bald mehr, bald weniger in Bewegung und dabei ziemlich laut. Außer ihrem gewöhnlichen Girren ließen sie, sonderlich, wenn sie auf Nahrung aufmerksam gemacht wurden, eine ihren französischen Namen „Uistiti" ziemlich genau ausdrückende, stärker tönende Stimme hören, oft mehrere Male hinter einander. Wenn sie gesättigt ruhten oder sich sonnten, stießen die Aeltesten zuweilen mit weit aufgesperrtem Rachen ein langes, eintöniges, außerordentlich durchdringendes und den Ohren wehthuendes Pfeifen aus und waren auch durch Scheuchen und Rufen davon nicht abzubringen. Sahen sie etwas Ungewöhnliches, z. B. Hunde, Krähen rc., so machten sie ein wiederholtes, absetzendes Geschnatter, fast wie eine Elster, und warfen dabei den Obertheil des Leibes mit dem eingezogenen Kopfe jedesmal hin und her, wie ein Mensch, der lauernd nach etwas sieht und den rechten Gesichtspunkt sucht. Noch ein anderes knarrendes und zuweilen grunzendes Geschelte ließen die alten Männchen vernehmen, wenn man sie ärgerte, oder ihnen Etwas von weitem darbot und nicht geben wollte. Dabei verlängerten sie das Gesicht, wie andere Affen, wenn sie zornig werden, stotterten in ungewöhnlicher Weise und suchten den Störenfried mit den Vorderpfoten zu greifen und zu kratzen, wurden aber sehr ängstlich, wenn man die Pfote erhaschte und außer dem Käfige festhielt. Fast ebenso knarrten die Kleinen, erst im selbigen Sommer Gebornen, welche den Alten weder an Vollhaarigkeit, noch an Größe glichen, wenn sie sich unter einander oder mit den Alten um einen Leckerbissen zankten, und eben diese ließen, wenn sie den Kürzern zogen, einen klagenden Laut hören, welcher dem Miauen einer jungen Katze ähnelte.

„Alle Nahrung nehmen diese Affen mit dem Maule an, und, wenn sie durch das Gitter nicht dazu kommen können, ist das Ergreifen derselben mit den Vordertatzen sehr ungeschickt, weil deren Daumen den anderen Fingern nicht entgegensteht. Bissen, welche sie nicht auf einmal genießen können, halten sie daher mehr mit den eingeschlagenen Fingern gegen den Handballen (wie es die Eichhörnchen thun), als mit dem Daumen fest, aber an den Hinterfüßen ist der stärkere und allein mit einem Nagel versehene Daumen zum Anhalten sehr geschickt. Sie trinken auf allen Vieren sitzend mit ausgestrecktem oder zusammengezogenem Leibe, entweder wie eine Katze leckend, oder mit eingetauchten Lippen und schlürfend. So fraßen sie auch das erweichte Brod, welches man in die ihnen vorgesetzte Milch legte und eben als gewöhnliches Futter gab. Nach Zucker waren sie ungemein begierig und konnten ihn mit ihren stumpfen Zähnen recht hurtig nagen, obgleich sie sonst nicht stark und auch im größten Zorne kaum durch die Haut bissen. Auf Fliegen, Schmetterlinge und Spinnen waren sie sehr begierig. Von allem andern Futter fraßen sie mit Mäßigung, doch war ihr Geschmack dabei sehr verschieden; denn das, was einigen wohlschmeckte, wollten andere nicht annehmen. Namentlich ein in Petersburg gebornes und dort groß gewordenes Weibchen wollte verschiedene Dinge nicht genießen, welche den anderen angenehm waren.

„Die sonst bei Affen so gemeine Schlüpfrigkeit war bei diesen Thieren gar nicht anstößig. Man sah sie außerhalb ihrer Nester nie etwas Unanständiges begehen; nur wenn man sie zornig machte oder reizte, spritzten sie ihren Harn von sich, und zwar die Männchen mehr gegen weibliche Personen, als gegen Männer. Des Morgens waren sie alle sehr unsauber, weil sie ihren über Nacht aufgesammelten Harn und Unrath, soweit sie konnten und oft einige Fuß weit zu spritzen und zu schlendern suchten, während sie zu anderen Zeiten denselben ohne Umstände in das Heu des Käfigs ablegten.

Ihr Harn verunreinigt Alles, was er berührt, mit einem widerlichen, moschus= oder amberartigen, aber zugleich fauligen Gestank, und so reinlich man sie auch mit fast täglichem Wechsel des Heues und Auswaschen des Käfigbodens zu halten sucht, verursachen sie doch, zumal in kleineren Zimmern, einen durchdringenden Uebelgeruch, welcher der Gesundheit sehr nachtheilig zu sein scheint. Wenigstens haben Leute, welche mit diesen Affen das Zimmer Tag und Nacht theilten, schon mehrere Male Faulfieber bekommen. Ihre Nester hielten die Thiere stets trocken und reinlich."

„Als Affen, die eigentlich in Südamerika zu Hause sind, hätte man die Saguinchen für weit frostiger halten können, als sie es wirklich sind. In den kalten Herbsttagen, in denen ich sie bei mir hatte, hielten sie im ungeheizten Zimmer, wo sie am Fenster standen, bei Wärmegraden aus, welche beständig dem Gefrierpunkt nahe waren. Freilich suchten sie alsdann die Sonne oder die Nachbarschaft des neben sie gestellten Feuerbeckens, bei welchem sie sich, am Käfig hängend, Stunden lang wärmten. Sehr sonderbar ist, daß ihnen hier in Petersburg die große Hitze unangenehm ist. Ihr Herr versicherte, daß er sie bei heißen Sommertagen öfters in krampfhaften Zuckungen habe niederfallen sehen, welches ihnen sonst nur sehr selten widerfährt. Uebrigens ist es wahrhaft rührend anzusehen, wie sich die Gesunden augenblicklich mit einem derartig Erkrankten beschäftigen und wie sie bemüht sind, um ihm zu Hilfe zu kommen."

„Das Weibchen trägt ungefähr drei (?) Monate und kann zweimal im Jahre werfen. Die Mutter hat hier nun schon seit nicht ganz zwei Jahren das dritte Mal, auf jeden Wurf zwei Junge, und zwar größtentheils Männchen gebracht, und diese sind alle glücklich aufgewachsen, und nur zwei sind nach erreichtem vollkommenen Wachsthum gestorben. Die Jungen, welche die ersten Wochen hindurch ganz kahl sind, lassen sich von der Mutter immer umhertragen und klammern sich gleich hinter den großen, mit weißen, langen Haaren umpflanzten Ohren so dicht und versteckt an, daß man nur den Kopf mit den munteren Augen zu sehen glaubt. Wenn die Mutter ihrer überdrüssig ist, reißt sie dieselben ab und wirft sie dem Männchen auf den Hals, oder schlägt und zankt auf dieses los, bis es die Jungen aufnimmt. Nachdem diese Haare bekommen haben, sucht sie die Alte, etwa nach einem Monat oder sechs Wochen, zu entwöhnen und schützt sie auch vor ihren erwachsenen Brüdern nicht mehr. Mit letzteren nämlich und auch unter sich selbst gerathen sie oft in Streit, wobei der Schwächere zuweilen unterliegt und manchmal von den anderen fast erwürgt wird."

Diese ausführliche Lebensschilderung der kleinen Affen ist besonders aus dem Grunde wichtig, weil sie das bisher Mitgetheilte, auf den Beobachtungen anderer Naturforscher Beruhende, theilweise widerlegt. Man sieht daraus, wie viele Beobachtungen über ein einziges Thier gemacht werden müssen, ehe der Naturforscher ein klares und vollkommen richtiges Bild von dem Wesen und Treiben eines Thieres erhält.

Die alten Uistitis zeigen sehr wenig Verstand, wohl aber viel Mißtrauen und achten deshalb auf Alles genau. Sie unterscheiden kaum die Personen und andere Wesen, selbst ihre Wärter nicht.

Leider überleben diese zierlichen Thiere bei uns selten mehrere Winter; denn gewöhnlich dauern sie nur bei vortrefflicher Pflege einige Jahre aus. In ihrer Heimat können sie ziemlich lange in der Gefangenschaft gehalten werden, und wenn sie sterben, ist es auch nicht schwer, andere zu bekommen. Man schießt die Alte mit der Kugel oder mit einem Pfeile und nimmt das Junge mit nach Hause. Es klammert sich augenblicklich nach dem Tode seiner Pflegerin fest an seinen neuen Beschützer an und scheint schon nach wenig Tagen sich vollkommen an denselben gewöhnt zu haben.

Der letzte Affe, welchen wir hier zu betrachten haben, ist ein Midasaffe und zwar der **Binche** oder **rothschwänzige Midas** (Midas Oedipus). Er und seine Verwandten sind kleine, sehr zierliche Thierchen. Der Binche ist blos sechs Zoll, sein Schwanz fast doppelt so lang. Alle Arten sind sehr schön gestaltete und auch hübsch gezeichnete Geschöpfe. Der Pelz des **Löwenäffchens** z. B. ist falb oder röthlichgelblich, die Spitzen der Haare goldig. Dieselbe Farbe hat auch die Mähne. Die Haare um das Gesicht herum aber sind braun, und vom Gesicht aus zieht sich ein schwarzbrauner

Streifen über den Scheitel. Der rothschwänzige Midas ist braun, an dem Kopfe, den Vorderarmen, der Unterseite und den Händen aber weiß. Die eine Wurzelhälfte des Schwanzes ist rostroth, die andere schwarz.

Die Midasaffen sind Bewohner Guianas und Brasiliens. Sie leben in kleinen Gesellschaften und selten einzeln, ebenso in den waldigen Gegenden, wie in den buschigen, sandigen Ebenen. Nirgends sind sie besonders häufig und deshalb immer noch ziemlich selten in unseren Sammlungen. Ihre Hauptnahrung dürften Kerbthiere bilden; auch in der Gefangenschaft stellen sie diesen nach.

Alle diese kleinen Affen sind äußerst lebendig und ebenso gewandt auf der Erde, als auf Bäumen. Sie sind fähig, weite Sprünge von einem Ast zum andern oder von der Höhe in die Tiefe hinab zu machen. Wie alle Mitglieder der Familie, sind sie im höchsten Grade furchtsam und verstecken sich, sobald sie etwas Fremdartiges gewahren. Im aufgeregten Zustande erheben sie die Mähne und suchen sich dadurch möglichst furchtbar zu machen. Aengstigt man sie, so stoßen sie scharfe Schreie aus und drohen zu beißen; sie sind aber friedlich und harmlos.



Der Binche (Midas Oedipus).

Leider ertragen sie die Gefangenschaft bei uns gewöhnlich nur sehr kurze Zeit; denn sie sind noch zärtlicher, als die Seidenaffen. Nur wenn sie sich in Gesellschaft von ihres Gleichen befinden, sind sie munter und vergnügt, allein fühlen sie sich sehr unglücklich und halten deswegen einen solchen Zustand auch wirklich nicht lange aus. Einem gestorbenen Gefährten folgen sie in der Regel sehr bald nach. Sie zeigen zwar Zutraulichkeit gegen ihren Pfleger, niemals aber wahre Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Schmeicheleien nehmen sie, wie fast alle Säugethiere, gern auf, ohne sie jedoch jemals zu erwidern. Gegen Fremde sind sie sehr mißtrauisch und zeigen ihnen augenblicklich die Zähne, deren Schwäche und Kleinheit freilich keine Befürchtungen erregen kann. In der Freiheit sind sie natürlich vollkommen unschädlich, aber auch nicht eben nützlich; denn ihr Körperchen ist zu klein, als daß es zur Speise dienen könnte, und ihr Fell ist viel zu zart, als daß es zu Pelzwerk taugte.

Von dieser wie von der vorigen Sippe giebt es ziemlich viele Arten, welche aber nicht nur dasselbe Vaterland haben, sondern auch ganz dieselbe Lebensweise führen, wie die genannten. — Bereits in der Vorzeit lebten gewisse Arten in Brasilien.

Dritte Ordnung.

Die Halbaffen oder Aeffer (Hemipitheci oder Prosimii).

Je weiter eine Wissenschaft fortschreitet, um so genauer und sorgfältiger sucht sie festzustellen und zu ordnen. Fast alle früheren Naturforscher erblickten in den affenähnlichen Thieren, zu denen uns nunmehr unsere Rundschau führt, blos die Mitglieder einer Familie der Affen; die neueren Bearbeiter der Thierkunde aber wollen alle Aeffer vollkommen von den Affen getrennt und in einer eigenen Ordnung vereinigt wissen. Ich glaube, daß sie im Rechte sind, oder wenigstens beharrlich, folgerichtig verfahren. Die Umwälzung der Naturwissenschaft, welche im Anfange dieses Jahrhunderts begann, ist noch nicht vollendet, und die allerwichtigsten Streitfragen sind noch ungelöst. Es scheint, als ob es jetzt wirklich keinen einzigen Forscher gäbe, welcher uns mit Bestimmtheit sagen kann, was wir unter dem Begriffe der „Art“ zu verstehen haben, und es ist sicher, daß es mit den Ansichten über „Sippen, Familien und Ordnungen“ nicht viel anders ist. Wir dürfen absehen von allen Spitzfindigkeiten derartiger Fragen; denn uns kann es eigentlich ziemlich gleichgiltig sein, wo die Thiere, deren Leben uns beschäftigt, von den Forschern eingereiht worden sind, oder welchem engern Theile des Ganzen sie zugetheilt werden.

Die Aeffer sind als ein Bindeglied zwischen den eigentlichen Affen und den Flatterthieren zu betrachten. An jene reiht sie die Bildung ihrer vier Hände, an diese die eigenthümliche Flatterhaut, welche eine ihrer Familien auszeichnet. Im Uebrigen haben sie weder mit den Affen, noch mit den Flatterthieren viel Gemeinschaftliches. Ihr Körperbau ist sehr schmächtig oder auch klapperdürr; der Kopf ähnelt durch seine Schnauze entfernt dem eines Fuchses, die hinteren Gliedmaßen sind gewöhnlich verlängert, haben aber, wie die vorderen, Hände, deren Daumen den anderen Fingern regelmäßig gegenübergestellt werden kann; die Finger haben gewöhnlich bis auf den Zeigefinger der Hinterhände platte Nägel, bei einer Familie aber Krallen; der Schwanz spielt in sehr verschiedenen Längen, ist aber niemals als Greifwerkzeug zu gebrauchen. Die Augen sind bei allen, die Ohren bei vielen Arten groß und für die nächtliche Lebensweise der Thiere geeignet. Das Haarkleid ist weich, wollig und dicht. Das Gebiß bildet geschlossene Zahnreihen, welche aber hinsichtlich der Anordnung, Form und Zahl der verschiedenen Zähne bedeutend von einander abweichen. Die Zunge zeichnet sich vor der aller anderen Säugethiere noch durch einen besondern Anhang aus, welchen man Unterzunge nennt. Die Augenhöhlen sind hoch umrandet, aber nicht vollständig von einer Knochenwand eingeschlossen, sondern mit den Schläfengruben verbunden. Der schmale Unterkiefer besteht aus zwei, am Kinn vollkommen getrennten Knochen, — und dergleichen Eigenthümlichkeiten machen sich noch mehrere bemerklich. Die Leibesgröße der hierher gehörigen Thiere ist durchgehends nur unbedeutend.

Es scheint, daß die Halbaffen in der Vorzeit noch nicht da waren und also blos der Jetztzeit angehören. Gegenwärtig bewohnen sie Afrika, zumal seine östlichen Inseln, und die großen Eilande Südasiens. Ihre Artenzahl ist gering. Alle zeichnen sich durch ihre rein nächtliche Lebensweise aus.

Man könnte sie, wie es Oken auch gethan hat, die Nachtaffen der alten Welt nennen. Am Tage schlafen sie, mit Einbruch der Nacht aber werden sie lebendig und rege. Sie sind echte Baumthiere und fremd auf dem Boden. Ihre Bewegungen sind immer sicher und größtentheils langsam, dabei geisterhaft leise und unmerklich. Früchte, kleine Wirbel- und Kerbthiere scheinen in der Freiheit ihre Hauptnahrung zu bilden; in der Gefangenschaft gewöhnen sie sich an allerlei Kost, wie die eigentlichen Affen. Sie werden zahm und zutraulich, sind reinlicher und weniger boshaft und können wie Hunde und Katzen im Zimmer gehalten werden. Einige Arten zeichnen sich durch ihre muntere Regsamkeit und ihre große Anhänglichkeit sehr zu ihrem Vortheile vor anderen aus, welche wegen ihres schläfrigen Wesens sich bei Tage wenigstens nicht besonders angenehm machen. In ihrer Heimat bringen sie dem Menschen weder Schaden noch Nutzen, und Dies mag wohl eine der Hauptursachen sein, daß wir noch so wenig von ihrem Freileben wissen: man kennt sie eigentlich nur aus der Gefangenschaft.

Fitzinger theilt die Ordnung in drei Familien ein, welche er Kurzfüßer, Langfüßer und Pelzflatterer nennt. Wir wollen sie einzeln betrachten, obgleich Dies — wenigstens für die beiden ersten Familien — eigentlich nicht gerade nöthig ist, weil alle Nachtaffen in ihrer Lebensweise sich außerordentlich ähneln.

Die Kurzfüßer (Brachytarsi) kennzeichnen sich hauptsächlich durch folgende Merkmale: Ihre Vorder- und Hinterglieder sind fünfzehig; der Daumen kann den übrigen Fingern gegenübergestellt werden. Der Zeigefinger der Hinterhände besitzt einen Krallennagel, alle übrigen Finger haben platte Nägel. Die Fußwurzel ist kürzer als das Schienbein. Der Kopf ist wegen seiner Fuchsschnauze lang; die Ohren sind klein, die Augen aber groß, bei manchen sehr groß. Ihre Leibesgröße schwankt zwischen der eines Eichhörnchens und der einer Katze.

Mit Ausnahme einer einzigen Art, welche Indien bewohnt, sind alle hierher gehörigen Thiere auf der Insel Madagaskar zu Hause. Dort vertreten sie die Affen, und eben deshalb hat man ihnen und ihren Verwandten den Namen Prosimii d. h. Stellvertreter der Affen gegeben.

Alle Kurzfüßer leben gesellig in kleineren oder zahlreicheren Trupps auf den Bäumen zusammenhängender Wälder. Während des Tages ziehen sie sich in die dunkelsten Stellen des Waldes oder in Baumhöhlen zurück, kauern oder rollen sich zusammen und schlafen. Ihre Stellungen dabei sind höchst eigenthümlich. Entweder sitzen sie auf dem Hintertheile, klammern sich mit den Händen fest, senken den Kopf tief herab zwischen die angezogenen Vorderglieder und umwickeln ihn und die Schultern auch noch besonders mit dem Schwanze, oder aber, sie rollen sich dicht neben einander, ja sogar zu zwei und zwei in einander zu je einer Kugel zusammen und umwickeln sich gegenseitig mit ihren Schwänzen; — stört man solch einen Haarball, dann kommen plötzlich zwei Köpfe aus demselben heraus und schauen großen Auges auf die unangenehmen Wecker.

Der Schlaf der Halbaffen ist sehr leise. Schon das Summen einer vorüberschwärmenden Fliege oder das Krabbeln eines herannahenden Käfers weckt sie auf: die Ohren spitzen sich und die großen Augen spähen wie träumerisch umher, — aber nur einen Augenblick lang. Denn ihre Lichtscheu ist außerordentlich groß, und ihre Augen scheinen gegen das Licht empfindlicher zu sein, als die aller übrigen Säugethiere. Sie sind todt für den Tag; ihr Leben beginnt mit der Dunkelheit.

Wenn die Dämmerung hereinbricht ermuntern sie sich, putzen und glätten ihr Fell, lassen ihre gewöhnlich ziemlich laute, nächtige und unangenehme Stimme vernehmen und beginnen dann die Wanderung durch ihr luftiges Jagdgebiet. Verstohlen und mit unhörbaren Schritten schleichen sie langsam von Ast zu Ast. Ihre großen, runden Augen leuchten im Dämmerlicht wie feurige Kugeln, und sie allein sind es, welche von ihrem Dasein Kunde geben; denn die düstere Färbung ihres Fells verschwindet auch einem scharfen Blicke gar bald im Dunkel der Nacht, und die weiße Unterseite wird hinlänglich durch die Aeste verdeckt, auf welchen sie dahingleiten, oder läßt höchstens an einen gebrochenen Lichtstrahl des Mondes denken. Alle ihre Bewegungen sind so bedachtsam und leise, daß

auch nicht ein einziger Laut dem lauschenden Ohre das Vorhandensein eines lebenden Thieres vernehmbar macht.

Wehe jetzt dem sorglos schlafenden Vogel, auf welchen ein Blick dieser feurigen Augen fällt! Kein Indianer schleicht leiser auf seinem Kriegspfade dahin; kein blutdürstiger Wilder naht sich in furchtbarerer Absicht, als der Lori jetzt, seiner schlafenden Beute. Ohne jedes Geräusch, fast ohne sichtbare Bewegung setzt er einen Fuß nach dem andern fürder und nähert sich mehr und mehr, bis er sein Opfer erreicht hat. Dann erhebt er die eine Hand mit gleicher Lautlosigkeit und Bedachtsamkeit und streckt sie leise, leise vor, bis sie den Schläfer beinahe berührt. Jetzt geschieht eine Bewegung, schneller, als das Auge ihr folgen kann, und ehe der schlummernde Vogel noch eine Ahnung von seinem furchtbaren Feinde erlangt hat, ist er erwürgt, erdrosselt. Und Nichts gleicht der Gier, mit welcher der so harmlos erscheinende Vierhänder nach vollbrachtem Morde seine Beute verzehrt.

Wie der schlafende Vogel ist auch seine Brut, das Ei in seinem Neste verloren, sobald der Halbaffe dies entdeckt. Das nächtige Wesen des Thieres zeigt sich in seiner Raubgier; es scheint, daß es Fleischnahrung ganz entschieden der Pflanzenkost vorzieht, obschon es auch diese nicht verschmäht.

Alle geschwänzten Arten unserer Familie sind weit lebhafter und beweglicher, als die kurz- oder ungeschwänzten, welche dafür bedächtig und berechnend vorsichtig sind. Erstere klettern mit viel Geschick und Schnelligkeit, springen auch wohl sechs bis acht Fuß weit von einem Aste zum andern, letztere bewegen sich auf den Bäumen nur langsam, aber sicher; ehe sie einen Zweig loslassen, vergewissern sie sich stets, daß ihnen ein anderer verlässigen Halt giebt. Ihr Gang auf dem Boden ist immer schlecht und zwar bei den einen, wie bei den anderen. Sie treten stets auf alle vier Füße auf, einige auf die Sohlen derselben, andere mehr auf die halbeingeschlagenen Finger, wenigstens auf die ihrer Vorderhände.

Eine gleichmäßige und ziemlich hohe Wärme ist ihnen Bedürfniß; die Kälte macht sie mißmuthig und krank. Die gefangenen Aeffer geben ihr Mißbehagen hauptsächlich dann zu erkennen, wenn sie frieren oder im Schlafe gestört werden. Fühlen sie sich aber behaglich, dann schnurren sie — wenigstens viele — nach Katzenart.

Ihre geistigen Fähigkeiten sind gering: nur wenige machen eine rühmliche Ausnahme. Alle sind scheu und furchtsam, obgleich sie sich muthig wehren, wenn man sie fängt. Wenn sie sich an den Menschen gewöhnt haben, werden sie in gewissem Grade zutraulich und zeigen sich sanft, friedlich und gutmüthig, verlieren aber ihre Furchtsamkeit nur selten. Die ungeschwänzten Arten sind still, fast schwermüthig und vor allem ruheliebend. Eine Art soll von den Eingebornen zur Jagd abgerichtet werden können; ob Dies wahr ist, steht dahin.

Ueber ihre Fortpflanzung weiß man noch sehr wenig. Die Weibchen tragen etwa vier Monate und werfen ein Junges, welches sie längere Zeit auf ihrem Rücken mit sich führen.

Zu den Kurzfüßern gehört ein sehr seltnes Thier, welches auf Madagaskar lebt, aber nur wenige Male ausgestopft nach Europa kam: der Indri (Lichanotus brevicaudatus). Er läßt sich mit seinen Verwandten nicht wohl vereinigen und bildet deshalb eine eigene Sippe für sich, welche der von den übrigen Halbaffen abweichende Zahnbau, der große, mehr dreieckige als runde Kopf mit seiner kurzen Schnauze, die langen Hinterbeine, die langen Hände mit ganz freien Daumen und der sehr kurze Schwanz kennzeichnet.

Der Indri ist der größte aller Halbaffen. Seine Leibeslänge beträgt zwei Fuß, die Länge des Schwanzes aber nur einen Zoll. Der Körper ist mehr schlank, als gedrungen; der Pelz schön, wollig, weich und dicht; das Gesicht ist fast unbehaart. Stirn, Schläfe, Kehle, Brust, Kreuzgegend, Schwanz, Unterseite der Schenkel, Fersen und Seiten sind weiß, Ohren, Hinterkopf, Schultern, Arme und Hände schwarz, Unterrücken und Oberschenkel braun, und die Vorderseite der hinteren Glieder endlich schwarzbraun.

Wir verdanken die geringe Kenntniß, welche wir vom Leben des Indri besitzen, dem Reisenden und Naturforscher Sonnerat. Er fand unser Thier auf Madagaskar und erzählt, daß es sehr sanft-

müthig und daher leicht zähmbar ist. In den südlichen Gegenden der Insel wird es von den Eingebornen von jung an aufgezogen und, wie unsere Hunde, zur Jagd abgerichtet. Sein Geschrei ähnelt der Stimme eines weinenden Kindes. Es ist, wie seine Gattungsverwandten, flink und gewandt und springt so rasch von einem Baume zum andern, daß man ihm kaum mit den Augen folgen kann. Beim Fressen sitzt es aufrecht wie ein Eichhörnchen und führt die Nahrung, welche hauptsächlich aus Früchten besteht, mit seinen vorderen Händen zum Munde.

Hierauf beschränken sich die Nachrichten, welche wir über den Indri haben. Seit Sonnerat hat kein europäischer Forscher über ihn berichtet.



Der Vließmaki (Propithecus diadema).

Die Schleiermakis (Propithecus) unterscheiden sich von dem Indri durch ihre spitze Schnauze, ihre vollkommen in dem langen, weichwolligen Pelze versteckten Ohren, den langen oder sehr langen Schwanz, die Handbildung und den Zahnbau. Bis jetzt kennt man blos zwei Arten, welche zu dieser Sippe gezählt werden; beide leben auf Madagaskar.

Der ausgezeichnetste von ihnen ist unzweifelhaft der Vließmaki (Propithecus diadema). Er ist eine der größten und schönsten Arten der ganzen Ordnung. Seine Leibeslänge beträgt 21, seine Schwanzlänge 17 Zoll; der Körper ist schlank und zierlich gebaut, die Hinterglieder sind noch einmal so lang, als die vorderen, und das Thier zeigt somit den Leibesbau der Langarmaffen gerade in um-

gekehrter Weise. Die Behaarung ist lang, wallend und seidenartig fein, und die Färbung des glänzenden Pelzes ziemlich bunt. Gesicht und Hände sind fast gänzlich nackt; gleich über den Augen aber beginnt die Behaarung. Eine gelblichweiße Binde zieht sich über die Stirn und läuft in schmäleren Streifen unter den Ohren hin nach dem Halse zu; Kopf und Hals sind schwarz, auf den Schultern und Seiten mischt sich Weiß darunter und dieses nimmt so zu, daß die Weichen nur noch schwarz gesprenkelt erscheinen; die Unterseite ist rein weiß, die Wurzel des Schwanzes rothgelb, die Endhälfte weiß mit gelblichem Anfluge; die Hände sind schwarz, an den Fingern sitzen aber lange rothgelbe Haarbüschel.

Ueber die Lebensweise des schönen Geschöpfes weiß man noch gar Nichts.

In dieselbe Sippe stellen die meisten Gelehrten noch den Avahi oder Wellenmaki (Propithecus laniger), welcher sich übrigens sehr wesentlich von dem Vorigen unterscheidet. Der Avahi ist ein kleines Thier, welches etwa einen Fuß, mit dem Schwanze aber $1^2/_3$ Fuß lang wird; er trägt einen krausen, weichen Pelz, welcher röthlichgelb, unten aber mäusegrau gefärbt ist, und hat sehr lange hintere Gliedmaßen mit theilweise verwachsenen Fingern. Er bewohnt die größeren Waldungen namentlich der Ostküste Madagaskars, schläft bei Tage in hohlen Bäumen und erscheint nach Einbruch der Dämmerung in kleinen Gesellschaften in den Kronen der Bäume, deren Rinde er besonders genau nach Kerfen absucht. Sein Geschrei ist klagend, weinerlich, wie das aller schwachen Nachtthiere.

Die bisher Erwähnten sind die uns weniger bekannten Mitglieder der ersten Familie, von den übrigen wissen wir etwas mehr, obgleich noch immer nicht viel. Am besten kennen wir noch zwei andere Sippen, die Makis und die Loris, weil von beiden einzelne selbst bei uns öfters in Gefangenschaft gehalten worden sind.

Der Name Maki rührt von dem Geschrei einiger hierher gehöriger Thiere her, welches wie die Silben „Make, Make" klingen soll. Die Wissenschaft hat ihnen den Namen Lemur zuertheilt, jedenfalls wegen ihrer nächtlichen Lebensweise, obwohl jener Name, welcher bekanntlich den ungemüthlichen Spukgeistern der alten Römer zukam, vielleicht eher den Loris gelten dürfte, als ihnen. Die eigentlichen Makis ähneln, flüchtig betrachtet, eigentlich eher kleinen, schlanken Wachtelhündchen, als Affen; ihr Leib ist schmächtig, ihre mittellangen Gliedmaßen sind stark, der buschige Schwanz ist gewöhnlich länger, als der Leib. Die kurzen Ohren sind behaart, oft ganz im Pelze versteckt, die Augen sind mittelgroß. Der Scheitel ist langgestreckt und die Schnauze fuchsartig zugespitzt; überhaupt erinnert der ganze Kopf lebhaft an Freund Reinecke: nur der Ausdruck der milden Augen ist ein ganz anderer, fast allzu harmloser. Die hinteren Gliedmaßen sind nicht viel länger, als die vorderen; die Hände sind kurz, die Zeigefinger der Vorderhände aber ziemlich lang. Der Pelz ist immer fein und weich, zuweilen auch wollig; seine Färbung ist sehr bunt.

Alle Makis sind Bewohner Madagaskars und der nächsten Inseln derselben Gruppe. Man hat etwa zehn Arten kennen gelernt; die Unterscheidung derselben ist aber schwierig und deshalb wohl noch nicht feststehend.

Unter ihnen ist der Vari (Lemur Macaco oder Lemur varius) einer der bekanntesten. Seine Länge beträgt 16, seine Schwanzlänge 18 Zoll; der reichliche, an den Kopf- und Halsseiten besonders verlängerte Pelz ist großfleckig schwarz und weiß, aber unregelmäßig und ungleich gezeichnet, so daß eben nur das allgemeine Gepräge sich zeigt, während bei diesem das Schwarz, bei jenem das Weiß überwiegt. Einzelne sind ganz schwarz, andere ganz weiß, bei manchen ist der ganze oder der halbe Rücken weiß und der Bauch schwarz &c. Das Gesicht, der Schwanz und die Vorderglieder sind gewöhnlich schwarz, und die Ohrengegend ist gewöhnlich weiß: etwas Genaueres läßt sich über die Farbenvertheilung nicht sagen.

Der Vari ist einer der größten Makis, etwa einer starken Katze an Größe gleich; seine übrigen Verwandten sind ihm übrigens an Größe sehr ähnlich.

Der Makako (Lemur Catta) ist hauptsächlich durch seinen schwarz= und weißgeringelten Schwanz ausgezeichnet; die Hauptfärbung seines dichten, feinen, weichen und wolligen Pelzes ist grau, bald ins Aschfarbige, bald mehr ins Rostrothe ziehend; Gesicht, Ohren und Unterseite sind weißlich, ein Augenfleck und die Oberschnauze dagegen schwarz. Die Körperlänge beträgt 13, die Schwanzlänge 19 Zoll.

Der Mongoz endlich (Lemur Mongoz — Seite 138), ist oben dunkel aschgrau, unten licht=braungrau, am Oberkopfe beinah schwarz, an den Seiten des Unterhalses lichtgrau. Er ändert übrigens vielfach ab. In der Größe giebt er dem Vari wenig nach.



Der Vari (Lemur Macaco).

Alle diese Makis leben gesellschaftlich in den Wäldern Madagaskars. Man begegnet ihnen nach Sonnenuntergang oft in Herden von dreißig bis fünfzig Stück. Sie klettern dann rasch und gewandt und dabei geräuschlos auf den Aesten umher. Bisweilen sieht man sie auch auf Felsen und zwar selbst bei Tage; wahrscheinlich wollen sie sich dann sonnen. Bei langsamen Gehen halten sie den Schwanz empor und biegen seine Spitze nach rückwärts, im Galopp aber legen sie ihn nach vorwärts über den Rücken. Während des Tages verbergen sie sich so gut als möglich; die Sonnenwärme, welche sie außerordentlich lieben, lockt sie aber doch öfters aus ihren Schlupfwinkeln hervor und bewegt sie, sich einen freiern Platz zu suchen, wo sie auch schlafen können. Mit Einbruch der Nacht werden sie rege und schreien; ihrer zwei verstehen es, zuweilen einen Lärmen zu machen, als ob ihrer hundert wären.

Hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten erheben sich diese Thiere nicht über ihre Verwandten; dennoch ist ihr Wesen angenehm. Gewöhnlich zeigen sie sich sehr sanft und friedlich; einzelne sind aber auch störrisch, wild und bissig. Sie lassen sich sehr gern schmeicheln, geben aber keine besondere

Zuneigung gegen ihren Wärter kund, sondern sind entweder gegen Alle gleich gut oder gegen Alle gleich ungezogen.

Manche Arten kommen öfters nach Europa, und einzelne halten sich lange in der Gefangenschaft. Dies bewies z. B. ein Vari, welcher neunzehn Jahre in Paris lebte. In den meisten Fällen werden sie bald zahm und gemüthlich. Auch lassen sie sich sehr leicht erhalten, denn sie gewöhnen sich rasch an allerlei Speisen. Ihre Nahrung nehmen sie hübsch mit den Vorderhänden auf und führen sie dann zum Maule; einzelne heben das Futter aber auch gleich mit diesem auf. Wenn sie sich wohl befinden, schnurren sie wie die Katzen; gewöhnlich singen sie sich selbst in dieser Weise in den Schlaf.

Buffon besaß ein Männchen, welches durch seine raschen, gewandten und zierlichen Bewegungen erfreute, durch seine Unreinlichkeit und seinen Muthwillen aber oft auch recht lästig wurde. Der Bursche lief nicht selten in die Nachbarhäuser, stahl dort Obst, Zucker und dergleichen, öffnete auch, als ächter Spitzbube, unter Umständen Thüren und Deckel von Schränken und Kisten. Man mußte ihn deshalb anbinden, und wenn er entwischt war, hatte man seine große Noth, ihn wieder zu fangen: er



Der Makako (Lemur Catta).

biß dann selbst Diejenigen, welche er genau kannte und sonst zu lieben schien. Sehr gern leckte er die Hand seines Pflegers; wenn aber seine Zunge, rauh, wie die einer Katze, die Oberhaut der Hand geröthet hatte, biß er plötzlich, anstatt weiter zu lecken. Er murmelte beständig, ließ man ihn jedoch allein, dann schien er Langeweile zu haben und drückte Dies durch froschartiges Quaken aus. Vor Kälte und Nässe fürchtete er sich ungemein und blieb deshalb während des Winters immer in der Nähe des Feuers, stellte sich auch öfters aufrecht, um sich besser zu erwärmen.

Der Maki, welcher so lange in Paris lebte, liebte das Feuer in demselben Grade und setzte sich regelmäßig in unmittelbare Nähe des Kamins; ja der arme frostige Südländer hielt nicht blos die Hände, sondern auch sein Gesicht so nahe an die Flamme, daß er sich mehr als einmal den Schnurrbart verbrannte. Im Gegensatze zu dem oben erwähnten, war er reinlich; er glänzte am ganzen Leibe und hütete sich sorgfältig, seinen Pelz zu beschmutzen. Außerdem war er ebenso lebendig und beweglich, wie neugierig. Er untersuchte Alles und Jedes, warf es aber dabei entweder um, oder zerriß und zerstreute es. Seine Freundlichkeit erstreckte sich über alle Personen, welche ihm

schmeichelten, und auch ganz Fremden sprang er ohne alle Umstände in den Schoß. Gegen Abend sprang oder tanzte er wohl eine halbe Stunde lang ziemlich taktmäßig auf und nieder; dann legte er sich auf ein Bret über der Thüre und spann sich in Schlaf. In seiner Jugend fraß er alles Genießbare und trank auch Wein; in seinem Alter wurde er wählerischer und damit verständiger und stiller.

Von den weißstirnigen Makis besaß man zu Paris ein Paar, welches sich sehr lieb gewann und schließlich begattete. Nach viermonatlicher Trächtigkeit warf das Weibchen ein Junges von Rattengröße und mit offenen Augen. Das Thierchen klammerte sich sogleich an die Mutter an und zwar quer über den Unterleib. Die Mutter zog die Schenkel so in die Höhe, daß sie es fast ganz bedeckte und vor den Blicken verbarg. Wenn sich Menschen näherten, drehte sie denselben immer den Rücken zu, damit ihr Kind nicht gesehen werden sollte. Sie war außerordentlich zahm gewesen; nachdem sie aber das Junge erhalten hatte, drohte sie Jedermann, der sich ihr nähern wollte, mit den Zähnen. Sechs Wochen nach seiner Geburt hatte das Thierchen schon ganz den Pelz und die Färbung, wie



Der Mongoz (Lemur Mongoz).

seine Mutter. Um diese Zeit fing es auch an, die ihm hingestellte Nahrung zu versuchen: aber erst im sechsten Monat seines Alters entwöhnte es sich.

Ein Vari desselben Thiergartens lebte mit einem seiner Gattungsverwandten lange Zeit ganz friedlich in einem Käfig, bis man beide zufällig an einen andern Ort brachte. Hier änderte sich die Sache; der starke Vari tödtete seinen Gefährten in der ersten Nacht.

Auf das Angegebene beschränkt sich die Kenntniß, welche wir von dem Leben der gefangenen Makis besitzen; hinsichtlich ihres Freilebens harren die Thiere noch ihres Rengger. —

Während die Makis sammt und sonders, wenigstens zu gewissen Zeiten, eine große Regsamkeit und Beweglichkeit kundgeben, zeichnen sich die Loris (Stenops) hauptsächlich durch die entgegengesetzten Eigenschaften aus. Sie sind die Faulthiere unter den Vierhändern und werden auch geradezu

Faulaffen genannt. Man begreift unter ihnen kleine, zierliche Halbaffen mit schmächtigem Leibe, großem, rundlichen Kopfe und dünnen, schlanken Gliedmaßen, deren hinteres Paar etwas länger, als das vordere ist. Der Schwanz fehlt gänzlich, die Schnauze ist spitz, aber kurz; die Augen stehen sich nahe und sind sehr groß; die Ohren sind mittelgroß und behaart. An ihren Händen ist der Zeigefinger sehr verkürzt, der vierte Finger aber verlängert und der hinterste mit scharfer und langer Kralle versehen. Das Weibchen besitzt nur zwei Brustdrüsen; aber jede derselben enthält zwei Zitzen. Sehr eigenthümlich ist die büschelartige Verzweigung der Schenkel- und Schlüsselbeinschlagadern: beide zertheilen sich in soviele Zweige, als Muskeln in den betreffenden Gliedern vorhanden sind. Dies ist — abgesehen von seiner Absonderlichkeit — namentlich auch aus dem Grunde merkwürdig, weil bei dem Faulthiere die betreffenden Schlagadern ganz ähnlich zerspalten sind.

Die wenigen Arten dieser Sippe bewohnen Indien und seine benachbarten Inseln; ihr Freileben ist uns aber fast noch gänzlich unbekannt. Sie vertreten ihre munteren afrikanischen Vettern in Südasien, aber nur hinsichtlich ihrer Gestaltung, nicht auch hinsichtlich ihres Wesens.



Der schlanke Lori (Stenops gracilis).

Ein äußerst niedliches Mitglied unserer Sippe ist der schlanke Lori (Stenops gracilis), ein Thierchen, kaum so groß, wie ein Eichhörnchen — nur acht Zoll lang! — mit schlankem Leibe, großäugigem und spitzschnäuzigem Kopfe, zarten Gliedern und langem, seidenweichen Pelze, dessen Färbung oben röthlich fahlgrau und gelblich braun, auf der Unterseite aber graulich oder blaßgelblich ist. Rund um die Augen herum ist das Fell dunkler und sticht deshalb um so mehr von der lichten Oberschnauze ab. Unsere Abbildung stellt es der Deutlichkeit halber in unverhältnißmäßiger Größe dar.

Das allerliebste Geschöpf, dessen Landesname Tevangan ist, bewohnt die Wälder Ceylons. Es verschläft den Tag in Baumhöhlungen und kommt erst des Abends zum Vorschein. In seinem Freileben hat es noch Niemand beobachtet, und ebensowenig hat das zarte Wesen die Reise von Indien nach Europa ausgehalten. Gleichwohl haben es wenigstens Einige in Indien lebend gesehen; leider aber sind die betreffenden Berichte unsicher oder mindestens unverständlich.

Thévenot ist der Erste, welcher von den schlanken Loris spricht. Er sah einige von ihnen (gegen Ende des 17. Jahrhunderts) in Aurengabad, der Hauptstadt von Balagate, im Reiche des ehemaligen Großmoguls. Man machte viel Aufhebens davon, weil sie sich vor den eigentlichen Affen namentlich durch ihre Kleinheit auszeichneten. Während die Thierchen beobachtet wurden, stellten sie sich auf die

Hinterbeine, umarmten einander öfters und sahen die Leute dabei fest an. Ihr Herr nannte sie wilde Menschen.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts berichtet Seba über den Tevangan und giebt zugleich eine vortreffliche Abbildung von ihm. Er nennt ihn „das Faulthier Ceylons“, bemerkt aber, daß er diesen Namen ganz unverdient trage, weil er — wie auch sein schlanker Bau schon beweisen müsse — weder faul noch langsam, sondern im Gegentheile sehr flink im Gehen und äußerst gewandt und hurtig im Klettern sei. Er lebe von Früchten und Samen großer Bäume, welche das Männchen pflücke, koste und dann dem Weibchen reiche; aber auch dieses sei dem Männchen gegenüber sehr artig. Die Zahl der Jungen solle zuweilen vier betragen.



Der schlanke Lori im Erwachen und im Schlafe.

Diese beiden alten Mittheilungen sind eigentlich die anziehendsten und ausführlichsten, welche wir über den schlanken Lori erhalten haben; in der Neuzeit hat meines Wissens nur Tennent in seinem Werke über Ceylon des Thierchens Erwähnung gethan. „Es giebt,“ sagt er, „zwei Spielarten des schlanken Lori auf der Insel; die eine, deren Fell braun ist, und eine andere, größere, mit schwarzem Pelz. Ich erhielt einen lebenden „Theivangu“ oder „Dünnleib“ aus Chillav von der Westküste. Er lebte einige Zeit bei mir in Colombo und fraß Reis, Früchte und andere Pflanzentheile, besonders gern aber auch Ameisen und überhaupt Kerbthiere. Auf Milch und Geflügelfleisch war er äußerst begierig.“

„Seine unhörbaren Bewegungen erleichtern ihm die Jagd auf Geflügel mehr, als man meint. Eingeborne haben mir versichert, daß er Nachts sogar Pfauen überfällt, abwürgt und sich dann an dem Gehirn seiner Beute erlabt.“

„Mein Gefangener schlief den ganzen Tag in der sonderbaren Stellung, welche ich hier dargestellt habe; er faßte dabei seine Stange mit allen Händen, krümmte sich zu einem weichbehaarten Ball zusammen und verbarg seinen Kopf tief zwischen seinen Beinen."

„Die merkwürdig großen und lebendigen Augen der Loris haben die Aufmerksamkeit der Singhalesen erregt. Sie fangen den Theivangu seiner Augen wegen, aus denen sie Zauber- und Liebesmittel zu bereiten glauben, und halten das arme Geschöpf aus Feuer, bis die Augäpfel bersten!"

Ein anderer Lori, der plumpe (Stenops tardigradus), ist etwas mehr bekannt geworden, wahrscheinlich, weil er häufiger und verbreiteter ist, als sein schlanker Vetter. Soviel man weiß, bewohnt der plumpe Lori die Waldungen des indischen Festlandes und die Sundainseln, wenigstens Sumatra. In Ostindien heißt er Tonger oder Schläfer, und Tevang oder Schleicher; unter den Hindus Lajja-Banar und auf Sumatra Bruh-Samundi. Er ist größer und untersetzter gebaut, als sein Verwandter; seine Leibeslänge beträgt etwas über einen Fuß. Der Kopf ist rund, die Schnauze stumpf, und die Nase springt nicht über die Mundöffnung vor; die eiförmigen Ohren sind im Pelze versteckt. Gesicht und Hände sind blos mit dünnstehenden Haaren besetzt; im Uebrigen ist der Pelz dicht und weich, fast filzartig und oben bräunlichgelb, unten heller, an der Außenseite aber röthlich gefärbt. Ueber den Rücken verläuft ein rostbrauner Streifen, welcher sich auch über die Stirn, aber getheilt fortsetzt und durch weiße Streifen unterbrochen wird.



Der plumpe Lori (Stenops tardigradus).

Der plumpe Lori ist ein überall seltner Bewohner der einsamsten Wälder seiner Heimat. Er lebt in kleinen Familien zusammen, welche den Tag in Baumlöchern verschlafen, nach Einbruch der Dämmerung munter werden und nunmehr ihrer Nahrung nachgehen. In der Freiheit ist das Thierchen von Europäern noch nicht beobachtet worden; dagegen hat man es sehr oft zahm gehalten, auch einige Male lebend nach Europa gebracht. Die Reisenden Obsonville, Seba und Jones haben das Beste über sein Leben berichtet. Der Tevang verdient seinen Namen. Er schleicht so langsam dahin, daß er in einer Minute kaum mehr als vier Klaftern zurücklegt. Höchst selten geht er ein paar Schritte weit aufrecht, sonst immer nur auf allen Vieren. Das Klettern versteht er besser; seine Trägheit ist aber auch hierbei sehr auffallend. Gegen das Tageslicht ist er äußerst empfindlich; nachts aber sieht er vortrefflich und seine bei Tage glanzlosen Augen leuchten dann. Sein Gehör ist so fein, daß er, auch wenn er schläft, augenblicklich das Geräusch eines sich ihm nähernden Kerbthieres wahrnimmt und davon erweckt wird. Kerfe und kleine Vögel versteht er meisterhaft zu beschleichen und dann mit einem einzigen, blitzschnellen Griffe zu erhaschen. Seine gewöhnliche Stimme besteht in einem sanften Pfeifen, welches aber verschieden ist, je nachdem es Vergnügen, Schmerz, Aerger oder Ungeduld ausdrücken soll; im Zorn läßt er durchdringende Töne vernehmen.

Die gefangenen Tevangs waren still, geduldig und schwermüthig. Sie ruhten den ganzen Tag über in kauernder Stellung und stützten den Kopf auf ihre zusammengelegten Hände. Der eine war anfangs mit einem Strick angebunden und hob ihn mehrere Male mit trauriger Geberde auf, als klage er über seine Fesseln: sie zu brechen, versuchte er nicht. Er biß in der ersten Zeit

nach seinem Wärter; allein einige kleine Züchtigungen reichten hin, solche Ausbrüche seines Zornes zu unterdrücken. Wenn man ihn streichelte, nahm er die ihn liebkosende Hand, drückte sie an seine Brust und richtete die halbgeöffneten Augen gegen seinen Wohlthäter. Mit Einbruch der Nacht wurde er munter. Zuerst rieb er sich die Augen, wie ein schlaftrunkner Mensch; dann sah er sich um und begann umherzustreifen. Er wanderte dabei auch geschickt auf Seilen herum, welche man für ihn ausgespannt hatte. Früchte und Milch genoß er sehr gern; besonders lüstern aber war er nur nach Vögeln und Kerfen. Hielt man ihm zum Spaß solch Wildpret vor, so kam er mit vorsichtigen Schritten herangeschlichen, oft das ganze Zimmer durch, gerade so, wie Jemand, welcher auf den Zehen geht, um einen Andern zu überraschen. Wenn er sich dann seinem Raube etwa bis auf einen Fuß genähert hatte, blieb er stehen, richtete sich in die Höhe, rückte noch näher heran, streckte sachte die Arme aus, fuhr endlich blitzschnell auf seine Beute los und erdrückte sie in wenigen Augenblicken.

Ein anderer Lori dieser Art, welchen man in Holland lebend beobachtete, wachte erst abends gegen neun Uhr aus seinem Schlummer auf und bewegte sich dann äußerst langsam und gleichförmig, ließ sich auch nicht durch Antreiben zu einer schnellern Bewegung bringen. Wenn er kletterte, ließ er niemals einen Fuß los, bevor er sich mit dem andern wieder fest versichert hatte. Vögel und Kerfe fing er mit großem Geschick; sonst fraß er gekochten Reis, Brod, Eier und Früchte. Seine Stimme, welche man nur nachts hörte, klang kläglich, ungefähr wie Ai, Ai; im Unwillen murmelte oder knurrte er wie ein Eichhörnchen.

Jones hielt einen Tevang während seines Aufenthaltes in Indien. Das Thier war sehr sanft während der warmen Jahreszeit, änderte aber sein Betragen, nachdem Kälte eingetreten war. Diese verstimmte es sichtlich und machte es bei der unbedeutendsten Veranlassung zornig. Während der heißen Zeit zeigte es sich sehr dankbar, wenn es gebadet wurde, während der kalten Zeit unwillig, sobald man es überhaupt störte. Eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang fiel es in Schlaf und rollte sich dabei wie ein Igel zusammen; eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang erwachte es, leckte und putzte sich nach Katzenart, nahm ein kleines Frühstück, schlummerte noch ein wenig und ermunterte sich erst dann vollständig, wenn die Dämmerung wirklich angebrochen war. Seine gewöhnliche Nahrung bildeten die süßen Früchte Indiens mit wenigen Ausnahmen. Es war nicht gefräßig, konnte aber gar nicht genug Heuschrecken oder andere Kerfe bekommen, und stellte ihnen, zumal in der heißen Jahreszeit die ganze Nacht nach. Wenn sich ein Kerbthier in seiner Nähe niederließ, heftete es seine leuchtenden Augen fest auf dasselbe, zog sich dann etwas zurück, sprang plötzlich schnell vorwärts und fing die Beute mit beiden Händen. Gewöhnlich brachte es seine Speise nur mit einer Hand zum Munde; sonst aber brauchte es seine vier Hände ohne Bevorzugung des vordern Paares. Oft hielt es sich mit einer Hand oben am Käfig, während die drei anderen sich unten Etwas zu thun machten; am liebsten aber hing es sich, den Leib verkehrt, nach unten gerichtet, mit allen vier Händen an das obere Gitter seines Gefängnisses und schwang sich einige Minuten lang hin und her, als versuche es, sich die ihm fehlende Bewegung zu verschaffen. Gegen Tagesanbruch schien es am geneigtesten zu sein, mit seinem Wärter zu spielen, und wenn ihm dieser dann seinen Finger gab, leckte und saugte es recht artig daran. Mit Tagesanbruch verloren die Augen ihren Glanz, es wurde ruhiger und bereitete sich nun zu seinem zehn- bis zwölfstündigen Schlafe vor. — Eines Tages fand man es todt in seiner gewöhnlichen Stellung.

Die einzige Unannehmlichkeit, welche das schmucke Thierchen in der Gefangenschaft verursacht, ist der widerliche Geruch, welchen es verbreitet: man vergißt Dies aber gern über der Freude, welche das so seltne und zarte Geschöpf seinem Herrn bereitet.

Alle die hier mitgetheilten Beobachtungen finden sich bereits in Okens trefflicher Naturgeschichte, welche vor mehr als zwanzig Jahren erschien. Seit dieser Zeit scheint Niemand etwas Wesentliches dazu geliefert zu haben.

Nach Niederschrift des Vorstehenden sah ich den plumpen Lori zu meiner großen Freude lebend im Thiergarten zu Amsterdam, aber leider nur bei Tage. Er zeigte sich jedoch nicht ganz so freundlich,

als ich nach obigen Berichten erwartet hatte. Mochte ihn die Störung, welche wir ihm anthaten, verstimmt haben oder er vom Hause aus ein reizbarer Gesell sein: er war augenscheinlich äußerst entrüstet über die ihm zugefügte Unbill. Der Gesichtsausdruck des eben erweckten Thieres hatte wohl etwas Fremdartiges, keineswegs aber etwas „Mitleidanrufendes“, wie Weinland von einem im Londoner Garten beobachteten Tevang sagt. Unser Amsterdamer Gefangener fauchte sehr verständlich und erläuterte seine Gesinnungen noch besonders durch die Bestrebungen, die störende Hand des Wärters mit Bissen zu züchtigen, wie er früher schon einige Male gethan hatte. Heute gelang ihm seine Rache nicht, und ärgerlich darüber, zog er sich langsam zurück. Dies geschah in einer Weise, die mich, trotz der trefflichen Abbildung, welche Harvey schon vor dreißig Jahren gab, sehr überraschte. Seine großen Augen starr auf uns geheftet, ging er äußerst langsam Schritt um Schritt rückwärts zurück, und zwar nach aufwärts an einem nur wenig von der senkrechten Linie abweichenden Pfahle. Er klettert also von unten nach oben mit niederwärts gerichtetem Gesicht. Dies thut meines Wissens kein anderes Thier! An einer Gabel angelangt, machte er Halt und verharrte nunmehr so regungslos in seiner Stellung, daß er unserm Zeichner seine Arbeit sehr erleichterte.

* * *

Die zweite Familie unserer Ordnung umfaßt die Langfüßer (Macrotarsi).

Alle hierher gehörigen Thiere erscheinen als Mittelglieder zwischen den Affen und Bilchen oder Schlafmäusen. Ihre Hände sind Affenhände, ihr Gebiß zeigt noch seine geschlossenen Zahnreihen: in dem übrigen Leibesbau aber und ihrem ganzen Wesen ähneln sie den Siebenschläfern weit mehr, als den Aeffern. Der Leib der Langfüßer ist ziemlich gedrungen, und die Gliedmaßen sind kräftig. Ihre Fußwurzeln sind länger, als das Schienbein; alle Füße haben einen Daumen, welcher den übrigen Zehen gegenübergestellt werden kann. Nur der Zeigefinger, seltner auch noch der Mittelfinger besitzen krallenartige, alle übrigen Finger dagegen platte Nägel. Ein großer, runder Kopf mit ziemlich langen, nackten Fledermausohren und dicht neben einander stehenden Augen, eine stumpfe Schnauze und ein echtes Halbaffengebiß (4 Schneide- und 6 Backzähne oben, 6 Schneide- und 5 Backzähne unten) kennzeichnen sie noch außerdem.

Die Langfüßer bewohnen, mit Ausnahme einer einzigen Art, welche wir kennen lernen werden, Afrika und namentlich wieder das durch seine Thierwelt überhaupt so ausgezeichnete Madagaskar. Sie leben entweder paarweise oder in Gesellschaften auf den Bäumen größerer Waldungen und verstecken sich hier bei Tage entweder in dem Gezweig oder in Baumhöhlen. Nachts kommen sie hervor und beginnen ihre Jagdwanderungen auf Kerfe oder kleine Vögel und Eier; wenn sie es haben können, fressen sie auch Früchte. Sie sind, abweichend von den Vorigen, rasch und behend und klettern mit der Gewandtheit unserer Eichhörnchen, verstehen es auch, weite Sprünge auszuführen. Auch bei ihnen sind die langschwänzigen Arten schneller und gewandter, als diejenigen, denen das zum Klettern wesentliche Steuer mangelt oder wegen seiner Kürze nicht vollkommen genügt — wenn ich so sagen darf. Während ihres Schlafes rollen sie ihre Ohren ein, wie es die Fledermäuse auch thun: allein schon das geringste Geräusch ist ihnen Anregung genug, sie zu spannen und zum Auffangen des Schalles wieder vollkommen fähig zu machen.

In ihrem geistigen Wesen ähneln die Langfüßer ganz den übrigen Halbaffen. Sie sind sanft, friedlich, harmlos und wenig befähigt; sie lassen sich leicht zähmen, bleiben aber immer ziemlich gleichgiltig gegen ihren Pfleger, dessen Liebkosungen ihnen eben auch nicht mehr werth sind, als die fremder Leute. Wahrscheinlich verstehen sie nicht, zwischen diesem und anderen Menschen zu unterscheiden.

Ihr Fortpflanzungsgeschäft erinnert an das der Eichhörnchen. Einige bringen ein bis zwei Junge in Baumlöchern zur Welt, andere bauen sich zwischen Astgabeln ein Nest und kleiden es innen mit weichem Grase aus.

Der ersten Sippe unserer Familie, den Ohrenaffen (Otolicnus), gehört der gemeine Galago (Otolicnus Galago) an. Das außerordentlich zierliche Thierchen besitzt, wie seine wenigen Verwandten, einen gedrungenen Körperbau, mittellange und ziemlich starke Gliedmaßen, einen langen, buschigen Schwanz, große, nackte Ohren und einen Krallennagel an dem Zeigefinger der Hinterhände. In seiner Größe kommt es unserm Eichhörnchen etwa gleich; die Länge seines Körpers beträgt sieben, die des Schwanzes neun Zoll. Sein kurzer, aber dichter und seidenweicher Pelz ist auf der Oberseite fahlgrau, am Kopfe und auf dem Rücken schwach röthlich, aber an der Innenseite der Gliedmaßen, sowie am Bauche gelblich weiß gefärbt; eine ähnliche Färbung zeigen auch die Wangen und eine zwischen den Augen entspringende und bis an das Nasenende verlaufende Längsbinde. Die Ohren sind fleischfarben.

Man findet den gemeinen Galago oder Moholi in einem großen Theile von Afrika. Adanson entdeckte ihn in den Waldungen des Königreichs Galam am Senegal; spätere Reisende beobachteten ihn in Mosambik, am Vorgebirge der guten Hoffnung und in Sudahn. Hier fand auch ich ihn mehrere Male, immer aber nur westlich von dem weißen Nil und namentlich in Kordofahn. Den

Fig. 2. Fig. 1.



Der kleine und der gemeine Galago (Otolicnus minor und Otolicnus Galago).

Eingebornen ist er unter dem Namen Tendj wohlbekannt; sie glauben, daß er ursprünglich ein Affe gewesen und nur wegen seiner Schlafsucht so herabgekommen sei. Wir fanden das Thier nur in Mimosenwäldern und zwar in niederen ebensowohl, als in hochstämmigen. Gewöhnlich war ein Pärchen beisammen. Die Thiere schliefen, auf dichten Aesten ganz nahe am Stamme sitzend, wurden aber augenblicklich munter, sobald sie unsere Fußtritte vernahmen. Wenn wir sie aufscheuchten, kletterten sie — bei Tage — rasch und gewandt an dem Geäst umher, ergriffen aber niemals die Flucht, sondern blieben immer bald wieder ruhig und vertrauensvoll sitzen und lauschten und spähten durch das dichte Laubwerk nach uns hernieder. Durch die vielen scharfen Stacheln der Mimosen wußten sie sich sehr geschickt zu bewegen und verstanden es auch, recht hübsche Sätze von einem Baum zu machen. Nachts sollen sie, wie man uns sagte, sehr schnell aber vollkommen lautlos ihrer Kerbthierjagd oder wenigstens ihrer Fruchternte obliegen, und ihre Augen sollen dann schimmern „wie das brennende Feuer“. Man sagte, daß die Thiere sehr leicht in Schlingen gefangen, ja, bei Tage von guten Kletterern sogar mit der Hand erhascht werden können; denn der Fänger brauche nur den Ast,

auf welchem der Tendj sitzt, tüchtig zu schütteln, dann klammere sich dieser, aus Furcht herabzufallen, fest an und lasse sich ergreifen. Ich glaube, daß diese Fangart ergiebig ist, weil ich selbst sie öfters mit Erfolg auf junge Eichhörnchen angewendet habe.

Ungeachtet meines langjährigen Aufenthalts in Afrika wurde es mir erst in der neuesten Zeit möglich, eigene Beobachtungen über das Gefangenleben der Galagos zu sammeln. Der Hamburger Thiergarten besitzt gegenwärtig den buschschwänzigen Ohrenaffen (Otolicnus crassicaudatus) und setzt mich hierdurch in den Stand, die vor ungefähr funfzig Jahren veröffentlichten und, soweit mir bekannt, alleinigen Beobachtungen anderer Forscher zu vervollständigen.

Der Kaufmann Bacle, welcher Anfangs unsers Jahrhunderts in Senegambien reiste, erhielt ein Pärchen von einem Neger, welcher es in den Gummiwäldern der südwestlichen Sahahra gefangen hatte. Man nannte die Galagos „Gummithiere“ und versicherte, daß sie Mimosenharze sehr gern fräßen. Das gefangene Paar bestätigte diese Angabe durch die That, zog aber doch Kerbthiere jeder andern Nahrung vor. Während der Ueberfahrt geriethen beide augenblicklich in Bewegung, wenn ein Kerf an ihnen vorübersummte; sie lauerten auf Küchenschaben und schnappten sie schnell und sicher weg, sobald sie ihnen nahe genug kamen. Man ernährte sie mit Eiern, gekochten Speisen und Milch, und sie befanden sich ganz wohl dabei. In ihrem Betragen erinnerten sie ebensosehr an die Makis, wie an die Fledermäuse. Ihr Muthwille, ihre Lebhaftigkeit und namentlich ihre Kraft im Springen setzte alle Reisende in Erstaunen; das Merkwürdigste blieb aber doch die Bewegung ihrer Ohren. Diese konnten sie, wenn sie schlafen wollten, gänzlich verschließen. Zuerst runzeln und verkürzen sich die Ohren am Grunde, dann schlägt sich die Spitze derselben um und ein, so daß man von dem ganzen Ohre kaum noch Etwas sehen kann. Beim geringsten Geräusche aber schlägt sich die Ohrspitze wieder auf und die ganze Muschel spannt und glättet sich. Genau in derselben Weise verfahren einige Fledermäuse, um ihren so überaus feinen Gehörssinn abzustumpfen und in dem Gelärm des Tages ruhig zu schlafen.

Unser Gefangener bestätigt im Wesentlichen diese Angaben. Wir beherbergen ihn seit einigen Monaten. Bei Tage ruht er in sehr zusammengerollter Haltung, halb liegend, halb kauernd in der dunkelsten Ecke seines Käfigs. Er legt dabei seinen Kopf zwischen die Vorderhände, umhüllt ihn dicht mit seinem buschigen Schwanze und packt diesen mit den beiden Hinterhänden, welche er vorschiebt, so weit die langen Beine es gestatten. Auf diese Weise versteckt er den Kopf so vollständig, daß man außer den Ohren, welche niemals bedeckt werden, nicht das Geringste sieht. Eine Schwanzbiegung schließt gewöhnlich das eine Ohr ein und verdeckt dabei zugleich die Augen. Die Ohren werden in der Regel eingerollt; sie erscheinen dabei schlaff und zerknittert. Ungefähr um fünf Uhr abends erwacht er, dehnt und reckt sich und schaut spähend in die Runde, wobei er den Kopf abwechselnd vorschiebt und wieder zurückzieht. Dann putzt er sich, und nun endlich beginnt er zu klettern. Seine Bewegungen sind stets langsam und bedächtig, die Tritte vollkommen unhörbar. Die Finger werden beim Auftreten weit gespreizt; der Schwanz schleift auf dem Boden nach. Auch beim Klettern ist unser Aeffer langsam aber äußerst geschickt. Er klettert kopfoberst und kopfunterst, hängt sich an einem Vorder- oder an einem Hinterbein fest und schaukelt sich dann, geht an der Decke seines Käfigs hin 2c. — Wir füttern ihn mit Milchbrod, Fleisch und Früchten. Feigen und Rosinen frißt er leidenschaftlich gern: auf Kerbthiere und deren Larven oder Puppen ist er erpicht. Er faßt die ihm vorgehaltene Nahrung mit dem Munde oder mit den Händen; ihm noch Unbekanntes pflegt er leckend zu betasten. Unsere lebenden Vögel betrachtet er mit lüsternem, vielsagendem Auge. Auf seinen Wegen beschnuppert er zunächst jeden Gegenstand; dann erst betastet er ihn mit der Zunge. — Er ist gutmüthig und läßt es sich gern gefallen, wenn man ihn kraut; nur wenn man ihn aufhebt, pflegt er zu beißen. Sein Aussehen deutet auf Verstand; die hübschen, braunen, stark gewölbten Augen sehen klug ins Weite. Bei Tage ist der Stern bis auf eine sehr kleine, schmale Ritze zusammengezogen; nachts erweitert er sich bedeutend. — Kurz nach dem Erwachen stößt das Thier gewöhnlich seinen eigenthümlichen Ruf aus, welcher an das Rucksen mancher Tauben erinnert. Er beginnt mit dem leise hervorgestoßenen dumpfen

Laut „du", steigert sich dann und endet mit dem schwächeren, miauenden „dju". Der ganze Ruf klingt ungefähr wie „du, tu, tu, thu, tu tui dju dju", sehr dumpf und hohl. — Wie es scheint, ist unser Gefangener die ganze Nacht hindurch munter; morgens sucht er erst, nachdem es vollkommen licht geworden ist, sein Lager.

Ueber die Fortpflanzung der Ohrenaffen weiß man nur wenig. Sie bereiten sich in Baumhöhlen oder verlassenen Vogelnestern ein weiches, mit zartem Gras ausgelegtes Wochenbett und gebären, verbergen und erziehen dort ihr einziges oder ihre zwei Jungen. Später werden dieselben, wenn auch nicht mehr getragen, so doch noch lange von dem Weibchen geführt und gepflegt.

Ist nun schon der Tendj oder Moholi ein niedliches Thier, so sind doch zwei andere Mitglieder seiner oder, wie Andere wollen, einer eigenen Sippe — der Zwergmakis (Microcebus) — noch weit zartere Geschöpfe. Die eine Art ist als „Madagaskar-Ratte" vielleicht bekannter geworden, als unter ihrem wissenschaftlichen Namen Otolicnus minor — der kleinere Galago. (Seite 144, Figur 2.) Das Thierchen hat die Größe einer kleinen Ratte (5½ Zoll Leibes-, 6 Zoll Schwanzlänge) und auch einen licht mäusefarbigen Pelz, daher wohl entfernte Aehnlichkeit mit einem jener bekannten Nagethiere, dessen Namen ihm Unkundige gaben. Es lebt auf Madagaskar; bei Tage schläft es in zusammengerollter Stellung, des Nachts springt es mit großen Sätzen gewandt von Baum zu Baum, ganz nach Art der Haselmäuse. In der Gefangenschaft kann man es mit saftigen Früchten hinhalten.

In der neueren Zeit (1859) hat man aber noch einen anderen Zwergmaki entdeckt, welcher seinem Namen mehr, als jeder andere entspricht. Er ist der Zwerg der Zwerge; denn er erreicht blos die Größe einer Maus. Nur wenige Breitengrade nördlich von den Gegenden, in denen der Herkules aller Vierhänder, der Gorilla, lebt, nämlich zu Ikoneto, einem Ort am Kalabarflusse in Guinea, etwas oberhalb Creec-Town, fand der Missionär Thomson das Mäuseäffchen auf und hielt eins längere Zeit lebendig. Es wurde sehr zahm und zutraulich und lief frei in der Wohnung seines Besitzers umher. Sein beliebtester Zufluchtsort war der Rockärmel seines Herrn oder auch dessen Hals, zwischen Backenbart und Rockkragen. Thomson behauptet, niemals ein zierlicheres Geschöpf gesehen zu haben. Als es gestorben, schickte er es an Murray nach London, welcher es beschrieb und Mäusemaki (Otolicnus murinus) nannte. Seine Pelzfärbung ist auch mäusegrau.

Die schlechten Abbildungen, welche leider noch heut zu Tage die meisten volksthümlichen und selbst wissenschaftlichen thierbeschreibenden Werke verunreinigen, mögen wohl eine der Hauptursachen gewesen sein, daß man einen Maki vor allen anderen Gespenstthier oder Koboldmaki genannt hat. Uns zeigt die richtigere Abbildung, welche ich bieten kann, daß der Koboldmaki eben auch nicht mehr Gespensterhaftes hat, als die bisher genannten; wir bemerken an ihm vielmehr eine sehr große Aehnlichkeit mit den Galagos, welche wir soeben kennen lernten. Erst die genauere Vergleichung läßt Unterschiede auffinden, welche die Forscher berechtigen, das Koboldäffchen einer eigenen Sippe unserer Familie zuzuzählen, und es so von den übrigen Langfüßern zu trennen. Der Name dieser Sippe ist Tarsius — Handwurzelthier —, eben weil die Tarsen oder Handwurzeln auffallend verlängert sind und so gleichsam zu dem ersten Range in der Familie berechtigen.

Ein dicker Kopf mit großen, in der Dunkelheit leuchtenden Augen, mittelgroße und löffelförmige, fein behaarte Ohren, eine sehr kurze Schnauze, ungewöhnlich verlängerte Hinterglieder und Fußwurzeln, echte Krallen an dem Zeige- und Mittelfinger der Hinterhände und ein langer, dünner, blos an seiner Spitze quastenähnlich behaarter Schwanz bilden die hervorstechenden Kennzeichen der Sippe.

Der Koboldmaki (Tarsius Spectrum) scheint die Galagos in Asien zu vertreten. Sein Vaterland sind die äußersten Molukken, zumal Amboina. In der macassarischen Sprache wird er Podje genannt; auf Sumatra heißt er Singa-Poa oder kleiner Löwe. Denn ein Leu, so erzählt die Sage des Landes, sei das Thierchen ehemals gewesen an Gestalt, Größe und Stärke, und erst in der neuern

Zeit wäre es so klein geworden. Wahrscheinlich dieser Sage wegen fürchten die Eingebornen noch heute das harmlose Geschöpf und prophezeien derjenigen Familie sicheres Unglück, in deren Nähe sich dasselbe sehen läßt; sie legen sogar ihre Felder an anderen Orten an, wenn sich ein Gespenstmaki einem derselben nähert. Ob das Aussehen des Thieres den ersten Anlaß zu derartigen Märchengebilden gegeben hat, ist schwer zu sagen. Das Gesicht des kleinen Kobolds soll allerdings wegen seines grinsenden Maules einen sonderbaren Ausdruck haben, derselbe soll jedoch mehr lächerlich, als furchterregend sein; die Gestalt aber ist auch nicht wunderbarer, als hundert andere jener Länder.



Der Koboldmaki (Tarsius Spectrum).

Unser Thier ist fünf bis sechs Zoll lang und besitzt einen neun Zoll langen Schwanz. Seine kurze und weiche Behaarung ist gelbbraungrau, oben dunkler als heller. Die mittellangen Ohren sind nackt, wie die der Galagos, besitzen einen aus einer Falte gebildeten Deckel und können zusammengerollt werden. An den Fingerspitzen fallen dicke Schwielen auf, welche jedenfalls das Festhalten erleichtern. Der lange, nur an seiner Spitze behaarte Schwanz und die langen Fußwurzeln lassen das Koboldchen gleichsam als Springmaus der Bäume erscheinen, und der Naturforscher Pennant zählte es auch wirklich jenen Nagern zu. Es lebt in den tiefsten und dichtesten Waldungen und wird nur selten bemerkt, kommt deshalb auch gar nicht häufig in die Sammlungen. Von seiner Lebensweise kennt man noch soviel wie Nichts. Man weiß, daß es bei Tage schläft, bei Nacht aber munter mit kühnen Sätzen im Gezweig herumspringt, Knospen, wilde Früchte und Kerfe verzehrt, daß es nur ein Junges zur Welt bringt und in der Gefangenschaft viel Sanftmuth und Zutraulichkeit zeigt. Hierauf beschränken sich die Angaben.

* * *

Bevor ich zur Schilderung der Pelzflatterer übergehe, muß ich einen Irrthum, den ich verbreiten half, berichtigen. Die Ordnung der Halbaffen umfaßt eine Familie mehr, als ich angab; zu ihr muß, wie mich die letzten Tage überzeugend belehrten, noch ein, bisher kaum mehr als dem Namen nach bekanntes Thier, hinzugezählt werden, ein wahres Zwitterwesen, welches eine eigene Familie vertritt.

Vor achtzig und einigen Jahren erhielt der Reisende Sonnerat aus einem Walde der Westküste Madagaskars zwei höchst sonderbare Thiere, von deren Dasein bis dahin noch Niemand Kunde gehabt hatte. Selbst auf der gegenüberliegenden Küste waren sie vollkommen unbekannt; wenigstens wurde unser Naturforscher von den dort lebenden Madagassen versichert, daß die beiden, welche er lebend bei sich hatte, die ersten wären, welche sie jemals gesehen hätten. Sie schrieen bei Anblick derselben zur Bezeugung ihrer Verwunderung laut auf, und Sonnerat erhob diesen Ausruf, „Aye, Aye," zum Namen der von ihm entdeckten Geschöpfe.

Bis in die neueste Zeit blieb das eine der beiden „Aye-Aye," welches genannter Forscher ausgestopft nach Paris sandte, das einzige, welches überhaupt nach Europa kam, und die im Jahre 1783 erschienene Beschreibung des Reisenden die einzige Quelle für die Lebenskunde des seltenen Thieres. Man zeigte sich schon geneigt, es als ausgestorben anzusehen. Ueber seine Einordnung in die Reihen der Säugethiere konnte man ebensowenig im Klaren sein, als Sonnerat dies gewesen war. Mit dem Balge wußte man nicht viel anzufangen, mit der ersten Beschreibung ebensowenig: — „Dieses vier-

füßige Thier," sagt Sonnerat, „hat viel Aehnlichkeit mit dem Eichhörnchen, ist aber doch durch einige wesentliche Kennzeichen von demselben unterschieden: es gleichet auch einigermaßen dem Maki und dem Affen." — In allen späteren Naturgeschichten offenbart sich dieselbe Unsicherheit. Die Einen zählen es den Nachtaffen, die Anderen den Nagern zu; aber Jeder thut Dies mit Vorbehalt.

Da empfängt die Zoologische Gesellschaft in London vor kaum Jahresfrist die freudige Nachricht, daß zwei „Fingerthiere" (Chiromys) oder „Nacktfinger" (Psilodactylus), wie man das Zwitterwesen inzwischen genannt hat, auf Madagaskar gefangen worden und für den Thiergarten in Regents-Park unterwegs seien. Beide kommen wirklich an, wenn auch nur das eine noch lebend. Jetzt endlich bietet sich den Thierkundigen Gelegenheit, die räthselhaften Geschöpfe so genau als erforderlich zu untersuchen. Noch sind diese Untersuchungen nicht geschlossen, und deshalb ist es auch mir hier unmöglich, Vollständiges zu bieten; doch bin ich im Stande, der von Sonnerat gegebenen Lebensbeschreibung unsers Thieres wenigstens Einiges hinzuzufügen.



Das Fingerthier oder der Aye-Aye (Chiromys madagascarensis).

Das Fingerthier oder der Aye-Aye (Chiromys madagascarensis) steht unzweifelhaft den Halbaffen insgemein weit näher, als den Nagern. Die beiden schief von hinten nach vorn gestellten Schneidezähne seiner Kiefer können nur bei flüchtiger Betrachtung mit eigentlichen Nagezähnen verglichen werden, und in allem Uebrigen hat das Thier mit keinem Nager irgendwelche Aehnlichkeit. Die Finger an den Vorderhänden sind das eigentlich Bezeichnende an ihm.

Sonnerats Beschreibung des Aye-Aye darf uns noch genügen; ich gebe sie deshalb hier dem Wortlaute des ersten Uebersetzers seines Reisewerkes nach:

„Der Aye-Aye hat an jedem Fuße fünf Finger, davon die an den Vorderfüßen sehr lang und ein wenig krumm sind; welches macht, daß er sehr langsam geht: Diese Finger sind auch mit krummen Nägeln versehen. Die zwey äußersten Gelenke des Mittelfingers sind lang, dünne und unbehaart: Er bedient sich derselben, um aus den Ritzen der Bäume die Würmer hervorzuholen, von denen er sich nährt, und um diese Würmer in seinen Schlund zu stoßen; dem Ansehn nach dienen sie ihm

auch, sich an die Baumäste zu hängen. Die Hinterfüße haben vier mit krummen Klauen versehene Finger: Der fünfte oder innere bildet den Daumen, und hat einen platten Nagel, gleich den Nägeln des Menschen. — Der Aye=Aye hat in jeder Kinnlade zween Schneidezähne, die sehr nahe beysammen stehen, und dem Schnabel eines Papagayen ähnlich sehen: die untern sind viel stärker als die obern. — Er hat große, breite und flache Ohren: Sie sind schwarz, glatt, glänzend, und an der Außenseite mit langen Haaren besetzt. — Ueber den Augen und der Nase, auf den Backen und am Kinn hat er Büschel von langen Haaren. — Das ganze Thier ist mit weißfalben Flaumen oder feinen Haaren bewachsen, aus denen große (starke) schwarze Haare hervorstechen. Der Vordertheil des Kopfes und Halses sind von falbem Weiß. Der Schwanz ist platt, buschig und mit langen Haaren besetzt. Ob es schon ganz schwarz scheint, sind die Haare desselben doch von ihrer Wurzel an bis zur Mitte ihrer ganzen Länge weiß. — Der Aye=Aye ist vom Kopf bis zum Schwanz 18 Zoll 6 Linien, und der Schwanz desselben 1½ Fuß lang."

Ueber Vorkommen und Aufenthalt des Thieres berichtet uns Sonnerat gar Nichts, über sein Betragen in der Gefangenschaft sehr wenig: „Dieses Thier," sagt er, „scheint von der Art derjenigen zu seyn, die sich in die Erde graben. Bei Tage sieht es nicht; sein Aug ist röthlicht und starr, wie das Aug der Eule. Es ist sehr träge, folglich auch sehr sanft. Ich hatte ein Männchen und ein Weibchen, aber beyde lebten nicht länger als zween Monate; ich nährte sie mit gekochtem Reis, und sie bedienten sich der dünnen zween Finger ihrer Vorderfüße, wie die Chineser ihrer Stäbchen. Sie waren schen, furchtsam, liebten sehr die Wärme, krochen immer zusammen, um zu schlafen, legten sich auf die Seite und verbargen ihren Kopf zwischen den Vorderfüßen. Sie lagen stets unbeweglich da; und nur durch vieles Rütteln konnte man sie dahin bringen, daß sie sich regten."

Zu meinem innigen Bedauern war mir die Zeit meines Aufenthaltes in London so kurz zugemessen, daß ich dem jetzt dort lebenden Aye=Aye blos einen einzigen Abend widmen durfte. Dieser eine Abend belehrte mich aber, daß vorstehende Beschreibung nicht nur einer Erweiterung, sondern auch, theilweise wenigstens, der Berichtigung bedarf. Ich nehme an, daß auch der geringste Beitrag zur Vervollständigung der Kunde eines so räthselhaften Geschöpfes willkommen ist und will deshalb meine dürftigen Beobachtungen und Das, was ich den Wärtern abfragte, hier kurz zusammenstellen.

Der Aye=Aye ist ein höchst auffallendes Thier. Ich würde ihn, wäre ich sein Entdecker gewesen, Chiromys paradoxus genannt haben. Daß die Madagassen bei seinem Anblick Ausrufe der Verwunderung ausstießen, wurde mir sehr erklärlich; ich habe genau dasselbe gethan.

Das Thier hat buchstäblich mit keinem andern Säuger eine beachtenswerthe Aehnlichkeit. Es erinnert in mancher Hinsicht an die Galagos; doch wird es schwerlich einem Forscher einfallen, es mit diesen in einer Familie zu vereinigen. Der dicke, breite Kopf mit den großen Ohren, welche den breiten Kopf noch breiter erscheinen lassen, die kleinen, gewölbten, starren, regungslosen, aber glühenden Augen mit viel kleinerm Stern, als das Nachtaffenauge ihn besitzt, der Mund, welcher in der That eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Papageischnabel hat, die bedeutende Leibesgröße und der lange Schwanz, welcher, wie der ganze Leib, mit dünn stehenden, aber langen, steifen, fast borstenartigen Grannenhaaren besetzt ist und die so merkwürdigen Hände endlich, deren Mittelfinger aussieht, als ob er zusammengedorrt wäre: diese Merkmale insgesammt verleihen der ganzen Erscheinung etwas so Eigenthümliches, daß man sich unwillkürlich den Kopf zermartert, in der fruchtlosen Absicht, ein diesem Thiere verwandtes Geschöpf aufzufinden.

Es kann für den Thierkundigen, welcher dieses wundersame Wesen lebend vor sich sieht, gar keinem Zweifel unterliegen, daß er es mit einem vollendeten Nachtfreunde zu thun hat. Der Aye=Aye ist lichtscheuer, als jedes mir bekannte Säugethier. Ein Nachtaffe läßt sich wenigstens erwecken, tappt herum, schaut sich die helle Tageswelt verwundert an, lauscht theilnehmend auf das Summen eines vorüberfliegenden Kerbthieres, leckt und putzt sich sogar: der Aye=Aye scheint, bei Tage, wenn man ihn nach vieler Mühe wach gerüttelt, vollkommen geistesabwesend zu sein. Mechanisch, maschinenartig schleppt er sich wieder seinem Dunkelplatze zu, mechanisch rollt er sich zusammen, mechanisch verhüllt er mit dem dicken Schwanze, den er wie einen Reifen um den Kopf schlägt, sein Gesicht. Er

bekundet eine Trägheit, eine Langweiligkeit ohne Gleichen in jeder Bewegung, jeder Handlung. Erst wenn die volle dunkle Nacht hereingebrochen ist, lange nach der Dämmerung, ermuntert er sich und kriecht aus seiner Dunkelkammer hervor, scheinbar noch immer mit Gefühlen der Angst, daß irgend ein Lichtstrahl ihn behelligen möchte. Der Schein einer Kerze, welcher andere Nachtthiere nicht im geringsten anficht, macht ihn eilig zurückflüchten.

Die Bewegungen des Thieres sind langsam und träge, obschon weniger, als man vermuthen möchte. Wenn es gilt, dem störenden Lichte sich zu entziehen, beweist der Aye-Aye, daß er unter Umständen sogar ziemlich flink sein kann. Der Gang ähnelt dem anderer Nachtaffen, nur ist er ungleich langsamer. Dabei steht das Thier hinten viel höher, als vorn, wo es sich auf die sehr gebreiteten und stark gekrümmten Finger stützt, und streckt den buschigen Schwanz wagrecht von sich, ohne ihn auf dem Boden schleppen zu lassen. Jeder Schritt wird, wie es scheinen möchte, mit Ueberlegung ausgeführt; Zeit genug zur Ueberlegung nimmt sich das Thier wenigstens. Im Klettern konnte ich es nicht beobachten; es soll Dies aber eben so langsam geschehen, wie das Gehen.

Wenn Sonnerat richtig beobachtet hat, muß er es mit einem besonders gutmüthigen Aye-Aye zu thun gehabt haben. Derjenige, welchen ich sah, war nichts weniger als sanft, sondern im Gegentheil sehr reizbar und ungemüthlich. Wenn man sich ihm näherte, fauchte er, wie eine Katze; wenn man ihm die Hand vorhielt, fuhr er unter Ausstoßen derselben Laute wüthend und sehr rasch auf die Hand los und versuchte, sie mit seinen beiden Vorderpfoten zu packen. Dabei zeigte er auffallend viel Verstand: er unterschied zwischen der Hand und einem eisernen Stäbchen. Mit diesem ließ er sich berühren, ohne zu fauchen oder zuzugreifen. Die Wärter, welche große Achtung vor dem Gebiß ihres Schutzbefohlenen an den Tag legten, versicherten, von diesem Unterscheidungsvermögen des Thieres überzeugende Beweise erhalten zu haben: sie waren mehrere Male derb gebissen worden. Eigentlich furchtsam also darf man den Aye-Aye nicht nennen; er ist nur scheu und meidet jede Gesellschaft. Auch nachts bewegt ihn das geringste Geräusch, so eilig als möglich seinen Versteckplatz aufzusuchen.

Die einzige Nahrung, welche man unserm Thiere reicht, ist frische Milch, mit welcher man das gekochte und zerriebene Dotter eines Eies zusammenrührt. Eine kleine Schüssel davon genügt für den täglichen Bedarf. Beim Fressen gebraucht der Aye-Aye seine beiden Hände: er wirft die flüssige Speise mit ihnen in seinen Mund. Fleischkost hat er bis jetzt hartnäckig verschmäht; ob man versucht hat, ihn auch an andere Nahrungsmittel zu gewöhnen, weiß ich nicht. Bei den genannten scheint er gut zu gedeihen; denn er lebt bereits seit dem 12. August vorigen Jahres (1862) in seiner neuen Heimat.

Beachtenswerth scheint mir eine Beobachtung zu sein, welche gemacht wurde. Alle Zweige des Käfigs, welchen dieser Aye-Aye bewohnt, sind von ihm abgeschält und angebissen worden. Er scheint also seine Schneidezähne, welche den Naturforschern soviel Kopfzerbrechen verursacht haben, in ganz eigenthümlicher Weise zu verwenden. Ich glaube aus dieser Verwendung schließen zu dürfen, daß das Thier in der Freiheit auf dürren Bäumen seine Nahrung sucht und wirklich Kerbthiere frißt, wie Sonnerat angiebt. Es schält, so vermuthe ich, mit seinen dazu vortrefflich geeigneten Zähnen die Baumrinde ab, legt damit die Schlupfwinkel gewisser Kerbthiere oder deren Larven bloß, und zieht diese dann mit seinen langen Fingern aus Ritzen und Spalten vollends hervor, um sie zu verspeisen.

* * *

Die Natur liebt keine Sprünge — diese Wahrheit spricht sich bei einer vergleichenden Rundschau in allen drei Reichen hundertfach aus und wird auch dem Uneingeweihten verständlich. Nicht einmal die Klassen scheinen streng geschieden zu sein; denn fast immer bemerken wir, daß eine Gestalt gleichsam ein vermittelndes Bindeglied ist. Als solche sind denn auch alle Arten der letzten Familie unserer Ordnung anzusehen. Diese sebst ist eine vermittelnde, zwischen jener der Affen und vielen anderen stehende: kaum eine Familie oder Sippe aber zeigt so schlagende, allgemein verständliche Uebergangsformen, wie die der Pelzflatterer. Die wenigen Arten, welche man kennt, bilden nur eine

einzige Sippe, aber auch eine eigene Familie; sie lassen sich eben keiner andern Gruppe unterordnen. Weder Affe oder Halbaffe noch Fledermaus, stehen sie einzig für sich allein zwischen beiden da und nur in anderen Ordnungen finden sich ähnliche Gestalten, welche aber mit ihnen durchaus keine Verwandtschaft haben. Der Familien- und Sippenname der Pelzflatterer oder Flattermakis ist Galeopithecus — Wiesel- oder Katzenaffe — und bezeichnet schon an und für sich die Unsicherheit der Ansichten jener ordnenden Forscher, welche den Namen für sie erwählten. Häufig werden sie auch unter dem Namen Dermoptera — Hautflügler — im System aufgeführt, obgleich dieser Name eigentlich überflüssig ist, weil jener immer der maßgebende und zuständige bleibt. In den neueren Sprachen giebt es sehr viele Bezeichnungen für sie, in Folge ihrer Zwitterhaftigkeit. Sie heißen im Deutschen noch fliegender Hund oder Fuchs, fliegende Katze, geflügelter Affe, Flattermaki, wunderbare Fledermaus &c. Auch ihre Stellung im System ist keine gesicherte. Linné bringt sie zu den Makis, Cuvier zu den Fledermäusen, Geoffroy zu den echten Raubthieren, Oken zu den Beutelratzen, und jeder Einzelne scheint sich wegen Dessen, was er gethan, besonders verwahren zu müssen. So stehen die Armen allein und verlassen an der Grenze zweier Ordnungen, verkannt oder wenigstens als nirgends hinpassende, einsame Gesellen in der Thierreihe da und müssen froh sein, daß ihnen nur überhaupt ein stilles Plätzchen angewiesen wurde.

Die Flattermakis sind katzengroße Thiere von schlankem Leibesbau, deren mittellange Gliedmaßen durch eine breite und dicke auf beiden Seiten behaarte Haut verbunden sind. Ihre fünf Zehen haben zurückziehbare Krallennägel und keinen der übrigen Hand entgegensetzbaren Daumen. Der Schwanz ist kurz und steckt mit in der Flatterhaut. Der Kopf ist verhältnißmäßig klein, die Schnauze sehr verlängert und das Gebiß von dem aller Affen und Aeffer abweichend; denn die Zähne bilden eigentlich keine geschlossenen Reihen mehr, und die Schneidezähne des Unterkiefers sind kammartig gezackt oder an ihrer Krone vielfach getheilt. Die Augen sind mäßig groß, die behaarten Ohren klein. Jede Brust hat zwei Zitzen. — Das Merkwürdigste am ganzen Thiere ist seine Flatterhaut. Sie ist keine Flughaut, sondern nur ein Fallschirm, welcher den Leib zu weiten Sprüngen und langsamerem Fallen befähigt. Mit der Flughaut der Fledermäuse hat sie keine Aehnlichkeit. Sie ist eine Fortsetzung der Leibeshaut, beginnt am Halse, verbindet sich mit dem Vorderbein, umhüllt dieses bis zur Hand, verläuft in gleichmäßiger Breite nach der Hinterhand und geht nun endlich nach der Schwanzspitze. So stecken alle Glieder gleichsam in ihr.

Wir beschreiben alle Pelzflatterer, wenn wir eine Art schildern; denn die Unterschiede zwischen den zwei, drei oder vier Arten — die Meinungen sind getheilt — beziehen sich nur auf Größe, Zahnbau und Haarfärbung, sind also ganz unwesentlich zur Darstellung der Lebensverhältnisse unserer Thiere.

Der gemeine oder rothe Flattermaki (Galeopithecus rufus oder volans) ist einen Fuß und zehn Zoll lang, wovon vier Zoll auf den Schwanz zu rechnen sind, und von einem Saum der ausgebreiteten Flughaut zum andern zwei Fuß breit. Die Behaarung ist auf dem Rücken dicht, an den Vorderarmen aber spärlich; die Achselgegend und die Seiten des Leibes sind nackt. Braunroth ist die Hauptfarbe des erwachsenen Thieres; das Junge ist oben bräunlichgrau, an den Seiten dunkelbraun gewellt, und auf den Gliedmaßen und der Flatterhaut licht gefleckt.

Die Heimat des rothen Flattermaki und aller seiner Verwandten sind die Sundainseln, Molukken und Filippinen, auch die Halbinsel Malakka und die sie umgebenden kleinen Eilande.

Bontius erwähnt zuerst der sonderbaren Thiere in seiner Naturgeschichte Indiens. „In Guzurata,“ sagt er, „giebt es wunderbare Fledermäuse, welche den Reisenden wegen ihrer Größe wie ein Wunder vorkommen. Die Holländer nennen sie geflügelte Affen.“ Nach ihm haben andere Beobachter ziemlich genaue Schilderungen der Lebensweise dieser Thiere gegeben.

Alle Flattermakis sind Nachtthiere. Bei Tage sieht man sie, wie die Fledermäuse, mit den Hinterbeinen angeklammert, oft massenweise auf dichtbelaubten Baumkronen hängen. Mit Einbruch der Nacht erwachen sie aus ihrem Schlummer, verändern ihre Stellung, indem sie sich mit allen vier Beinen an

die Aeste hängen, den Leib nach unten, putzen und glätten ihr Fell und steigen endlich auf die Zweige hinauf. Ihre scharfen Krallen befähigen sie zu gewandtem und sicherem Klettern, und so können sie sich sehr rasch durch das Gezweig bewegen. Auf dem Boden kriechen sie mühsam und schwerfällig dahin. Sie steigen, ihrer Nahrung nachgehend, Früchte pflückend und Kerbthiere suchend, ganz geräuschlos immer aufwärts, bis sie den Wipfel eines Baumes erklommen haben, dann schweben sie schief nach einer andern Baumkrone herab.

Während das Thier geht oder klettert ist seine Flatterhaut leicht gefaltet zusammen und an den Leib gelegt und hindert deshalb die Bewegung durchaus nicht; wenn es sich des Fallschirms bedienen will, läuft es auf eine Astspitze hinaus, springt von dort mit einem kräftigen Satze ab, streckt in der Luft alle Glieder von sich und schwebt nun langsam, schief von oben nach unten, über Zwischenräume, deren Weite nicht selten zweihundert Fuß betragen soll. Niemals erhebt sich der Flattermaki während seines Schwebens über die Höhe, aus welcher er seinen Sprung begann, sondern immer senkt er sich in einer sehr geneigten Ebene nach unten, und nur durch Klettern erreicht er von dort aus wiederum eine gewisse Höhe, also nie eine größere, als die eines Baumwipfels.



Der gemeine oder rothe Flattermaki (Galeopithecus rufus oder volans).

Alle Flattermakis sind ganz harmlose, sanftmüthige und bei dem Reichthum ihrer Heimat vollkommen unschädliche Geschöpfe. Sie vertheidigen sich nicht einmal, wenn sie angegriffen werden. Unter sich leben sie höchst friedlich. — Das Weibchen wirft zwei Junge, welche sich bald nach der Geburt an seiner Brust festklammern und von ihm mit herumgetragen, sehr geliebt und mit vielem Vergnügen beleckt und geputzt werden. — Die Eingebornen jagen den Thieren nach, um das Fleisch zu erhalten, welches sie als wohlschmeckend rühmen, während die Europäer es höchst widerlich nennen.

Ueber gefangen gehaltene Flattermakis fehlen uns leider noch ausreichende Beobachtungen.

Vierte Ordnung.

Die Flatterthiere (Chiroptera).

Noch ehe bei uns an schönen Sommertagen die Sonne vollkommen zur Rüste gegangen ist, beginnt eine der merkwürdigsten Ordnungen unserer ganzen Klasse ihr eigenthümliches Leben. Aus allen Ritzen, Höhlen und Löchern hervor kriecht eine düstere, nächtige Schar, welche sich bei Tage scheu zurückgezogen hatte, als dürfte sie sich im Lichte der Sonne nicht zeigen, und rüstet sich zu ihrem nächtlichen Werke. Je mehr die Dämmerung hereinbricht, um so größer wird die Anzahl dieser dunklen Gesellen, bis mit eintretender Nacht alle munter geworden sind und nun ihr Wesen treiben. Halb Säugethier, halb Vogel, stellen sie eines jener merkwürdigen Bindeglieder zwischen einer Klasse zur andern dar, und dieser Halbheit entspricht auch ihr ganzer Körperbau und ihre Lebensweise. Sie sind eben weder das Eine noch das Andere ganz: sie sind gleichsam ein Zerrbild der vollendeten Fluggestalt des Vogels, aber auch ein Zerrbild des Säugethiers. Wir bezeichnen die betreffenden Thiere mit dem Namen Fledermäuse, aber nur die allerwenigsten Mitglieder der ganzen Ordnung sind uns bekannt. Unser Vaterland liegt nämlich an der Grenze ihres Verbreitungskreises und beherbergt blos noch kleine, zarte, schwächliche Arten. Im Süden ist es anders.

Je mehr wir uns dem heißen Erdgürtel nähern, um so mehr nimmt die Zahl der Flatterthiere zu und mit der Zahl auch der Wechsel und Gestaltenreichthum. Der Süden ist die eigentliche Heimat der Flatterthiere. Schon in Italien, Griechenland und Spanien bemerken wir den auffallenden Reichthum an Fledermäusen. Wenn dort der Abend naht, kommen sie nicht zu Hunderten, sondern zu Tausenden aus ihren Schlupfwinkeln hervorgekrochen und erfüllen die Luft mit ihrer Menge. Aus jedem Haus, aus jedem alten Gemäuer, aus jeder Felsenhöhle flattern sie heraus, als ob ein großes Heer seinen Auszug halten wolle, und schon während der Dämmerung ist der ganze Gesichtskreis buchstäblich erfüllt von ihnen. Wahrhaft überraschend aber ist die Menge der Flatterthiere, welche man in heißen Ländern bemerkt. Es ist äußerst anziehend und unterhaltend, einen Abend vor den Thoren einer größern Stadt des Morgenlandes oder Indiens zuzubringen. Die Schwärme der Fledermäuse, welche der Abend dort erweckt, verdunkeln buchstäblich die Luft. Sehr bald verliert man alle Schätzung; denn allerorts sieht man Massen der dunklen Gestalten, welche sich durch die Luft fortwälzen. Ueberall lebt es und bewegt es sich, zwischen den Bäumen der Gärten, der Haine oder Wälder schwirrt es dahin, über die Felder flattert es in geringer oder bedeutender Höhe, durch die Straßen der Stadt, die Höfe und Zimmer geht der bewegliche Zug. Hunderte kommen und Hunderte verschwinden. Man ist beständig von einer schwebenden Schar umringt!

Die Flatterthiere oder Handflügler sind vorzugsweise durch ihre äußere Körpergestalt ausgezeichnet. Sie haben im Allgemeinen einen gedrungenen Leibesbau, kurzen Hals und einen dicken, länglichen Kopf mit weiter Mundspalte. In der Gesammtkörperbildung stimmen sie am meisten mit den Affen überein und haben wie diese zwei Brustzitzen. Allein in allem Uebrigen unterscheiden sie sich auffallend genug von den genannten Thieren. Ihre Vorderhände sind zu Flugwerkzeugen

umgewandelt und deshalb riesig vergrößert, der Leib aber ist auf das geringste Maß der Größe zurückgeführt worden. So kommt es, daß die Thiere wohl groß erscheinen, während sie in Wirklichkeit mit die kleinsten Säugethiere sind. Die inneren Leibestheile zeigen eigenthümliche Merkmale. Das Knochengerüst ist immer leicht gebaut, gleichwohl aber kräftig, und die Knochen selbst enthalten niemals luftgefüllte Räume, wie bei den Vögeln. Der Schädel ist in einen zarten Hirn- und einen noch zartern Gesichtstheil deutlich geschieden; alle seine Theile aber sind ohne sichtbare Nähte mit einander verwachsen. Sehr auffallend ist die Bildung des Zwischenkiefers; denn die beiden Aeste desselben sind entweder getrennt oder im Gaumen angeheftet. Die Wirbel sind breit und kurz, die Rippen lang, breit und stark gekrümmt, die Hüftknochen schmal und gestreckt, die Schlüsselbeine und Schulterblätter dagegen dick und stark. Am auffallendsten ist jedoch die Handbildung. Ober- und Unterarm und die Finger der Hände sind außerordentlich verlängert, namentlich die hinteren drei Finger, denn diese sind länger, als der Oberarm. Hierdurch werden die Finger zum Verbreitern der zwischen ihnen sich ausspannenden Flughaut ebenso geschickt, wie zu anderen Dienstleistungen untauglich. Nur der Daumen, welcher an der Bildung des Flugfächers keinen Antheil nimmt, hat mit den Fingern anderer Säuger noch Aehnlichkeit; er ist, wie gewöhnlich, zweigliedrig und kurz und trägt eine starke Kralle, welche dem Thiere beim Klettern und Sichfesthängen die ganze Hand ersetzen muß. Die Oberschenkelknochen sind viel kürzer und schwächer, als die Oberarmknochen, wie überhaupt alle Knochen des Beines auffallend hinter denen des Armes zurückstehen. Die Beine sind ziemlich regelmäßig gebildet: der Fuß theilt sich auch in fünf Zehen, und diese tragen Krallennägel; allein sein Eigenthümliches hat der Fuß doch; denn von der Ferse aus läuft ein nur bei den Fledermäusen vorkommender Knochen, das Spornbein, welches dazu dient, die Flughaut zwischen dem Schwanze und dem Beine zu spannen. So läßt der Bau des Gerippes die Flatterthiere auch wiederum als Mitglieder zwischen den Vögeln und den vorweltlichen Flugechsen erscheinen. Die Muskeln sind ebenfalls sehr eigenthümlich; denn die Brustmuskeln sind ungewöhnlich stark, und zu den bei anderen Säugethieren vorhandenen kommt ein gänzlich neuer hinzu, welcher mit einem Ende am Schädel, mit dem andern aber an der Hand angewachsen ist, und dazu dient, den Flügel spannen zu helfen. Das Gebiß ähnelt dem der Raubthiere, namentlich der kerffressenden. Es enthält alle Zahnarten in geschlossenen Reihen; die Anzahl und die Form der Zähne ist aber großem Wechsel unterworfen. Starke Kaumuskeln, eine ganz freie Zunge, innere Backentaschen, welche bei einigen vorkommen, ein runzeliger, schlauchförmiger Magen und ein weiter Darmschlauch ohne Blinddarm zeichnen die Thiere außerdem noch wesentlich aus.

Für uns ist jedenfalls die Entwickelung der Haut am merkwürdigsten. Die Häute der Flatterthiere sind es, welche nicht nur die ganze Körpergestaltung, sondern namentlich auch den Gesichtsbau bedingen und somit die Ursache werden, daß die Fledermausgesichter so ungeheuerliche sind. Die breit geöffnete Schnauze trägt allerdings auch mit bei, daß der Gesichtsausdruck ein ganz eigenthümlicher wird: die Hautwucherung an den Ohren und der Nase aber ist es, welche dem Gesicht sein eigenthümliches Gepräge und — nach der Ansicht der Meisten wenigstens — seine Häßlichkeit giebt.

„Keine einzige Thiergruppe," sagt Blasius, „hat eine solche Entwickelung des Hautsystems aufzuweisen. Es zeigt sich Dies in der Ausbildung der Ohren und der Nase, wie in der der Flughäute. Die Ohren haben bei allen Arten eine auffallende Größe. Ihre Länge wird bei einigen Arten von der des Körpers übertroffen, und in der Breite dehnen sich beide Ohren in einzelnen Fällen zu einer einzigen, geschlossenen Ohrenmuschel aus. Bei manchen Arten nimmt die Umgebung der Nasenlöcher und der Nasenrücken in seltsamer Weise an dieser Wucherung den größten Theil, und hierdurch werden Gesichtsbildungen hervorgebracht, welche ihres Gleichen nicht aufzuweisen haben. In der Entwickelung der Flughäute nicht allein, sondern auch in aller übrigen Hautbildung der Ohren- und Nasenhaut haben die Fledermäuse Eigenthümlichkeiten, durch die sie sich von allen übrigen Thierordnungen auffallend unterscheiden und durch welche ihre Bewegung und Lebensweise bis ins Einzelne bedingt scheint."

„Mit der Gestalt der Flughäute hängt die Flugfähigkeit und das Gepräge der Flugbewegung genau zusammen. Eine größere Verschiedenheit in dieser Beziehung ist kaum unter den Vögeln ausgebildet. Die Arten mit langen, schlanken Flügeln haben den raschen und gewandten Flug der Schwalben, die mit breiten, kurzen Flügeln erinnern im Fluge an die flatternde, unbeholfene Bewegung der Hühner. Man kann die Gestalt des Flügels ziemlich genau nach dem Verhältniß der Länge des fünften Fingers zur Länge des dritten oder zur Länge der ganzen Flughaut beurtheilen. Die Länge der Flughaut umfaßt außer der des dritten Fingers noch die des Ober- und Unterarms. Die Breite der Flughaut ist ungefähr durch die Länge des fünften Fingers dargestellt."

„Wer die Fledermäuse in der Natur beobachtet hat, wird eine auffallende Uebereinstimmung in diesen Verhältnissen mit der Schnelligkeit und Gewandtheit in der Flugbewegung der einzelnen Arten anerkennen müssen. Die größte Gewandtheit und Schnelligkeit im Fluge hat unter den deutschen Arten entschieden die frühfliegende Fledermaus. Man sieht sie zuweilen schon vor Sonnenuntergang thurmhoch und in raschen, kühnen Wendungen mit den Schwalben umher fliegen; und diese Art hat verhältnißmäßig den schlanksten und längsten Flügel, über dreimal so lang, als breit. Ihr schließen sich alle diejenigen Arten an, deren Flügel ähnlich gebildet sind. Sie fliegen sämmtlich rasch und hoch, in den manchfaltigsten, oft plötzlichen Wendungen und sind in ihren Bewegungen so sicher, daß sie sogar Sturm und Unwetter nicht scheuen. Der Flügel beschreibt im Fluge in der Regel einen kleinen, spitzen Winkel, und nur bei plötzlichen Wendungen holen sie weiter aus, und so ist der Flug höchst manchfaltig und rasch bei einer leichten, weniger angestrengten Flügelbewegung."

„Die geringste Flugfertigkeit besitzen die Arten, welche zu den Sippen Vespertilio und Rhinolophus gehören. Sie haben im Verhältniß zu den übrigen die breitesten und kürzesten Flügel, meistens kaum drittehalbmal so lang, als breit. Die Flügel dieser Arten beschreiben einen großen, meist stumpfen Winkel. Der Flug ist flatternd, langsam und unsicher. Gewöhnlich fliegen sie niedrig und in gerader Richtung in Straßen und Alleen hin, ohne rasche Biegungen und Seitenbewegungen, einige sogar nur wenige Zoll über dem Boden oder der Wasserfläche."

„Es hält nicht schwer, nach der Höhe des Fluges, der Art der Bewegung und der Größe des Thieres jede Art im Fluge zu unterscheiden; und man kann nicht irre gehen, wenn man aus dem Bau des Flügels auf die Flugfertigkeit schließt." Im Allgemeinen aber ist der Flug aller Handflügler keineswegs ein dauernder, sondern nur ein zeitweiliger. Er wird durch immerwährende Bewegung der Arme hervorgebracht. Der Vogel kann schweben, die Fledermaus nur flattern. Ihr Flattern oder Schwirren wird durch ihren Körperbau sehr erleichtert. Die starken Brustmuskeln des Vorderkörpers, der leichte und eingezogene Unterleib, die bis zu dreifacher Körperlänge ausgedehnten Arme und Hände und die zwischen Armen, Händen und Fingern ausgespannte elastische Haut befördern diese Bewegung, während das Schweben unmöglich wird, weil keiner der Fledermausknochen luftführend ist, die Leibeshöhle nicht die großen Luftsäcke des Vogelleibes enthält und vor Allem, weil das Flatterthier keine Steuer- und Schwingfedern besitzt. Sein Flug ist ein immerwährendes Schlagen auf die Luft, niemals ein längeres Durchgleiten oder Durchschießen derselben ohne Flügelbewegung.

Um leichter ihre Flughaut breiten und aufflattern zu können, befestigen sich alle Handflügler während ihrer Ruhe mit den Krallen der Hinterbeine an irgend einen erhabenen Gegenstand und lassen ihren ganzen Körper nach abwärts hängen. Bevor sie aufflattern, ziehen sie den Kopf von der Brust ab, heben den Arm, breiten die Finger sammt dem Mittelarmknochen aus einander, strecken den in der Ruhe angezogenen Schwanz sammt den Sporen am Fuße, lassen sich los und beginnen nun sogleich und ohne Unterbrechung schnell nach einander mit ihren Armen die Luft zu schlagen. Mit der Schwanzhaut wird gesteuert; aber dieses Steuer ist natürlich bei weitem unvollkommener, als das der Vögel. Eine solche Bewegung bedingt eine ganz eigenthümliche Fluglinie, welche Kolenati sehr bezeichnend eine geknitterte nennt.

Vom Boden können sich die Flatterthiere nicht so leicht aufheben; sie helfen sich aber dadurch, daß sie zuerst die Arme und die Flughaut ausbreiten und ihren Körper durch Unterschieben der Füße

etwas aufrichten, ein oder mehrere Male in die Höhe springen und sich dann flatternd erheben. Ist Dies ihnen geglückt, dann geht der Flug ziemlich rasch vorwärts. Wie ermüdend aber derselbe ist, sieht man am besten daraus, daß die Fledermäuse sich oft schon nach sehr kurzem Fluge zum Ausruhen an Baumäste, Mauervorsprünge und dergleichen anhängen und dann erst wieder ihre Bewegungen fortsetzen. Keine Fledermaus würde im Stande sein, in so ununterbrochener Weise zu fliegen, wie z. B. ein Mauersegler, und aus diesem Grunde ist allen Flatterthieren auch eine Winterwanderung, wie Vögel sie unternehmen, geradezu unmöglich.

Uebrigens dienen die Hände der Flatterthiere nicht einzig und allein zum Flattern, sondern auch zum Laufen auf der Erde. Der Gang aller Flatterthiere ist zwar nicht so schlecht, als man von vornherein annehmen möchte, bleibt aber dennoch ein erbärmliches Dahinhumpeln. Das Thier zieht dabei die Hinterfüße unter den Leib, hebt bei seiner Bewegung den Hinterkörper und stößt dadurch den ganzen Leib vorwärts; denn die Handwurzel und namentlich die Daumenkralle dient dem Vorderende nur zur Stütze. Einige Arten laufen übrigens beinahe so schnell, wie eine Ratte. Beim Klettern häkeln sich die Flatterthiere mit der scharfen Kralle des Daumens oder der Hand an und schieben mit den Hinterfüßen wechselseitig nach. Geschickte Bewegungen und Wendungen, wie sie solche im Fluge auszuführen fähig sind, können sie im Gehen oder Klettern nicht machen, und auf die Hinterbeine allein können sie sich gar nicht stellen, weil das Uebergewicht des Körpers nach vorn liegt und die Hinterbeine ganz schwächliche Gliedmaßen sind. Gleichwohl sind dieselben stark genug, den Leib nicht blos den ganzen Tag, sondern während des Winterschlafs — oft vier volle Monate hindurch — fest zu halten und zu tragen. Sehr eigenthümlich ist die Verschiedenheit der Stellungen und Richtungen, welche die Gliedmaßen bei den verschiedenen Bewegungen annehmen können.

Nach diesen Bemerkungen müssen wir noch einmal rückwärts blicken und uns jetzt ausführlicher die Behäutung der Flatterthiere, namentlich die Flatter- oder Flughaut betrachten. Sie ist die Fortsetzung der Oberhaut, der Färbestoff- (Pigment-) Schichten und der Lederhaut beider Leibesseiten, besteht demgemäß aus zwei Platten, von denen die eine vom Rücken, die andere von der Bauchseite herrührt. Außer diesen beiden Platten sind in der Flatterhaut noch eine neue, elastische Haut und zwei Muskelfaserschichten enthalten, welche zwischen den äußeren Theilen liegen. Die erst vor Kurzem aufgefundene elastische Haut ist im hohen Grade dehnbar oder besser zusammenziehbar und zeigt bei etwa dreihundertmaliger Vergrößerung ein höchst eigenthümliches, filzartiges Gewebe. Sie ist für die ganze Flughaut von größter Wichtigkeit, weil durch sie die Ernährung derselben besorgt wird. Außerdem aber wird die äußere Flatterhaut auch noch mit einer schmierigen, öligen, starkriechenden Flüssigkeit besonders eingerieben. Diese Schmiere wird von gelben, plattgedrückten Drüsen abgesondert, welche sich im Gesicht zwischen den Nasenlöchern und Augen befinden und einen oder mehrere Ausführungskanäle besitzen. Das Thier bestreicht seine Flughaut jedesmal nach dem Erwachen und unmittelbar vor dem Flattern und erhält sie so stets geschmeidig und fettig. Die ganze Haut selbst theilt man in die Vorarm-, Flanken-, Finger-, Schenkel- oder Schwanz- und Sporenflatterhaut; die Fingerflatterhaut zerfällt wieder in vier besondere Fächer. Ein Blick auf irgend eine Abbildung wird diese Eintheilungen leicht erkenntlich machen.

Sehr eigenthümlich ist auch der Bau aller Haare der Handflügler. Man kann hier nicht von Grannen- und Wollhaar sprechen. Die einzelnen Haare vereinigen den Zweck beider in sich. An der Wurzel ist das einzelne Haar schmal und rissig, weiter oben zeigt es deutliche, schraubenartige Umgänge, nimmt an Dicke zu, wird dann wieder schwächer, die Umgänge werden undeutlicher, das Haar wird nochmals dicker und verschmälert sich dann endlich gegen die Spitze hin. Die Zahl der Umgänge schwankt zwischen fünf- und elfhundert. Der Zweck dieser merkwürdigen Bauart ist leicht zu begreifen. Sie ersetzen das fehlende Wollhaar, indem sie die von dem Körper ausströmende erwärmte Luft an ihren breiteren Stellen abschließen, gleichsam stauen, und hierdurch dem Thiere seine Wärme erhalten. Es ist sehr zu beachten, daß der Bau der einzelnen Haare bei den verschiedenen Arten ebenfalls ein verschiedener ist. —

Alle Flatterthiere schlafen bei Tage und schwärmen bei Nacht. Die meisten kommen erst gegen die Abenddämmerung zum Vorschein und ziehen sich schon lange vor Sonnenaufgang wieder in ihre Schlupfwinkel zurück; einzelne Arten jedoch erscheinen schon viel früher, manche bereits Nachmittags zwischen drei und fünf Uhr und schwärmen trotz des hellsten Sonnenscheins lustig herum. Jede Art hat ihre eigenthümlichen Jagdgebiete: in Wäldern, Baumgärten, Alleen und Straßen, über langsam fließenden oder stehenden Wasserflächen u. s. w., aber seltener im freien Felde, aus dem sehr einfachen Grunde, weil es dort für sie Nichts zu jagen giebt. In dem reicheren Süden finden sie sich auch dort, namentlich über Mais- und Reisfeldern, weil diese stets eine Menge von Kerbthieren beherbergen und hierdurch den Fledermäusen gute Beute liefern. Gewöhnlich streichen sie nur durch ein kleines Gebiet von vielleicht tausend Schritten im Durchmesser. Andere, d. h. die größeren, mögen vielleicht über eine halbe Stunde Wegs durchstreifen, und von den großen südlichen Arten, den sogenannten Flatterhunden, behauptet man, daß sie wohl auch mehrere Meilen weit reisen könnten. Sobald sie müde werden, hängen sie sich, wie ich schon bemerkte, eine Zeit lang auf und schwärmen weiter, nachdem sie ausgeruht haben. Die Fledermäuse scheinen sich gewissermaßen abzulösen; denn die Frühfliegenden schwärmen blos in der Dämmerung, andere nach und vor der Morgendämmerung, wieder andere blos in den mittleren Nachtstunden umher.

Bei Tage halten sich alle Flatterthiere versteckt in den verschiedenartigsten Schlupfwinkeln. Bei uns zu Lande sind hohle Bäume, leere Häuser und seltener auch Felsenritzen oder Höhlen ihre Schlafplätze. Im Süden hängen sich viele Arten frei an die Baumzweige auf, sobald diese ein dichtes Dach bilden, bei weitem die meisten aber wohnen in Höhlen der Gebirge, in alten Ruinen, Tempeln und dergleichen. Gebäude, in denen sie wenig gestört werden, sind ihnen stets erwünschte Aufenthaltsorte. In Südamerika, zuweilen auch bei uns, schlafen sie oft unter Baumrinden. Nicht selten ruhen sie auch in Schornsteinen, und daher ist die oft ausgesprochene und ebenso oft mit Recht bekämpfte Meinung entstanden, daß sie dem Speck und anderm geräucherten Fleische nachgingen. Sie sind in der Aufsuchung ihrer Schlupfwinkel keineswegs sehr wählerisch, nur müssen diese trocken, warm, geschützt und besonders von oben gedeckt sein, wo möglich auch vom Eingang an in die Höhe gehen.

Sie sind gesellig, doch nur unter gewissen Umständen. Manche verschiedene Arten hassen sich und fressen einander auf, wenn sich Dies paßt. Die blutsaugenden Blattnasen z. B. greifen, wie Kolenati sehr hübsch beobachtete, die großöhrigen Fledermäuse an, um ihnen Blut auszusaugen, und diese fressen ihre Feinde dafür auf, handeln also vernünftiger, als Menschen, welche sich von Blutsaugern ihres Geschlechts ruhig brandschatzen lassen, ohne sie unschädlich zu machen.

Die Nahrung der Flatterthiere besteht in Früchten, in Kerbthieren, unter Umständen auch in Wirbelthieren und in dem Blute, welches sie größeren Thieren aussaugen. Die in Europa wohnenden Flatterthiere, bekanntlich nur echte Fledermäuse, verzehren blos Kerbthiere, namentlich Nachtschmetterlinge, Käfer, Fliegen und Mücken. Der Verdacht, daß sie Speck fressen, ist ein vollkommen ungerechtfertigter; denn sie verhungern lieber, ehe sie denselben anrühren, während sie dagegen lebende Kerfe auch in der Gefangenschaft mit Gier verschlingen. Nachtschmetterlinge, Käfer, Fliegen und Mücken bilden ihre Hauptnahrung, und wenn man am Morgen nach warmen Sommernächten in Baumgängen hingeht, findet man gewiß sehr häufig die Ueberbleibsel ihrer Mahlzeiten, namentlich abgefressene Flügel und dergleichen. Ihr Hunger ist außerordentlich; die größeren fressen bequem ein Dutzend Maikäfer, die kleinsten ein Schock Fliegen, ohne gesättigt zu sein. Größere Kerfe stemmen sie, nachdem sie dieselben gefangen haben, an die Brust und fressen sie so langsam hinter; kleinere werden ohne weiteres verschlungen. Je lebhafter ihre Bewegung ist, um so mehr Nahrung bedürfen sie, und aus diesem Grunde sind sie für uns außerordentlich nützliche Thiere, welche die größtmöglichste Schonung verdienen. Nicht so ist es mit den blutsaugenden Fledermäusen, welche zuweilen recht schädlich werden können, oder auch mit den Fruchtfressern aus unserer Ordnung, welche nicht selten ganze Fruchtpflanzungen, zumal Weinberge zerstören.

Eine recht hübsche Beobachtung hat neuerdings Heuglin gemacht: die Fledermäuse Afrikas ziehen ihrer Nahrung wegen den Herden nach!

„In den Bogosländern," sagt dieser Forscher, „wird sehr starke Viehzucht getrieben, und die Herden kommen, wenn in ferneren Gegenden bessere Weide und mehr Trinkwasser sich finden, oft monatelang nicht zu den Wohnungen der Besitzer zurück. Bei unserer Ankunft in Keeren waren alle Rinderherden sammt den Miriaden von Fliegen, welche sie überall hin begleiten, in den Tiefländern des Barka und Fledermäuse hier außerordentlich selten. Gegen Ende der Regenzeit sammelten sich auf etwa einen Monat fast alle den hiesigen Bogos gehörigen Herden in der nächsten Umgebung, und gleichzeitig erschienen auch die kerbthierfressenden Dämmerungs- und Nachtfledermäuse in ganz unglaublicher Zahl; mit Abzug der letzten Herde verschwanden auch sie wieder spurlos. In der Nacht vom 30. September auf den 1. October lagerten wir auf einer drei Stunden südlich von Keeren gelegenen Hochebene in der Nähe von Umzäunungen, welche zu Aufnahme von Rindvieh bestimmt waren. Da sich die Herden in anderen Theilen des Gebirgs befanden, beobachteten wir nur ein oder zwei Fledermäuse auf der für diese Familie äußerst günstigen Oertlichkeit. Tags darauf kehrten die Herden an die besagte Stelle zurück und schon an demselben Abend hatte die Zahl der Fledermäuse ganz auffallend zugenommen. Es entsteht nun die Frage, ob sie wirklich ihre Standorte ändern oder von denselben aus allabendlich oft weite Jagdflüge machen, um die Fliegen aufzusuchen, welche die Herden begleiten. Ich glaube an eine Veränderung der Standorte, weil an den betreffenden Stellen die Thiere Abends so zeitig erschienen, daß sie unmöglich auf dem Platze sein könnten, ohne stundenlange Reisen bei Tag gemacht zu haben, und ich habe hier niemals Fledermäuse vor der Abenddämmerung fliegend entdecken können."

Ich meinestheils habe während meiner früheren Reisen in Afrika nicht eben sehr auf die Fledermäuse geachtet, wohl aber auf meinem letzten Jagdausfluge nach ebendenselben Gegenden, von denen Heuglin spricht, und kann ihm nur Recht geben. Deshalb erscheint es mir nun auch durchaus nicht mehr unwahrscheinlich, daß weit mehr unserer Flatterthiere, als wir annehmen, wirklich wandern, wenn auch in beschränkterer Weise, als die Vögel. Daß einige Fledermäuse bei uns manchmal von der Höhe zur Tiefe und umgekehrt zogen, ja, daß sie gegen den Winter hin nach südlicher gelegenen Gegenden pilgern, war längst bekannt. —

Die Verdauung aller Flatterthiere ist sehr lebhaft. An ihren Schlupfwinkeln sammeln sich deshalb auch bald große Kothhaufen an, und diese haben einen so durchdringenden Geruch, daß ganze Gebäude von den Thieren förmlich verpestet werden können. Sehr eigenthümlich ist die Art und Weise, wie sie sich ihres Unraths entleeren. Man kann Dies von vornherein annehmen, wenn man eine aufgehängte Fledermaus ansieht; doch muß man sie bei jenem Geschäft beobachtet haben, wenn man sich eine rechte Vorstellung machen will. Jede Fledermaus, welche ihren Koth von sich geben will, muß sich nämlich in eine wagrechte Lage bringen, um misten zu können. Sie läßt dabei einen ihrer Hinterfüße los und stößt mit ihm gegen die Decke, um in eine schaukelnde Bewegung zu gelangen. Nachdem sie gehörig in Schwung gekommen ist, greift sie mit der Daumenkralle des ausgestreckten Armes an die Decke oder an eine andere, ihr nahe hängende Fledermaus und klammert sich hier an. Nunmehr ist sie in der geeigneten Lage, um ihr Bedürfniß verrichten zu können.

Wärme ist für alle Flatterthiere eine durchaus nothwendige Bedingung. In dem kalten Erdgürtel kommt keine Fledermaus vor, auch bei uns sind sie noch immer nicht besonders zahlreich, weder an Arten, noch an Stückzahl, während sie im Süden in ungeheuren Massen auftreten. Die meisten Arten werden schon durch Wind, Regen oder rauhe Witterung in ihren Schlupfwinkeln zurückgehalten. Andere fliegen zwar an kalten Abenden, doch auch nur kurzr Zeit, sie kehren immer so schnell als möglich wieder nach ihren Schlupfwinkeln zurück. Bei wirklichem Winde fliegen blos diejenigen Arten, welche einem starken Luftzug trotzen können, d. h. alle die schmalflügligen. Einige Arten verlassen, wie ich oben bemerkte, ihre Wohnorte bei Beginn der rauhern Jahreszeit und wenden sich mehr der Tiefe oder dem Süden zu; — leider aber fehlen uns über solche Reisen noch genügende Beobachtungen.

Während des Sommers kehren unsere Fledermäuse in der Regel täglich nach demselben Schlupfwinkel zurück, verlassen diesen jedoch nach einer Störung für lange Zeit oder für immer.

Mit Eintritt der Kälte fallen alle Fledermäuse, welche nicht wandern, in einen mehr oder weniger tiefen Winterschlaf. Jede Art sucht sich hierzu einen möglichst vor den Einflüssen der Witterung geschützten Schlupfwinkel auf: Höhlen, Kellergewölbe, warme Dächer, Dachsparren in der Nähe von Essen und dergleichen. Hier findet man sie in Klumpen, oft zu Hunderten, an den Hinterbeinen aufgehängt und dicht zusammengedrängt, manchmal auch mit anderen Arten vereinigt, selbstverständlich nur mit solchen, mit welchen sie immer in freundschaftlichen Verhältnissen zusammenleben. Höchst selten gesellen sich auch Arten, welche sonst mit einander in offener Fehde leben. Ihre Blutwärme wärme sinkt mit der Wärme der äußern Luft herab, nicht selten bis auf vier, ja wie man sagt, bis auf einen Grad Reaumur, während die Blutwärme sonst 24¾ Grad Reaumur ist, und nun erstarren sie. Wenn aber die äußere Kälte so groß wird, daß das ohnehin nur noch gering erwärmte Blut derselben nicht mehr widerstehen kann, erwachen die Fledermäuse und beginnen, sich zu regen. Nicht selten erfrieren sie aber auch, zumal gefangene, welche man einer bedeutenden Kälte aussetzt. Solange die Kälte anhält, hängen sie ganz ruhig, an wärmeren Wintertagen aber beginnen sie, sich zu rühren, und manche Arten fliegen zuweilen mitten im Winter bei Thauwetter und Schnee umher. Wenn sie anfangen aufzuwachen, steigt ihre Blutwärme rascher, als die Wärme der Luft. Nach der Witterung und der Verschiedenheit der Arten ist die Tiefe des Winterschlafs sehr verschieden. Nur wenige Arten schlafen ununterbrochen und, wie es scheint, die größeren Arten länger, als die kleineren. Die Zeit, in welcher die erwachenden Fledermäuse im Frühjahr wieder zum Vorschein kommen, ist sehr verschieden. Die kleineren Arten erscheinen zuerst, die größeren später.

Schon wenige Wochen nach dem Ausfliegen im Frühjahr macht sich die Liebe geltend. Die Thiere leben jetzt paarweise und begatten sich. Unter starkem und schwirrendem Geschrei verfolgen die Männchen ihre Weibchen, jagen und necken sie, stürzen sich mit ihnen aus der Luft herab und treiben allerhand Kurzweil. Wahrscheinlich geschieht die Begattung selbst sitzend in Löchern; bisher hat sie noch kein Naturforscher beobachtet. Bald nach ihr trennen sich beide Geschlechter, und die Weibchen bewohnen nun gemeinschaftliche Schlupfwinkel, während die Männchen mehr einzeln, oft in ganz anderen Gegenden umherstreifen. Mein Vater beobachtete, daß letztere nach der Begattung ganz für sich leben und stets einzeln, während die Weibchen sich zusammenrotten und gemeinschaftlich in den Höhlungen der Bäume oder in anderen Schlupfwinkeln wohnen; er hält es für sehr wahrscheinlich, daß keine männliche Fledermaus in diese Frauengemächer eindringen darf. Unter Dutzenden von Fledermäusen, welche zusammen gefunden wurden, fand er und später auch Kaup niemals ein Männchen, sondern immer nur trächtige Weibchen.

Wenige Wochen nach der Begattung (man nimmt an, nach fünf bis sechs) werden die Jungen geboren. Man hat Dies in der Gefangenschaft mehrere Male beobachtet. Das kreisende Weibchen hängt sich gegen seine Gewohnheit mit der scharfen Kralle beider Daumen der Hände auf, krümmt den Schwanz mit seiner Flatterhaut gegen den Bauch und bildet somit einen Sack oder ein Becken, in welches das zu Tage kommende Junge fällt. Sogleich nach der Geburt beißt die Alte den Nabelstrang durch, und das Junge häkelt sich, nachdem es von der Mutter abgeleckt worden ist, an der Brust fest und saugt. Die blattnäsigen Fledermausweibchen haben in der Nähe der Schamtheile zwei kurze, zitzenartige Anhängsel von drüsiger Beschaffenheit, an welche sich die Jungen während der Geburt sofort ansaugen, um nicht auf die Erde zu fallen, weil diese Fledermäuse während des Gebärens ihren Schwanz zwischen den beiden eng an einander gehaltenen Beinen zurück auf den Rücken schlagen und keine Tasche für das an das Licht tretende Junge bilden. Später kriechen auch diese Jungen zu den Brustzitzen hinauf und saugen sich dort fest.

Alle Flatterthiere tragen ihre Jungen während ihres Fliegens mit sich herum und zwar ziemlich lange Zeit, selbst dann noch, wenn die kleinen Thiere bereits selbst recht hübsch flattern können und zeitweilig die Brust der Alten verlassen. Daß Letzteres geschieht, habe ich an Fledermäusen

beobachtet, welche ich in den Urwäldern Afrikas an Bäumen aufgehängt fand. — In etwa fünf bis sechs Wochen haben die Jungen ihre volle Größe erreicht.

Es ist sehr möglich, daß die freilebenden Fledermäuse, welche während ihrer Schwangerschaft zusammenwohnen, auch ihre Jungen in einer Höhlung zur Welt bringen; vielleicht schon deshalb, um sich gemeinschaftlich zu versorgen und zu erwärmen. Wenn die Jungen flugbar sind, ändert sich die Sache; dann haben nicht nur diese, sondern auch die Männchen im Frauengemache Zutritt.

Eine noch ungeborne Fledermaus hat ein sehr merkwürdiges Ansehen. Wenn sie soweit ausgebildet ist, daß man ihre Glieder erkennt, die Flughaut aber noch nicht wahrnehmen kann, hat sie mit einem ungebornen Menschenkinde viel Aehnlichkeit. Die Hinterfüße sind nämlich noch viel kleiner, als die vorderen, und die vortretende Schnauze zeigt das Thierische; aber der Bau des Leibes, der kurze, auf dem Brustkorbe sitzende Hals, die breite Brust, die ganze Gestalt der Schulterblätter und besonders die Beschaffenheit der Vorderfüße, welche mit ihren noch kurzen Fingern halbe Hände bilden: alles Dies erinnert an den menschlichen Keim im ersten Zustande seiner Entwickelung.

Die Sinne der Flatterthiere sind vortrefflich, aber bei den verschiedenen Arten sehr ungleichförmig entwickelt. Einzelne Sinneswerkzeuge zeichnen sich, wie ich bereits in der Einleitung andeutete, durch höchst sonderbare Anhängsel und eigenthümliche Vergrößerungen aus.

Wahrscheinlich steht der Geschmackssinn auf der tiefsten Stufe, doch ist auch er keineswegs stumpf zu nennen, wie die Beschaffenheit der Zunge, die Weichheit der Lippen und der Nervenreichthum beider schon im voraus schließen läßt. Außerdem hat man auch Versuche gemacht, welche die Schärfe des Sinnes beweisen. Wenn man nämlich schlafenden, selbst halb erstarrten Fledermäusen einen Tropfen Wasser in die geöffnete Schnauze giebt, nehmen sie denselben ohne weiteres an und schlucken ihn hinter. Giebt man ihnen dagegen Branntwein, Tinte oder sonst eine übelschmeckende Flüssigkeit, so wird Alles regelmäßig zurückgewiesen. Nicht minder ausgebildet ist das Auge. Im Verhältniß zur Größe des Körpers muß man es groß nennen, namentlich der Stern ist einer bedeutenden Erweiterung fähig. Allein das Auge kann manchen Arten ganz fehlen, ohne daß sie eine bemerkliche Beeinträchtigung dadurch erleiden. Der Gesichtssinn wird überhaupt durch Geruch, Gehör und Gefühl wesentlich unterstützt. Man hat mehrfach den Versuch gemacht, Fledermäuse zu blenden, indem man ihnen einfach ein Stückchen englisches Pflaster über die Augen klebte. Sie flogen aber trotz ihrer Blindheit noch genau ebenso geschickt im Zimmer umher, als sehend, und verstanden es meisterhaft, allen möglichen Hindernissen, z. B. vielen, in verschiedenen Richtungen durch das Zimmer gezogenen Faden, auszuweichen. Der Sinn des Gefühls mag wohl größtentheils in der Flatterhaut liegen; wenigstens scheint Dies aus allen Beobachtungen hervorzugehen. Weit ausgebildeter aber als dieser Sinn sind Geruch und Gehör. Die Nase ist bei allen echten Fledermäusen in hohem Grade vollkommen. Nicht blos, daß sich die Nasenlöcher weit und breit öffnen und durch eigenthümliche Muskeln bald geöffnet, bald geschlossen werden können, besitzen die Thiere auch noch große, blätterartige, ausgedehnte Anhängsel, welche jedenfalls nur dazu dienen können, den Geruch zu steigern. In ähnlicher Weise ist auch das Ohr gebaut. Es besteht aus einer sehr großen Ohrmuschel, welche oft bis gegen den Mundwinkel ausgezogen, mit besonderen Lappen und Ausschnitten versehen ist und außerordentlich leicht bewegt werden kann. Zudem ist noch eine große, bewegliche, verschiedenartig geformte Klappe, der Ohrdeckel, vorhanden, welcher dazu dient, bei stärkeren Geräuschen oder Tönen, als sie die Fledermaus vertragen kann, das Ohr zu schließen und somit dem Thiere eine Qual zu ersparen, während dasselbe Anhängsel, wenn es gilt, ein sehr leises Geräusch zu vernehmen, gerade auch dazu dient, den schwachen Schall noch aufzufangen. Es ist unzweifelhaft, daß die Fledermaus vorbeifliegende Kerbthiere schon in ziemlicher Entfernung hört und durch ihr scharfes Gehör wesentlich in ihrem Fluge geleitet wird. Schneidet man die blattartigen Ansätze oder die Ohrlappen und Ohrdeckel ab, so werden alle Flatterthiere in ihrem Fluge ganz irre und stoßen überall an.

Die geistigen Fähigkeiten der Flatterthiere sind keineswegs so gering, als man gern annehmen möchte, und strafen den auf ziemliche Geistesarmuth hindeutenden Gesichtsausdruck Lügen. Ihr Gehirn

ist groß und besitzt Windungen. Hierdurch ist schon angedeutet, daß ihr Verstand kein geringer sein kann. Alle Flatterthiere zeichnen sich durch einen ziemlich hohen Grad von Gedächtniß und einige sogar durch verständige Ueberlegung aus. Daß sie nach dem Flattern stets dieselben Orte wieder aufsuchen und sich für den Winterschlaf immer äußerst zweckmäßige Orte wählen: Dies allein schon beweist, daß sie nicht so dumm sind, als sie aussehen. Ihre Feinde kennen sie sehr gut und verstehen ihnen ganz schlau zu begegnen, wie sie ihrerseits wieder die kleineren Thiere, denen sie nachstellen, zu überlisten wissen. So erzählt Kolenati, daß eine Fledermaus, welche in einer Lindenallee jagte, das Weibchen eines Schmetterlings verschonte, weil sie bemerkt hatte, daß dieses viele Männchen heranlockte, welche sie nun nach und nach wegschnappen konnte. Daß die Fledermäuse bei guter Behandlung sehr zahm und ihrem Herrn zugethan werden können, ist von vielen Gelehrten und Naturfreunden beobachtet worden. Einzelne Forscher brachten die Thiere bald dahin, ihnen Nahrung aus der Hand wegzunehmen oder sich solche aus Gläsern herauszuholen, sobald sie einmal bemerkt hatten, um was es sich handele. Mein Bruder hatte eine Ohrenfledermaus soweit gezähmt, daß sie ihm durch alle Zimmer folgte und, wenn er ihr eine Fliege hinhielt, sich augenblicklich auf seine Hand setzte, um jene zu fressen. Die größeren Flatterthiere sind wirklich liebenswürdig in der Gefangenschaft; sie werden außerordentlich zahm und zeigen sich sehr verständig. Wenn man Schmetterlinge an Angeln hängt, um sie damit zu fangen, wird man sich stets vergeblich bemühen. Sie kommen heran, untersuchen das schwebende Kerbthier, bemerken aber auch sehr bald das feine Roßhaar, an welches die Angel befestigt ist, und lassen es dann vorsichtig unberührt, selbst wenn sie wenig Futter haben sollten.

Der Nutzen, welchen die meisten Mitglieder der sehr zahlreichen Ordnung dem Menschen leisten, übertrifft den Schaden, welchen sie ihm unmittelbar zufügen, weit. Gerade während der Nachtzeit fliegen sehr viele von den schädlichsten Kerbthieren und zeigen sich somit dem Auge ihrer Feinde. Außer den Ziegenmelkern, den Kröten, den Zieseln und Spitzmäusen stellen um diese Zeit nur noch die Fledermäuse dem ewig kriegsbereiten, verderblichen Heere nach, und die auffallende Gefräßigkeit, welche allen Fledermäusen eigen ist, vermag in der Vertilgung der Kerfe wirklich Großes zu leisten. Jedermann, der Dies bedenkt, muß einsehen, welch großes Unrecht man thut wenn man aus bloser Abneigung und ohne Zweck, wie es so häufig geschieht, die unschädlichen Thiere geradezu todt schlägt, sobald man sie findet. Es wäre wirklich zu wünschen, daß auch von Regierungs wegen ihre Verfolgung streng untersagt würde. Daß sie eine besondere Lust verspüren sollten, Frauen in die Haare zu fliegen, ist eine alberne Erfindung von Leuten, welche sich niemals mit Naturgeschichte beschäftigt haben, und die Zimperlichkeit, mit welcher viele Menschen, namentlich Frauen, die Thiere ansehen, ist einestheils nicht zu entschuldigen und auf der andern Seite doch wahrhaftig nicht bestimmend, um Vertilgungsmaßregeln gegen so nützliche Thiere irgendwie zu rechtfertigen. Die bei uns wohnenden Fledermäuse bringen, wie eben bemerkt, nur Nutzen, und die, welche schädlich werden, gehen uns eben zunächst Nichts an. Der Schaden dieser Wenigen ist übrigens auch nicht so bedeutend, als gewöhnlich gesagt wird. Nach den neueren und zuverlässigsten Berichten tödten die blutsaugenden Fledermäuse niemals größere Thiere oder Menschen, selbst wenn sie mehrere Nächte nach einander ihre Nahrung aus deren Leibern schöpfen sollten, und die fruchtfressenden Flatterthiere leben in Ländern, wo die Natur ihre Nahrung so reichlich erzeugt, daß der Verbrauch derselben durch sie eben nur da bemerklich wird, wo der Mensch mit besonderer Sorgfalt sich gewisse Früchte erzeugt, z. B. in Gärten; Früchte aber kann man durch Netze und dergleichen vor ihnen schützen. Somit dürfen wir die ganze Ordnung als ein höchst nützliches Glied in der Kette der Wesen betrachten.

Die Zahl der vorweltlichen Fledermäuse, von denen man Kunde erlangt hat, ist sehr gering. In dem Bernsteine hat man Fledermaushaare und in verschiedenen Steinbrüchen versteinerte Knochenüberreste der Handflügler gefunden. Die Zahl der jetzt lebenden Flatterthiere aber ist sehr bedeutend. Man kennt etwa 250 sicher unterschiedene Arten, von denen auf Europa ungefähr 30 kommen. Dabei

herrscht eine außerordentlich große Formverschiedenheit, trotz der Aehnlichkeit im Ganzen, und deshalb ist die Eintheilung der Flatterthiere und die Bestimmung derselben selbst für Forscher sehr schwierig. Uns genügt es vollkommen, wenn wir einige der eigenthümlichsten Formen betrachten.

Die erste Familie wird gebildet durch die fruchtfressenden Fledermäuse (Pteropus).

Alle zu dieser Familie gehörigen Thiere bewohnen ausschließlich die wärmeren Gegenden der alten Welt, namentlich den Osten Afrikas und den Süden Asiens. Ihrer Größe wegen sind sie seit den ältesten Zeiten als wahre Ungeheuer verschrien worden. Sie, die harmlosen und gemüthlichen Thiere, hat man als scheußliche Harpien und furchtbare Vampire angesehen; unter ihnen suchte man die greulichen Wesen der Einbildung, welche sich auf den Menschen während des Schlafs setzen und ihm das Herzblut aussaugen sollten; in ihnen sah man die zur ewigen Verdammniß verurtheilten Geister Verworfener, welche durch ihren Biß ganz unschuldige Menschen ebenfalls wieder zu Verworfenen verwandeln könnten. Kurz, der blühendste Aberglaube beschäftigte sich nach Kräften mit diesen Säugethieren, welche weiter Nichts verschuldet haben, als etwas eigenthümlich gebildet zu sein, und in ihrer Ordnung einige kleine und eben wegen ihrer geringen Größe ziemlich unschädliche Mitglieder zu besitzen, die sich des Frevels der Blutaussaugung allerdings schuldig machen.

Die Naturwissenschaft kann die abergläubischen Leute — denn heute noch giebt es gerade genug Unwissende, welche in der Natur vollkommen fremd sind und in unseren Thieren scheußliche Vampire zu sehen glauben — besser über die fruchtfressenden Fledermäuse oder Flughunde belehren. Dieselben haben so ziemlich die Fledermausgestalt, aber eine viel bedeutendere Größe und einen ganz anders gebildeten Kopf. Der ist nämlich ein wirklich gemüthlicher Hunde- oder Fuchskopf, und deswegen haben die Thiere den Namen von Flughunden oder fliegenden Füchsen erhalten. Die Flatterhaut ist der anderer Fledermäuse ganz ähnlich und deshalb auch die Gliederung der Arme und Beine. Außer dem Daumen hat aber noch der Zeigefinger den krallenförmigen Nagel. Der Nase fehlt der Hautansatz stets, und die Ohren sind niemals mit einer Klappe versehen. Hierdurch kennzeichnen sie sich also leicht vor den übrigen Fledermäusen.

Die Flughunde bewohnen am liebsten dunkle Waldungen und bedecken bei Tage oft in unzählbarer Menge die Bäume; denn sie ziehen sich weniger in Spalten, Löcher, Höhlen, unter Baumrinden zurück, sondern hängen frei, reihenweise an den Aesten, Kopf und Leib mit den Flügeln umhüllt. In hohlen Bäumen findet man sie wohl auch und zwar zuweilen in einer Anzahl von mehreren hundert Stück. In den düstern Urwäldern fliegen sie manchmal auch bei Tage umher: ihr eigentliches Leben beginnt aber, wie das aller Flatterthiere, erst mit der Dämmerung. Ein scharfes Gesicht und eine vortreffliche Spürnase lassen sie bald die Bäume ausfindig machen, welche gerade saftige und reife Früchte besitzen, und zu diesen kommen sie nun zwar einzeln, sammeln sich aber bald in großen Scharen und sind im Stande, einen solchen Baum vollkommen kahl zu fressen. In Weinbergen erscheinen sie ebenfalls nicht selten in bedeutender Anzahl, und dann richten sie sehr großen Schaden an; denn sie wissen sehr wohl, was gut schmeckt, und nehmen blos die reifen und süßen Früchte: die anderen überlassen sie den übrigen Fruchtfressern. Zuweilen unternehmen sie in dicht gedrängten Scharen weitere Wanderungen, ja man traut ihnen zu, daß sie von einer Insel auf die andere fliegen, und in Wahrheit läßt sich wohl Nichts gegen diese Ansicht sagen. Die Früchte saugen sie mehr aus, als sie dieselben fressen, und einige sollen sogar mit dem Safte der Blumen vorlieb nehmen. Man sagt, daß sie den Faserstoff der Früchte auszuspeien pflegen, doch ist es ausgemacht, daß sie manche Früchte auch gänzlich auffressen. Süße und duftige Früchte werden von ihnen allen anderen entschieden vorgezogen, und deshalb sind Bananen, Pandangs, Pfirsiche, Misteln, wohlschmeckende Beeren, zumal Trauben ihre Lieblingsnahrung. Wenn sie einmal in einem Fruchtgarten eingefallen sind, fressen sie die ganze Nacht hindurch und machen dabei ein Geräusch, daß man sie schon aus weiter Entfernung vernehmen kann. Man muß bestimmte Bäume in Gegenden, wo die Flughunde häufig

sind, durch Netze oder Geflechte schützen; anders kann man sich vor ihren Räubereien nicht verwahren, da sie ja mit Leichtigkeit über alle Umzäunungen, die anderen Thieren Hindernisse sein könnten, hinwegfliegen. Durch Schüsse und dergleichen lassen sie sich nicht vertreiben. Sie fliegen dann höchstens von einem Baume auf den andern und setzen dort ihre Mahlzeit fort.

Bei Tage sind sie sehr furchtsam und ergreifen augenblicklich die Flucht, sobald sie etwas Verdächtiges bemerken. Ein Raubvogel bringt sie in die größte Aufregung und ein heftiger Donnerschlag oder ein Schuß geradezu in Verzweiflung. Sie stürzen dann ohne weiteres von oben zur Erde herab, und hier rennt nun eine schwarze oder graue oder braune Schar im tollsten Eifer aus einander, klettert an allen erhabenen Gegenständen, selbst an Pferden und Menschen gewandt in die Höhe, ohne sich beirren zu lassen, hängt sich fest, breitet die Flügel, thut einige Schläge und fliegt dahin, um sich ein anderweitiges Versteck zu suchen. Ihr Flug ist rasch und lebhaft des Nachts, aber nicht eben hoch; bei Tage jedoch treibt sie ihre Furchtsamkeit öfters in eine Höhe von mehreren hundert Fuß empor. Sie können nur von erhabenen Gegenständen abfliegen, niemals von der Erde, sind aber ganz geschickt auf dieser und laufen wie die Ratten umher, klettern auch vorzüglich an Baumstämmen und Aesten bis in die höchsten Wipfel hinauf. Sie schreien viel und zwar, wenn sie ruhig an einem Baume sitzen, ganz eigenthümlich zischend und kreischend, zuweilen auch ähnlich wie die Gänse.

Das Weibchen bringt einmal im Jahre ein oder zwei Junge zur Welt, welche sich an den Brüsten festhalten und von ihr, wie Gleiches auch bei anderen Fledermäusen geschieht, im Fluge herumgetragen werden. Die Jungen sollen von den Müttern sehr geliebt werden.

In der Gefangenschaft werden sie schon nach wenigen Tagen zahm und gewöhnen sich leicht an die Personen, welche sie pflegen, zeigen sogar eine gewisse Anhänglichkeit für sie. Sie nehmen ihnen bald das Futter aus der Hand und versuchen weder zu beißen, noch zu kratzen. Anders ist es, wenn man sie flügellahm geschossen hat oder sie plötzlich fängt; dann wehren sie sich und beißen ziemlich derb. Man nährt sie in der Gefangenschaft mit gekochtem Reis, Brod und Zuckerrohr und kann sie lange erhalten. Besonders gern trinken sie Zuckerwasser mit Reis. Wenn man ihnen Speisen und Getränke in der hohlen Hand vorhält, gewöhnt man sie bald daran, diese wie ein Hund zu belecken. Bei Tage sind sie meist ruhig, Abends aber geht ihr Leben an, und sie lärmen dann tüchtig im Käfig herum.

Der Nutzen, welchen diese Flatterthiere bringen, mag den Schaden so ziemlich aufheben. Sie werden gegessen, und man behauptet, daß das Fleisch trotz seines unangenehmen Bisamgeruchs wohlschmeckend und dem Kaninchen- oder Feldhühnerfleische ähnlich sein soll. Namentlich werden die jungen Thiere gerühmt, welche erst ein Alter von fünf Monaten erreicht haben. Selbst ihren Pelz soll man benutzen können.

Es ist sehr anziehend und unterhaltend, die Ansichten der verschiedenen Völker über unsere Thiere kennen zu lernen. Schon Herodot spricht von großen Fledermäusen in Arabien, welche auf der in Sümpfen wachsenden Pflanze Casia sich aufhalten, sehr stark sind und fürchterlich schwirren. Die Leute, welche die Casia sammeln, bedecken ihren ganzen Leib und das Gesicht bis auf die Augen mit Leder, um sie hierdurch von ihren Gesichtern abzuhalten, und dann erst können sie Ernte halten. Strabo erzählt blos, daß es in Mesopotamien, in der Nähe des Euphrat, eine ungeheure Menge Fledermäuse gäbe, welche viel größer wären, als an anderen Orten. Er berichtet auch, daß sie gefangen und gegessen würden. Der Schwede Köping behauptet, daß die Flatterhunde des Nachts in ganzen Herden hervorkämen, sehr viel Palmensaft söffen, davon ganz betrunken würden und dann wie todt auf den Boden fielen. Er selbst habe einen solchen gefangen und an die Wand genagelt. Er habe aber die Nägel benagt und sie so rund gemacht, als wenn man sie befeilt hätte. Jeder unkundige, gebildete Europäer, namentlich die weibliche Hälfte unsers Volks, erblickt in den Thieren, sobald sie dieselben zu Gesicht bekommen, augenblicklich die entsetzlichen Vampire und fürchtet sich fast vor den Ungeheuern. Die Hindus dagegen sehen in ihnen heilige Wesen. Als sich Hügel in Nurpur befand und Abends durch die Straßen ging, sah er über sich ein Thier fliegen, schoß mit

11*

seiner Doppelflinte nach ihm und erlegte eine Fledermaus von der Größe eines Marders. Augenblicklich rotteten sich die Leute zusammen, erhoben ein furchtbares Geschrei und ein wüthendes Geheul und hielten ihm das gellende, kreischende Thier vor. Er sicherte sich dadurch, daß er sich mit dem Rücken an die Wand lehnte und die Flinte vorstreckte, konnte aber den Aufruhr nur dadurch beschwichtigen, daß er sagte, er habe das Thier für eine Eule gehalten.

Die größte Art der Fruchtfresser ist der fliegende Hund oder Kalong (Pteropus edulis). Seine Körperlänge beträgt $1^1/_4$ Fuß, seine Flugweite fünf Fuß und darüber. Der Körper ist



Der fliegende Hund oder Kalong (Pteropus edulis).

lang gestreckt, seine Behaarung rauh, bei alten Thieren, namentlich auf dem Rücken, dicht, auf der Unterseite aber dünner. Die Schnauze ist hundeartig, die nackten, langen Ohren sind zugespitzt. Die Flughaut ist, wie aus der Angabe der Breite hervorgeht, außerordentlich entwickelt, bildet aber zwischen den Schenkeln nur einen schmalen Hautsaum, während sie sich bei den Fledermäusen zu einem großen Lappen ausdehnt. Ein Schwanz fehlt den Flatterhunden gänzlich. Die Färbung des Pelzes ist auf dem Rücken tief braunschwarz, am Bauche rostigschwarz oder selbst tiefschwarz, am Hals und Kopf aber rostiggelbroth. In der Jugend ist die Flatterhaut braun, mit zunehmendem Alter des Thieres wird sie dunkler.

Der Kalong ist auf den indischen Inseln, namentlich auf Java, Sumatra, Banda und Timor häufig und lebt wie alle seine Familienmitglieder in größeren Wäldern, wo er sich in der angegebenen Weise an den Zweigen aufhängt; Abends fällt er in ungeheuren Scharen in die Obstgärten ein und richtet daselbst gräuliche Verwüstungen an, weil gewöhnlich Flüge von Hunderten auf einen einzigen Baum sich stürzen. Um sie von den Bäumen abzuhalten, zieht man starke Netze darüber, und Dies ist auch das einzige Mittel, um die gefräßigen Thiere abzuhalten, denn an Klappern und dergleichen gewöhnen sie sich sehr bald. Gewöhnlich fliegt die ganze Gesellschaft, welche aus dem Walde kommt, in gerader Linie fort. Einer zieht voran und die anderen folgen ihm nun in langen Reihen nach. Während des Flugs sind sie ungewöhnlich leicht zu schießen, denn ihre Flügel verlieren augenblicklich das Gleichgewicht, wenn auch nur ein einziger Fingerknochen durch ein Schrotkorn zerschmettert worden ist. Schießt man aber am Tage auf sie, wenn sie schlafend an den Aesten hängen, so gerathen sie, wenn sie flüchten wollen, in eine solche Unordnung, daß einer den andern beirrt und die Getroffenen, welche ihre Flügel dann nicht entfalten können, sich gewöhnlich so fest an die Zweige klammern, daß sie auch, nachdem sie verendet sind, nicht herabfallen. Man thut daher wohl, sie erst aufzuscheuchen und im Fluge auf sie zu schießen. Geängstigt stoßen sie ein scharfes, kreischendes Geschrei aus, welches dem einer Gans nicht unähnlich sein soll. Uebrigens sind sie höchst gemüthliche, harmlose Thiere. Dies zeigt sich namentlich in der Gefangenschaft. Sie werden auffallend bald zahm und sind auch sehr leicht zu erhalten. So wählerisch sie in der Freiheit sind, wo sie sich nur die saftigsten Früchte auslesen, so anspruchslos sind sie in der Gefangenschaft. Hier fressen sie jede Frucht, die man ihnen bietet, besonders gern aber auch Fleisch. Daher kommen sie nicht selten lebend nach Europa.

Noch brachte ein Männchen des fliegenden Hundes lebend nach Frankreich. Er hatte ihn 109 Tage am Bord des Schiffes ernährt, anfangs mit Bananen, später mit eingemachten Früchten, dann mit Reis und schließlich mit frischem Fleisch. Einen todten Papagei fraß er mit großer Gier und als man ihm Rattennester aufsuchte und ihm die Jungen brachte, schien er sehr befriedigt zu sein. Schließlich begnügte er sich mit Reis, Wasser und Zuckerbrod. Bei der Ankunft in Gibraltar erhielt er wieder Früchte, und dann fraß er kein Fleisch mehr. Nachts war er munter und plagte sich sehr, aus dem Käfig zu kommen; am Tage verhielt er sich ruhig und hielt sich wie unsere Fledermäuse an einem Fuße, eingehüllt in seine Flügel, in denen er selbst den Kopf verbarg. Wenn er sich seines Unraths entleeren wollte, hing er sich ebenso wie die Fledermäuse auch mit den Vorderklauen auf und brachte seinen Körper so in eine wagrechte Lage. Er gewöhnte sich bald an die Leute, welche ihn pflegten; namentlich seinen Besitzer kannte er vor Allen, ließ sich von ihm berühren und das Fell krauen, ohne ihn zu beißen. Ebenso hatte er sich gegen eine Negerin betragen, welche auf der Insel Moritz seine Pflegerin gewesen war. Ein anderer, jung eingefangener Kalong wurde bald gewöhnt, Jedermann zu liebkosen. Er leckte die Hand wie ein Hund und war auch ebenso zutraulich. Sicherlich würde man noch viele Beispiele dieser Art kennen, wenn man die Thiere öfter aufziehen wollte.

Um so lächerlicher ist es, wenn Thierbudenbesitzer das harmlose Geschöpf heute noch in der abscheulichsten Weise verleumden. Die „Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen" in der großen „Hauptstadt der Bildung" brachte unter den übrigen wissenschaftlichen Nachrichten erst im Jahre 1858 ihrem gebildeten Leserkreise die überraschende Nachricht, daß der berüchtigte Vampir oder Blutsauger zum ersten Mal lebend in Berlin sei, und daß dieses entsetzliche Thier in der Nacht lebendiges Vieh morde und Blut sauge. Die Milch und Semmel, welche in dem Käfig des Ungeheuers aufgestellt war, um ihm als Nahrung zu dienen, wurde bei dieser Anzeige klüglich nicht erwähnt. Das treue Hundegesicht und die große Sanftmuth des Thieres strafte den haarsträubenden Bericht allerdings Lügen, er kennzeichnete sich selbst aber unzweifelhaft als einen, wie er aus der Feder solcher Thierbesitzer hervorzugehen pflegt, welche es für nöthig halten, ihre Sehenswürdigkeiten den Leuten in der pomphaftesten Weise anzupreisen. Daß selbst unwissende Menschen noch hartnäckig der Naturwissenschaft entgegentreten, darf uns nicht wundern; eben um so trauriger aber ist es, daß wir heute noch

trotz aller wissenschaftlichen Werke und Anstalten, die wir besitzen, uns durch so plumpe Lügen täuschen, bezüglich herbeilocken lassen, und daß es Herausgeber von Zeitungen giebt, welche solchen Unsinn unterstützen, sich also selbst ein trauriges Zeugniß ihrer eignen Unwissenheit ausstellen.

Ich habe auf meinen Reisen in Afrika nur einen einzigen Flatterhund kennen lernen, den egyptischen (Pteropus aegyptiacus). Derselbe steht allerdings weit hinter seinem asiatischen Verwandten zurück. Er ist kaum halb so groß, ähnelt ihm aber in seinem Wesen und in seiner Lebensweise vollständig. Namentlich im Delta ist er nicht selten. In den Naturgeschichten wird angegeben, daß er bei Tage in den Gewölben der Piramiden Herberge suche. Dies ist entschieden unwahr: er schläft wie seine Gattungsverwandten auf Bäumen. In großen Zügen kommt er niemals vor.

Es war uns ein eigenthümlicher Genuß, an den schönen, lauen Sommerabenden Egyptens die Flughunde zu belauschen, wenn sie über die sonst von Niemand benutzten Früchte der Sikomoren herfielen und in den laubigen, schönen Kronen dieser Bäume ihre Abendmahlzeit hielten. Meine Diener, zwei Deutsche, schienen anfangs auch gewillt zu sein, in den Thieren die entsetzlichen Blutsauger zu erblicken, und verfolgten sie zuerst aus Rachegefühlen, später aber wirklich nur aus Freude an der anziehenden Jagd; sie standen oft bis Mitternacht auf dem Anstand. Wir erlegten sehr viele und anfangs ohne große Mühe, später aber wurden die Flughunde scheu und kamen stets nur still und gewöhnlich von entgegengesetzter Seite angeflogen, so daß es sehr schwer hielt, sie in den dunklen Baumkronen wahrzunehmen. Die Flügellahmgeschossenen kreischten laut, bissen lebhaft und auch ziemlich empfindlich um sich. Meine Gefangenen starben immer nach sehr kurzer Zeit. Andere Forscher haben dasselbe Thier aber oft lange lebend erhalten und sehr zahm und zutraulich gemacht. Zelebor z. B. brachte ein Pärchen von ihnen nach Schönbrunn und hatte sie so an sich gewöhnt, daß sie augenblicklich herbeigeflogen kamen, wenn er ihnen eine Dattel vorhielt. Auch von Fremden ließen sie sich streicheln und ihr Fell krauen.

Alte ausgewachsene Flughunde dieser Art erreichen selten mehr als sechs Zoll Körperlänge und eine Flugweite von drei Fuß. Sie zeichnen sich durch einen sehr kurzen Schwanz aus. Der kurze, weiche Pelz ist oben lichtgraubraun, unten viel heller, an den Seiten und Armen blaßgelblich, die Flughäute sind graubraun.

Bis jetzt hat man ungefähr dreißig Arten dieser Familie unterschieden, höchst wahrscheinlich aber giebt es deren noch weit mehr.

* *
*

Eine zweite Familie unserer Ordnung hat den Namen Glattnasen (Gymnorhina) erhalten. Bei ihnen ist die Nase und der Nasenrücken glatt ohne häutigen Ansatz; im Innern des Ohres erhebt sich ein Blättchen. Der Zwischenkiefer ist durch eine tiefe Einbuchtung in zwei Aeste getrennt, die stets mit dem Oberkiefer verwachsen sind. Bei einigen Sippen sind die Ohren auf der Mitte des Scheitels in einander verwachsen, bei anderen getrennt; bei diesen öffnen sich die Nasenlöcher oben auf der Schnauzenspitze, bei jenen vorn unter der Schnauzenspitze u. s. w. Wollten wir alle Merkmale der verschiedenen Sippen aufzählen, wir müßten seitenlange Beschreibungen geben. — Die Familie verbreitet sich über die ganze Erde mit alleiniger Ausnahme der kalten Gürtel. Ihre Artenzahl ist außerordentlich groß, und bei weitem die meisten unserer einheimischen Fledermäuse gehören ihr zu. Noch zahlreicher treten die Glattnasen in den südlicheren Gegenden auf. Der Aufenthalt ist sehr verschieden; doch werden dunkele, möglichst einsame Orte anderen vorgezogen. Manche Arten finden sich in Wäldern oder auch in hohlen Feldbäumen zwischen dem Holze und der Rinde, leben in den Blättern dicht belaubter Baumkronen, andere in Felshöhlen und Schluchten, und wieder andere in unterirdischen Gewölben alter verlassener, einsamer oder nur zeitweilig besuchter Gebäude, namentlich Kirchen u. s. w. Sie wohnen ebensowohl in bergigen und felsigen, wie in ebenen Gegenden, ebenso in der Nähe von Seen, als in der Nähe von Wäldern, selbst an der Küste des Meeres. Die

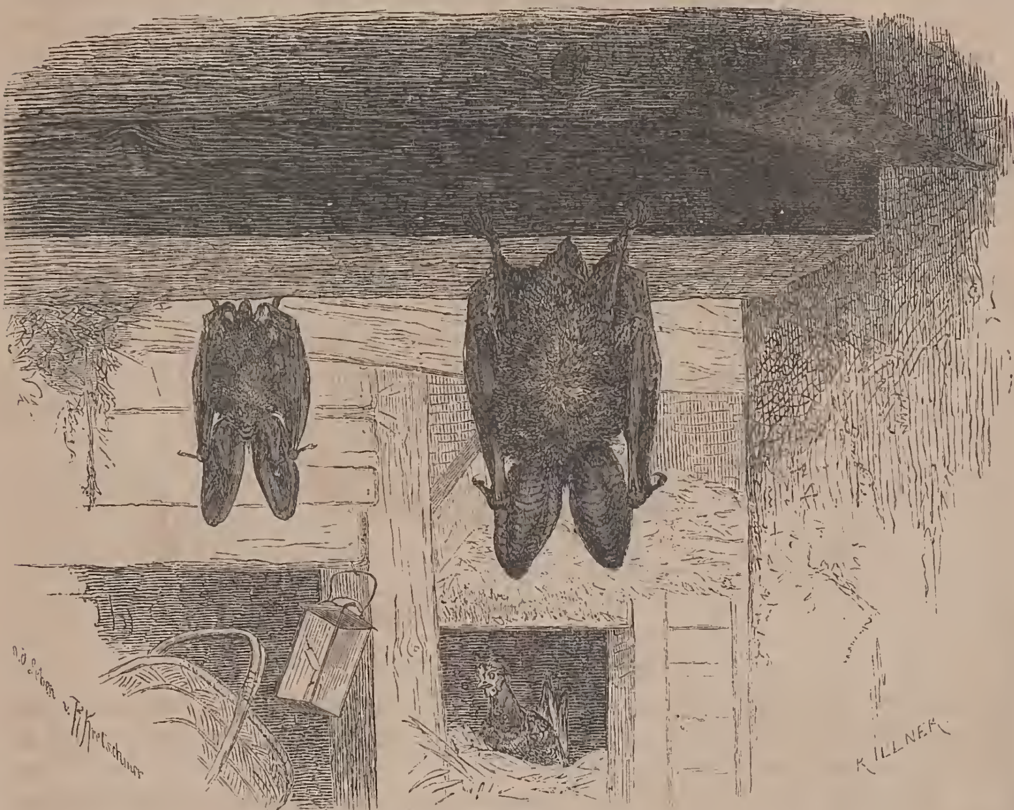
meisten bilden große Gesellschaften, zumal während der Zeit ihres Winterschlafs. Man findet nicht selten Hunderte, ja selbst Tausende in einem Gebäude. Viele Arten leben mit anderen in größter Eintracht, und wohl nur die allerwenigsten sind einsiedlerische Thiere. Sie sind alle ziemlich empfindlich gegen die widerwärtigen Einflüsse der Witterung und ziehen sich im Herbste schon ziemlich früh in ihre Winteraufenthaltsorte zurück, wie sie auch im Frühjahre erst spät zum Vorscheine kommen. Wenige fliegen schon vor der Dämmerung, die meisten blos während derselben und in den ersten Nachtstunden, um Mitternacht ruhen sie bis gegen Morgen, wo sie von neuem ihre Thätigkeit beginnen. Ihr Flug ist ziemlich gewandt und durch sonderbare Wendungen ausgezeichnet, so daß es Raubvögeln fast unmöglich ist, sie im Fluge zu fangen. Ihre Stellung während der Ruhe ist die gewöhnliche, ihr Lauf auf der Erde sehr ungeschickt, ihr Klettern dagegen geschickt und fördernd. Sie fressen blos Kerbthiere, namentlich Nachtschmetterlinge aller Art, Nachtmücken, Nachtjungfern, Hafte oder Uferaas, Wassermotten und Kaiserjungfern, Nachtkäfer und dergleichen, meist Thiere, welche uns sehr schädlich werden. Außer diesen verspeisen sie ihre eignen Schmarotzer, wo sie dieselben nur immer erlangen können. Ihre Gefräßigkeit ist sehr groß, und deshalb eben ist ihr Nutzen ein außerordentlich bedeutender. Die Stimme besteht in einem starken, pfeifenden Zwitschern, welches bei manchen Arten selbst zu einem durchdringenden Geschrei wird. Gesichts- und Geruchssinn sind nicht besonders, der Sinn des Gehörs und des Gefühls aber auffallend entwickelt, wie auch schon aus ihren ungemein großen Ohren hervorgeht. Die Weibchen bringen ein bis zwei Junge zur Welt, welche sich an den Zitzen der Mutter festhalten und von ihr während des Flugs herumgetragen werden. Die Arten dieser Familie lassen sich noch am besten zähmen und werden oft sehr zutraulich und deshalb angenehm.

Von allen Glattnasen kennen wir die Sippe der Ohrenfledermäuse (Plecotus) und die gewöhnlichste Art derselben, die gemeine Ohrenfledermaus (Plecotus auritus), am genauesten. Diese ist wie ihre wenigen Verwandten durch die verhältnißmäßig größten oder längsten aller Ohren sosehr ausgezeichnet, daß sie nicht verwechselt werden kann. Unter den europäischen Fledermäusen ist sie eine der größten. Ihre Körperlänge beträgt 3¼ Zoll, die Flugweite 9 Zoll, die Länge ihrer Ohren 1⅓ Zoll. Das Gebiß hat 36 Zähne. Jedenfalls das Merkwürdigste am ganzen Thiere ist das Ohr. Die Ohrfläche ist der ganzen Länge nach mit 22 bis 24 Querfalten gezeichnet; die Ohrwurzel und Ohrspitze aber sind glatt und gefaltet. Auf der Innenfläche des Ohres, etwa über der Grundlage des Ohrkieles, beginnt eine nach innen schräg in die Höhe laufende Hautleiste, welche am innern Ende des Ohres als ein zungenförmiger Lappen vorsteht. Die Flughäute sind breit, ihre Farbe ist, wie die der Ohren, lichtgraubraun. Der Pelz ist graubraun, auf der Unterseite etwas heller, das Gesicht ist bis an den Hinterrand der Nasenhöhle mit weißen Haaren besetzt, und lange, weiße Barthaare hängen auch über den Lippenrand abwärts. Junge Thiere sind etwas dunkler gefärbt, als alte.

Die langöhrige Fledermaus findet sich durch ganz Europa, mit Ausnahme derjenigen Länder, welche über den 60. Grad nördlicher Breite hinausliegen. Außerdem hat man sie in Nordafrika, Westasien und Ostindien beobachtet. Sie ist nirgends eben selten, und im nördlichen oder im mittlern Deutschland eine der gewöhnlichsten Arten. Ueberall hält sie sich gern in nicht allzugroßer Entfernung von menschlichen Wohnungen auf. In den Berggegenden, am Harz und in den Alpen z. B., geht sie nicht über den Waldgürtel hinauf. Im Sommer sieht man sie an lichten Stellen im Walde, über Waldwegen, Baumgärten und Alleen am häufigsten fliegen. Sie fliegt ziemlich hoch, etwas flatternd und nicht eben schnell, ist jedoch einiger Manchfaltigkeit in der Bewegung fähig. Im Fluge krümmt sie gewöhnlich das riesenmäßige, wegen seiner zahlreichen Querfalten leichtbewegliche weiche Ohr nach außen und bogig abwärts, so daß dann blos die spitzen, langen Ohrdeckel vorwärts in die Höhe stehen. Wenn sie hängt, schlägt sie meist die Ohren unter die Arme zurück. Bei Tage und im Winter schläft sie in Gebäuden oder in hohlen Bäumen. Sie erscheint erst ziemlich spät des Nachts oder im Frühlinge.

Gewöhnlich wirft sie Ende Juni's oder Anfang Juli's zwei Junge.

Die großöhrige Fledermaus hält die Gefangenschaft länger, als andere Fledermäuse aus; sie kann in ihr sogar mehrere Monate oder Jahre ausdauern, obgleich nur bei sorgsamster Pflege. Wegen dieser Eigenschaft wählt man sie gewöhnlich, wenn man Beobachtungen an Fledermäusen überhaupt anstellen will. Man kann sie in gewissem Grade zähmen und sie lernt auch ihren Herrn kennen, wenn auch nur in beschränktem Maßstabe. Faber besaß eine mehrere Wochen lang und beobachtete sie sehr genau. Das Thier war äußerst munter, namentlich in der Abenddämmerung. Sie flog übrigens auch häufig bei Tage, war dagegen in den Mitternachtsstunden ruhig. In der Stube flog sie mit der größten Leichtigkeit anhaltend herum, meist mit stillgehaltenen Flügeln, jedoch konnte sie dieselben auch im Fluge zusammenziehen und wieder ausbreiten. Wenn sie Gegenständen ausweichen mußte, machte sie einen Bogen, schwirrte hurtig auf dem Boden hin und hob sich ohne Schwierigkeit in die Luft.



Die Ohrenfledermaus (Plecotus auritus).

An den Wänden kletterte sie mit Hilfe des Daumens sehr geschickt herum. Die langen Ohren bewegte sie beständig bei dem geringsten Geräusch, spitzte dieselben, wie Pferde es thun oder krümmte sie wie Widderhörner, wenn das Geräusch fortdauerte oder stark war. In der Ruhe legte sie die Ohren stets zurück. Sie drehte oft den Kopf, leckte sich mit der Zunge und witterte mit der Nase. Wie alle Fledermäuse wurde sie viel von Schmarotzern geplagt und kratzte sich oft an der Seite des Kopfes mit den Nägeln. Bei kalter Witterung saß sie still. Sobald die Sonne auf sie schien, wurde sie munter und lief in ihrem Käfig hin und her. Der Geruch, welchen sie von sich gab, war unangenehm, doch weniger, als anderer Arten. Ihre Gefräßigkeit war sehr groß, auch in der Gefangenschaft. Wenn man Stubenfliegen zu ihr setzte, machte sie augenblicklich Jagd darauf; zu einer einzigen ihrer Mahlzeiten bedurfte sie aber sechzig bis siebzig dieser Thiere. Sie verdaute fast ebenso schnell, als sie fraß, und füllte,

während sie noch fraß, den Käfig mit ihrem schwarzen Unrath. Ihren Raub bemerkte sie nicht durch das Gesicht, sondern vermittelst ihres feinen Gehörs und durch den Geruch. Sie wurde gleich unruhig, wenn sich Fliegen in ihrer Nähe bewegten, ging witternd umher, spitzte und drehte die Ohren, machte Halt vor der Fliege und fuhr dann mit ausgebreiteten Flügeln auf sie los; um sie zu erwischen, suchte sie dieselbe unter ihre Flügel zu bringen, und ergriff sie dann mit der nach abwärts gebogenen Schnauze. War es eine sehr große Fliege, so bog sie den Kopf unter die Brust, um sie besser zu fangen. Sie kaute ihre Nahrung leicht und geschwind und leckte sie mit der Zunge hinein. Beine und Flügel, welche sie nicht gern fraß, verstand sie prächtig auszuscheiden. Auf todte Fliegen ging sie nur dann, wenn sie sehr hungrig war; sobald sich aber ihre Beute bewegte, fuhr sie rasch auf dieselbe los. Nach vollbrachter Mahlzeit saß sie ruhig und zog sich zusammen.

Die großöhrige Fledermaus ist diejenige, von welcher ich oben berichtete, daß sie außer von ihren schmarotzenden Läusen, Spinnenthieren und Milben, auch noch von Blutsaugern ihres eignen Geschlechts angefallen wird und dann diese aus Rache frißt.

Zu dieser Familie gehört unter anderen auch die Sippe der Mopsfledermäuse, von welchen in Europa nur eine Art (Synotus Barbastellus) vorkommt. Die Thiere sind lebenskräftig, aus-



Die Mopsfledermaus (Synotus Barbastellus).

dauernd und weniger gegen Witterungseinflüsse empfindlich. Sie erscheinen im Frühjahr wie auch abends frühzeitig, fliegen gern in der Nähe von Wohnungen umher und suchen ihre Nahrung am liebsten in Gebäuden, Kellern u. s. w.

Die gemeine Mopsfledermaus ist auf der Oberseite ihres Pelzes dunkelschwarzbraun, auf der Unterseite hellgraubraun; die Haare sind an der Wurzel schwarz, die Spitzen aber fahlgrau. Die Bildung der Ohren zeigt unsere Abbildung. Man kennt sie aus England, Frankreich, Italien, Schweden und der Krim, Rußland und Ungarn. Auf den Gebirgen geht sie bis zu den höchsten Sennhütten hinauf. Sie ist nirgends sehr häufig, übertrifft die Vorhergehende an Flugfertigkeit und zäher Ausdauer und scheut Sturm und Regen nicht. Ihr Flug hat reichere Biegungen und raschere Wendungen, als jener der Ohrenfledermäuse. Auch die Mopsfledermaus läßt sich bis zu einem gewissen Grade zähmen und so weit bringen, daß sie aus der Hand ihres Wärters frißt, sich gern in derselben versteckt, um sich zu erwärmen, und die Hand dankbarlich leckt.

Außer den Genannten dürfte noch die frühfliegende Fledermaus (Vesperugo Noctula) zu betrachten sein. Sie gehört, wie der Name zeigt, wieder einer andern Sippe an. Ihre Länge beträgt 4¼ Zoll, ihre Flugbreite 14 Zoll. Der Pelz ist röthlichbraun auf der Ober- und Unterseite, das

Haar einfarbig, die Ohren und die Flughäute sind dunkelhäutig und dunkelschwarzbraun. Sie kommt von Norddeutschland und England an durch ganz Europa vor, findet sich selbst im nordöstlichen, ja sogar im südlichen Afrika und geht durch das ganze mittlere Asien, ist also fast überall in der alten Welt verbreitet. Unter allen einheimischen Fledermäusen ist sie die kräftigste; sie fliegt am höchsten und kommt abends am ersten zum Vorschein. Nicht selten sieht man sie schon einige Stunden vor Sonnenuntergang und oft genug im Kampfe, wenn man so sagen darf, mit Raubvögeln. Durch ihre schnellen Wendungen weiß sie aber fast allen Angriffen sehr geschickt zu entgehen; nicht einmal der behende Baumfalke (Falco Subbuteo), welcher doch sogar die Schwalben fängt, vermag ihr beizukommen. Hauptsächlich die Wälder sind ihre Aufenthaltsorte, und nur dann nähert sie sich den bewohnten Orten, wenn ausgedehnte Baum- oder Lustgärten in deren Nähe sind. In den Gebirgsgegenden geht sie nicht über den Waldgürtel hinauf. Sie ist gefräßiger, als die übrigen Arten, und verbreitet



Die frühfliegende Fledermaus (Vesperugo Noctula).

einen ziemlich durchdringenden Geruch. Ihr Winterschlaf ist fest und lang und wird so leicht nicht gestört; gewöhnlich bringt sie zwei Junge zur Welt.

* * *

In der dritten Familie finden sich nun wirklich diejenigen Fledermäuse, welche der ganzen Ordnung der Flatterthiere einen so bösen Leumund verschafft haben: nämlich die Blutsauger. Man nennt sie naturwissenschaftlich auch Blattnasen (Phyllostoma) wegen des großen Hautaufsatzes an ihrer Nase; außer diesem zeichnen sie sich noch dadurch aus, daß der Unterrand ihrer Ohren durch einen tiefen Ausschnitt von dem Außenrande abgetrennt ist und keinen vorspringenden Ohrdeckel enthält. Der Zwischenkiefer ist vorn in der Gaumenfläche befestigt und nicht mit den Oberkieferästen verwachsen. — Die Blattnasen sind zahlreich über alle Erdtheile verbreitet, kommen jedoch nur in heißen und gemäßigten Ländern derselben vor. Ihre Mehrzahl gehört unbedingt dem heißen Gürtel der Erde an. Gegen die Kälte und Feuchtigkeit sind sie in hohem Grade empfindlich. Manche werden inmitten großer Wälder, in hohlen Bäumen, an alten Stämmen und zwischen breiten Blättern von Palmen und anderen großblättrigen Pflanzen versteckt gefunden; viele verbergen sich bei Tage in den Trümmern verfallener Gebäude und Felsen, in Höhlen oder in dunklen Begräbnißorten oder auch in dem Gebälke der Dächer. Gewisse Arten der Familie leben einzeln, andere, namentlich die Höhlenbewohnenden, in ungeheuren Scharen zusammen. Mit Eintritt der Dämmerung erwachen sie aus ihrem Schlafe und fliegen oft die ganze Nacht durch. Der Flug ist bei den einen niedrig und schnell, bei den anderen höher und langsamer. Auf dem Boden laufen sie sehr rasch dahin. Ihre Nahrung besteht noch immer hauptsächlich in Kerbthieren, zumal Abend- und Nachtschmetterlingen, Käfern, Haften, Mücken, Ein-

tagsfliegen; einzelne fressen auch Früchte. Bei ihren Jagden kommen sie des nachts selbst bis in die Wohnungen der Menschen hinein, um deren Zimmer auszuräumen. Ziemlich viele Arten sind aber Blutsauger und überfallen Vögel und Säugethiere, auch selbst den Menschen während des Schlafes. Ihr Winterschlaf wird oft unterbrochen. Sie gebären gewöhnlich zwei Junge.

In Europa ist diese Familie durch die Sippe der Hufeisennasen vertreten, deren Gesicht man sich nach dem Bild auf S. 172 vorstellen kann. Der Nasenaufsatz, welcher das ganze Gesicht von der Schnauzenspitze bis zur Stirn bedeckt, ist entschieden das Merkwürdigste am ganzen Thiere, wie es bei den früher erwähnten die Bildung des Ohres war. Er besteht aus drei Theilen, dem Hufeisen, dem Längskamme und der Lanzette. Ersteres beginnt vorn auf der Schnauzenspitze, umschließt die in einer tiefen Hautfalte auf dem Rücken liegenden Nasenlöcher und endet mit seinen Seitenästen vor den Augen. Der Längskamm erhebt sich in der Mitte des Hufeisens hinter den Nasenlöchern, hat vorn eine erweiterte Querfläche und hinter derselben eine sattelartige Einbuchtung, in welcher der Längskamm in einer vorstehenden Spitze endet. Die zur Stirn querstehende Hautlanzette erhebt sich zwischen den Augen unter dem hintern Ende der Hufeisenäste und hat jederseits der erhöhten Mittellinie drei zellenförmige Vertiefungen, welche durch Querhäute von einander getrennt werden. Das Ohr ist weit einfacher. Ein häutiger, entwickelter Ohrdeckel ist nicht vorhanden.

Die Hufeisenfledermäuse haben breite, verhältnißmäßig kurze Flughäute. Ihr Flügelschlag ist daher flatternd und der Flug weniger gewandt. Der Schwanz ist sehr kurz; hierdurch erscheint die Flughaut stumpfwinkelig. Fast bei allen Arten ist der Pelz hellfarbig, oben etwas dunkler, als unten, gewöhnlich mehr oder weniger rauchbraun überflogen. Das einzelne Haar ist am Grunde schmuzig weißlich, an den Spitzen aber dunkler rauchbraun. Junge Thiere sind gewöhnlich dunkler als die alten.

In Europa kennt man vier Arten der genannten Sippe, welche sich in ihrem Wesen und auch in ihrem äußern Gesicht sehr ähnlich sind und sich hauptsächlich durch die Größe unterscheiden. Eine der gemeinsten ist die kleine Hufeisennase (Rhinolophus Hippocrepis). Sie ist eine der kleinsten unserer Fledermäuse; denn ihre ganze Länge beträgt nur 2½ Zoll, ihre Flugbreite 8½ Zoll. Der Pelz ist hellfarbig, grauweißlich, oben ein wenig dunkler, als unten. Die Flughäute sind breit und erlauben dem Thiere nur einen sehr unsichern Flug. —

Die kleine Hufeisennase geht unter ihren Sippschaftsverwandten am weitesten nach Norden hinauf. Im mittlern Europa lebt sie fast überall, und auch im Süden ist sie häufig. In den Gebirgen steigt sie bis über den Waldgürtel empor. Unter ihren Sippschaftsverwandten ist sie die geselligste; man findet sie in Höhlen, verlassenen Gräbern, Ruinen und unter den Dächern unbewohnter Gebäude oft zu Hunderten beisammen. Im Frühjahr erscheint sie bei Zeiten, fliegt aber erst bei eintretender Dunkelheit. Die Zahl ihrer Jungen ist gewöhnlich zwei.

Sie ist auch schon ein Vampir, wie aus Beobachtungen, welche Kolenati gemacht hat, deutlich hervorgeht. Dieser Forscher fand im Winter in einer Kalkhöhle in Mähren 45 Stück schlafende Fledermäuse und zwar größtentheils gemeine Ohrenfledermäuse und kleine Hufeisennasen, nahm sie mit sich nach Brünn und ließ alle zusammen in einem großen Zimmer, in welchem seine Sammlung aufgestellt ist, herumfliegen und sich selbst eine Ruhestätte suchen. Er übernachtete in Gesellschaft der Fledermäuse, um sie genauer beobachten zu können. Von sieben bis zwölf Uhr abends flatterte die Ohrenfledermaus, dann ging sie zur Ruhe; von ein bis drei Uhr in der Nacht flatterte die Hufeisennase, und hierauf begab sie sich zur Ruhe; von drei bis fünf Uhr morgens flatterten dann wieder einige Ohrenfledermäuse. Diese hielten sich, selbst wenn der Beobachter ruhig stand, in einer Entfernung von drei bis fünf Fuß von ihm, während sich die Hufeisennasen seinem Gesicht bis auf zwei Zoll Entfernung näherten, einige Augenblicke an einer Stelle sich flatternd hielten, aber auch oft zu seinen Füßen herab flogen und dort in ähnlicher Entfernung flatternd blieben. Als wenige Tage später der Naturforscher einem seiner Freunde die Fledermäuse vorführen

wollte, fand er zu seinem nicht geringen Erstaunen sechs Hufeisennasen bis auf die Flügelspitzen und Krallen aufgefressen, und eine, deren Kopf auf das furchtbarste verstümmelt war. Zahlreiche Blutspuren, blutige Schnauzen und die angeschwollenen Bäuche, sowie die vielen Kothklümpchen verdächtigten die noch vollzählig versammelten Ohrenfledermäuse als Mörder der Verschwundenen, und die Untersuchung des Magens einer Getödteten beseitigte jeden Zweifel gegen diese Vermuthung. Dagegen bemerkte man aber, daß die Flatterhäute der Ohrenfledermäuse in der Nähe des Körpers frische Wunden erhalten hatten, deren Ränder schwammig aufgetrieben erschienen; auch hatten sich diese Thiere dachziegelförmig an einander gehängt und in einen Klumpen zusammengedrückt, während die Hufeisennasen immer vereinzelt die verborgensten Schlupfwinkel zu ihrer Ruhe benutzen. Die Schlußfolgerung dieser Beobachtung war sehr einfach. Die nicht freundlich gegen einander gesinnten Thiere hatten sich in der Nacht eine Schlacht geliefert. Während der ersten Ruhe der Ohrenfledermäuse waren die Hufeisennasen gekommen, hatten jene verwundet und ihnen Blut ausgesaugt; die Ohrenfledermäuse aber hatten sich für diese Schändlichkeit während ihrer zweiten Flatterzeit gerächt und die Uebelthäter kurzweg aufgefressen! —



Die große Hufeisennase (Rhinolophus ferrum-equinum).

Ein Grusier erzählte genanntem Beobachter, daß seine Tauben öfters in der Nacht kleine Wunden mit aufgeworfenen Rändern bekämen, welche er nicht zu deuten wisse, und Kolenati schließt jedenfalls richtig, daß diese Wunden ebenfalls von Bissen der Hufeisennasen herrühren. So haben wir also auch in Europa wirkliche Vampire, obgleich sie freilich im Ganzen außerordentlich harmlos sind und wenigstens keine Veranlassung zu Furcht oder Entsetzen geben können.

Noch häufiger als die kleine ist die große Hufeisennase (Rhinolophus ferrum-equinum). Ihre Leibeslänge beträgt zwei Zoll zwei Linien, die des Schwanzes einen Zoll vier Linien, die Flugweite etwas über einen Fuß. Die Nasenplatte ist sehr groß, das Ohr ziemlich groß. Die Behaarung reichlich und lang, die Färbung bei den Männchen oben aschgrau mit weißlichen Haarwurzeln, auf der Unterseite hellgrau, bei den Weibchen oben lichtröthlichbraun und unten röthlichgrau. Bezeichnend sind die breiten Flughäute.

Die große Hufeisennase kommt in dem größten Theile des gemäßigten und südlichen Theiles Europas vor, auch fand man sie in Asien, am Libanon. In den Gebirgen geht sie im Sommer bis 6000 Fuß in die Höhe. Sie lebt gern gesellig, doch giebt es andere Arten ihrer Familie, welche in noch weit größeren Mengen zusammen vorkommen. Bisweilen findet man sie auch mit anderen ihrer Art vereinigt. Ihre Schlafplätze und Winterherbergen sind die gewöhnlichen. Im Frühjahr erscheint sie bald, im Winter aber nur selten. Abends kommt sie erst spät. Ihre Fluggewandtheit ist im Vergleich mit anderen ihrer Familie nicht eben bedeutend, und sie erhebt sich keineswegs besonders hoch.

Die wirklichen Vampire leben in Amerika und gehören mehreren besonderen Sippen an. Sie kennzeichnen sich durch einen dicken Kopf mit langer, dicker und abgestutzter Schnauze, scharfkantige, am Rande mit Wärzchen besetzte, inwendig gezackte Lippen, einen dreiseitigen, bewarzten Fleck am Kinn und einen ziemlich kreisförmigen Saum unter den schiefen Nasenlöchern. Das Nasenblatt erhebt sich stielartig von der Nasenscheidewand und ist durch zwei Fugen in drei Felder getheilt, ganz ähnlich, wie bei den Hufeisennasen. Die dicke, fleischige Zunge kann wenig vorgestreckt werden und ist hinten und vorn mit runden, in der Mitte mit rückwärts gewendeten, spitzen Warzen versehen. Die Ohren sind von mittlerer Größe und stets weit von einander getrennt, die Flughäute sind sehr groß, der Schwanz und die Schenkelhaut aber verschieden gebildet.

Die sehr zahlreichen Arten bewohnen Südamerika und das südliche Nordamerika und gehörten bereits zu den Vorweltsthieren dieses Erdtheils. Sie leben mehr einzeln, als gesellig, in Wäldern, nähren sich vorzüglich von Kerbthieren, von saftigen Früchten und viele auch vom Blutsaugen.

Unter ihnen ist diejenige Art, welcher die Wissenschaft den Namen Vampir (Phyllostoma Spectrum) gelassen hat, für uns die merkwürdigste. Der Vampir ist der größte aller brasilianischen Blutsauger, hat einen dicken und langen Kopf mit sehr vorgezogener Schnauze, große, länglichrunde, schwach gebaute Ohren mit einem schmalen Ohrläppchen und ein kleines, schmales, lanzettenartiges Nasenplättchen auf breitem Stiele. Die Oberlippe ist glatt, die Unterlippe hat vorn zwei große, nackte Warzen. Der weiche und zarte Pelz ist oben dunkelkastanienbraun, unten gelblichgraubraun, die Flughaut, welche bis zu den Zehenwurzeln hinabreicht, ist braun. Die Körperlänge beträgt $5^1/_2$ Zoll und die Flugweite 15 Zoll.

Hauptsächlich Guiana ist die Heimat des Vampirs. Er wird in den einsamen Urwäldern getroffen und umschwärmt nicht selten die nahegelegenen Hütten der Eingebornen; ja er verbirgt sich hier oft unter den dichten Palmendächern derselben während des Tages. Des Nachts jagt er den Kerbthieren nach, und diese bilden seine hauptsächliche Nahrung. Nebenbei soll er auch Früchte verzehren. „Bei hellem Mondschein," sagt Waterton, „konnte ich den Vampir nach den mit reifen Früchten beschwerten Bäumen hinfliegen und diese Früchte ihn essen sehen. Aus dem Walde brachte er in das Gehöft dann und wann eine runde Frucht von der Größe einer Muskatnuß, welche der wilden Guava glich, und als der Sawarrinußbaum blühte, trieb er sich um diesen herum. In einer mondhellen Nacht sah ich verschiedene Vampire um die Gipfel dieser Bäume flattern und beobachtete, daß von Zeit zu Zeit eine Blüthe in das Wasser fiel. Ohne Ursache geschah Dies sicher nicht: denn alle Blüthen, welche ich prüfte, waren frisch und gesund. So schloß ich, daß sie von den Vampiren gepflückt wurden, entweder, um die beginnende Frucht oder um die Kerbthiere zu verspeisen, welche so oft ihren Wohnort in Blumen nehmen." Wenn der Vampir aber Mangel leidet, fällt er größere Geschöpfe, namentlich Vögel und Säugethiere an, sucht sich eine Stelle aus, wo er leicht die Haut durchbeißen kann, und saugt sich hier voll Blut. Hierüber sind alle Beobachter einstimmig. Schon der Spanier Azara, welcher ihn „Mordedor", zu deutsch Beißer, nennt, berichtet Folgendes: „Zuweilen beißen sie sich in den Kamm und die Kinnlappen der schlafenden Hühner ein, um ihnen Blut auszusaugen, und die Hühner sterben daran gewöhnlich, zumal wenn sich die Wunden, wie fast immer geschieht, entzünden. Ebenso beißen sie Pferde, Esel, Maulthiere und Kühe regelmäßig in die Seiten, die

Schultern oder in den Hals, weil sie dort mit Leichtigkeit sich festhalten können. Dasselbe thun sie mit dem Menschen, wie ich bezeugen kann, weil ich selbst vier Mal in die Zehen gebissen worden bin, während ich unter freiem Himmel oder in Feldhäusern schlief. Die Wunde, welche sie mir beibrachten, ohne daß ich es fühlte, war rund oder länglichrund und hatte eine Linie im Durchmesser, aber so geringe Tiefe, daß sie kaum die ganze Haut durchdrang. Man erkannte sie durch aufgetriebene Ränder. Meiner Schätzung nach betrug das Blut, welches nach dem Bisse floß, etwa $2^1/_2$ Unzen. Allein bei Pferden und anderen Thieren mag diese Menge gegen drei Unzen betragen, und ich glaube, daß sie schon wegen des dickern Felles größere und tiefere Wunden an ihnen hervorbringen. Das Blut kommt nicht aus den Hohl- oder Schlagadern, denn bis dahin dringt die Wunde nicht ein, sondern blos aus den Haargefäßen der Haut, aus denen sie es unzweifelhaft schlürfend und saugend herausziehen. Obgleich die mir beigebrachten Bisse einige Tage ein wenig schmerzten, waren sie doch von so geringer Bedeutung, daß ich weder ein Mittel dagegen anzuwenden brauchte, noch an meinem



Der Vampir (Phyllostoma Spectrum.)

Gehen verhindert wurde. Weil sie also keine Gefahr bringen und die Thiere blos in jenen Nächten Blut saugen, in denen ihnen andere Nahrung fehlt, fürchtet und verwahrt sich Niemand vor ihnen. Man erzählt, daß sie ihr Opfer mit den Flügeln an derjenigen Stelle, wo sie saugen wollen, fächeln, damit die Thiere Nichts fühlen sollen." Die übrigen volksthümlichen Anschauungen über den Vampir bestreitet Azara auf das nachdrücklichste.

Rengger fügt Azara's Beobachtung Folgendes hinzu: „Ich habe wohl hundert Mal die Verletzung der Maulesel, Pferde und Ochsen untersucht, ohne über die Art, wie sie hervorgebracht, zur Gewißheit zu kommen. Die beinahe trichterförmige Wunde hat gewöhnlich einen Viertelzoll im Durchmesser, zuweilen etwas mehr und je nach dem Theile des Körpers eine Tiefe von einer bis zu zwei Linien. Sie reicht niemals durch die Haut hindurch bis auf die Muskeln. Man bemerkt an ihr keinen Eindruck von Zähnen, wie bei Bißwunden, hingegen ist ihr Rand immer sehr aufgelockert und angeschwollen. Ich kann daher nicht glauben, daß die Blattnasen und die Zungenfresser (Glossophaga)

zugleich vermittelst eines Bisses den Saumthieren diese Wunden beibringen, wobei übrigens jedes schlafende Thier erwachen und sich seines Feindes entledigen würde. Vielmehr vermuthe ich, daß sie erst durch Saugen mit den Lippen die Haut unempfindlich machen, wie Dies durch Aufsetzen von Schröpfköpfen geschieht, und dann, wenn sie angeschwollen ist, mit den Zähnen eine kleine Oeffnung zu Stande bringen. Durch diese bohren sie nun, wie mir wahrscheinlich ist, ihre ausdehnbare, gleichfalls zum Saugen dienende Zunge allmälig in die Haut hinein, wodurch die trichterförmige Aushöhlung entsteht. Die Unmöglichkeit, daß die Fledermäuse zu gleicher Zeit saugen und ihre Flügel bewegen, ist uns durch die Beschaffenheit der letzteren vergegenwärtigt. Da die Flügelhaut bis an das Fußgelenk herab mit den Beinen verbunden ist, wird es dem Thiere unmöglich, sich mit den Füßen festzuhalten und zugleich die Füße zu gebrauchen; es müßte also in der Luft schwebend saugen. Ich wenigstens sah die Fledermäuse immer sich auf die Pferde niedersetzen, wobei sie nothwendig die Flügel einziehen mußten. Auch wählen sie, um sich besser festhalten zu können, die behaarten oder die flachen Theile der Thiere und bringen daher den Pferden am Halse, auf dem Widerriste und an der Schwanzwurzel, dem Maulesel am Halse und auf dem Widerriste, den Ochsen auf den Schulterblättern und am Halslappen die Wunde bei. Diese hat an sich nichts Gefährliches, da aber zuweilen vier, fünf, sechs und noch mehr Fledermäuse in der nämlichen Nacht ein Saumthier ansaugen und Dies sich oft mehrere Nächte hinter einander wiederholt, so werden die Thiere durch den Blutverlust sehr geschwächt und zwar umsovielmehr, als neben dem Blute, welches die Fledermäuse aussaugen, immer noch zwei bis drei Unzen aus jeder Wunde nachfließen. Auch legen die Schmeißfliegen nicht selten in die Wunden, und diese werden dann zu großen Geschwüren. Davon, daß Blattnasen auch Menschen ansaugen, kenne ich kein weiteres Beispiel, als dasjenige, welches Azara von sich selbst anführt."

Nachstehendes erzählt Waterton in seinen Wanderungen in Südamerika: „Vor einigen Jahren kam ich mit einem Schotten Tarbot an den Fluß Paumaron. Wir hingen unsere Hängematten auf den mit Stroh gedeckten Boden in dem Hause eines Pflanzers. Am nächsten Morgen hörte ich diesen Herrn in seiner Matte murmeln und dann und wann eine Verwünschung ausstoßen."

„Was giebt's, Herr! fragte ich leise, ist irgend Etwas nicht recht?"

„Was es giebt?" antwortete er verdrießlich, „nun, die Fledermäuse haben mich zu Tode gesogen."

„Sobald es hell genug war, ging ich an seine Hängematte und fand sie sehr mit Blut bedeckt."

„Da, sagte er, seine Füße vorstreckend, sehen Sie, wie diese höllischen Kobolde mein Lebensblut abgezapft haben."

„Ich untersuchte seine Füße und fand, daß der Vampir seine große Zehe angebohrt hatte. Es war eine etwas geringere Wunde, als die, welche von Blutegeln herrührt. Das Blut floß noch immer heraus; ich vermuthete, daß er zehn bis zwölf Unzen davon verloren haben konnte."

Ein nicht näher bezeichneter Reisender ließ sich, wie Cassell mittheilt, von einem Vampir Blut aussaugen, um ihn dabei beobachten zu können.

Der Mann hatte sich in dem großen Zimmer eines Hauses zur Ruhe niedergelegt, aber, weil die Nacht heiß war, die Mückennetze um sein Bett herum nicht niedergelassen. Vollkommen wach, schaute er auf die Mondstrahlen, welche durch die offenen Fenster in den Raum hereinleuchteten. Da erschien plötzlich ein großer Vampir in dem Zimmer. Unser Beobachter blieb vollkommen ruhig, um zu sehen, was die Fledermaus thun würde. Zuerst segelte sie geräuschlosen Fluges von einem Ende des Zimmers zum andern; nachdem sie aber verschiedene Male den gleichen Weg gemacht hatte, flatterte sie zwischen dem Betthimmel und dem Ruhenden hin und her. Nach und nach verkürzte sie ihre Windungen, senkte sich mehr und mehr hernieder, kam dicht über ihn und bewegte ihre Schwingen außerordentlich schnell, aber ohne jedes Geräusch. Sie fächelte ihrem Opfer eine höchst angenehme Kühlung zu. Dann senkte sie sich vollends hernieder. Der Erzähler versichert, daß er den Augenblick, in welchem der Vampir in seine entblößte Brust biß, nicht bestimmen konnte, so schmerzlos war er und so angenehm das Fächeln mit den Schwingen. Nach und nach fühlte er aber doch ein leises

Schmerzgefühl, an das von dem Biß eines Blutegels herrührende erinnernd, griff zu und erwürgte den Blutsauger.

Diesen Berichten will ich noch die von Burmeister uns gegebene Schilderung der Vampire und ihrer Blutsaugereien hinzufügen.

„Die berüchtigten, oft besprochenen Blutsauger, denen man ohne Grund so viel Uebles nachgesagt hat, sind fast überall in Brasilien zu Hause und verrathen ihre Anwesenheit fast täglich durch Bisse an Reit- und Lastthieren. Allein sie richten hierdurch nur höchst selten Schaden oder Verlust an, weil die Blutmasse, welche sie den Thieren entziehen, eine sehr geringe ist. Besonders in der kalten Jahreszeit, wo den Fledermäusen die Kerbthiere fehlen, bemerkt man die Bisse und zwar immer an ganz bestimmten Stellen, namentlich da, wo die Haare des Thieres einen Wirbel bilden und die Fledermäuse leicht bis auf die nackte Haut kommen können. Ich fand die meisten Bißwunden am Widerrist, besonders bei solchen Thieren, welche daselbst durch Reibung nackte oder blutrünstige Stellen hatten. Ein zweiter Lieblingsplatz ist die Schenkelfuge oben neben dem Becken, wo die Haare aus einander stehen; auch unten am Beine beißen sie gern, selten unter dem Halse. Am Kopfe, der



Die Leiernase (Megaderma Lyra).

Nase und Lippen kommen nur ausnahmsweise Wunden vor. Solange der Gaul oder der Esel noch wach ist, läßt er die Fledermäuse nicht heran; er wird unruhig, stampft, schüttelt sich und verscheucht den Feind, welcher ihn umschwirrt; nur schlafende Thiere lassen sich ruhig besaugen. Daß die Blattnasen dabei mit den Flügeln fächeln, ist eine Fabel. Mitunter werden saugende Fledermäuse von den Wächtern der Tropa, die von Zeit zu Zeit nach den Thieren sehen, ergriffen, so eifrig und arglos sind sie bei ihrem Geschäft. Von Bissen an Menschen habe ich keine sichere Erfahrung; mir ist Niemand vorgekommen, der gebissen worden wäre. Wie die Fledermaus beißt, läßt sich nicht mit völliger Sicherheit angeben. Man weiß nur, daß sie sich mit halbgeöffneter Flügelweite niedersetzt, die Haare etwas aus einander schiebt, das warzige Kinn fest niederdrückt und nun zu saugen beginnt. Die Wunde ist ein kleines, flaches Grübchen, welches nicht wie eine scharfe Stichwunde aussieht. Ich glaube, daß die Oeffnung meist erst bemerkt wird, nachdem die Fledermaus eine Stelle der Haut etwas emporgesogen hat, und nun die Spitze ein- oder abbeißt, aber mit den zwei spitzen Ober- und mittleren Schneidezähnen, nicht mit den Eckzähnen, welche sich dazu gar nicht eignen. Die Nach-

blutung, welche erfolgt, ist nie stark. Ein schmaler, getrockneter Blutstreifen ist alles, was man von ihr bemerkt. Von Fällen, daß das Thier an Blutverlust gestorben wäre, habe ich nie gehört. Geschwächt werden sie wohl nach täglich wiederholten Verlusten etwas, besonders weil gerade in der kalten Jahreszeit nirgends reichlich Futter zu haben ist; aber der Tod erfolgt bei solchen Thieren niemals, als durch Ueberladung von seiten der Besitzer, woran das Thier wahrscheinlich ohne Blutverlust zu Grunde gegangen wäre."

Nach diesen Beobachtungen kann ich es nun jedem meiner Leser überlassen, sich selbst ein Urtheil zu bilden. Absichtlich habe ich auch phantasiereiche Reisende neben Azara, Rengger und Burmeister reden lassen; selbst deren Schilderungen beweisen die Haltlosigkeit der häßlichen und auch deshalb undichterischen Sage.

Auch unter den übrigen Sippen unserer Familie giebt es noch einige merkwürdige Thiere.

Die Gruppe der Ziernasen (Megaderma) z. B. enthält eine Art, welche nicht blos Blut saugt, sondern auch kleine Frösche fressen soll. Ein dreifacher Nasenbesatz, die großen über der



Die egyptische Klappnase (Rhinopoma microphyllum).

Stirn mit einander verwachsenen Ohren und die lange Ohrenklappe kennzeichnen die hierher gehörigen Fledermäuse.

Die Leiernase (Megaderma Lyra), welche als die ausgezeichnetste der ganzen Sippe betrachtet werden kann, ist durch die außerordentliche Hautwucherung an ihrer Nase, welche mit einer Leier entfernte Aehnlichkeit hat, besonders merkwürdig.

Eine dritte Sippe enthält die Klappnasen (Rhinopoma). Bei ihnen ist der Nasenbesatz einfach und besteht aus einem aufrechtstehenden, lanzettförmigen Blatte. Die Ohren, ebenfalls auf der Stirn verwachsen, sind von mittlerer Größe, der Schwanz aber ist für Fledermäuse unverhältnißmäßig lang.

Eine Art dieser Sippe ist die egyptische Klappnase (Rhinopoma microphyllum). Sie ist ein kleines Thier von zwei Zoll Körperlänge, fast ebensoviel Schwanzlänge und 7½ Zoll Flugweite,

an welchem der sehr lange und dünne Schwanz entschieden das Merkwürdigste ist. Er besteht aus elf Wirbeln und reicht weit über die Schenkelflughaut hinaus. Das Thier lebt in außerordentlicher Anzahl in Egypten, namentlich in alten verlassenen Denkmälern, in künstlichen und natürlichen Höhlen. Ich fand sie in ungeheurer Menge in der ausgedehnten Krokodilhöhle bei Monfalut, dem alten Begräbnißplatze der heiligen Lurche. In einem größeren Gewölbe dieser Höhle hing sie in solchen Massen, daß die eigentlich schwarze Decke graulich erschien. Unten auf dem Boden lag der Koth zollhoch aufgeschichtet, und der Gestank desselben hatte die ganze, lange Höhle verpestet. Als wir mit Licht in dies Schlafzimmer traten, erfüllte ein wirklich ohrbetäubendes Geräusch die Luft, und plötzlich sahen wir uns von einem dichten Gewirr der aufgescheuchten Thiere umringt, welche hastig einen andern Ruheort zu erlangen strebten. Das Geräusch ihres Flatterns pflanzte sich weit durch die ganze Höhle fort und klang uns wie ferner Donner in die Ohren. Manchmal löschten sie uns das Licht aus. Bei jedem Streiche, welchen wir mit den Stöcken führten, schlugen wir wenigstens eine, gewöhnlich aber zwei oder drei zu Boden, und nunmehr wimmelten auch noch am Fußboden die flügellahmen Thiere, welche so behend als möglich dahinkrabbelten. Die Gefangenen bissen wehrhaft und ziemlich empfindlich um sich.

In der Abenddämmerung erscheint diese Fledermaus häufig am Nile, noch häufiger über den überschwemmten Stellen desselben, und fängt hier dicht über der Oberfläche des Wassers die Kerbthiere weg. Sie geht übrigens weit am Nil hinauf und findet sich noch vielfach bei Dongola. —

Nach diesen fast etwas zu langen Beschreibungen der Ordnung und ihrer hervorragendsten Sippenmitglieder dürfen wir getrost auf eine ausführliche Beschreibung der übrigen Arten verzichten. Ihr Leben ähnelt dem der bisher genannten vollständig; die Beschreibung der eigenthümlichen Gestalten und des merkwürdigen, so sehr verschiedenen Kopfputzes aber würde, so anziehend sie für einen vergleichenden Anatomen auch sein mag, die Geduld meiner Leser nur allzubald ermüden.

Zweite Reihe.

Krallenthiere (Unguiculata).

Der altbekannte Ausspruch: „Die Hand macht den Menschen leiblich zu Dem, was er ist," giebt allen Forschern, welche sich mit der Einreihung der Thiere in einer gewissen Ordnung befassen, das vollste Recht, diejenigen Säuger, mit deren Leben wir uns bisher beschäftigten, als die höchststehenden anzusehen und sie demgemäß an die Spitze unserer Klasse und damit an die Spitze aller übrigen zu stellen. Ihre Handbildung ist es, welche sie zu einem Ganzen einigt; die Aehnlichkeit der Handthiere mit den Menschen ist es, welche ihnen ihre Stellung sichert. Daß mit dieser Handbildung der ganze übrige Leibesbau im Einklange steht, haben wir verfolgen können: und so hat es uns nicht Wunder genommen, daß wir auch die kleinen, unschönen und gleichsam verzerrten oder mißgestalteten Fledermäuse einer scheinbar so hohen Stellung würdig erachteten. Wohl keinem Naturforscher wird es einfallen, zu behaupten, daß sie höher gebildete, vollendetere Thiere seien, als der Löwe, der Hund, das Pferd oder der Walfisch es sind; gleichwohl wird jeder ihnen gern eine so auffallende Voranstellung zugestehen: eben weil sie ihre Verwandtschaft mit den höchstgebildeten Thieren und mittelbar mit uns solcher Ehre würdig macht.

Es wird immer ein Mißgriff bleiben, wenn man ein „System" aufbaut, welches jedem einzelnen Thiere seine Stellung in fortlaufender Reihe anweisen soll. Ungleichmäßigkeiten und Ungerechtigkeiten sind dabei gar nicht zu vermeiden. Nicht einmal innerhalb einer einzigen Familie würde man sämmtliche Mitglieder derselben zu einer vollkommen gleichmäßigen Reihe ordnen können. Zwar finden sich fast überall vermittelnde Bindeglieder: allein oft gehörten gerade sie früheren Erdzeiträumen an und sind deshalb gegenwärtig doch nur in sehr untergeordneter Weise zu gebrauchen, wenn wir mit ihnen die Lücken ausfüllen wollen, welche überall sich finden. So bleibt dem ordnenden Thierkundigen nichts Anderes übrig, als mehrere Reihen aufzustellen, welche unter sich mehr oder weniger gleichwerthig sind, eine gewisse Zahl von Thieren in sich zusammenfassen und diese nach ihrer größern oder geringern Höhe der Ausbildung möglichst folgerecht ordnen lassen.

Eine solche Reihe haben wir in den nachstehend zu besprechenden Thieren vor uns. „Krallenthiere" können sämmtliche in ihr vereinigten Säuger mit Fug und Recht genannt werden; denn die Bildung ihrer Nägel ist ihnen allen gemeinsam, selbstverständlich abgesehen von den Abänderungen, welche jede Leibesbildung unter einer so großen Menge verschiedenartiger Wesen erleiden muß. Die vier Gliedmaßen aller Krallenthiere ragen vollständig aus dem Körper hervor, ändern in ihrer Anlage aber sehr manchfaltig ab, je nachdem sie zum Gehen, Springen oder Flattern dienen sollen. Immer haben die Füße vollkommen bewegliche Zehen und diese Krallennägel, welche das Ende der Zehen nur theilweise bedecken, nicht aber vollständig einhufen, wie bei anderen Säugern, mit denen wir uns später beschäftigen werden. Die Zitzen der Krallenthiere liegen entweder blos auf der Brust oder blos

am Bauche, in den Weichen oder an den Seiten, oder aber an mehreren dieser Theile zugleich; sie sind entweder frei oder beim Weibchen von einer Hautfalte, einem Beutel, eingeschlossen. Harn- und Geschlechtswerkzeuge münden bei der Mehrzahl abgesondert nach außen, bei einigen wenigen aber in den untern Mastdarm. Dies würden etwa die Merkmale sein, welche bedingt den Thieren der zweiten Reihe gemeinsam sind: die besonderen Eigenthümlichkeiten der Ordnungen und Familien wird uns deren Beschreibung kennen lehren.

Die Reihe der Krallenthiere enthält bei weitem die meisten aller Säuger. Sie zerfällt in drei familien- und artenreiche Ordnungen, in die der Raubthiere, Beutler und Nager nämlich. Jede dieser Ordnungen beansprucht als großes Ganze für sich eine eingehende Betrachtung ihrer Eigenthümlichkeiten: — sehen wir jetzt, worin diese bestehen.

Fünfte Ordnung.

Raubthiere (Rapacia).

Kaum eine andere Abtheilung des Thierreichs umfaßt bei verhältnißmäßig gleicher Artenzahl einen größern Gestaltenreichthum, als die Ordnung der Raubthiere, welche wir als die höchststehenden der zweiten Reihe ansehen dürfen. Fast alle Leibesgrößen von der mittlern an bis zu der kleinsten herab, welche die ganze Klasse aufweist, sind in dieser Ordnung vertreten; die verschiedenartigsten Gestalten sind in ihr vereinigt. Von dem gewaltigen Löwen an bis zur Zwergspitzmaus herab — welche Zwischenstufen, welche Mannchfaltigkeit der Ausbildung einer und derselben Grundform! Kaum kann der Laie glauben, daß wirklich nur eine einzige Gestalt allen Raubthieren gemein ist, kaum ist er fähig, den einen Gedanken überall herauszufinden, welcher — falls ich so sagen darf — sich in jedem Raubthiere ausspricht: — die Unterschiede in der Leibesbildung der Raubsänger sind gar zu groß! Hier der einhellig gebaute, anmuthige Katzenleib, dort der walzenförmige, plumpe Körper des Maulwurfs; hier die schlanke, zierliche Schleichkatze mit dem feinen, glatten Felle, dort der an das wüste Schwein erinnernde Igel mit seinem Stachelkleide; hier der kräftige, derbe Hund, dort die schwache, zierliche Spitzmaus; hier der tölpisch langsame, schwere Bär und dort das behende, schnelle, leichte Wiesel: wie können sie alle einem Ganzen angehören? Und wie können sie sich alle vereinigen lassen, sie, von denen diese auf der Erde, jene unter ihr, die einen auf Bäumen, die anderen im Wasser wohnen und leben? — Und doch sind sie alle nicht blos geistig, sondern auch leiblich innig verwandt.

Sämmtliche Raubthiere zeigen in ihrer leiblichen Ausrüstung und in ihrer geistigen Befähigung eine Einhelligkeit, wie kaum eine andere Ordnung; und diese Gleichmäßigkeit gerade stempelt sie zu ebenso hochstehenden, als sich innig verwandten Thieren. Schon die allen mehr oder weniger gemeinsamen Sitten, die gleiche Lebensweise und Nahrung deuten darauf hin, daß Wesen und Sein der betreffenden Thiere, der Bau der Gliedmaßen ebensowohl, wie der des Gebisses und der Verdauungswerkzeuge, wie die geistigen Fähigkeiten wesentlich gleichartig sein müssen. Und sie sind gleichartige Thiere! Verzerrungen und Absonderlichkeiten, fratzenhafte und widerliche Gestalten fehlen fast gänzlich unter den Raubthieren, und deshalb eben zeigen sie eine viel größere Einhelligkeit im Bau, als die Affen, Halbaffen oder Fledermäuse.

„Die Gliedmaßen der Raubthiere," sagt Giebel, „stehen im gleichen Verhältniß zu einander und in einem einhelligen zum ganzen Leibe, Gewandtheit und Kraft in ihren Bewegungen verrathend. Immer sind die Füße mit vier oder fünf starkbekrallten Zehen versehen. So zeigen sie sich zum

Graben, Klettern, Schwimmen, Ergreifen ohne erhebliche Aenderung ihres Baues ebenso geeignet als zum Gange ihrer eigentlichen Bestimmung. Alle Sinneswerkzeuge sind scharf und in einem gewissen Grade ebenfalls gleichmäßig entwickelt. Das Gebiß ist noch aus allen Zahnarten zusammengesetzt und zeigt nur kräftige, scharfzackige und spitze Formen, wie sie zur Fleischnahrung allein zweckmäßig sind. Entsprechend sind die Kiefern und Kaumuskeln gebaut, welche die Thätigkeit des Gebisses bedingen oder stützen, und demgemäß besonders kräftig sein müssen." Der Magen ist stets einfach, der Darm gewöhnlich kurz oder mäßig lang, der Blinddarm ist immer kurz: Fleisch verdaut sich auch viel leichter, als rohe Pflanzenstoffe. Ganz eigenthümlich sind die Afterdrüsen, welche hier und da vorkommen und stark riechende Flüssigkeiten absondern, und ebensowohl zur Vertheidigung gegen stärkere, wie zum Herbeilocken schwächerer Geschöpfe dienen können oder endlich eine Fettmasse zum Einreiben des Felles liefern müssen.

Zergliedern wir die Thiere genauer, so finden wir noch folgende mehr oder weniger allgemeine Eigenthümlichkeiten im Baue der Raubsäuger. Das Geripp ist bei aller Leichtigkeit und Zierlichkeit der Formen verhältnißmäßig kräftig. Der Schädel ist gestreckt; sein Hirntheil steht mit dem Schnauzentheil ziemlich in gleichem Verhältniß, d. h. keiner überwiegt den andern besonders auffällig. Die starken Kämme und Leisten, sowie die gewölbten und ziemlich weit vom Schädel abstehenden Jochbögen deuten auf kräftige Muskeln hin, welche hier vergrößerte Ansatzflächen finden; die Augenhöhlen sind groß, die Gehörblasen aufgetrieben und die Nasenknochen und Knorpel ausgedehnt; die betreffenden Sinneswerkzeuge haben deshalb Raum zu vollkommener Entwickelung. An den Wirbeln finden sich starke Dornen und lange Fortsätze; die Lendenwirbel verwachsen oft fast vollständig. Die Zahl der Schwanzwirbel schwankt ziemlich bedeutend, und die Glieder ändern im Einklange mit der verschiedenartigen Lebensweise manchfaltig ab; immer aber deutet ihr Bau auf große Kraft und Beweglichkeit hin.

Bei vielen Raubthieren verlängert sich die Nase rüsselförmig und ist oft noch mit besonderen Knorpeln und Knöchelchen versehen: dann dient der Rüssel zum Wühlen. Die Gliedmaßen verkürzen und verdicken sich, und die betreffenden Thiere werden hierdurch geschickt, zu graben und eine unterirdische Lebensweise zu führen; sie verlängern sich und gestatten einen eiligen Lauf; sie verbreitern sich durch Schwimmhäute und befähigen zum Aufenthalt im Wasser. Die Krallen sind ebenfalls außerordentlich verschieden gebaut. Sie sind einziehbar, werden hierdurch beim Gehen vor dem Abnutzen geschützt und können dann, wenn sie vorgestreckt werden, als vortreffliche Waffen und Greifwerkzeuge benutzt werden; bei anderen Raubsäugern sind sie stumpf und unbeweglich: sie können deshalb auch blos zum Schutze des Fußes oder höchstens — jedoch nur, wenn sie sehr gebogen sind — zum Anklammern dienen; bei noch anderen Mitgliedern der Ordnung endlich sind sie unverhältnißmäßig stark, breit und scharf: dann sind sie zum Wühlen und Graben geeignet. Das Gebiß ist durch die sehr starken Eck- oder Reißzähne ebenso ausgezeichnet, wie durch die zackigen oder mehrspitzigen Kauzähne und ermöglicht einen wirksamen Gebrauch zum Kämpfen, wie zum Festhalten und Zerfleischen der Beute. Kräftige Muskeln und Sehnen verleihen Stärke und Ausdauer, während ihre Anlage umfassende und gewandte Bewegungen zuläßt.

Hierzu kommen nun noch die ausgezeichneten Sinne. Blos ausnahmsweise zeigt sich einer von ihnen verkümmert: dann aber wird er gewiß durch die übrigen genügend ersetzt. Im Allgemeinen kann nicht behauptet werden, daß ein Sinn besonders und überall bevorzugt sei; denn bei den Einen ist der Geruch, bei den Anderen das Gesicht, bei noch Anderen das Gehör bewundernswürdig ausgebildet; bei Einigen spielt auch der Tastsinn eine große Rolle. Zwei Sinne sind regelmäßig sehr scharf, und zwar sind Dies in den meisten Fällen Geruch und Gehör, in seltneren Gehör und Gesicht. Jedenfalls aber finden sich in keiner andern Ordnung scharfsinnigere Thiere, als in der unserer Räuber.

Die geistigen Fähigkeiten widersprechen den leiblichen Anlagen nicht. Wir finden unter den Raubthieren bewunderungswürdig kluge Geschöpfe und dürfen uns somit nicht wundern, daß sie sich bald alle

List und Verstellungskunst aneignen, welche ihr Räuber- und Diebeshandwerk erfordert. Dazu verleiht ihnen das Gefühl ihrer Stärke großen Muth und ein Selbstbewußtsein, wie andere Thiere es niemals erlangen können. Aber eben diese Eigenschaften haben auch wieder andere im Gefolge, welche nicht sehr für die sonst so herrlichen Geschöpfe einnehmen. Die Raubthiere werden gewohnt, zu siegen, und eignen sich deshalb bald mit der immer stärker werdenden Herrschsucht Grausamkeit und häufig zuletzt unüberwindliche Mordlust, ja förmliche Blutgier an, — in einem Grade, daß sie sogar als Sinnbilder für gewisse Menschen angesehen werden können.

Die Anlagen und Eigenschaften des Leibes und Geistes bedingen nothwendig Aufenthalt und Lebensweise. Die Raubthiere wohnen und herrschen überall: auf dem Boden, wie in den Kronen der Bäume, im Wasser, wie unter der Erde, auf den Gebirgen, wie in der Ebene, im Wald, wie auf dem Felde, im Norden, wie im Süden. Sie sind ebensowohl vollendete Nacht-, wie Tagethiere; sie gehen ebensogut in der Dämmerung, wie im Lichte der Sonne oder im Dunkel der Nacht ihrer Nahrung nach.

Die Klügsten leben gewöhnlich gesellig, die weniger Verständigen einsam; die Flinken greifen offen an, die weniger Behenden stürzen aus einem Hinterhalte hervor — sie mögen so stark sein, wie sie wollen. Diese gehen gerade, jene auf Schleichwegen auf ihr Ziel los: alle aber verbergen sich so lange als möglich, einzig in der Absicht, durch ihr Erscheinen nicht vorzeitig zu schrecken, und nur wenige suchen, im Bewußtsein ihrer Schwäche, eilig Schutz und Zuflucht, sobald sie irgend etwas Verdächtiges, gefährlich Scheinendes bemerken. Je höher sie leiblich begabt sind, und je mehr sie den Tag lieben, um so heiterer, lebendiger, fröhlicher und geselliger zeigen sie sich; je niedriger sie stehen, je mehr sie Nachtthiere sind, um so stumpfer, mürrischer, mißtrauischer, scheuer und ungeselliger werden sie. Der Erwerb der Nahrung trägt hierzu wesentlich mit bei; denn er vereinigt oder trennt, bildet den Geist oder stumpft dessen Fähigkeiten.

Alle Raubsäuger nähren sich von anderen Thieren, und nur sehr ausnahmsweise verzehren einige auch Früchte, Körner und anderweitige Pflanzenstoffe. Man hat nach der verschiedenen Nahrung drei größere Gruppen benannt, die Kerf-, Alles- und Fleischfresser nämlich; diese Namen sind aber nicht stichhaltig: denn die Allesfresser oder die Kerfjäger verschmähen ebensowenig ein gediegenes Stückchen Fleisch, wie die größten und wildesten Raubthiere. Sämmtliche Mitglieder unserer Ordnung sind vom Hause aus geborne Räuber und Mörder, gleichviel, ob sie oder ihre Schlachtopfer groß oder klein sind; und selbst Die, welche Pflanzenkost lieben, zeigen bei Gelegenheit, daß sie von der übrigen Gesellschaft keine Ausnahme machen wollen, soweit es sich um Raub und Mord handelt. Hinsichtlich der Auswahl ihrer Nahrungsstoffe oder, bestimmter gesagt, ihrer Beute, unterscheiden sich die Raubsäuger erklärlicherweise in demselben Grade, wie hinsichtlich ihres Leibesbaues, ihrer Heimat, ihres Aufenthaltsortes und ihrer Lebensweise. Kaum eine einzige aller Klassen des Thierreichs bleibt vor den Angriffen und Brandschatzungen unserer Raubritter gesichert. Die größten und stärksten Glieder der Ordnung halten sich zumeist an die ihnen zunächststehende erste Klasse, jedoch ohne deshalb tieferstehende Thiere zu verschmähen. Nicht einmal der Löwe nährt sich ausschließlich von Säugethieren, und die übrigen Katzen zeigen sich noch weit weniger wählerisch, als er. Die Hunde, eigentlich echte Fleischfresser, dehnen ihre Jagd noch weiter aus; unter den Schleichkatzen und Mardern finden wir bereits einige, welche sich ausschließlich von Fischen oder gern von Lurchen nähren; die Bären sind eben die „Allesfresser“ und lassen sich auch in der That Pflanzenkost so gut wie Thierfleisch munden; und in den Igeln, Spitzmäusen und Maulwürfen endlich sehen wir wieder Räuber, die ohne Umstände alles Lebende, was sie bewältigen können, angreifen und auffressen. Somit finden also die Wirbelthiere ebensogut ihre Liebhaber oder richtiger ihre Feinde, wie die niederen Thiere, deren Leib noch so groß ist, daß er gesehen und gefaßt werden kann. Und mögen sich die einen wie die anderen auf dem festen Boden oder im Wasser, unter der Erde oder im Gezweig der Bäume aufhalten, im Norden wie im Süden, in der Höhe, wie in der Tiefe leben: den Tod verbreiten sie überall um sich her, das Rauben und das Morden enden niemals.

Nur sehr wenige Raubsäugethiere führen ein wirkliches Eheleben, kein einziges ein solches auf Lebenszeit. Bei einigen Katzen, den Igeln und den Maulwürfen leben während und nach der Paarungszeit beide Geschlechter enger zusammen, als im Verlaufe des übrigen Jahres; hier stehen sich die Gatten eines Paares auch wohl gegenseitig bei, um die Kinder zu ernähren oder zu beschützen und zu vertheidigen: bei den übrigen und zwar bei der größeren Anzahl, pflegt der Vater seine eigenen Sprößlinge als gute Beute zu betrachten und muß von der Mutter zurückgetrieben werden, wenn er das Lager seiner Nachkommenschaft zufällig aufgefunden hat. Unter derartigen Umständen ist die Mutter natürlich die einzige Pflegerin. — Die Zahl der Jungen eines Wurfes schwankt erheblich, sinkt aber niemals (oder blos ausnahmsweise) bis auf Eins herab. Die Jungen werden regelmäßig blind geboren und sind längere Zeit sehr hilflos, entwickeln sich dann aber verhältnißmäßig rasch. Ihre Mutter unterrichtet sie ziemlich ausführlich in ihrem Gewerbe und begleitet und schützt sie jedenfalls so lange, als sie noch unfähig sind, selbstständig für sich zu sorgen. Bei Gefahr tragen einige, aber sehr wenige Mütter die Brut in den Armen oder auf dem Rücken fort; die übrigen schleppen sie mit dem Maule weg. —

Der Mensch lebt mit fast allen Raubthieren in offener Fehde. Nur höchst wenige von ihnen hat er sich durch Zähmung nutzbar zu machen gesucht, — eine Gruppe (oder wenn man lieber will: ein Wesen) freilich in einem Grade, wie kein anderes Thier überhaupt. Die größere Anzahl wird mit mehr oder weniger Recht als schädlich angesehn und leidenschaftlich gehaßt, deshalb auch unerbittlich verfolgt; ein ganz unverhältnißmäßig kleiner Theil wird geschont. Ziemlich viele Mitglieder der Ordnung werden getödtet, um benutzt werden zu können. Das Fleisch oder Fett der einen wird gegessen, das kostbare Fell der andern zu werthvollen Kleiderstoffen verwendet: und hier läßt sich gegen ihre Tödtung nicht wohl Etwas einwenden; sehr unrecht ist es aber, daß auch die nicht blos unschuldigen, sondern sogar nützlichen Raubsäuger verkannt werden und der blinden Zerstörungswuth unterliegen müssen. Schon aus diesem Grunde verdient unsere Ordnung von allen Menschen sorgfältiger studirt zu werden, als bisher: denn es ist doch wahrhaftig wichtig genug, seine Freunde von seinen Feinden unterscheiden zu lernen. —

Man kann die Ordnung der Raubthiere in acht Familien eintheilen, — in dieselben, welche ich im Eingange nannte. Dann mag man, wenn man will, noch drei Hauptabtheilungen annehmen und also von Fleisch-, Alles- und Kerbthierfressern reden. Die erstere Abtheilung würde hiernach die Familien der Katzen, Hunde, Schleichkatzen, Marder und Bären in sich fassen — doch ziehen Einige vor, die Letzteren als Vertreter einer besondern Unterordnung anzusehen und als „Allesfresser“ zu bezeichnen. Alle hierher gehörigen Thiere zeichnen sich aus durch ihre ebenmäßige, zum Theil sogar sehr schöne Gestalt, ihre Größe, die lebendigen Farben, welche einzelne zieren, ihre Beweglichkeit, Gewandtheit, Raub- und Mordlust, Entschiedenheit des Charakters und vor Allem durch große Klugheit, welche bei Einigen nur dem menschlichen Verstande nachsteht. Sie sind Bewohner des Festlandes und leben vorzugsweise auf dem Boden, obgleich es auch ebenso vortreffliche Schwimmer, wie Kletterer und auch Höhlenbewohner unter ihnen giebt. Im Allgemeinen kennzeichnen sie folgende Merkmale: der Leib, welcher von der plumpen, kurzen Gestalt des Bären an bis zur zierlichen, langen Schleichkatzenform alle Zwischenstufen des Baues aufweist, ruht auf mittelhohen Beinen, deren vier- oder fünfzehige Füße immer scharf bekrallt sind; der Kopf ist rundlich, die Nasenspitze nackt, die Augen sind groß und scharfblickend, die Ohren aufrecht gestellt, die Lippen stark beschnurrt. Im Gebiß finden sich überall, oben wie unten, sechs Schneidezähne, zwei sehr starke, kegelförmige Eck- oder Fangzähne, hinter ihnen einige scharfgezackte Lückzähne, hierauf die unseren Thieren eigenthümlichen Fleischzähne, deren Kronen scharfe Zacken und stumpfhöckerige Ansätze zeigen, und endlich ein oder mehrere stumpfhöckerige Mahlzähne. — Diese Raubthiere sind über alle Theile der Erde verbreitet und waren schon in der Tertiärzeit auf ihr heimisch. Ihr unmittelbar uns zugefügter Schaden übersteigt den Nutzen, welchen sie, meist nur mittelbar, leisten, bei weitem, und deshalb wird die große Menge der hierher zu zählenden Thiere mit Recht kräftig verfolgt.

Der Laie wird keinen Augenblick im Zweifel sein, welcher Familie er die Ehre geben soll, die Reihe aller Raubthiere zu beginnen. Er gedenkt an den schon von den Alten zu der Thiere König gekrönten Löwen und räumt ihm gern jede Bevorzugung ein, sogar auf Kosten des liebsten und getreuesten Hausfreundes Hund, dessen geistiges Wesen einer andern, weit werthvollern Krone würdig ist. Diesmal darf auch der Forscher mit dem Laien übereinstimmen, und somit vereinigen wir in der ersten Familie die Katzen (Felinae).

In der zweiten Reihe der Säugethiere nehmen die Katzen beinah dieselbe Stellung ein, welche dem Menschen in der ersten Reihe zukommt. Sie sind nicht blos die vollendetsten Raubthiergestalten, sondern, mit alleiniger Ausnahme des Menschen, die vollendetsten Thiere überhaupt. Ein gleiches Ebenmaß zwischen Gliedern und Leib, gleiche Regelmäßigkeit und Einhelligkeit des Baues, wie bei ihnen, finden wir in der ganzen Klasse nicht wieder. Bei ihnen ist jeder einzelne Leibestheil anmuthig und zierlich, und eben deshalb befriedigt das ganze Thier unser Schönheitsgefühl in so hohem Grade. Wir dürfen, ohne fehlzugreifen, unsere Hauskatze als Bild der gesammten Gesellschaft betrachten; denn in keiner zweiten Familie ist die Grundform bei allen Mitgliedern so streng wiederholt, in keiner andern Thiergruppe unterscheiden sich die einzelnen Sippen und Arten so wenig von einander, wie bei den Katzen. Alle Sippenkennzeichen erscheinen hier als nebensächliche, äußerliche Merkmale im Vergleich zu den Unterschieden, welche die verschiedenen Gruppen und Arten anderer Familien aufweisen: der Löwe mit seiner Mähne oder der Luchs mit seinen Ohrpinseln und dem Stumpfschwanze bleiben ebenso gut Katzen, wie der Hinz oder der Leopard. Selbst dem Jagdpanther oder Gepard, welcher das allgemeine Gepräge am wenigsten zeigt, muß man scharf auf die Finger sehen, bevor man ihn ganz kennen lernt: als halbe Katze nur, als Zwitter von Katze und Hund. Eine so vollkommene Uebereinstimmung wird blos bei Thieren gefunden, welche eine hohe Stellung einnehmen. Dies beweist am schlagendsten der Mensch selbst: kann man doch die einzelnen Arten seines Geschlechtes kaum mehr trennen!

Der Bau des Katzenleibes darf als bekannt vorausgesetzt werden. Der kräftige und doch zierliche Leib, der kugelige Kopf auf dem starken Halse, die mäßig hohen Beine mit den dicken Pranken, der lange Schwanz und das weiche Fell mit seiner immer angenehmen, der Umgebung sich innig anschmiegenden Färbung sind Kennzeichen, welche sich Jedermann eingeprägt haben dürften; sind doch selbst die inneren oder wenigstens versteckteren Leibestheile ziemlich allgemein bekannt. Vollendet am Katzenleibe müssen die Waffen erscheinen. Das Gebiß ist furchtbar. Die Eck- oder Reißzähne bilden große, starke, kaum gekrümmte Kegel, welche alle übrigen Zähne weit überwiegen und eine wahrhaft vernichtende Wirkung äußern können. Ihnen gegenüber verschwinden die auffallend kleinen Schneidezähne; ihnen gegenüber erscheinen selbst die starken, durch scharfe, gegenseitig in einander eingreifende Zacken und Spitzen ausgezeichneten Kauzähne, welche ganz aufgehört haben, Mahlzähne zu sein, schwach und unbedeutend. Mit diesem Gebiß steht die rauhe, scharfe Zunge im Einklange. Sie ist dick und fleischig und besonders merkwürdig wegen ihrer feinen, hornigen Stacheln, welche auf krausen Warzen sitzen und nach hinten gerichtet sind. So ist das Maul gleichsam noch einmal bewaffnet, wie das mancher Schlangen und der raubgierigsten Fische, bei denen außer den Kinnladen der Gaumen mit Zähnen gespickt ist. Wenn nun auch die Stacheln der Katzenzunge keine Zähne sind, haben sie doch noch immer Schärfe genug, um bei fortgesetztem Lecken eine zarte Haut blutig zu ritzen, und übrigens dienen sie wirklich beim Fressen zur Unterstützung der Zähne, welche wegen ihrer Schärfe und Zackung nur einen einseitigen Gebrauch zulassen, zum Zermahlen der Speise aber fast unfähig geworden sind. Die Zähne sind jedoch nicht die eigentlichen Angriffswaffen der Katzen: in ihren Klauen besitzen sie noch furchtbarere Werkzeuge zu sicherem Ergreifen und tödlichem Verwunden ihrer Beute oder zur Abwehr im Kampfe. Ihre breiten und abgerundeten Füße zeichnen sich besonders durch die verhältnißmäßige Kürze aus, und diese hat ihren Grund darin, daß das letzte Zehenglied aufwärts gebogen ist. So kann es beim Gange den Boden gar nicht berühren und bewirkt dadurch die möglichste Schonung der auf ihm sitzenden sehr starken und äußerst spitzen Sichelkrallen. In der Ruhe und bei

gewöhnlichem Gange erhalten zwei dehnbare Bänder, von denen das eine oben und das andere seitlich befestigt ist, das Glied in seiner aufrechten Stellung; bei Zorn und im Augenblick der Benutzung zieht es der starke, tiefe Beugemuskel, dessen Sehne sich unten ansetzt, gewaltsam nach unten und vorn, streckt dadurch den Fuß und verwandelt ihn in die fürchterlichste Tatze, welche es überhaupt geben kann. Der Ausstreckmuskel bewirkt dann die Wiederaufrichtung des Krallengliedes. Dieser Fußbau ist die Ursache, daß die gehenden Katzen niemals eine Fährte hinterlassen, in welcher Abdrücke der Krallen bemerklich sind. — Die Unhörbarkeit des Ganges hat ihren Grund in den weichen, oft dichtbehaarten Ballen an den Sohlen. —

Mit den angegebenen Merkmalen habe ich die größten Eigenthümlichkeiten des Katzenleibes hervorgehoben. Um jedoch wo möglich allen Lesern gerecht zu werden, will ich noch folgende Kennzeichen der Katzen angeben: Die Wirbelsäule zählt 20 Brust- und Lendenwirbel, zwei bis drei Kreuzbein- und 15 bis 29 Schwanzwirbel; das Gebiß besteht aus 30 Zähnen und zwar sechs Vorderzähnen, oben und unten, je zwei Lück- und je vier Backzähnen im Oberkiefer und je drei Backzähnen im Unterkiefer; die Knochen der Gliedmaßen sind durchgehends sehr kräftig, die Schulterbeine aber verkümmert; die Vorderfüße haben fünf, die hinteren vier Zehen. Der Darm erreicht die drei- bis fünffache Leibeslänge. Beim Weibchen stehen vier Zitzen am Bauche oder noch vier an der Brust. — Alle übrigen unwesentlicheren Merkmale des Katzenleibes findet man in den strengwissenschaftlichen Lehrbüchern angegeben; ich will deshalb auf sie verwiesen haben.

Die Katzen sind starke und äußerst gewandte Thiere. Jede ihrer Bewegungen zeigt von ebensoviel Kraft, wie anmuthiger Behendigkeit. Fast alle Arten der Familie ähneln sich in ihren leiblichen, wie in ihren geistigen Eigenschaften, wenn auch diese oder jene Art Etwas vor der anderen voraus zu haben oder hinter ihr im Nachtheile zu stehen scheint. Alle Katzen gehen gut, aber langsam, vorsichtig und ganz geräuschlos; sie laufen schnell und sind fähig, wagrechte Sprünge zu machen, welche die Länge ihres Leibes verhältnißmäßig um zehn bis funfzehn Mal übertreffen. Nur höchst wenige der größeren Arten sind nicht im Stande, zu klettern, während diese Kunst von der Mehrzahl mit viel Geschick betrieben wird. Obgleich von Haus aus große Feinde des Wassers, schwimmen sie doch recht gut, wenn es sein muß; wenigstens kommt keine einzige Katze leicht im Wasser um. Zudem verstehen alle ihren schmucken Leib zusammenzudrücken oder zusammenzurollen, gebrauchen ihre Pfoten mit großer Fertigkeit und wissen mit unfehlbarer Sicherheit vermittelst derselben ein Thier selbst in seinem Laufe oder Fluge zu erfassen. Hierzu kommt noch die verhältnißmäßige Stärke ihrer Glieder und ihre Ausdauer. Die größten Arten strecken mit einem einzigen Schlage ihrer furchtbaren Pranken ein Thier zu Boden, welches größer ist, als sie selbst, und schleppen ohne Mühe unglaubliche Lasten meilenweit fort.

Unter den Sinnen der Katzen stehen wohl Gehör und Gesicht obenan. Ersteres ist unzweifelhaft das Werkzeug, welches sie bei ihren Raub- und Streifzügen leitet. Sie vermögen Geräusch auf große Entfernungen hin wahrzunehmen und ganz richtig zu beurtheilen. Sie vernehmen den leisesten Fußtritt, das schwächste Rascheln im Sande und finden durch ihr Gehör selbst nicht gesehene Beute auf. Diese Sinnesschärfe scheint schon äußerlich angedeutet zu sein; denn obschon die Ohrmuscheln fast nirgends besonders groß zu sein pflegen, zeigen sie doch hier und da besondere Verzierungen oder Anhängsel durch steife Haare u. s. w., welche zwar weniger zur Auffangung des Schalles dienen, aber doch den hervorragendsten Sinn kennzeichnen dürften. — Das Gesicht ist weniger begünstigt, obwohl keineswegs schwach zu nennen. Ihr Auge reicht wahrscheinlich nicht in große Fernen, ist aber für die Nähe ganz vortrefflich. Der Stern, welcher bei den größeren Arten rund ist und sich im Zorn kreisförmig erweitert, nimmt bei den kleineren Arten die Gestalt einer Ellipse an und zeigt sich hier einer großen Ausdehnung fähig. Bei Tage zieht er sich unter Einwirkung des zu grellen Lichtes bis auf einen ganz feinen Spalt zusammen, in der Aufregung oder in der Dunkelheit aber rundet er sich fast bis zu einem vollen Kreise aus. In letzterm Falle wird auch das schwächste Licht derartig gesammelt, daß seine Strahlen von dem Tapetum lucidum, welches in der Tiefe des Auges einen Hohlspiegel dar-

stellt, aufgefangen und zurückgeworfen werden, wodurch das Leuchten des Katzenauges entsteht. — Auf das Gesicht dürfen wir wohl das Gefühl folgen lassen, welches sich ebensowohl als ausgebildete Tastfähigkeit, wie als Empfindungsvermögen kund giebt. Zu Tastwerkzeugen dienen hauptsächlich die Bartschnurren zu beiden Seiten des Maules und über den Augen, vielleicht auch die Ohrpinsel am Ohre der Luchse. Schneidet man einer Katze ihre Bartschnurren weg, so versetzt man sie in eine höchst ungemüthliche Lage; sie wird förmlich rath- und thatlos oder zeigt zum mindesten eine ziemliche Unruhe und Ungewißheit, welche später, aber blos nach dem Wiederwachsen jener Borsten, sich verliert. Aber auch die Pfoten sind zum Tasten ganz geeignet. Die Empfindlichkeit ist über den ganzen Körper verbreitet. Alle Katzen sind höchst empfänglich für Einflüsse von außen und zeigen eine unverkennbare Mißstimmung bei unangenehmen oder große Behaglichkeit bei angenehmen Reizen. Wenn man ihnen ihr seidenweiches Haar streichelt, wird man sie stets in eine fast freudige Aufregung versetzen, während sie, wenn dies Haar befeuchtet wird oder sie sonstigen widerwärtigen Einflüssen ausgesetzt sind, großen Mißmuth an den Tag legen. — Geruch und Geschmack dürften so ziemlich auf gleicher Stufe stehen. Vielleicht ist der Geschmack noch besser, als der Geruch. Die meisten Katzen sind trotz ihrer rauhen Zunge für Gaumenkitzel sehr empfänglich und erfreuen sich besonders an schwach gesalzenen und süßlichen Speisen, vor allem an thierischen Flüssigkeiten, wie an Blut und an Milch, während dem Geruchswerkzeuge schon sehr starkriechende Dinge geboten werden müssen, wenn es sich befriedigt zeigen soll. Die merkwürdige Vorliebe gewisser Katzen für stark duftende Pflanzen, wie für Baldrian und Katzengamander läßt jedenfalls die Schlußfolgerung zu, daß ihr Geruch nur ein sehr untergeordneter sein kann; denn alle feinriechenden Thiere würden sich mit Abscheu von derartigen Gegenständen abwenden: die Katzen aber wälzen sich wie sinnlos, gleichsam im höchsten Rausche, auf jenen Pflanzen herum.

Hinsichtlich ihrer geistigen Fähigkeiten stehen die Katzen ziemlich weit hinter den Hunden zurück, jedoch nicht soweit, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Bei der Mehrzahl der Arten zeigen sich allerdings die höheren oder edlen Geisteskräfte weit weniger, als die niederen; doch liefert uns unser Hinz, wenn er gut behandelt wird, den Beweis, daß auch die Katzen einer Erziehung und Geistesveredelung fähig sind. Die Hauskatze giebt uns oft genug Beispiele von treuer Anhänglichkeit an den Menschen und von großem Verstande. Der Mensch nimmt sich gewöhnlich gar nicht die Mühe, ihre Fähigkeiten genauer zu erforschen, sondern läßt sich von dem einmal feststehenden Urtheile über sie einnehmen und von selbstständiger Prüfung zurückschrecken. Der Charakter der meisten Arten ist allerdings ein Gemisch von ruhiger Besonnenheit, ausdauernder List, Blutgier und Tollkühnheit; doch giebt es auch sehr edelstolze, muthige Katzen, wie den Löwen, oder sanfte, wie den Jagdleoparden. In Gesellschaft des Menschen zeigen sie sich bald durchaus anders, als in der Freiheit; sie erkennen die menschliche Herrschaft an, fühlen Dankbarkeit für ihren Herrn, wollen, daß er ihnen schmeichele, sie liebkose; kurz, sie werden oft rückhaltslos zahm, wenn auch zuweilen ihre tief eingewurzelten natürlichen Begabungen plötzlich wieder durchbrechen. Hierin beruht hauptsächlich der Grund, daß man die Katzen falsch und tückisch nennt; denn nicht einmal derjenige Mensch, welcher Thiere zu quälen oder zu mißhandeln pflegt, will ihnen das Recht zugestehen, einmal auf Augenblicke das ihnen auferlegte Joch der Sklaverei abzuschütteln.

Die Katzen sind gegenwärtig in allen Theilen der alten Welt und in Amerika zu finden. Sie bewohnen die Ebenen, wie die Gebirge, dürre, sandige Stellen, wie feuchte Niederungen, den Wald, wie das Feld. Einige steigen selbst in das Hochgebirge hinauf und werden dort in beträchtlichen Höhen getroffen; andere treiben sich auf freien, offenen, mit Gesträuch bewachsenen Steppen oder in Wüsten herum; noch andere ziehen die schilfreichen Ufer von Flüssen, Bächen und Sümpfen vor; bei weitem der größte Theil aber gehört dem Walde an. Die Bäume bieten ihnen alles Erforderliche. Sie liefern vortreffliche Verstecke, in denen sie sich leicht verbergen können, ebensowohl, um über ihre Beute herzufallen, als auch, um sich den Blicken ihrer Feinde zu entziehen. Zu solchen Verstecken dienen den kleineren Arten Felsspalten, hohle Bäume, verlassene Baue von anderen Säugethieren

und dergleichen, während sich die größeren im Gebüsch zu verbergen pflegen. Obwohl den wildlebenden Katzen diejenigen Gegenden am liebsten sind, in welchen der Mensch noch nicht zur vollen Herrschaft gelangen konnte, kommen sie doch oft in unverschämt dreister Weise zu den Wohnungen des Menschen heran, um hier über ihn selbst herzufallen oder seinen Viehstand zu berauben. Zu diesem Behufe verlassen sie ihr Lager mit Einbruch der Nacht und streifen nun entweder ziemlich weit umher, oder legen sich an belebten Paßstraßen der Menschen oder Thiere auf die Lauer. Bei Tage fallen nur höchst wenige auf Beute, und ebenso ziehen sie sich zu dieser Zeit feig zurück, wenn sie angegriffen werden. Ihr wahres Leben beginnt und endigt mit der Dunkelheit, und hierzu weist sie ihre Ausrüstung auch vollständig an. Besonders gut gelegene Versteckplätze werden ziemlich regelmäßig bewohnt; die Mehrzahl hat aber kein bestimmtes Lager und wählt sich, sobald der Morgen sie auf dem Streifzuge überrascht, zum Versteck den ersten besten Ort, welcher Sicherheit verheißt.

Ihre Nahrung nehmen sich die Katzen aus allen vier Klassen der Wirbelthiere, wenn auch die Säugethiere unzweifelhaft ihren Verfolgungen am meisten ausgesetzt sind. Einige Arten stellen mit Vorliebe Vögeln nach, andere, aber wenige, verzehren auch das Fleisch mancher Lurche, namentlich der Schildkröten, wieder andere gehen sogar auf den Fischfang aus. Die wirbellosen Thiere werden im Ganzen wenig von ihnen behelligt, und wohl nur zufällig fängt sich diese oder jene Art einen Krebs oder ein Kerbthier. Sämmtliche Katzen fressen vorzugsweise die Beute, welche sie sich selbst erworben haben, nur sehr wenige fallen auf das Aas und dann gewöhnlich auch blos auf solches, welches von selbst gemachter Beute herrührt. Dabei zeichnen sich die meisten durch unersättlichen Blutdurst aus, und es giebt Arten, welche sich, wenn sie es können, blos von Blut nähren und sich förmlich in diesem „ganz besonderen Safte" berauschen.

In der Art und Weise ihres Angriffs ähneln sich alle Arten mehr oder weniger. Sie schleichen leisen, unhörbaren Schrittes äußerst aufmerksam durch ihr Jagdgebiet und äugen und lauschen scharf nach allen Richtungen hin. Das geringste Geräusch erregt ihre Aufmerksamkeit und bewegt sie, der Ursache desselben nachzugehen. Dabei gleiten sie in geduckter Stellung vorsichtig auf dem Boden hin, regelmäßig unter dem Winde, und fallen, wenn sie sich nahe genug glauben, plötzlich mit einem oder mehreren Sätzen über ihr Schlachtopfer her, schlagen ihm die furchtbaren Tatzen in das Genick oder in die Seiten, reißen es zu Boden, erfassen es mit dem Maule und beißen einige Male schnell nach einander heftig zu. Hierauf öffnen sie das Gebiß ein wenig, ohne jedoch das erfaßte Thier fahren zu lassen, sie beobachten es vielmehr scharf und beißen von neuem, sowie sich noch ein Fünkchen Leben in ihm regt. Viele stoßen während dem ein Brüllen oder Knurren aus, welches ebensogut Behaglichkeit, als Gier oder Zorn ausdrückt. Die meisten haben die abscheuliche Gewohnheit, ihre Schlachtopfer noch lange Zeit zu quälen, indem sie ihnen scheinbar etwas Freiheit gewähren und sie oft auch wirklich ein Stückchen laufen lassen, jederzeit aber im rechten Augenblicke sie wieder erfassen, von neuem niederdrücken, nochmals laufen lassen u. s. w., bis die Gepeinigten endlich ihren Wunden erliegen. Auch die größten Arten scheuen die Thiere, von denen sie bedeutenden Widerstand erwarten, und greifen sie blos dann an, wenn sie sich durch Erfahrung überzeugt haben, daß sie trotz der Stärke ihrer Gegner als Sieger aus einem etwaigen Kampfe hervorgehen. Selbst der Löwe, Tiger und Jaguar fürchten anfangs den Menschen und gehen ihm fast feig aus dem Wege; nachdem sie aber gelernt haben, welch schwaches, wehrloses Geschöpf er ist, werden sie seine furchtbarsten Feinde, und es scheint fast, als ob sie dann das Menschenfleisch dem aller übrigen Säugethiere entschieden vorzögen. Obgleich beinah alle Katzen gute Läufer sind, stehen sie doch von weiterer Verfolgung eines Schlachtopfers ab, wenn ihnen der Angriffssprung mißlang.

Nur an sehr geschützten Orten verzehren die Katzen eine gemachte Beute gleich an Ort und Stelle; gewöhnlich schleppen sie das erfaßte Thier, nachdem sie es getödtet oder wenigstens widerstandslos gemacht haben, an einen stillen, versteckten Ort und verzehren es hier in aller Ruhe und Behaglichkeit. Wenn ihre Wohngegend reich an Beute ist, zeigen sie sich außerodentlich lecker und überlassen bei weitem den größten Theil der von ihnen erjagten Geschöpfe anderen Thieren, den

Schmarotzern und Bettlern an ihrer Tafel, und blos im Nothfalle kehren sie auch noch am folgenden Tage zu dem Leichnam zurück.

In der Regel werfen die weiblichen Katzen mehr als ein Junges, wenn auch Dies ausnahmsweise vorkommt. Man kann sagen, daß die Zahl ihrer Jungen zwischen Eins und Sechs schwankt; einige Arten sollen sogar noch mehr zur Welt bringen. Die Jungen werden bei der einen sehend, bei der andern blind geboren. Ihre Pflegerin ist die Mutter; der Vater bekümmert sich nur gelegentlich um sie. — Eine Katzenmutter mit ihren Jungen gewährt ein höchst anziehendes Bild. Man sieht die mütterliche Zärtlichkeit und Liebe in jeder Bewegung der Alten ausgedrückt, hört sie in jedem Ton, welchen man vernimmt. Da liegt eine Zartheit und Weiche in der Stimme, welche man gar nicht vermuthet hätte! Dabei beobachtet die Alte ihre Kleinen mit so viel Sorgfalt und Aufmerksamkeit, daß man gar nicht zweifeln kann, wie sehr ihr die Kinderschar ans Herz gewachsen ist. Besonders wohlthuend ist bei einem solchen Katzengehecke auch die Reinlichkeitsliebe, in welcher die Mutter ihre Jungen schon in der frühesten Jugend unterrichtet. Sie hat ohne Unterlaß zu putzen, zu lecken, zu glätten, zu ordnen und duldet nicht den geringsten Schmuz in der Nähe des Lagers. Gegen feindliche Besuche vertheidigt sie ihre Sprößlinge mit Hintansetzung ihres eigenen Lebens, und alle größeren Arten der Familie werden, wenn sie Junge haben, im höchsten Grade furchtbar. Bei den kleineren Arten muß die Mutter ihre Brut oft genug gegen den Vater vertheidigen, welcher die Jungen, so lange sie noch blind sind, ohne weiteres auffrißt, wenn er in das unbewachte Lager kommt. Daher rührt wohl auch hauptsächlich die große Sorgfalt aller Katzen, ihr Geheck möglichst zu verbergen. Nachdem die Jungen etwas mehr herangewachsen sind und sich schon als echte Katzen zeigen, ändert sich die Sache. Dann thut auch der Kater oder das Katzenmännchen überhaupt ihnen Nichts mehr zu Leide. Und nun beginnt ein gar lustiges Kindheitsleben der kleinen, zu Spiel und Scherz jeder Art immer geneigten Thiere. Die natürliche Begabung zeigt sich schon bei den ersten Bewegungen und Regungen, deren die Kätzchen fähig sind. Ihre Kinderspiele sind bereits nichts Anderes, als Vorübungen zu der ernsten Jagd; welche die Erwachsenen betreiben. Alles, was sich bewegt zieht ihre Aufmerksamkeit auf sich. Kein Geräusch entgeht ihnen — die kleinen Lauscher spitzen sich bei dem leisesten Rascheln in der Nähe. Anfangs ist der Schwanz der Alten die größte Kinderfreude der Jungen. Jede seiner Bewegungen wird beobachtet, und bald macht sich die übermüthige Gesellschaft daran, diese Bewegungen durch ihre Fangversuche zu hemmen und zu hindern. Doch die Alte läßt sich durch solche Neckereien nicht im geringsten stören und fährt fort, ihrer innern Seelenstimmung durch die Schwanzbewegungen Ausdruck zu geben, ja sie bietet ihren Kleinen förmlich dieses Glied zu beliebigem Spiele dar. Wenige Wochen später sieht man die ganze Familie bereits mit den lebhaftesten Spielen beschäftigt, und nun wird die Alte geradezu kindisch, die Löwenmutter ebensogut, wie die Erzeugerin unserer Hauskatzen. Oft ist die ganze Gesellschaft zu einem scheinbaren Knäuel geballt, und Eins fängt und häkelt nach dem Schwanze des Andern. Mit dem zunehmenden Alter werden die Spiele immer ernstlicher. Die Kleinen lernen erkennen, daß der Schwanz doch nur ein Stück ihres eigenen Selbst ist; sie wollen aber ihre Kraft bald an etwas Anderm versuchen. Jetzt schleppt ihnen die Alte kleine Thiere zu, oft noch halb, ja ganz lebendig. Diese werden frei gelassen, und nun übt sich die junge Brut mit Eifer und Ausdauer in dem räuberischen Gewerbe, welches sie später betreiben werden. Schließlich nimmt sie die Alte oder bei manchen Arten das Elternpaar mit auf die Jagd hinaus; da lernen sie nun vollends alle Listen und Schleichwege, die ruhige Beherrschung ihrer selbst, die plötzlichen Angriffe, kurz, die ganze Kunst des Raubes. Erst wenn sie ganz selbstständig geworden sind, trennen sie sich von der Mutter oder den Eltern und führen nun längere Zeit ein einsames, herumschweifendes Leben.

Die Katzen stehen der ganzen übrigen Thierwelt als Feinde gegenüber, und deshalb ist der Schaden, welchen sie anrichten, außerordentlich bedeutend. Freilich muß man bedenken, daß die großen Arten der Familie fast sämmtlich in Ländern leben, welche unglaublich reich an Beute sind, ja man kann sogar behaupten, daß einige geradezu einer schädlichen Vermehrung mancher Wieder-

käuer und Nager hindernd in den Weg treten, und daß somit auch sie uns mittelbar nützlich werden. Bei den kleineren Arten überwiegt der Nutzen, welchen sie leisten, den von ihnen angerichteten Schaden bei weitem. Ihre Jagd beschränkt sich auf kleinere Säugethiere und Vögel, und namentlich die dem menschlichen Haushalte so überaus lästigen und schädlichen kleinen Nager finden in ihnen das wirksamste Gegengewicht und die gefährlichsten Feinde. Unser Hinz ist uns ja geradezu unentbehrlich geworden. Auch die wildlebenden kleineren Katzenarten bringen viel mehr Nutzen, als Schaden. Außerdem verwerthet der Mensch das Fell und hier und da auch das Fleisch unserer Thiere. In China dient das Katzenfell geradezu als Standeszeichen. Die übrigen Völker schätzen es mehr seiner Farbenschönheit, als seiner wirklichen Güte wegen; denn diese ist nicht eben hoch anzuschlagen.

Jagd und Fang der schädlichen Arten werden überall mit großem Eifer betrieben, und es giebt Leute, welche gerade in der Gefährlichkeit dieser Jagd das erste Vergnügen der Erde finden. —

Zur Sonderung der verschiedenen Katzenarten in kleinere Gruppen oder Sippen sind, wie bemerkt, ziemlich nebensächliche Merkmale maßgebend. Man ordnet die Thiere schon nach ihrer Färbung oder nach äußeren Haarwucherungen. Einzelne Arten bieten durch ihren ziemlich abweichenden Leibesbau, durch die stumpfkralligen Zehen oder den kurzen Schwanz z. B., bessere Anhaltspunkte zur Unterscheidung dar; aber auch diese Unterschiede berechtigen kaum zur Trennung von den übrigen Arten. Gleichwohl folgen wir auch hier der hergebrachten Eintheilung und stellen dem Löwen die einfarbigen Katzen Amerikas, dem Tiger die Pardelkatzen, den Luchsen die Buschkatzen und Hinze gegenüber, räumen dem Bindeglied zwischen Katze und Hund, dem Jagdleoparden oder Gepard, eine gewisse Selbstständigkeit ein und geben allen diesen Unterscheidungsformen etwa den Werth der Sippen aus anderen Familien. Die nachstehenden Blätter werden aber durch Wort und Bild beweisen, daß das ganze künstliche Gebäude der Systematik bei den Katzen auf sehr schwachem Grunde fußt, und jeden Leser überzeugen, daß alle Katzen der Erde Geschwisterkinder sind.

Ein einziger Blick auf den Leib des Löwen, auf den Ausdruck seines Gesichts genügt, um der uralten Auffassung aller Völker, welche das königliche Thier kennen lernten, von Grund des Herzens beizustimmen. Der Löwe ist der König der Raubthiere, ist der Herrscher im ganzen Reiche der Säugethiere. Und wenn auch der ordnende Thierkundige diese königliche Würde eben nicht achten will und den Löwen nur für eine Katze von besonders kräftigem Bau erkennen muß: der Gesammteindruck, welchen das herrliche Thier macht, wird auch den Forscher zwingen, ihm unter allen seinen Verwandten die höchste Stelle einzuräumen.

Die Löwen (Leo) sind leicht von sämmtlichen übrigen Katzen zu unterscheiden. Ihre Hauptkennzeichen liegen in dem stark gebauten, kräftigen Leibe mit der kurzen, glatt anliegenden, einfarbigen Behaarung, in dem breiten, kleinäugigen Gesicht, in dem Herrschermantel, welcher sich um ihre Schultern schlägt, und in der Quaste, welche ihre Schwanzspitze ziert. Im Vergleich zu den anderen Katzen ist der Rumpf der Löwen kurz, der Bauch eingezogen, und der ganze Körper erscheint deshalb sehr kräftig, nicht aber plump. An der Spitze des Schwanzes, in der Quaste verborgen, steckt ein horniger Nagel, den schon Aristoteles beachtete, aber viele der neueren Naturforscher leugneten. Die Augen sind klein und haben runde Sterne, die Schnurren sind in sechs bis acht Reihen geordnet. Vor Allem ist es die Mähne, welche die männlichen Löwen auszeichnet und ihnen das stolze, königliche Ansehen verleiht.

„Ein Königsmantel, dicht und schön,
Umwallt des Löwen Brust und Mähn',
Eine Königskrone, wunderbar,
Sträubt sich der Stirne straffes Haar."

Diese Mähne bekleidet in vollster Ausbildung den Hals und die Vorderbrust, ändert aber so verschieden ab, daß man aus ihr allein die Heimat des Löwen erkennen kann, daß man nach ihr und, wie ich glaube, mit Recht, mehrere Arten des Thieres unterschieden hat. So ist sie beim persischen

Löwen lang aus schwarzen und braunen Haaren zusammengesetzt, bei dem Löwen von Guzurate aber nur aus kurzen, dünnen, gekrümmten Haaren gebildet, bei diesem einfarbig, bei jenem gemischt. Ich will die verschiedenen Formen des Löwen weiter unten kurz beschreiben und darf es dann jedem meiner Leser überlassen, sich selbst ein Urtheil zu bilden: einstweilen wenden wir unsere Aufmerksamkeit der stolzesten und königlichsten Art, dem Löwen der Berberei zu; denn er ist es, welcher seit den ältesten Zeiten wegen seines Muthes, seiner Kühnheit und Kraft, wegen seiner Tapferkeit, seiner Stärke, seines Heldensinnes, seines Adels und seiner Großmuth, seines Ernstes und seiner Ruhe bekannt geworden ist, und den Namen König der Thiere erhalten hat. Er ist in der That das stärkste, muthigste und berühmteste aller Raubthiere, die gewaltigste Katze unter allen, der gefährlichste und wildeste aller übrigen Löwen. Unbezwingliche Kraft, Selbstvertrauen, kühler, sicherer Muth und Siegesgewißheit im Kampfe spiegelt sich in seinem Aussehen. Hoch aufgerichtet ist der Rumpf, noch höher gehalten der Kopf, majestätisch ist sein Blick, würdevoll, achtunggebietend seine Haltung. Alles an ihm zeugt von Adel, jede Bewegung ist gemessen und würdig, Körper und Geist stehen im vollsten Einklange.

Der Löwe der Berberei (Leo barbarus) hat einen starken, gedrungenen Leibesbau, wie die übrigen, sein Vorderleib ist viel stärker, als der Hinterleib, denn die Brust ist breit und die Weichen sind schlank. Der dicke, fast viereckige Kopf verlängert sich in eine breite und stumpfe Schnauze, die Ohren sind abgerundet, die Augen nur mittelgroß, aber lebendig und feurig; der lange Schwanz endigt mit einem kurzen Stachel und wird von einer flockigen Quaste bedeckt; die Glieder sind gedrungen und außerordentlich kräftig, die Pranken die größten, vielleicht auch verhältnißmäßig die größten aller Katzen. Ein glatter, kurzer Pelz von lebhaft röthlichgelber oder fahlbrauner Farbe bedeckt das Gesicht, den Rücken, die Seiten, die Beine und den Schwanz; hier und da endigen die Haare mit schwarzen Spitzen oder sind völlig schwarz, und hierdurch entsteht eben jene gemischte Farbe. Kopf und Hals sind von einer starken und dichten Mähne umgeben, welche aus langen, schlichten, in Flechten herabfallenden Haaren besteht; die vorn bis zur Handwurzel und hinten fast bis zur Hälfte des Rückens und der Seiten herabreichen. Auch der Unterleib trägt seiner ganzen Länge nach dichtgestellte, schlichte Haare; selbst an den Ellbogen und den Vordertheilen der Schenkel stehen wenigstens noch Haarbüschel. Am Kopfe und am Halse ist die eigentlich fahlgelbe Mähne mit rostschwarzen Haaren untermengt, welche letztere namentlich an den Seitentheilen des Nackens reichlich herabfallen und, mit Fahlgelb gemischt, auch in der ganzen schwarzen Bauchmähne und den schwarzen Haarbüscheln, an den Ellbogen und Schenkeln und an der Schwanzquaste sich finden. Dies gilt von dem männlichen, ausgewachsenen Löwen, dessen Höhe am Widerrist über $2\frac{1}{2}$ Fuß, bei $5\frac{1}{2}$ Fuß Körperlänge und $2\frac{1}{2}$ Fuß Schwanzlänge beträgt. Es ergiebt sich somit eine Gesammtlänge des Thieres, von der Schnauzenspitze bis zum Schwanzende an gerechnet, von sieben vollen Fußen. Neugeborne Löwen sind etwa einen Fuß lang; sie haben weder eine Mähne, noch eine Schwanzquaste, sondern sind mit wolligen, graulichen Haaren bedeckt und am Kopfe und an den Beinen schwarz gefleckt, an den Seiten, über dem Rücken und am Schwanze aber mit kleinen, schwarzen Querstrichen gebändert und auf der Firste des Rückens schwarz gezeichnet. Aber schon im ersten Jahre verschwinden die Flecken und Streifen, im zweiten Jahre ist die Grundfarbe ein gleichmäßiges Fahlgelb geworden, und im dritten Jahre erscheinen die Zeichen der Mannbarkeit. Die Löwin ähnelt immer mehr oder weniger dem jüngern Thiere, namentlich der gleichlange oder nur äußerst wenig am Vorderkörper verlängerte Haarpelz zeichnet sie vor dem Männchen aus.

In früheren Zeiten waren die Löwen weit verbreiteter, als gegenwärtig, wo sie aus den stark bevölkerten Gegenden schon beinah gänzlich verdrängt worden sind. Sie fanden sich noch zu den Römerzeiten nicht nur in ganz Afrika und dem südwestlichen Asien, sondern auch in Griechenland und Macedonien, wo sie bereits seit mehr als anderthalbtausend Jahren vollständig verdrängt worden sind. Der Löwe der Berberei lebte früher im ganzen nordöstlichen Afrika und war in Egypten fast



Löwe in einen Kral brechend.

ebenso häufig, wie in Tunis oder in Feß und Marokko zu treffen. Die Zunahme der Bevölkerung und Bildung aber verdrängte ihn mehr und mehr, so daß er jetzt schon im ganzen untern Nilthale und fast an der ganzen südlichen Küste des Mittelmeeres nicht mehr getroffen wird. Aber noch heutigen Tages ist er in Algier und Marokko keine Seltenheit, und in Tunis und der Oase Fessan wenigstens noch eine ständige Erscheinung. Namentlich in Algier ist er gegen früher sehr dünn gewor-



Der Löwe der Berberei (Leo barbarus).

den; die häufigen Kriege der Franzosen mit den Arabern haben ihn verdrängt, und die französischen Löwenjäger, zumal der berühmte Jules Gerard, haben seine Reihen sehr gelichtet.

Im Betragen sind sich die verschiedenen Löwen vollkommen gleich, und wir kennen deshalb die Lebensweise von allen, wenn wir die von einer Art oder Abart kennen gelernt haben.

Der Löwe lebt einzeln, und nur von der Brunstzeit an bis zu einem gewissen Alter seiner Jungen hält er sich zu seinem Weibchen. Außer der Brunstzeit bewohnt jeder Löwe sein eignes Gebiet, ohne jedoch der Nahrung wegen mit anderen seiner Art in Streit zu gerathen. Vielmehr

kommt es häufig vor, daß sich zu größeren Jagdzügen mehrere Löwen vereinigen: — die Paare gehen regelmäßig in Gemeinschaft auf die Jagd aus. Doch ist der Löwe nirgends häufig, und Dies ist auch sehr leicht zu erklären; denn er bedarf so viel Nahrung, daß sich eine große Anzahl von seines Gleichen in einer Gegend nicht lange würde ernähren können. Breite waldige Thäler an Flüssen sind seine Lieblingsorte; auf Gebirgen scheint es ihm weniger zu behagen.

An irgend einem geschützten Orte scharrt sich jeder Löwe eine flache Vertiefung zu seinem Lager und ruht hier einen oder mehrere Tage lang, je nachdem die Gegend arm oder reich, unruhig oder ruhig ist. In den größeren Waldungen bewohnt er oft lange ein und denselben Platz und verläßt ihn blos dann, wenn er hier seinen Wildstand gar zu sehr gemindert hat und nicht mehr mit Leichtigkeit Beute machen kann. Dann zieht er weiter, und wo ihn bei seinen Streifzügen der Morgen überrascht, bleibt er liegen, immer aber in den verborgensten Theilen des Dickichts.

Im Ganzen ähneln seine Gewohnheiten denen anderer Katzen, doch weicht er in vielen Stücken sehr wesentlich von denselben ab. Er ist träger, als alle übrigen Mitglieder seiner Familie, und liebt größere Streifzüge durchaus nicht, sondern sucht es sich so bequem zu machen, als irgend möglich; deshalb folgt er z. B. im Ostsudahn regelmäßig den Nomaden, sie mögen sich wenden, wohin sie wollen. Er zieht mit ihnen in die Steppe hinaus und kehrt mit ihnen nach dem Walde zurück; er betrachtet sie als seine steuerpflichtigen Unterthanen und erhebt von ihnen in der That die drückendsten aller Abgaben.

Seine Lebensweise ist eine rein nächtliche; denn nur gezwungen verläßt er am Tage sein Lager. Bei Tage begegnet man ihm äußerst selten, im Walde kaum zufällig, sondern erst dann, wenn man ihn ordnungsmäßig aufsucht und durch Hunde von seinem Lager auftreiben läßt. Die Araber behaupten, daß er um die Mittagszeit entsetzlich vom kalten Fieber gepeinigt werde und deshalb so faul sei. Wolle man ihn jagen, so müsse man ihn vorher durch Steinwürfe auftreiben; denn er selbst rühre sich nicht. So arg ist es freilich nicht; eine große Trägheit ist ihm aber allerdings eigen, wenigstens so lange, als die Sonne am Himmel steht. Wie mich meine letzte Reise nach Habesch belehrte, kommt es doch vor, daß man ihn auch bei Tage im Dickicht umherschleichen oder ruhig und still auf einem erhabenen Punkte sitzen sieht, von wo aus er das Treiben der Thiere seines Jagdgebietes beobachten will. So brachte mir ein Bote, welchen ich von Mensa aus dem Herzog nachsandte, die Nachricht, daß er in der Mittagsstunde einen Löwen in dem von Mensa nach dem Ain-Saba abfallenden Thale habe sitzen sehen. Der Löwe betrachtete ihn und sein Kamel mit großer Theilnahme, ließ aber Beide ungefährdet ihres Weges ziehen. Man hat dieses Umschauhalten, welches schon von Le Vaillant beobachtet und von späteren Reisenden wiederholt berichtet wurde, für unwahr gehalten: allein auch wir haben uns davon überzeugt. Denn ein anderer Löwe, welchen wir in der Samchara auf der Spitze eines nackten, kiesbedeckten Hügel liegen sahen, konnte offenbar nur die eine Absicht haben, sein Jagdgebiet zu überschauen, um den Ort zu ermitteln, welcher ihm bei dem abendlichen Ausgange am ehesten Beute liefern könne.

Erst mit der Nacht zeigt er sich und kündet zunächst durch donnerartiges Brüllen sein Wachsein und den Beginn seiner Streifzüge an.

In der Nähe der Dörfer kommt der Löwe nicht vor der dritten Nachtstunde. „Drei Mal,“ so sagen die Araber, „kündet er durch Brüllen seinen Aufbruch an und warnt hierdurch alle Thiere, ihm aus dem Wege zu gehen.“ Diese gute Meinung ruht aber leider auf schwachen Füßen; denn ebenso oft, als ich das Brüllen des Löwen vernahm, habe ich in Erfahrung gebracht, daß er lautlos zum Dorfe herangeschlichen war und irgend ein Stück Vieh weggenommen hatte. Der Löwe, welcher kurz vor unserer ersten Ankunft in Mensa vier Nächte hinter einander das Dorf betreten hatte, war einzig und allein daran erkannt worden, daß er beim versuchten Durchbruch einer Umzäunung einige seiner Mähnenhaare verloren hatte. Es wurde als sehr wahrscheinlich angenommen, daß er auch in den ersten Nächten unseres Aufenthaltsortes das Dorf umschlich, dennoch vernahmen wir sein Gebrüll

nur zwei Mal und zwar in weiter Ferne, während ich dasselbe früher in Kordofahn nicht nur vor dem Dorfe, sondern mitten in demselben ertönen gehört hatte.

Es ist eigenthümlich, daß manche Innerafrikaner, z. B. die Mensa, wenig über die Verluste klagen, welche sie durch den Löwen erleiden. Man spricht wohl von seinen Raubthaten, aber keineswegs mit Entrüstung über die Einbuße an Vieh, welche man erlitten hat, und es möchte fast scheinen, als griffe er größere Herdenthiere gar nicht an. Dies ist jedoch unzweifelhaft der Fall; ich selbst bin in Innerafrika hiervon mehr als einmal überzeugt worden. Während meiner Reisen habe ich den Löwen zwar nur zweimal im Freien gesehen, aber doch sehr oft wahrgenommen, und bin so mit ihm ziemlich vertraut worden. Mehrere Male hat er seine Einfälle in den Dörfern gemacht, in welchen ich mich gerade aufhielt, und allnächtlich hörte ich, während ich am obern blauen Flusse reiste, den Donner aus seiner Brust. Ehe ich nun sein Leben und Treiben schildere, möchte ich wohl meinen Leser bitten, sich mit mir im Geiste in eines der Steppendörfer Ostsudahns oder in die Umzäunung eines Lagers der Nomaden zu versetzen, um eine jener durch ihn gestörten Nächte kennen zu lernen.

Mit Sonnenuntergang hat der Nomade seine Herde in der sichern Seriba eingehürdet, in jenem acht bis zehn Fuß hohen und drei bis vier Fuß dicken, äußerst dichten, aus den stachlichsten Aesten der Mimosen geflochtenen Zaune, dem sichersten Schutzwalle, welchen er bilden kann. Dunkel senkt sich die Nacht auf das geräuschvolle Lager herab. Die Schafe blöken nach ihren Jungen, die Rinder, welche bereits gemolken wurden, haben sich niedergethan. Eine Meute wachsamer Hunde hält die Wacht. Mit einem Male läutet sie hell auf, im Nu ist sie versammelt und stürmt nach einer Richtung in die Nacht hinaus. Man hört den Lärm eines kurzen Kampfes, wüthend bellende Laute und grimmig heißeres Gebrüll, sodann Siegesgeläut — eine Hiäne umschlich das Lager, mußte aber vor den muthigen Wächtern der Herden nach kurzer Gegenwehr die Flucht ergreifen. Einem Leoparden würde es kaum besser ergangen sein. — Es wird stiller und ruhiger, der Lärm verstummt, der Frieden der Nacht senkt sich auf das Lager herab. Weib und Kind des Herdenbesitzers haben in dem einen Zelte die Ruhe gesucht und gefunden. Die Männer haben ihre letzten Geschäfte abgethan und wenden sich ebenfalls ihrem Lager zu. Von den nächsten Bäumen herab spinnen die stufenschwänzigen Ziegenmelker ihren Nachtgesang, oder tragen fliegend ihre Federschleppe durch die Lüfte, nähern sich oft und gern der Seriba und huschen wie Geister über die schlafende Herde hinweg. Sonst ist Alles still und ruhig. Selbst die kläffenden Hunde sind verstummt, nicht aber auch lässig oder schlaff geworden in ihrem treuen Dienste.

Urplötzlich scheint die Erde zu dröhnen: — in nächster Nähe brüllt ein Löwe! Jetzt bewährt er seinen Namen „Essed", d. i. der Aufruhrerregende: denn ein wirklicher Aufruhr und die größte Bestürzung zeigt sich in der Seriba. Die Schafe rennen wie unsinnig gegen die Dornhecken an, die Ziegen schreien laut, die Rinder rotten sich mit lautem Angstgestöhn zu wirren Haufen zusammen, das Kamel sucht, weil es gern entfliehen möchte, alle Fesseln zu zersprengen, und die muthigen Hunde, welche Leoparden und Hiänen bekämpften, heulen laut und kläglich und flüchten sich jammernd in den Schutz ihres Herrn, welcher selbst rath- und thatlos, an seiner eignen Stärke verzweifelnd, sie der ihm übermächtigen Gewalt unterordnend, in seinem Zelte zittert, es nicht wagt, nur mit seiner Lanze bewaffnet einem so furchtbaren Feinde gegenüberzutreten, und es geschehen lassen muß, daß der Löwe näher und näher herankommt, daß die leuchtenden Augen zu dem Schrecken der Stimme noch einen neuen fügen — der es geschehen lassen muß, daß der Löwe auch noch einen zweiten seiner arabischen Namen „Sabaa", d. i. „Würger der Herden", bethätigt.

Mit gewaltigem Satze überspringt der Mächtige die acht, ja selbst zehn Fuß Dornenmauer, um sich ein Opfer auszuwählen. Ein einziger Schlag seiner furchtbaren Pranken fällt ein zweijähriges Rind, das kräftige Gebiß zerbricht dem widerstandslosen Thiere die Wirbelknochen des Halses. Dumpfgrollend liegt der Räuber auf seiner Beute, die großen Augen funkeln hell vor Siegeslust und Raubbegier, mit dem Schwanze peitscht er die Luft, läßt das verendende Thier auf Augenblicke los und faßt es mit seinem zermalmenden Gebiß von neuem, bis es sich endlich

nicht mehr regt. Dann tritt er seinen Rückzug an. Er muß zurück über die hohe Umzäunung und will auch seine Beute nicht lassen. Seine ganze ungeheure Kraft ist erforderlich, um mit dem Rind im Rachen den Rücksprung auszuführen. Aber er gelingt: ich habe selbst eine neun Fuß hohe Seriba gesehen, über welche der Löwe mit einem zweijährigen Rind im Rachen hinweggesetzt war; ich selbst den Eindruck noch wahrgenommen, welchen die schwere Last auf der Firste des Zaunes bewirkt hatte, und auf der andern Seite noch die Vertiefung im Sande bemerkt, welche das herabstürzende Rind zurückließ, bevor es der Löwe weiter schleppte. Mit Leichtigkeit trägt er eine solche Last seinem vielleicht eine halbe Meile entfernten Lager zu, und man sieht die Furche, welche ein so geschlepptes Thier im Sande zog, oft mit der größten Deutlichkeit bis zum Platze, an welchem es zerrissen wurde.

Erst nach Abzug des Löwen athmet alles Lebende in dem Lager freier auf; denn es schien geradezu durch die Furcht gebannt zu sein. Der Hirte ergiebt sich gefaßt in sein Schicksal: er weiß, daß er in dem Löwen einen König erkennen muß, der ihn fast ebenso arg brandschatzt, als der Menschenkönig, unter welchem er steht.

Man begreift, daß alle Thiere, welche diesen fürchterlichen Räuber kennen, vor Entsetzen fast die Besinnung verlieren, sobald sie ihn nur brüllen hören. Dieses Gebrüll ist bezeichnend für das Thier selbst. Man könnte es einen Ausdruck seiner Kraft nennen, es ist einzig in seiner Art und wird von keiner Stimme eines andern lebenden Wesens übertroffen. Die Araber haben ein sehr bezeichnendes Wort dafür: „raad“, d. h. donnern. Beschreiben läßt sich das Löwengebrüll nicht. Tief aus der Brust scheint es hervorzukommen, es scheint diese zersprengen zu wollen. Es ist schwer, die Richtung zu erkennen, von woher es erschallt, denn der Löwe brüllt gegen die Erde hin, und auf dieser pflanzt sich der Schall wirklich wie Donner fort. Das Gebrüll selbst besteht aus Lauten, welche zwischen O und U in der Mitte liegen und überaus kräftig sind. In der Regel beginnt es mit drei oder vier langsam hervorgestoßenen Lauten, welche fast wie ein Stöhnen klingen, dann folgen diese einzelnen Laute immer schneller und schneller, gegen das Ende hin aber werden sie wieder langsamer und dabei nehmen sie auch mehr und mehr an Stärke ab, so daß die letzten eigentlich mehr einem Geknurr gleichen. Sobald ein Löwe seine gewaltige Stimme erhebt, fallen alle übrigen, welche es hören, augenblicklich mit ein, und so kommt es, daß man im Urwalde zuweilen eine wirklich großartige Musik vernehmen kann.

Unbeschreiblich ist die Wirkung, welche des Königs Stimme unter seinen Unterthanen hervorruft. Die heulende Hiäne verstummt, wenn auch nur auf Augenblicke, der Leopard hört auf, zu grunzen, die Affen beginnen, laut zu gurgeln, und steigen angsterfüllt zu den höchsten Zweigen empor. Die blökende Herde wird todtenstill; die Antilopen brechen in rasender Flucht durchs Gezweig; das beladene Kamel zittert, gehorcht keinem Zurufe seines Treibers mehr, wirft seine Lasten, seinen Reiter ab und sucht sein Heil in eiliger Flucht; das Pferd bäumt sich, schnauft, bläst die Nüstern auf und stürzt rückwärts; der nicht zur Jagd gewöhnte Hund sucht winselnd Schutz bei seinem Herrn: kurz, Freiligraths Beschreibung ist vollkommen richtig:

„Dem Panther starrt das Rosenfell,
Erzitternd flüchtet die Gazell',
Es lauscht Kamel und Krokodil
Des Königs zürnendem Gebrüll.“

Und selbst der Mann, in dessen Ohr zum ersten Mal diese Stimme schlägt, in der Nacht des Urwaldes, selbst er fragt sich, ob er auch Held genug sei Dem gegenüber, welcher diesen Donner hervorruft. — Dasselbe Angstgefühl, welches das Löwengebrüll hervorruft, bemächtigt sich auch dann der Thiere, wenn sie den Löwen durch einen andern Sinn wahrnehmen, schon, wenn sie ihn blos wittern, ohne ihn zu sehen: sie wissen alle, daß die Nähe des Löwen für sie Tod bedeutet.

Wo es der Löwe haben kann, siedelt er sich in der Nähe der Dörfer an und richtet seine Streifzüge einzig und allein nach diesen hin. Er ist ein unangenehmer Gast und läßt sich nicht so leicht vertreiben, zumal weil er auch einen nicht unbedeutenden Grad von Schlauheit bei seinen Ueberfällen

zeigt. Dies mag aus nachstehender Geschichte hervorgehen, welche von einem alten holländischen Bauer erzählt wurde, der im Schatten des Draakenberges wohnte und hauptsächlich von dem Gelde lebte, das er aus der Jagd der Elefanten gewann.

In einem dichten Gestrüpp, welches ungefähr eine englische Meile von der Besitzung des Bauers entfernt war, hatte sich ein Löwe niedergelassen. Er fand dort Schutz und Wasser und konnte recht behaglich seinen Jagdzügen von hier aus nachgehen. Unser Bauer merkte sehr bald, welchen Nachbar er erhalten hatte; die unverkennbare Fährte im Sande sagte genug, und der Mann beschloß deshalb, auf seiner Hut zu sein. In der ersten Nacht erhoben die Hunde ein wüthendes Gebell; der Löwe aber verhielt sich ruhig, und der Bauer gab sich bereits dem süßen Traume hin, daß Freund Leu, von den Hunden gewarnt, die Gegend verlassen habe. Aber Leu war kein Furchthase und hatte sich von dem Bischen Hundegebell nicht in die Flucht schlagen lassen.

Während der zweiten Nacht wurde Röberg, ein starker Ochse vom Lieblingsgespann, ohne Umstände von ihm weggeführt. Am Morgen zeigte sich, daß der Löwe über die Umzäunung, welche den Kraal umgab, gesprungen war, den Ochsen getödtet hatte und mit ihm über die Umzäunung zurückgegangen sein würde, wenn diese unter dem gemeinsamen Gewicht des Ochsen und des Löwen nicht gebrochen wäre und ihm so einen bequemern Ausgang geboten hätte.

Der Bauer verfolgte augenblicklich im Geleit seines Hottentotten und eines halben Dutzend seiner besten Hunde die Löwenspur. Ohne Schwierigkeit erkannten die Jäger, daß der Löwe in jenem dicken Gestrüpp sein müsse; doch Dies war an und für sich kein großer Vortheil: denn der Kloof — so wird im Kaplande eine Schlucht genannt, welche dicht mit Dornen bewachsen ist — war ungefähr eine Meile lang und 300 oder 400 Ellen breit. Die Bäume und Sträuche bestanden aus Stachelgewächsen und Dornen; kriechendes Gesträuch und langes Gras bedeckte den Boden in solcher Ueppigkeit, daß es fast unmöglich schien, hindurchzudringen. Man kam deshalb überein, daß sich der Bauer an der einen, der Hottentotte an der andern Seite des Kloofs aufstellen und daß die Hunde den Löwen heraustreiben sollten.

Das lebhafte Bellen der Rüden zeigte bald an, daß sie den Räuber entdeckt hatten; aber man merkte auch, daß sie unfähig waren, ihn aus seiner Festung herauszutreiben. Man hörte, wie sie bald zurückprallten, wenn das erzürnte Ungeheuer einen Angriff machte, bald aber wieder vordrangen; im Ganzen jedoch blieb das Gebell auf einer und derselben Stelle. Endlich, als das Bellen schwächer und immer schwächer wurde, hielt man es für räthlich, die Hunde zurückzurufen. Doch alles Pfeifen und Rufen brachte nicht mehr als zwei von dem halben Dutzend zu ihrem Herrn zurück, und einer von diesen war schrecklich verstümmelt: — die anderen hatte der Löwe getödtet.

Dieser erste Versuch, des unangenehmen Nachbars habhaft zu werden, war gänzlich mißlungen, und der Bauer kehrte, den Verlust seiner Hunde beklagend, nach Hause zurück, um sich nach solcher Anstrengung zu erfrischen. Während der Nacht wachte er an seinem Kraal, aber der Löwe stattete ihm keinen zweiten Besuch ab. Am folgenden Abend machte unser Mann sich in Begleitung seines Hottentotten noch einmal nach dem Kloof auf. Man bestieg hier einen Baum in der Nähe des Wechsels, und beide Jäger spähten die ganze Nacht nach ihrem Gegner. Der Löwe war aber klüger, als sie; er ging einen andern Weg, und während sie dort auf den Bäumen saßen, holte er sich, ohne sich zu fürchten oder irgendwie einzuschränken, ein sehr werthvolles Pferd aus dem Hofe, den Hinterhalt, welcher ihm gelegt worden war, glücklich vermeidend. Die Wuth des heimgekehrten Bauers und sein Schelten auf die Hottentotten und Kaffern wegen ihrer Nachlässigkeit und Feigheit mag man sich selbst in Worte setzen. Der Bauer beruhigte sich endlich doch, und mit der Ruhe kam ihm ein neuer Plan. Derselbe war nicht wenig gefahrvoll. Der kühne Mann wollte den dichten Kloof zu Fuß und ohne Hunde betreten, um den Löwen selbst aufzusuchen und zu tödten. Er war ein alter, erfahrner Jäger und verstand sich auf die Führung seiner Doppelbüchse wie nur Einer. Das Werk aber, welches er vorhatte, war kein Kinderspiel, und all sein Mannesmuth war erforderlich, um es glücklich zu Ende zu führen.

Ungefähr um zehn Uhr am Morgen nach dem neuen Unfall machte sich der Jäger auf. Er nahm seinen treuen Hottentotten nicht mit, weil er meinte, daß dessen Ausdünstung, welche, wie bei allen Schwarzen, sehr stark ist, dem Löwen die herannahenden Menschen verrathen und ihn vertreiben möchte. Mit äußerster Vorsicht näherte sich unser Mann dem Kloof und folgte der Spur, welche das fortgeschleppte Pferd zurückgelassen hatte. Bald war er vom Dickicht umgeben und mußte nun all seine Aufmerksamkeit darauf setzen, so geräuschlos als möglich vorwärts zu gehen oder zu kriechen: eine Aufgabe, welche bei der Menge von trockenen Zweigen und Blättern ihre großen Schwierigkeiten hatte. Doch unser Jäger löste sie. Die kleinen Vögel, welche wie gewöhnlich auf Alles achten und merken, flogen erst weg, wenn er unter ihnen dahinkroch, ein Zeichen, daß nicht ihr Gehör, sondern ihr Gesicht sie auf die Gegenwart eines Menschen aufmerksam gemacht hatte. Vögel und Affen sind, wie bekannt, in jedem dichten Walde die größten Hindernisse eines erfolgreichen Ueberfalls; denn die Vögel fliegen von Baum zu Baum und pfeifen oder zwitschern, während die Affen gurgeln oder Grimassen schneiden und durch alle Arten von Hanswurstbewegungen ausdrücken, daß sich ein verdächtiges Wesen nähert.

Der Bauer war kaum funfzig Schritte tief in den Busch vorgedrungen, als er Grund bekam, zu vermuthen, daß er schon nahe an das Lager des Löwen hinangerückt sei. Die Reste des erbeuteten Pferdes wurden zwischen den Bäumen sichtbar, und unser erfahrner Buschjäger wußte sehr wohl, daß der Löwe sich nicht weit davon niedergethan haben würde. Er kauerte sich also hinter einen Busch und nahm eine möglichst bequeme Stellung ein, damit er sich ohne Beschwerde ruhig verhalten konnte. Nachdem er so einige Zeit gelauert hatte, sah er endlich, daß sich etwas hinter einigen großen, breitblätterigen Pflanzen bewegte, ungefähr zwanzig Schritte von ihm. Er erkannte nach und nach den Kopf des Löwen und bemerkte, daß dieser mit großer Aufmerksamkeit die Gegend beobachtete, in welcher er, der Jäger, sich verborgen hatte. Es war augenscheinlich, daß das Raubthier die Annäherung eines Wesens vernommen hatte, aber noch nicht sicher war, wo dies sich verborgen hielt. Der Bauer wußte, daß jetzt ein bedenklicher Augenblick für ihn gekommen war, und verblieb deshalb so ruhig wie eine Bildsäule. Er wollte keinen Schuß nach der Stirn des Löwen wagen, denn es hätte Dies ein sehr guter Schuß sein müssen, und die vielen Zweige und Aeste, welche die Schußlinie durchkreuzten, machten einen solchen mehr als unwahrscheinlich.

Nach einer sehr sorgfältigen Besichtigung schien der Löwe zufriedengestellt und legte sich hinter den Büschen nieder. Jetzt spannte unser Jäger leise beide Hähne seines Gewehres und richtete dasselbe langsam nach der Gegend hin, wo der Löwe lag; dabei änderte er seine Lage nur umsoviel, als nothwendig war, um eines guten Schusses sicher sein zu können. Das leise Geräusch, welches er dabei machen mußte, war der Wachsamkeit des Löwen nicht entgangen. Er erhob sich augenblicklich, zeigte aber wieder blos die Stirnseite. Der Jäger nahm die Stelle zwischen den Augen aufs Korn und feuerte, traf jedoch, wie Dies bei kurzen Entfernungen und starken Pulverladungen gewöhnlich ist, zu hoch. Zwar fiel der Löwe auf den Rücken, aber er sprang sogleich wieder auf und brüllte entsetzlich. Doch jetzt zeigte er dem sichern Schützen seine Breitseite, einen Augenblick später hatte er die zweite Kugel in der Brust und stürzte jetzt, mit dem Tode kämpfend, in das Dickicht der Büsche. — Vor Sonnenuntergang hing die Haut des Löwen an der Thüre des Bauerhauses; sämmtliche Hottentotten waren selig vor Entzücken über den Erfolg ihres Herrn und — über den ihnen gespendeten Branntwein. —

Der Mensch ist häufig genug fast der alleinige Ernährer des Löwen; doch auch die Steppe und der Wald bieten ihm hinreichende Nahrung. Kein Säugethier ist ihm zu klein und geringfügig, keins ist vor ihm sicher. Er ist kein Kostverächter, obgleich er in der Regel sich leckere Braten auszusuchen weiß. Bei seiner Jagd zeigt er außerordentlich viel Verstand, List und große Kühnheit. Es scheint durch glaubwürdige Reisende verbürgt zu sein, daß er sich mitten unter die Lagerfeuer stürzt und sich dort ein Stück Vieh wegnimmt, oder aber, daß er dicht an das Lager herankommt und durch sein Brüllen die durch die Menschen geschützten Thiere solange ängstigt, bis sie fast besinnungslos durch

brechen, um das Weite zu suchen, jetzt aber ihm erst recht zur Beute werden. Gegen diese Angabe spricht der feste Glaube aller Innerafrikaner, mit denen ich verkehrt habe, an die erwünschte Wirksamkeit ihrer Lagerfeuer. Sie versichern, daß Feuer stets genüge, den Löwen abzuhalten und wissen kein Beispiel zu erzählen, daß das Raubthier ein durch sorgsam unterhaltene Wachtfeuer geschütztes Lager überfallen habe. Vom Leoparden erzählen sie das Gegentheil.

Ganz anders, als bei Angriffen auf zahme Thiere, benimmt sich der Löwe, wenn er es mit Wild zu thun hat. Er weiß, daß dieses ihn auf ziemliche Entfernung hin wittert und schnellfüßig genug ist, ihm zu entkommen. Deshalb lauert er auf die wildlebenden Thiere oder schleicht sich, oft in Gesellschaft mit anderen seiner Art, äußerst vorsichtig unter dem Winde an sie heran. Namentlich die Wasserplätze in den Steppen Mittel- und Südafrikas sind ergiebige Jagdorte für ihn.

Wenn der heiße Tag vorüber ist und die kühle Nacht sich allmählich herabsenkt, eilt die zierliche Antilope oder die mildäugige Girafe, das gestreifte Zebra oder der gewaltige Büffel, um die lechzende Zunge zu erfrischen. Vorsichtig nahen sie sich alle der Quelle oder der Lache; denn sie wissen, daß gerade diejenigen Orte, welche ihnen die meiste Labung bieten sollen, für sie die gefährlichsten sind. Ohne Unterlaß witternd und lauschend, scharf in die dunkle Nacht äugend, schreitet das Leitthier der Antilopenherde dahin. Keinen Schritt thut es, ohne sich zu versichern, daß Alles still und ruhig sei. Die Antilopen sind meistens schlau genug, ebenfalls unter dem Winde an die Quelle zu gehen, und so bekommt oft genug das Leitthier die Witterung noch zur rechten Zeit. Es stutzt, es lauscht, es äugt, es wittert — noch einen Augenblick — und plötzlich wirft es sich herum und und jagt in eiliger Flucht dahin. Die anderen folgen; weitaus greifen die zierlichen Hufe, hochauf schnellen die federnden Läufe der anmuthigen Thiere. Ueber Busch und Grasbüschel setzen die Behenden dahin und sind gerettet. So naht sich auch das kluge Zebra, so naht sich die Girafe: aber wehe ihnen, wenn sie diese Vorsicht versäumen. Wehe der Girafe, wenn sie mit dem Winde zur umbuschten Lache schreitet, wehe ihr, wenn sie über der Begierde, die heiße, schlaffe Zunge zu kühlen, ihre Sicherheit auch nur einen Augenblick vergißt! Dann wird Freiligraths hochdichterische Beschreibung fast zur vollen Wahrheit:

„Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
„Springt der Löwe. Welch ein Reitpferd! Sah man reichere Schabracken
„In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
„Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

„In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne;
„Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
„Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt:
„Sieh, wie Schnelle des Kameles es mit Pardelhaut vereinigt!

„Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
„Starr aus seiner Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
„An dem braun gefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
„Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

„Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
„Ihrer Spur folgt die Hiäne, die Entweiherin der Grüfte;
„Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte;
„Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

„Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen,
„Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen.
„Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Girafe tragen;
„Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen."

Ja, diese Beschreibung enthält fast die volle Wahrheit! Nur den Geier muß der Forscher aus ihr streichen; denn er folgt dem Löwen nicht zur Nacht: er kommt blos bei Tage, um die Ueberreste der königlichen Tafel zu beanspruchen. Im Uebrigen hat der Dichter nur zu genau gezeichnet.

Gewöhnlich erliegt ein von dem Löwen erfaßtes Thier schon dem ersten Angriffe. Die gewaltige Last, welche plötzlich auf seine Schultern fällt, die Todesangst, welche es erfaßt und die Wunden, welche es im nächsten Augenblicke erhält, verhindern es, noch weit zu laufen. Kraftlos und muthlos bricht es zusammen, wenige Bisse genügen, die Halswirbelknochen zu zermalmen und den Nerv des Lebens abzuschneiden. Und der Löwe liegt nun auf seiner Beute, wie ich es schon oben beschrieb, grollend, mit dem Schwanze peitschend, die Augen starr auf sie geheftet, jede Bewegung verfolgend und durch neue Bisse noch das letzte Zucken beendend. Mißlingt aber der Sprung, so verfolgt der Löwe seinen Raub nicht, sondern kehrt fast wie beschämt nach seinem Hinterhalt zurück, Schritt für Schritt, als ob er die rechte Länge abmessen wolle, bei welcher ihm der Sprung gelungen wäre.

Nicht selten aber kommt es auch vor, daß sich eine Löwenfamilie zur Jagd vereinigt und dann auch bei Tage einen Angriff versucht. Ein englischer Löwenjäger erzählt Folgendes:

„Eine kleine Herde von Zebras weidete ruhig und unbesorgt in einer Ebene, nicht ahnend, daß sich ihr ein Löwenpaar mit seinen Jungen lautlos mehr und mehr näherte. Der Löwe und die Löwin hatten einen ordentlichen Schlachtplan entworfen und stahlen sich so sacht und unbemerklich durch das hohe Gras, daß sie der scharfen Aufmerksamkeit des Thieres entgingen. So krochen sie heran, bis sie fast zum Sprunge nahe waren; da bemerkte das Wachtthier plötzlich den fürchterlichen Feind und gab das Zeichen zur Flucht. Aber es war zu spät. Mit einem einzigen Sprunge setzte der männliche Löwe über Gras und Büsche hinweg und fiel mit der ganzen Wucht seines Leibes auf das eine Zebra, welches augenblicklich unter ihm zusammenbrach. Die anderen stiebten angsterfüllt in alle Winde."

Gute Beobachter versichern, daß der Löwe, sobald er hungrig und raublustig ist, Dies durch Wedeln und Schlagen des Schwanzes auf den Rücken oder durch Schütteln der Mähne zu erkennen giebt. An Gefangenen und Gezähmten, welche ich selbst besaß, habe ich Dasselbe beobachtet und kann es mithin nur bestätigen. Kommt also ein Mensch einem im Gebüsch verborgenen Löwen zu nahe, so braucht man blos auf diese Bewegung zu achten, um zu erfahren, wessen man sich zu versehen hat. Sieht man einen Löwen, welcher den Schwanz nicht rührt, so kann man kühnlich an ihm vorbeigehen, ja ihn sogar mit Werfen durch ein Stück Holz aus dem Wege treiben. Das Gerassel eines Wagens, das Geklatsche einer Peitsche verjagt ihn dann regelmäßig. Wedelt er aber mit dem Schwanze, so darf man, wenn man nicht gut bewaffnet und ein tüchtiger Schütze ist, auf seinen Tod gefaßt sein. Das Gleiche, welches hier von dem Menschen gesagt wurde, gilt auch von den Thieren. Es kommt oft genug vor, daß jagdbare Thiere ohne Gefahr an einem Löwen vorübergehen können; den ein gesättigter Löwe bemüht sich niemals nach fernerm Raube und verdient schon aus diesem Grunde den Namen eines großmüthigen Raubthieres.

Jedes von einem Löwen erbeutete Thier wird, wenn Dies angeht, dem Versteck zugeschleppt und erst dort von ihm gefressen. Die ungeheure Kraft des königlichen Thieres zeigt sich wohl am besten gerade bei diesem Fortschaffen der Beute. Wenn man bedenkt, was dazu gehören will, mit einem Rinde im Rachen über einen breiten Graben oder über einen sechs, acht, ja zehn Fuß hohen Zaun zu setzen, kann man einen richtigen Schluß auf die unglaubliche Stärke des Löwen machen. Blos ganz erwachsene Büffel und Kamele sind ihm zu schwer; diese fortzuschleppen, ist er nicht im Stande. Man behauptet sogar, daß er fähig wäre, einen Elefanten durch die Gewalt seines Sprunges niederzuwerfen, doch dürfte Dies wohl in das Bereich der Fabel gehören und eher mit jener Erzählung der Araber zu vergleichen sein, welche die Stärke des Löwen zu beweisen sucht. „Ein Löwe," so erzählte man mir im Ostsudahn, „sprang auf ein zur Tränke gehendes Kamel und suchte es vom Ufer des Flusses weg nach dem Walde zu ziehen. Im gleichen Augenblicke aber schoß ein riesiges Krokodil aus dem Wasser hervor und packte dasselbe Kamel am Halse. Der Löwe zog nach oben, das Krokodil nach unten, keins ließ nach; da riß das Kamel mitten von einander." Ist es nun auch nach meinen eigenen Beobachtungen begründet, daß das Krokodil wirklich einem Stier und also auch einem Kamele den Kopf abreißen kann, so ist doch nicht wahrscheinlich, daß es sich auf ein Kamel stürzt, welches eben von einem Löwen gepackt wird, und vielleicht unmöglich, daß die beiden Thiere durch

vereinigte Kraft ein Kamel mittendurchzureißen vermöchten. Soviel ist übrigens auch gewiß, daß der Löwe ein Kamel wenigstens ein Stück weit fortzuschleppen sucht. Dies habe ich bei dem Dorfe Melbeß in Kordofahn am Morgen nach der Tödtung des Kamels selbst gesehen. Das Thier war etwa hundert Schritte weit geschleppt worden, und der Löwe hatte dann nur einen sehr geringen Theil vom Rücken abgefressen, wahrscheinlich, weil ihm die Nähe des Dorfes zu große Unruhe gemacht hatte. Mit einem ein= oder zweijährigen Kalbe läuft ein starker Löwe noch im Trabe davon. Thompson versichert, daß berittene Jäger einen so belasteten Löwen fünf Stunden lang verfolgt hatten, ohne ihn einholen zu können.

Der Löwe zieht unbedingt größere Thiere den kleineren vor, obgleich er diese, wenn er sie nahe haben kann, auch nicht verschmäht. Soll er doch, wie bestimmt versichert wird, bisweilen sich sogar mit Heuschrecken begnügen! Alle Herdenthiere des Menschen, die wilden Zebras und sämmtliche Antilopen, sowie die Wildschweine bleiben unter allen Umständen seine Hauptnahrung. Gewöhnlich frißt der Löwe blos selbst erlegte Beute, in gewisser Beschränkung geht er jedoch auch das Aas an und zumal solches, welches von einem durch ihn erlegten Thiere herrührt. Er kehrt, wenn er Beute gemacht, in der nächstfolgenden Nacht zu ihr zurück, in der dritten Nacht erscheint er aber niemals wieder am Aase und würde wohl auch vergeblich dahin zurückkehren. Denn gewöhnlich finden sich schon in der Nacht, in welcher die Beute gemacht wurde, eine namhafte Anzahl von Schmarotzern ein, welche die günstige Gelegenheit wahrnehmen, um von des Königs Tafel zu schmausen. Die faule und feige Hiäne und alle eigentlichen Hundearten erachten es für sehr bequem, einen Andern für sich Beute machen zu lassen, und fressen, sobald der Löwe das Mahl verläßt, sich daran toll und voll. Freilich duldet sie der König nicht immer gern an seinem Tische, sondern es kommen, wie bestimmt erwiesen worden ist, zuweilen tüchtige Beißereien vor. So feig auch die Hiänen dem Löwen ausweichen, wenn sie ihm begegnen, so tolldreist werden sie, wenn ihnen ein leckeres Mahl winkt.

Einer meiner Jäger im Ostsudahn beobachtete einmal bei hellem Tage einen Kampf zwischen einem Löwen und drei Hiänen, welchem eine derartige Ursache zu Grunde liegen mochte. Der Löwe saß nach Hundeart an einer Waldlichtung hart am Flußufer und erwartete mit der größten Seelenruhe drei gefleckte Hiänen, welche sich ihm knurrend und kläffend mehr und mehr näherten. Nach und nach wurden die Thiere immer unverschämter und gingen näher und näher an den Gewaltigen heran. Endlich fiel es auch einer von ihnen ein, ihm beißend nach der Brust zu fahren. In demselben Augenblicke aber bekam sie einen Schlag mit der linken Pranke, daß sie augenblicklich auf den Rücken stürzte und wie leblos liegen blieb; die übrigen zogen sich dann in das Dickicht des Waldes zurück.

Andere Beobachter versichern, daß zwischen den Löwen selbst zuweilen aus Futterneid Kämpfe entständen, und englische Jäger wollen sogar gesehen haben, daß ein männlicher Löwe die von ihm getödtete Löwin zerfleischt und theilweise gefressen habe. In wieweit letztere Beobachtung richtig ist, wage ich nicht zu entscheiden; mir kommt die Sache außerordentlich unwahrscheinlich vor, obgleich ich wiederholt gesehen habe, daß andere große Katzenpaare, namentlich der Tiger unseres Thiergartens, durch das blose Erschauen einer vermeintlichen Beute in hohem Grade erregt wurden und wüthend mit einander kämpften, so friedlich sie auch sonst zusammen lebten.

Den Menschen greift der Löwe nur äußerst selten an. Die hohe Gestalt eines Mannes scheint ihm Ehrfurcht einzuflößen. Im Sudahn wenigstens, wo doch der Löwe in manchen Gegenden sehr häufig ist, sind so gut als gar keine Fälle bekannt, daß ein Mensch von einem Löwen gefressen worden wäre. Dort fallen den Krokodilen, ja selbst den Hiänen, weit mehr Menschen zum Opfer, als dem Löwen. In Südafrika soll es anders sein; doch fügt man auch hinzu, daß die Kaffern daran hauptsächlich selbst schuld wären. Bei den beständigen Kriegen dieser Völkerschaften kommt es nämlich häufig vor, daß die oft genug heimtückisch erschlagenen Feinde mitten im Walde liegen bleiben, da, wo sie das tödliche Geschoß ereilte. Kommt nun der Löwe des Nachts an einen solchen Leichnam, so lange dieser noch frisch ist, so findet er es erklärlicher Weise sehr bequem, an ihm seinen Hunger zu stillen; hat er einmal Menschenfleisch gekostet, so erfährt er, daß dasselbe dem andern doch vorzuziehen

sei, und nunmehr wird er ein „Mannesser“, wie die Kaffern ihn dann nennen. Diese versichern, daß solche menschenfressende Löwen auch nicht selten mitten unter die Lagerfeuer stürzen und einen oder den anderen der schlafenden Männer ohne weiteres mit sich nehmen. Unter den Eingebornen, wie unter den Ansiedlern herrscht der Glaube, daß dunkelfarbige Menschen mehr seinen Angriffen ausgesetzt seien, als der Weiße.

Man behauptet, daß der Löwe, während er alle von ihm angefallenen Thiere augenblicklich tödtet, den Menschen, welchen er überwältigt und unter sich in seinen Krallen hat, nicht alsogleich morde, sondern ihm erst später und zwar unter fürchterlichem Gebrüll den tödlichen Schlag mit seiner Tatze auf die Brust versetze. Dies ist wohl als glaubwürdig anzunehmen; denn auch Livingstone, dessen einfache Berichte durchaus nicht den Stempel der Uebertreibung oder der Lügenhaftigkeit an sich tragen, behauptet Dasselbe. Bei einer Treibjagd, welche er mit den Bewohnern des Dorfes Mabotsa in Ostafrika anstellte, waren die Löwen bald auf einem kleinen, bewaldeten Hügel umstellt. „Ich befand mich,“ so erzählt Livingstone, „neben einem eingebornen Schullehrer, Namens Mebalwe, als ich innerhalb des Jägerkreises einen der Löwen gewahrte, welcher auf einem Felsstück lag. Mebalwe feuerte auf ihn, und die Kugel traf den Felsen. Der Löwe biß auf die getroffene Stelle, wie ein Hund in einen Stock, der nach ihm geworfen wird. Dann sprang er weg, durchbrach den Kreis und entkam unbeschädigt. Als der Kreis wieder geschlossen war, sahen wir zwei andere Löwen innerhalb desselben, und diese brachen ebenfalls durch. Darauf gingen wir dem Dorfe wieder zu. Unterwegs bemerkte ich wiederum einen Löwen auf einem Felsen, aber diesmal hatte er einen kleinen Busch vor sich. Da ich etwa 30 Yards entfernt war, zielte ich gut auf seinen Körper hinter dem Busch und feuerte beide Läufe ab. „Er ist getroffen!“ riefen einige der Leute und wollten zu ihm laufen. Ich sah den Schweif des Löwen hinter dem Busche emporgerichtet und rief den Leuten zu: „Wartet, bis ich wieder geladen habe!“ Als ich die Kugeln hinunterstieß, hörte ich einen Schrei und gewahrte den Löwen gerade im Begriff, auf mich zu springen. Er packte im Sprunge meine Schulter, und wir fielen beide zusammen zu Boden. Schrecklich neben meinem Ohre knurrend, schüttelte er mich, wie ein Dachshund eine Ratte schüttelt. Diese Erschütterung brachte eine Betäubung hervor; ich fühlte weder Schmerz noch Angst, obgleich ich mir alles Dessen, was vorging, bewußt war. Ich suchte mich von der Last zu befreien und bemerkte, daß seine Augen auf Mebalwe gerichtet waren, welcher auf ihn zu schießen versuchte. Sein Gewehr versagte mit beiden Läufen. Der Löwe verließ mich augenblicklich und packte Mebalwe am Schenkel. Ein andrer Mann, dem ich früher das Leben gerettet hatte, als er von einem Büffel gestoßen wurde, versuchte, den Löwen mit dem Spieße zu treffen, während derselbe Mebalwe biß. Er verließ Letzteren und packte diesen Mann bei der Schulter; aber in dem Augenblicke beendeten die zwei Kugeln, welche er bekommen hatte, ihre Wirksamkeit, und er fiel todt nieder. Das Ganze war das Werk weniger Minuten. Er hatte den Knochen meines Oberarms zerbissen, und mein Arm blutete aus elf Wunden, welche aussahen, als wenn Flintenkugeln eingedrungen wären. Beim Heilen wurde der Arm krumm. Meine zwei Kampfgenossen haben viele Schmerzen an ihren Wunden gelitten, und die an der Schulter des einen brachen genau nach einem Jahre wieder auf.“

Ob es wahr ist, daß sich der Löwe jedesmal vor seinem Angriffe in einer Entfernung von etwa acht oder zehn Fuß niederlege, um den Sprung abzumessen, lasse ich dahin gestellt sein. Ich meines Theils habe nach allen im Sudahn erhaltenen Nachrichten Ursache, daran zu zweifeln. Die Araber jener Gegenden versichern, daß der Mensch, welcher einen ruhenden Löwe treffe, denselben durch einen einzigen Steinwurf verscheuchen könne, falls er Muth genug habe, auf ihn loszugehen. Wer dagegen entfliehe, sei unrettbar verloren. „Zweimal, so sagen sie, weicht jeder Löwe dem Manne aus, denn er weiß, daß dieser das Ebenbild Gottes des Allbarmherzigen ist, den auch er, als ein gerechtes Thier, in Demuth anerkennt. Frevelt jedoch der Mensch an den Geboten des Erhaltenden, welche bestimmen, daß Niemand sein Leben tollkühn wage, und geht er dem Löwen zum dritten Male entgegen, so muß er sein Leben lassen.“

Daß die Löwen vor dem Menschen wirklich zurückweichen, sagen auch andere Beobachter. „Ein

Landmann, mit Namen Kock," so berichtet Sparrmann in seiner Reise nach Südafrika, „stieß bei einem Spaziergange auf einen Löwen. Er legte auf ihn an, verfehlte ihn aber und wurde von ihm verfolgt. Als er außer Athem war, kletterte er auf einen Steinhaufen und hob den Flintenkolben hoch in die Höhe. Der Löwe legte sich auf zwanzig Schritte vor ihm hin; nach einer halben Stunde aber stand er auf, ging Anfangs Schritt für Schritt zurück, als wenn er sich fortstehlen wollte, und erst als er ein Stück weit war, fing er an, aus allen Kräften zu laufen." Man behauptet, daß er sich selbst dann, wenn er sich schon zum Sprunge niederlegt, nicht getraue, denselben auszuführen, wenn ihm der Mensch unbeweglich ins Auge sieht. Wenn er den leichten Kampf mit einem Manne nicht schon einmal versucht, flößt ihm die hohe Gestalt desselben Furcht und Mißtrauen in seine eigne Stärke ein, und eine ruhige Haltung des Körpers, ein muthiges Auge kräftigt diesen Eindruck mit jedem Augenblick. Eine unbedachtsame Bewegung aber, welche ihm Furcht verräth oder ihn zur Vertheidigung aufreizt, erweckt den Muth und das Selbstvertrauen des Löwen wieder, und dann ist auch der Mann verloren. Daß er vor dem ruhig dastehenden Menschen die Flucht ergreift, ist ein Beweis, daß er sich vor dem Menschen ebenso gefürchtet hat, wie dieser sich vor ihm. Anders ist es freilich, wenn er schon mehrmals mit Menschen gekämpft hat, oder wenn er sehr hungrig ist.

Es kommt wirklich vor, daß der Löwe einen Menschen mit großer Hartnäckigkeit verfolgt. So erzählt Barrow Folgendes: „Am Kamiehsberge im Lande der Namaken wollte ein Hottentott eine Herde Rindvieh zum Wasser treiben, als er einen Löwen erblickte. Er floh mitten durch die Herde in der Hoffnung, daß der Löwe eher ein Stück Vieh ergreifen, als ihm folgen würde. Doch er irrte. Der Löwe brach durch die Herde und folgte dem Hottentotten, welcher jedoch noch so glücklich war, auf einen Aloebaum zu klettern und sich hier hinter einen Haufen Nester des Gesellschaftswebervogels (Ploceus socius) zu verstecken. Der Löwe that einen Sprung nach ihm hinauf, verfehlte jedoch, sank zurück und fiel zu Boden. In mürrischem Schweigen ging er um den Baum, warf dann und wann einen schrecklichen Blick hinauf, legte sich endlich nieder und ging nun 24 Stunden nicht von der Stelle. Endlich kehrte er zur Quelle zurück, um seinen Durst zu stillen. Der Hottentott stieg herunter und lief nach seinem Hause, welches nur eine Viertelmeile entfernt war. Der Löwe folgte ihm aber und kehrte erst 300 Schritt vor dem Hause um.

Unter allen Umständen bleibt es mißlich, vor dem Löwen zu fliehen, denn er ist schnell genug zu Fuß; man hat beobachtet, daß er verwegene Jäger fast eingeholt hätte, obgleich sie auf guten Jagdpferden saßen. Wer bei einem Zusammentreffen mit dem Löwen Herz genug hat, ruhig stehen zu bleiben, den greift er so leicht nicht an. Aber zu einem solchen Wagstück gehört ein besonnener Mannesmuth, der eben nicht Jedem gegeben ist.

Es ist sehr beachtenswerth, daß der Löwe, wie vielfache Beobachtungen dargethan haben, Kinder nur selten angreift. Man kennt Beispiele, daß das furchtbare Raubthier ganz ruhig an die Häuser heran kam, ohne dort irgend Jemandem Etwas zu Leide zu thun. Lichtenstein verbürgt ein solches Beispiel:

„Bei Rietrivierspoort kamen wir an die Wohnung eines gewissen van Wyck. Indessen wir unser Vieh ein wenig weiden ließen und in der Thür des Hauses den Schatten suchten, begann van Wyck folgendermaßen: „Es ist etwas über zwei Jahre, daß ich auf der Stelle, wo wir hier stehen, einen schweren Schuß gewagt habe. Hier im Hause, neben der Thür, saß meine Frau. Die Kinder spielten neben ihr, und ich war draußen zur Seite des Hauses an meinem Wagen beschäftigt, als plötzlich am hellen Tage ein großer Löwe erschien und sich ruhig auf der Schwelle in den Schatten legte. Die Frau, vor Schrecken erstarrt und mit der Gefahr des Fliehens bekannt, blieb auf ihrem Platze, die Kinder flohen in ihren Schos. Ihr Geschrei machte mich aufmerksam; ich eilte nach der Thür, und man denke sich mein Erstaunen, als ich den Zugang auf diese Weise versperrt sah. Obgleich das Thier mich nicht gesehen hatte, so schien doch, unbewaffnet, wie ich war, alle Rettung unmöglich. Doch bewegte ich mich fast unwillkürlich nach der Seite des Hauses zu dem Fenster des Zimmers, in welchem mein geladnes Gewehr stand. Glücklicherweise hatte ich es zufällig in die nächste

Ecke gestellt und konnte es mit der Hand erreichen, denn zum Hereinsteigen ist, wie Sie sehen, die Oeffnung zu klein, und zu noch größerm Glücke war die Thür des Zimmers offen, so daß ich die ganze drohende Scene zu übersehen im Stande war. Jetzt machte der Löwe eine Bewegung, es war vielleicht zum Sprunge; da besann ich mich nicht länger, rief der Mutter leise Trost zu und schoß in Gottes Namen hart an den Locken meines Knaben vorbei den Löwen über den funkelnden Augen in die Stirn, daß er sich weiter nicht regte."

Wenn man auch annehmen will, daß dieser Löwe ganz satt gewesen sei, als er an jenes Haus herankam, darf man doch nicht vergessen, daß andere Katzenarten in ähnlichen Fällen ihrer Mordlust selten widerstehen können, und Dies würde nur ein Grund mehr sein, um den Adel der Löwenseele zu beweisen.

Die ehrfurchteinflößende Gestalt des Löwen, seine gewaltige Kraft, sein kühner, ruhiger Muth ist von jeher anerkannt und bewundert worden. Und wenn nun auch die Bewunderung oft das rechte Maß überschritten und dem Löwen Eigenschaften angedichtet hat, welche er wirklich nicht besitzt: im Grunde ist sie doch gerechtfertigt. Der Löwe erscheint neben den übrigen Katzen und selbst neben den meisten wilden Hundearten stolz, großmüthig und edel. Er ist blos dann ein Räuber, wenn er es sein muß, und nur dann ein Wütherich, wenn er selbst zum Kampfe auf Leben und Tod herausgefordert wird. Man hat Unrecht, wenn man behauptet, daß „das Stolze und Edle seines Ausdrucks nichts Anderes, als ernste und besonnene Ueberlegung sei", und mit diesen Worten der bewunderungsvollen Auffassung der Löwenseele, welche Andere ausgesprochen haben, entgegentreten will. In den von den geachtetsten Naturforschern dem Löwen zuerkannten Eigenschaften liegt meiner Ansicht nach Adel genug. Und wer den Löwen näher kennen lernte, wer, wie ich, jahrelang tagtäglich mit einem gefangenen verkehrte, dem wird es ergehen, wie mir es erging. Er wird ihn lieben und ehren, wie nur jemals der Mensch ein Thier lieben und ehren kann. Ich will weiter unten von meinem Lieblingsthiere, einer gefangenen Löwin, erzählen, welche mir manche Stunde versüßt und erheitert hat; hier will ich nur hervorheben, daß ich mich fast vollkommen zu der Ansicht von Scheitlin hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten des Löwen hinneige. Deshalb kann ich diesen geachteten Thierfreund auch diesmal wieder für mich reden lassen.

„Wer will des Löwen, des Helden, des Königsthieres Seele beschreiben! Welch ein Thier voll des kräftigsten Selbstbewußtseins! Welche Gestalt! Welche Majestät! Welcher Körper! Welche Brust! Welcher Leib! Welch ein Anblick der 600 Löwen, die Pompejus aus Afrika zu einem großen Römerspiele vorführte, und welch ein Ueberfall von einer Herde Löwen in das Heer des Xerxes!"

„Der Löwe wird vollkommen so zahm, wie ein guter Pudel. Sein Gedächtniß ist wie das eines solchen. Er erkennt nach vielen Jahren ehemalige Wärter augenblicklich, und kennt er ihr Gesicht und ihren Blick nicht mehr, so erkennt er doch schnell und sogleich ihr Wort, ihren Ton, die alte, geliebte Stimme, wie auch der Mensch alte Bekannte länger an der Stimme, als an dem Aussehen erkennt. Besonders gut ist sein Gedächtniß für Wohlthaten, wodurch er das alte Sprichwort der Menschen: „Undank ist der Welt Lohn", zur Unwahrheit macht; denn der Löwe gehört, wie wir, zur Welt. Die Erzählung des Cälius von dem Löwen und Androklus hat gar nichts Unwahrscheinliches an sich, obgleich man sie unwahr machen wollte. Man nennt den Löwen den Großmüthigen; doch will man etwa seine Großmuth heruntersetzen: kleine Schwache schonen und ihnen Fehler verzeihen, ja nach Fehlern wohlthun, heißt großmüthig sein. Solches kann der Löwe, wenn nicht jeder, so doch der vortrefflichere. Man sagt, wahrer Großmuth sei nur der Mensch fähig. Daß diese wahre Großmuth, deren manche Menschen fähig sind, höher steht, als die der edelsten Löwen, versteht sich sowohl von selbst, wie es sich von selbst versteht, daß die des Löwen höher steht, als die des Marders, falls dieser Etwas von dieser Tugend hätte. Noch wird gesagt, daß dem Löwen doch nicht zu trauen sei und er unerwartet seine Katzennatur hervorbrechen lasse. Unleugbar hat der Löwe Launen. Tiefere Thiere haben keine, wohl aber die höheren. Solche haben selbst die Menschen, die Kinder alle, nur wenig Männer nicht. Nur sind die Launen der Könige und des Starken gefährlich,

die der Schwachen verlacht man. Eitel ist der Löwe nicht und zu Künsten läßt er sich nicht abrichten. Er ist zu stolz und zu ernst. Er will nur, wann und wie er will. So sind die Königsnaturen. Er wäre verständig und gelehrig genug zur Abrichtung; er wäre zum Lernen ganz in Besitz der Zeit- und Raumkenntnisse und deren Maße, denn er mißt, wenn er lauert, vollkommen genau, aber er thut Niemandem Etwas zu Gefallen. Man bezüchtigt ihn auch der Feigheit. Feigheit und Löwe passen nie zusammen. Ernste sind nie feig und wenn der Löwe dem Menschen weicht, so ist es nicht Feigheit. Er fürchtet Nichts und muß Nichts fürchten. Selbst in der Gefangenschaft benimmt er sich edler, als der Tiger und andere Katzen. Rasen die anderen um die kleinen Fleischbrocken, wenn sie ihnen an der Gabel ums Gitter hoch emporgehoben werden, so steht er nur auf und schaut dem Fleische unverwandten Blickes nach, hebt keine Tatze (?) und wartet heroisch, bis man ihm den Tisch reicht. Es lohnt sich ihm nicht der Mühe, sich wie die anderen Hungerleider darum zu bemühen . . ."

„Löwe und Löwin mögen das muntere, liebende Necken, wie Hunde und Katzen, wohl leiden. Es macht ihnen kleinen Spaß, den sie lieben. Auch liebkosen und streicheln lassen sie sich gern, wie alle vollkommnere Thiere. Zupft man den Löwen am Bart, so macht er Geberden und Blicke, wie die Katzen. Wir haben unzählige Bilder von Löwen, doch noch kein vollkommnes. Seine ernste Seele hat noch kein Künstler befriedigend dargestellt. Das Bild eines Schmetterlings ist leicht wiederzugeben, das eines Löwen ist vielleicht unmöglich. Gerade Dies deutet auf seine hohe Stellung. Gewiß hat auch der Schmetterling seine Physiognomie, nur entgeht sie uns. Der Löwe muß in solcher Seelensphäre ganz wie der Mensch in der seinigen behandelt werden. Er ist ein Menschenthier, so gewiß es unter den Menschen noch Thiermenschen giebt."

Ich gebe zu, daß diese Beschreibung sehr viel von der großen Liebe Scheitlins zu den Thieren athmet und hier und da mit der trocknen Auffassung der zergliedernden Thierkundigen nicht übereinstimmen mag: im großen Ganzen aber ist sie richtig, und Jeder, der den Löwen kennt, wird Dies zugestehen müssen. Schon das Eine macht den Löwen groß: er lebt gewissermaßen in der Ehe mit der Löwin. Dies thut kein anderes Raubsäugethier. Der Löwe bleibt lange Zeit noch bei der säugenden Löwin. Er geht mit ihr auf Nahrung aus und beschützt sie und ihre Jungen. Ein solcher Zug des geistigen Wesens kann nicht verkannt werden.

Die Zeit, in welcher sich der Löwe zu der Löwin findet, ist sehr verschieden nach den Gegenden, die er bewohnt; denn die Wurfzeit hängt mit dem Frühling zusammen. Zur Zeit der Paarung folgen oft zehn bis zwölf männliche Löwen einer Löwin, und es giebt auch unter ihnen viel Kampf und Streit um die Liebe. Hat jedoch die Löwin sich ihren Gatten einmal erwählt, so ziehen die anderen ab, und beide leben nun treu zusammen. Funfzehn bis sechzehn Wochen (108 Tage) nach der Begattung wirft die Löwin ein bis sechs, gewöhnlich aber nur zwei bis drei Junge. Die Thiere kommen mit offenen Augen zur Welt und haben, wenn sie geboren werden, etwa die Größe von einer halb erwachsenen Katze. Zu ihrem Wochenbett sucht sich die Mutter gern ein Dickicht in möglichst großer Nähe von einem Tränkplatze, um nicht weit gehen zu müssen, wenn sie Beute machen will. Uebrigens hilft ihr der Löwe Nahrung herbeischaffen, schützt sie und ihre Jungen, wenn es Noth thut, mit großer Aufopferung. Die Löwin zeigt für ihre Jungen die größte Zärtlichkeit, und man kann wohl kaum ein schöneres Schauspiel sich denken, als eine Löwenmutter mit ihren Kindern. Die kleinen, allerliebsten Thierchen spielen wie muntere Kätzchen mit einander, und die Mutter sieht mit soviel Vergnügen diesen kindlichen Spielen zu, als nur möglich. Man hat Dies in der Gefangenschaft oft beobachtet, weil es gar nichts Seltnes ist, daß eine Löwin hier Junge wirft. Selbst in Thierschaubuden, wo die Thiere bekanntlich einen nur sehr geringen Spielraum zur Bewegung haben und gewöhnlich auch schlechte oder nicht genügende Nahrung erhalten, kommen solche Fälle vor.

In der Freiheit wird die Löwin, solange ihre Jungen saugen, der ganzen Umgegend wahrhaft verderblich und ist dann sehr zu fürchten. Sie verläßt ihr Lager höchst selten, gewöhnlich blos, um zu trinken; denn der Löwe sorgt für Nahrung, und wenn sie von den Jungen scheidet, tritt er für sie als Wächter ein.

Die jungen Löwen sind in der ersten Zeit ziemlich unbeholfen. Sie lernen erst im zweiten Monat ihres Lebens gehen und beginnen noch später ihre kindlichen Spiele. Anfangs miauen sie ganz wie die Katzen, später wird ihre Stimme stärker und voller. Bei ihren Spielen zeigen sie sich ziemlich tölpisch und plump, aber die Gewandtheit kommt mit der Zeit. Nach etwa sechs Monaten werden sie entwöhnt; schon vorher aber folgen sie ihren Eltern, wenn auch nur auf geringe Strecken hin, bei ihren Ausflügen. Gegen Ende des ersten Jahres haben sie die Größe eines starken Hundes erreicht.

Anfänglich gleichen sich beide Geschlechter vollkommen, bald aber zeigt sich der Unterschied zwischen Männchen und Weibchen in den stärkeren und kräftigeren Formen, welche sich bei ersterm ausprägen. Gegen das dritte Jahr hin machen sich die Anfänge der Mähne bei dem Männchen bemerklich; doch erst im sechsten oder achten Jahre sind beide vollkommen erwachsen und ausgefärbt. Das Alter, welches sie erreichen, steht im Verhältniß zu diesem langsamen Wachsthum. Man kennt schon Fälle, daß Löwen sogar in der Gefangenschaft siebzig Jahre gelebt haben, obwohl sie dort auch bei der besten Pflege ziemlich bald greisenhaft werden und viel an ihrer Schönheit verlieren.

Es wird wohl Niemand Wunder nehmen, daß der Eingeborne Afrikas den Löwen in hohem Grade fürchtet und ihn mit allen Mitteln zu vertilgen sucht, welche er in seiner Macht hat. So schlimm, als man es sich bei uns vorstellt, ist jedoch die Furcht vor dem Löwen nicht. Man begegnet dem Gewaltigen da, wo er ständig vorkommt, auch keineswegs alltäglich. Er bricht nicht einmal tagtäglich in die Hürden ein, sondern sucht sich auch im freien, großen Walde seine Nahrung. Immerhin aber wird er außerordentlich schädlich und Dies um so mehr, je näher er europäischen Ansiedlern wohnt, welche andere Begriffe von dem Werthe des Eigenthums hegen, als die harmlosen Afrikaner. Nach der Berechnung Jules Gerard's verursachten im Jahre 1855 etwa dreißig Löwen, welche sich in der Provinz Constantine aufhielten, allein an Hausthieren einen Schaden von 45,000 Thalern unseres Geldes; ein einziger Löwe verbraucht demnach für 1500 Thaler Vieh zu seiner Nahrung. Im Jahre 1856 zu 1857 sollen sich nach demselben Berichterstatter in Bona allein sechzig Löwen aufgehalten und 10,000 Stück großes und kleines Vieh gefressen haben. Im Innern Afrikas ist der Schaden verhältnißmäßig ein weit geringerer, weil die Viehzucht, welche den einzigen Erwerb der Bewohner bildet, in ganz anderer Ausdehnung betrieben wird, als in den Ländern, wo der Ackerbau die Grundlage des volklichen Bestehens bildet. Gleichwohl ist er noch immer empfindlich genug, und der arme Mittelafrikaner möchte manchmal verzweifeln über die Verwüstungen, welche der Löwe anrichtet. In seiner kindlichen Anschauung rechnet er gewöhnlich auf Hilfe von oben und wendet sich deshalb an die Vermittler zwischen ihm und seinem Gotte: an die Geistlichen. Von diesen erkauft er für schweres Geld einen Hedjahb oder ein Schriftstück, in welchem der Verfasser desselben die kräftig kernigen Worte des Korahn irgendwie gemißbraucht und mit seinen Zuthaten verwässert hat, wie es ja eben der Pfaffen Weise ist. Dieser Schutzbrief wird vorn an der Seriba angebunden, und man lebt, im Sudahn wenigstens, allgemein in dem guten Glauben, daß der Löwe, welcher als ein gerechtes Thier vor den Augen des Herrn angesehen wird, soviel Ehrfurcht vor den Worten des Gottgesandten Mahammed an den Tag legen werde, um von ferneren Besuchen einer derartig geschützten Hürde abzustehen. Wie wenig Dies der Fall ist, sieht man alle Jahre unzählige Male. Allein die dortigen Fakïe wissen ihren Unsinn ebensogut zu bemänteln, wie viele unserer Pfaffen den ihrigen. Und die Demuth und Ungebildetheit der Sudahnesen macht es ihnen leicht, dann doch noch immer wieder Glauben zu finden, wenn sie auch wissen, daß sie den schändlichsten Betrug ausüben. — Auf das Erkaufen solcher Schutzbriefe beschränkt sich fast im ganzen Ost-Sudahn die Abwehr, welche der mahammedanische Afrikaner für nöthig erachtet. Die heidnischen Neger und die Kaffern sind freilich gescheiter und sehen ein, daß einem Löwen gegenüber ein muthiger Manneskampf mehr ausrichtet, als jeder Mißbrauch mit des Profeten Wort. Sie bedienen sich vor Allem ihrer vergifteten Pfeile und, wenn es Noth thut, auch ihrer Lanzen, um den Löwen zu erlegen.

Während meiner Anwesenheit in Südnubien fand ein höchst merkwürdiger Jagdkampf mit einem Löwen bei Berber oder Mucheref statt. Das königliche Thier hatte in der Nähe der Stadt die

ganze Gegend unsicher gemacht und wochenlang Rinder und Schafe aus den nächstgelegenen Dörfern und Seribas geraubt. Endlich wurde es den Nubiern doch zu toll, und sie beschlossen, einen großen Jagdzug auszuführen. Vier muthige Morharbîe*) oder Abendländer, welche mit Feuergewehren bewaffnet waren, vereinigten sich mit zwölf Nubiern, deren Bewaffnung in Lanzen bestand, und zogen eines schönen Morgens nach dem Dickicht des Urwaldes hinaus, in welchem sich der Löwe regelmäßig zu verstecken pflegte, wenn er Beute gemacht hatte. Man rückte ohne weiteres auf das Lager des Löwen los, trieb ihn auf, und als er sich verwundert über den Morgenbesuch ruhig den Leuten gegenüber stellte, feuerten die vier Morharbîe zu gleicher Zeit ihre Gewehre ab. Ein Hagel von Lanzen folgte einen Augenblick später. Der Löwe ward an mehreren Stellen verwundet, doch keine seiner Verletzungen war tödlich, und deshalb stürzte er sich auch sofort auf seine Angreifer. Zufälliger Weise bewahrte er dabei eine merkwürdige Mäßigung. Er brachte zunächst dem Einen einen Tatzenschlag bei, welcher diesen gräßlich verwundete und zu Boden warf. Dann blieb er wieder stehen; ein Zweiter nahte sich mit einer frischen Lanze und erhielt, noch ehe er diese anwenden konnte, einen ähnlichen Tatzenschlag. Die Uebrigen dachten schon an die feige Flucht und würden ihre Gefährten dem nach und nach immer wüthender werdenden Löwen überantwortet haben, wenn nicht ein junger Mensch alle anderen Funfzehn beschämt hätte. Er führte außer seiner Lanze noch einen starken und langen Stock, Nabuht genannt, bei sich und nahte sich mit dieser Waffe tolldreist dem Löwen. Dieser staunte ihn an, bekam aber, ehe er es sich versah, einen so gewaltigen Schlag in die Augengegend, daß ihm Hören und Sehen verging und er unter der Wucht des Schlages zu Boden stürzte. Jetzt hatte der kühne Bursche freilich gesiegt, er schlug so lange auf den Löwen los, bis dieser sich nicht mehr regte.

Ich selbst bin mehrere Male von den Eingebornen aufgefordert worden, ihnen einen Löwen wegzuschießen, welcher in der Nacht vorher in ihrer Serieba geraubt hatte und, wie anzunehmen, regungslos und faul im Schatten lag, um zu verdauen. Selbstverständlich brannte ich vor Jagdbegierde und würde auch ganz entschieden diese Jagd ausgeführt haben, hätte mich nur ein einziger meiner Gefährten begleiten wollen. Bei denen war jedoch alles Zureden vergebens. Ihre Furcht war zu tief eingewurzelt, und nicht einmal meine europäischen Genossen wollten das Wagstück mit unternehmen helfen. Allein aber zum ersten Male auf eine Löwenjagd zu gehen, wäre doch tollkühn gewesen, und so mußte ich zu meinem innigen Bedauern die günstigste Gelegenheit vorübergehen lassen, meine Jagden mit der edelsten aller zu krönen.

Auf meinem letzten Jagdausfluge nach Habesch hatte ich Unglück. Mein Freund, Baron van Arkel d'Ablaing und ich entdeckten bei hellem Tage in der Samchara, dem Wüstenstreifen an der Westküste des südlichen Rothen Meeres, einen Löwen, welcher von einem Hügel aus Umschau über sein Jagdgebiet hielt. Sofort machten wir Anstalt, den königlichen Recken von der Güte unserer Büchsen einen Beweis zu geben. Zur Aushülfe luden wir noch beide Läufe unserer Doppelgewehre mit Kugeln, gaben diese unseren beiden Dienern gespannt in die Hand und befahlen ihnen, dicht neben uns her zu gehen. Unter Beobachtung aller Jagdregeln nahten wir uns dem Hügel. Van Arkel, welcher sich zum ersten Male zu solcher Jagd anschickte, zeigte einen so kühlen Mannesmuth, daß mir das Herz vor Stolz und Freude schwoll; unsere afrikanischen Diener zitterten wie Espenlaub. Wir nahten uns langsam und höchst vorsichtig, weil die Oertlichkeit eine mehr als wünschenswerthe Annäherung bedingte. Wie Katzen schlichen wir an dem Hügel hinauf, die Büchsen erhoben, den Finger am Drücker. Das Jagdfeuer wollte fast übermächtig werden. Wir hatten uns aber umsonst gefreut — der edle Recke hatte feig den Platz verlassen und wahrscheinlich in dem nächsten, uns undurchdringlichen Buschdickicht eine Zuflucht gefunden.

Im Atlas wird der Löwe auf sehr verschiedene Weise gejagt. Wenn er die Nähe des Lagers eines Beduinenstammes aufsucht, verbreitet sich der Schrecken unter den Zelten, und überall werden unter

*) Unter diesem Namen bezeichnet man in ganz Ostafrika die Araber aus Marokko, Algier und Tunis, welche im Heere des Vicekönigs Dienste thun.

den sonst so muthigen Männern Klagen laut, bis sie sich endlich doch entschließen, den lästigen Nachbar zu tödten oder wenigstens zu vertreiben. Durch Erfahrung gewitzigt, hat man dem Löwen gegenüber eigne Kampfesweisen erfunden. Die sämmtlichen waffenfähigen Männer umringen das Gebüsch, in welchem sich ihr Hauptfeind verborgen hat, und bilden drei Reihen hinter einander, von denen die erste bestimmt ist, das Thier aufzutreiben. Wie bei Arabern gewöhnlich, versucht man Dies zunächst durch Schimpfen und Scheltworte zu thun: „O, du Hund und Sohn eines Hundes! Du von Hunden Gezeugter und Erzeuger von Hunden! Du Würger der Herden und Erbärmlicher! Du Sohn des Teufels! Du Dieb! Du Lump! Auf, wenn du so tapfer bist, wie du vorgiebst! Auf! zeige dich auch bei Tage, der du die Nacht zur Freundin hast! Rüste dich! Es gilt Männern, Söhnen des Muths, Freunden des Kriegs, gegenüber zu treten!" Helfen diese Schimpfworte nicht, so werden wohl auch einige Schüsse nach dem Dickicht abgefeuert, bis endlich doch eine Kugel, die dem Löwen gar zu nahe vorüberpfeift, dessen Gleichmuth erschöpft und ihn zum Aufstehen bringt. Brüllend und flammenden Blickes bricht er aus dem Gebüsch hervor. Wildes Geschrei empfängt ihn. Gemessenen Schritts, verwundert und zornig sich umschauend, sieht er auf die Menge, welche sich ihrerseits bereitet, ihn würdig zu empfangen. Die erste Reihe giebt Feuer. Der Löwe springt vor und fällt gewöhnlich unter den Kugeln der Männer, welche die zweite Reihe bilden, jetzt aber sofort die erste ablösen. Er verlangt tüchtige Schützen; denn nicht selten kommt es vor, daß er, obgleich von zwei oder mehreren Kugeln durchbohrt, noch muthig fortkämpft. Einzelne Araber suchen auf zuverlässigen Fährten auch ganz allein den Löwen auf, schießen auf ihn, fliehen, schießen nochmals und tragen so zuletzt doch den Sieg davon. Trotz der Menge von Leuten, welche zu solcher Jagd aufgeboten werden, bleibt sie doch gefährlich.

„Im März 1840," berichtet Gerard, „rückten sechzig Araber aus, um einer Löwin, während sie abwesend war, die Jungen zu rauben. Sie kam aber zurück, gerade als die Leute abzogen, und zerbiß einem Manne den linken Arm. Trotzdem schoß ihr der Muthige zwei Pistolenkugeln in den Leib. Darauf stürzte sie auf einen Zweiten los, bekam von ihm einen Schuß in den Rachen, warf ihn nieder, riß ihm ein Stück von den Rippen und verendete dann über ihm."

Es kommt gar nicht selten vor, daß ein einziger Löwe das ganze Araberheer in die Flucht schlägt. Gerard versichert wenigstens, daß im Jahre 1853 einmal ein Löwe zweihundert gut mit Feuergewehren bewaffnete Leute vertrieb. Er hatte dabei einen Mann getödtet und ihrer sechs verwundet.

Außerdem fangen die Araber des Atlas den Löwen in Fallgruben, welche 15 Ellen tief und 7½ Ellen breit sind. Sobald das königliche Thier in der Grube liegt, läuft von weither Alles zusammen, und es entsteht ein entsetzlicher Lärm ringsum. Jedes schreit, schimpft und wirft Steine hinunter. Am tollsten treiben es aber die Weiber und Kinder. Zuletzt schießen die Männer das Thier zusammen. Es empfängt die Kugeln ruhig, ohne zu klagen oder ohne mit den Wimpern zu zucken. Erst wenn es vollkommen regungslos daliegt, wagt man sich hinab und bindet ihm Stricke um die Füße, an welchen man die Leiche mühselig heraufwindet; denn der ausgewachsene männliche Löwe wiegt oft über 400 Pfund.

Auch auf dem Anstand erlegt man den Löwen. Die Araber graben eine Grube, decken sie von oben fest zu, so daß nur die Schießlöcher offen sind, und werfen ein frisch getödtetes Wildschwein davor; oder sie setzen sich auf Bäume und schießen von dort herab. Jeder Knabe bekommt ein Stück vom Herzen zu essen, damit er muthig werde. Die Haare der Mähne benutzt man zu Amuleten, weil man glaubt, daß derjenige, welcher dergleichen Haare bei sich trage, vom Zahne des Löwen verschont bleibe.

Eine sehr anziehende Beschreibung von dem Löwen Nordafrikas, der Löwenjagd und den Löwenjägern verdanken wir auch meinem Freunde und Reisegefährten in Afrika Dr. Buvry.

„In dunklen Nächten," sagt er, „verläßt auch der König der Wälder, der starke Löwe, die waldbesetzten Schluchten des Gebirgs und steigt in die Ebene hinab, seinen Hunger und Durst zu stillen. Auf diesen Streifzügen verfolgt er auch die ausgetrockneten Flußbetten; keinem lebenden Wesen weicht

er aus, langsamen Schrittes zieht er dahin, und seine Augen leuchten wie zwei Feuerbecken durch die Nacht. Von Zeit zu Zeit erschallt sein Donnergebrüll und erschreckt die Araber, wie die Europäer. Das Vieh beginnt zu zittern, die Hunde verkriechen sich winselnd in die Zelte, und der Wald verstummt vor seinem Gebrüll. Furchtlos nähert sich der Löwe dem Duar, mit einem gewaltigen Satze überspringt er die Zeltreihe, packt mit den Vordertatzen ein Maulthier oder ein Rind und kehrt auf demselben Wege, Entsetzen und Angst verbreitend, mit seiner Beute zurück. Solcher Stärke weicht jeder Widerstandsversuch, beklommenes Schweigen herrscht durch die tiefe Nacht."

„Es kommt nur noch selten vor, daß die Araber frei und offen dem Löwen den Krieg erklären und ihn in seinem Versteck aufstören, bis er den Kampf annimmt. Das heutige Geschlecht der Araber obwohl es ihm durchaus nicht an Muth fehlt, zieht es vor, ihn auf minder gefahrvolle Weise zu bekämpfen. Man spürt seine Fährte auf und gräbt zur Seite derselben ein etwa sechs Fuß tiefes Loch, welches nach oben zu sich verengert und den Getreidegruben ähnlich ist. In dieses Loch versteckt sich der Araber und überdeckt die Oeffnung mit Zweigen. Dort lauert er viele Nächte, bis der Löwe auf einem seiner Streifzüge wieder einmal diesen Weg aufnimmt. Ist das Raubthier nahe genug am Versteck, so zielt der Jäger nach dem Kopfe oder dem Herzen. Bei der herrschenden Finsterniß ist der Schuß immer unsicher, denn verwundet der Jäger den Löwen blos, so faßt der Löwe alles Umstehende „mit seinen grimmigen Tatzen"; bricht er doch ziemlich starke Bäume mit denselben um!"

„Gewöhnlich entfernt er sich nicht sobald von dem Orte, an dem er verwundet wurde, sondern sucht nach dem verborgenen Feinde und erhält so die zweite nun tödliche Kugel. Jetzt kriecht der Araber aus seinem Versteck hervor, zündet ein großes Feuer an, wickelt sich in seinen Burnus und bringt auf diese Weise den Rest der Nacht zu."

„Ist es indeß um die Brunstzeit und hat der Jäger Grund, das Nachkommen der Löwin zu gewärtigen, so zündet er vor allen Dingen auch ein Feuer an, befestigt aber nun an den Hinterbeinen des todten Löwen einen Strick, erklettert einen hohen Baum, schlingt den Strick um einen Ast und zieht seine Beute an demselben in die Höhe bis oben in die Krone des Baumes, um sie der gefräßigen Bande der Schakale und Hiänen zu entziehen. Selbstverständlich vermag er blos mittelgroße Löwen auf diese Weise zu sichern; denn die großen sind, für einen Mann wenigstens, viel zu schwer, als daß er sie bewegen könnte."

„Bricht nun endlich der langersehnte Morgen an, so macht unser Araber sich auf den Weg, um seinen Duar zu erreichen. Wenn er unterwegs an einer Quelle vorüberkommt, hockt er nieder und verrichtet die vorgeschriebenen Waschungen und das Dankgebet, dann eilt er so schnell als möglich weiter. Zu Hause angekommen, läßt er sich kaum Zeit, sich mit Speise und Trank zu erquicken, sondern nimmt einen starken Esel und schafft mit ihm den Löwen nach der Stadt. Pferde und Maulthiere lassen sich nicht zum Fortschaffen eines Raubthieres verwenden, weil sie vor solcher Bürde sich im höchsten Grade scheuen und vor lauter Zittern und Zagen gar nicht in Gang zu bringen sind. Ist der Löwe für die Kraft eines Esels zu stark, so miethet der Araber sich einen Karren und holt mit diesem seine Beute herbei."

„Nun beginnt der Triumph des Jägers; denn inzwischen hat sich die Nachricht von seiner That wie ein Lauffeuer verbreitet. Er fährt zuerst nach seinem Duar, wo Männer, Weiber und Kinder aus den Zelten hervorkriechen und herbeikommen, ihn wegen seines Heldenmuthes zu beglückwünschen. Das unvermeidliche Pulver muß in Freudenschüssen sein Wort mit reden, und eine Diffa oder Freudenmahlzeit stärkt den Löwenbesieger zu seiner Reise nach der Stadt. Einige Freunde begleiten ihn, und der Zug setzt sich in Bewegung. Ueberall, wo derselbe bei den Duars vorbeikommt, eilen die Araber herbei und preisen den Muth des Jägers und die Stärke des erlegten Thieres. Dieser und Jener schließt sich wohl auch dem abenteuerlichen Zuge an, so daß derselbe immer ansehnlicher wird, je mehr er sich der Stadt nähert. Vor dem Bureau Arabe wird Halt gemacht. Der Jäger tritt hinein, um von dem Chef desselben die gesetzmäßige Belohnung zu empfangen. Dieselbe betrug ursprünglich hundert Franken; seitdem aber die Jagd von den Einheimischen sowohl, als von den europäischen

Ansiedlern regelrechter betrieben worden ist, hat man sie auf funfzig Franken herabgesetzt. Ebenso verhält es sich mit dem Schußgelde für den Leopard. Nach Auszahlung der Prämie begiebt sich der Zug vor das Hotel des befehlshabenden Generals; diesem wird häufig in der Hoffnung auf ein entsprechendes Gegengeschenk das Fell überlassen. Zeigt er aber keine Lust, das Fell zu besitzen, so begnügt sich der Araber auch mit einer warmen Lobrede auf seine Tapferkeit, und die Löwenhaut wandert gegen einen Preis von 100 bis 150 Franken zu einem Gerber, der sie als Teppich verarbeitet und durchschnittlich für 400 Franken an Durchreisende oder Fremde verkauft. Das Fleisch wird dem Schlächter überlassen, welcher das Pfund zu einem halben Franken an Europäer verkauft; in Algerien wird der Löwe auch von diesen gern gegessen."

„Auf solche Weise verdient der Jäger durch seinen Schuß ungefähr 300 Franken: — für einen Araber eine ungeheure Summe. Gewöhnlich kauft er sich sogleich einen neuen Burnus, einen Ueberwurf und Pantoffeln und kehrt dann freudigen Herzens in seinen Duar zurück. Aber an diesem schnellen Verdienst hat der Teufel seinen Antheil; denn von nun an treibt den glücklichen Jäger eine unersättliche Jagdlust. Er vernachlässigt fortan alle seine Geschäfte, um nur nach wilden Thieren auf der Lauer liegen zu können. Doch das Glück ist sparsam mit seinen Gaben. Das wenige übriggebliebene Geld wird nun nach und nach verausgabt, das Pulver wird knapp, der neue Burnus wird gegen einen alten vertauscht, die Pantoffeln werden verkauft, die nackten Sohlen müssen wieder den glühenden Sand empfinden, und der Ruhmgekrönte von damals ist wieder ein Bettler. Auf meinen Zügen habe ich viele solcher Löwenjäger kennen gelernt, welche außer ihren Lorbeeren so gut wie Nichts besaßen. Ein Schuß Pulver war für sie der Inbegriff aller Wünsche, die erste Staffel zur Erreichung ihrer hochfliegenden Pläne. Stundenlang, ja ganze Tage saßen sie vor meiner Thür und erzählten mir von ihren Heldenthaten; der Endreim aller Erzählungen war immer ein Betteln um Pulver. Niemals ließen sie sich bewegen, für mich Jagd auf andere Thiere zu machen."

„Die jungen Löwen, von denen alljährlich einige in den Städten der Regentschaft feilgeboten werden, bezahlen die Europäer mit 50 bis 150 Franken. Die Araber fangen dieselben entweder in Fallgruben oder sie folgen in dem frischgefallenen Schnee der Fährte der Löwin bis zu ihrem Bau und rauben in ihrer Abwesenheit die Jungen. Daß ein solches Unternehmen nicht ohne Gefahr ist, leuchtet ein. Sehr oft ruft die Stimme des jungen Thieres die Mutter herbei, und diese wirft sich dann mit furchtbarer Wuth und der Ausdauer der Verzweiflung auf den Jäger."

„Im Allgemeinen ist der Winter, besonders wenn derselbe von heftigen Schneefällen begleitet ist, die geeignetste Jahreszeit für die Jagd auf wilde Thiere. Wenn der Schnee auf den höchsten Höhen liegen bleibt und die Thiere sich veranlaßt sehen, in die Niederungen hinabzusteigen, um ihre Nahrung zu suchen, wird es dem Jäger leicht, ihnen bis zu ihrem Bau zurückzufolgen. Uebrigens sind reißende und selbst tiefe Flüsse dem Löwen kein Hinderniß auf seinem Wege. Mit einem gewaltigen Satze stürzt er sich in das Wasser und durchschwimmt dasselbe."

„Ist es um die Brunstzeit, so findet man die Löwin stets im Gefolge des Löwen, und während dieser in einen Duar eindringt, ein Rind, Pferd oder Maulthier zu ergreifen, hat sich die Löwin ruhig hingestreckt und wartet, bis ihr Gemahl zu ihr zurückkehrt; dieser soll sogar die Artigkeit soweit treiben, daß er ihr den ersten Antheil von der Beute überläßt und erst dann, wenn sie vollständig gesättigt ist, sich auch darüber hermacht."

„In unserem gesitteten Europa schlägt man die Verdienste eines Löwenjägers im Allgemeinen zu gering an. Man läßt sich wohl zur Anerkennung seiner Beharrlichkeit und seines Muthes herbei, bedenkt aber nicht, welchen außerordentlichen Vortheil eine solche kühne Beschäftigung dem Lande bringt. Eine kurze Andeutung in Bezug hierauf mag genügen."

„Der Löwe erreicht durchschnittlich ein Alter von 35 Jahren. Bei seinem gewaltigen Leibesbau entwickelt er nach kaum zwölfstündigem Fasten schon einen ganz vortrefflichen Appetit, und da er außerdem ein Leckermaul ist und nur ungern zu einem erlegten Stück Vieh zurückkehrt, sondern auch für die Schakale und Hiänen sorgt, vermehrt sich der Schaden natürlich noch bedeutender. Man kann

diesen Schaden, weil sich der Löwe meist in bestimmten Gegenden aufhält, ziemlich genau feststellen, indem man zusammenrechnet, welche Verluste er den Duars durch Wegrauben von Pferden, Maulthieren und Hammeln das ganze Jahr hindurch zufügt. Der Schaden nun, welchen ein Löwe anrichtet, beträgt durchschnittlich 6000 Franken im Jahre, für seine Lebensdauer also 210,000 Franken. Auf die Provinz Constantine kann man mit ziemlicher Gewißheit 50 Löwen rechnen, welche zu ihrem Verbrauch während ihrer ganzen Lebenszeit die Kleinigkeit von Zehn Millionen fünfmalhunderttausend Franken erfordern! Man berechne nach diesem Maßstabe, welchen Nutzen der kühne Löwenjäger Jules Gerard auf seinen glücklichen Jagden der Regentschaft Algier gebracht hat. Dafür wird aber auch dieser Offizier der Spahis von den Arabern und Europäern wie ein Halbgott verehrt."

Die Neger am weißen Flusse und die Hottentotten tödten den Löwen mit vergifteten Pfeilen. Doch müssen diese fürchterlichen Waffen im Innern Afrikas noch keineswegs sehr verbreitet und gekannt sein, da man an vielen Orten so große Mengen von Löwen findet und oft ganze Dörfer ihretwegen mehr auf den Bäumen, als auf der Erde erbauen muß. — Die großartigsten Löwenjagden hat jedenfalls der Schotte Gordon Cumming ausgeführt, welcher fünf Jahre lang Südafrika durchreiste, blos in der Absicht, um zu jagen. Er war auf das vortrefflichste eingerichtet und namentlich mit ausgezeichneten Hunden versehen, von denen bei seinen Jagden siebzig Stück umkamen. Seine Berichte sind sehr anziehend; doch scheint es mir, daß nicht alle vollkommenen Glauben verdienen. Die zuverlässigen Berichte und meine eigenen Erfahrungen im Sudahn stimmen etwa im Folgenden überein:

Jeder plötzlich im Schlafe erwachte Löwe verliert seine Besonnenheit und flieht vor dem Menschen, und wenn er dabei nicht verwundet wird, thut er keinem Etwas zu Leide. Anders verhält es sich, sobald er sich gefährdet sieht. Dann wird sein Muth gleichsam herausgefordert, und nur vor einer großen Uebermacht zieht er sich dann zurück, vollkommen ruhig, langsam, Schritt vor Schritt. Wenn er sehr stark verfolgt wird, beginnt er wohl auch, zu laufen, aber immer nur in Ausnahmsfällen. Gewöhnlich hält er blos dann Stand, wenn er zur Vertheidigung gedrängt wird. Von diesem Augenblicke an aber beweist er den unerschütterlichsten Muth, selbst gegen die größte Uebermacht. Gute, muthige Hunde stellen ihn am ersten, weil sie ihn von allen Seiten umringen und mit herausforderndem Gebell begrüßen. Diejenigen, welche ihm zu nahe auf den Leib kommen, werden durch einen einzigen Schlag mit der Tatze von seiner Stärke belehrt. Allein viele Hunde sind nicht blos des Hasen, sondern auch des Löwen Tod, da sie ihn so lange beschäftigen und festmachen, bis die Jäger herbeikommen, welche ihrerseits dann ein verhältnißmäßig leichtes Spiel haben. Uebrigens ist der Löwe leichter zu tödten, als manches andere Wild. Trifft ihn z. B. nur eine Kugel in den Bauch, so stellt sich augenblicklich Erbrechen bei ihm ein, und er ist dann unvermögend zu laufen. Mit einer ähnlichen Verwundung können Wiederkäuer noch tagelang leben, der Löwe aber geht an ihr zu Grunde.

Ein alter männlicher Löwe vertheidigt regelmäßig die Löwin und auch die Jungen; deshalb ist es sehr schwer, sich der letzteren zu bemächtigen. Gewöhnlich fängt man die Thiere, solange sie noch klein und liebenswürdig sind, zu der Zeit, in welcher die Mutter ausgegangen ist, um das Wild, dem mit Anbruch der Nacht die Jagd gelten soll, zu beobachten. Gelingt der Raub, ohne daß die Löwin zurückkehrt, so ist gleichwohl noch nicht alle Gefahr verschwunden; denn beide Eltern sollen in rasender Wuth noch tagelang das Land durchstreifen und nach ihren Kindern suchen.

Jung eingefangene Löwen werden bei verständiger Pflege sehr zahm. Sie erkennen in dem Menschen ihren Pfleger und gewinnen ihn um so lieber, jemehr er sich mit ihnen beschäftigt. Man kann sich kaum ein liebenswürdigeres Geschöpf denken, als einen so gezähmten Löwen, welcher nach kurzer Zeit seine ganze Freiheit, ich möchte sagen, sein Löwenthum, vergessen hat und sich dem Menschen mit voller Seele hingiebt. Ich habe eine Löwin zwei Jahre lang gepflegt und ihr liebenswürdiges Wesen, sowie viele Eigenheiten von ihr bereits ausführlich in der „Gartenlaube" beschrieben, weshalb ich hier blos Folgendes kurz erwähnen will:

Bachida, so hieß die Löwin, hatte früher Latif-Pascha, dem egyptischen Statthalter im Ostsudahn, angehört und war einem meiner Freunde zum Geschenk gemacht worden. Sie gewöhnte sich in kürzester Zeit in unserm Hofe ein und durfte dort frei herumlaufen. Bald folgte sie mir wie ein Hund, liebkoste mich bei jeder Gelegenheit und wurde blos dadurch lästig, daß sie zuweilen auf den Einfall kam, mich nachts auf meinem Lager zu besuchen und dann durch ihre Liebkosungen aufzuwecken.

Nach wenigen Wochen hatte sie sich die Herrschaft über alles Lebende auf dem Hofe angemaßt, jedoch mehr in der Absicht, mit den Thieren zu spielen, als um ihnen Leid zu thun. Nur zweimal tödtete und fraß sie Thiere; einmal einen Affen, das andere Mal einen Widder, mit welchem sie vorher gespielt hatte. Die meisten Thiere behandelte sie mit dem größten Uebermuthe und neckte und ängstigte sie auf jede Weise. Ein einziges Thier verstand es, sie zu bändigen. Dies war ein Marabu, welcher, als beide Thiere sich kennen lernten, ihr mit seinem gewaltigen Keilschnabel zu Leibe ging und sie dergestalt abprügelte, daß sie ihm, wenn auch nach langem Kampfe, den Sieg zugestehen mußte. Oft machte sie sich das Vergnügen, sich nach Katzenart auf den Boden zu legen und Einen von uns auf das Korn zu nehmen, über welchen sie dann plötzlich herfiel, wie eine Katze über die Maus, aber blos in der Absicht, um uns zu necken. Gegen uns benahm sie sich stets liebenswürdig und ehrlich. Falschheit kannte sie nicht; selbst als sie einmal gezüchtigt worden war, kam sie schon nach wenigen Minuten wieder und schmiegte sich ebenso vertraulich an mich an, wie früher. Ihr Zorn verrauchte augenblicklich, und eine Liebkosung konnte sie gleich besänftigen.

Auf der Reise von Charthum nach Kairo, welche wir auf dem Nile zurücklegten, wurde sie, solange das Schiff in Fahrt war, in einen Käfig eingesperrt, sobald wir aber anlegten, jedesmal freigelassen. Dann sprang sie wie ein übermüthiges Füllen lange Zeit umher und entleerte sich jedesmal ihres Unraths; denn ihre Reinlichkeitsliebe war so groß, daß sie niemals ihren Käfig während der Fahrt beschmutzte. Bei diesen Ausflügen ließ sie sich mehrere Male dumme Streiche zu Schulden kommen. So erwürgte sie unter Anderm in einem Dorfe ein Lamm und fing sich in einem andern einen kleinen Negerknaben: doch konnte ich zum Glück den Bedrängten leicht befreien, da sie sich gegen mich überhaupt nie widerspenstig zeigte. In Kairo konnte ich, sie an der Leine führend, mit ihr spaziren gehen, und auf der Ueberfahrt von Alexandrien nach Triest holte ich sie tagtäglich auf das Verdeck herauf zur allgemeinen Freude aller Mitreisenden. Sie kam nach Berlin, und ich sah sie zwei Jahre nicht wieder. Nach dieser Zeit besuchte ich sie und wurde augenblicklich von ihr erkannt. — Ich habe nach allem Diesen keinen Grund, an den vielen ähnlichen anderen Berichten, welche wir schon über gefangene Löwen haben, zu zweifeln.

Bei guter Nahrung dauert, wie schon bemerkt, der Löwe viele Jahre in der Gefangenschaft aus. Er bedarf etwa acht Pfund gutes Fleisch täglich. Dabei befindet er sich wohl und wird beleibt und fett. Schlechtes Fleisch verursacht ihm leicht Krankheiten, und deshalb gehen den Thierbudenbesitzern viele von ihren Löwen zu Grunde.

Es hält nicht gerade schwer, ein Löwenpaar in der Gefangenschaft zur Begattung zu bringen. Ja selbst der Löwe und der Tiger paaren sich. Bis jetzt ist es aber immer nur ausnahmsweise gelungen, in der Gefangenschaft geborne Junge groß zu ziehen; sie sterben gewöhnlich am Zahnen. Die wenigen aber, welche aufkamen, wurden zahm wie Hunde, so zahm, daß man sie sogar auf der Bühne auftreten lassen konnte. Ein in Europa geborner Löwe wenigstens wurde im Convent-Garden-Theater in London, und zwar in der Oper Alexander und Darius, mehrere Male verwendet.

Ueber wenige Thiere ist von jeher soviel gefabelt worden und wird noch heutigen Tages soviel gefabelt, als über den Löwen. Die Nachrichten über ihn laufen, wie leicht begreiflich, bis in das graueste Alterthum zurück. Die Bibel erwähnt ihn an vielen Orten, und die Hebräer haben nicht weniger als zehn Namen für ihn. So soll das Wort Gur vorzugsweise einen jungen Löwen bedeuten, welcher noch saugt oder noch bei der Mutter wohnt; denn die Ableitung ist nicht ganz sicher. Mit Kephir bezeichnet man einen jungen Löwen und zwar einen solchen, welcher schon auf

Raub ausgeht. Unter Ari versteht man einen erwachsenen Löwen, da das Wort von einer Wurzel herrührt, welche glühen oder brennen bedeutet, weshalb also der Löwe als der Feurige, Glühende oder Grimmige zu betrachten ist. Eigentlich lautet das Wort Arieh oder Arjeh, darunter versteht man jedoch gewöhnlich blos einen in Erz gegossenen und vergoldeten Löwen. Schachal, der fünfte Name, bedeutet der Brüller; Schachaz der Hohe, Stolze oder sich Erhebende; Oten einen erwachsenen Löwen; Labi eine Löwin; Zobbâ, dasselbe Wort, welches auch im Arabischen gebraucht wird Würger der Herden; und Lajisch endlich den in schauerlicher Wüste Lebenden. Die Bibel lehrt uns auch, daß früher die Löwen in Palästina vorkamen, namentlich am Libanon; an anderen Orten waren sie sogar häufig.

Die Griechen und Römer erzählen sehr ausführlich von ihnen und berichten dabei eine Masse von Märchen mit. So sollen die Knochen des Löwen so hart sein, daß sie Feuer geben. Er soll die kleinen Thiere verachten, die Weiber schonen u. s. w. Die starke und grausame Löwin soll nur ein einziges Junges in ihrem ganzen Leben werfen, weil dasselbe mit seinen scharfen Krallen den Tragsack zerreiße, genau wie es der Viper auch gehe. Aristoteles weiß bereits, daß die Löwin keine Mähne hat, sondern nur der Löwe; er weiß auch, daß sie mehrmals Junge wirft, daß die jungen Löwen sehr klein sind und erst im zweiten Monat gehen können. Die alte Behauptung, daß der Löwe das Feuer fürchte, widerlegt er. Außerdem berichtet er von des Löwen großem Muthe, von seinem Gedächtniß und dergleichen. Ja er weiß sogar, daß es zwei Arten Löwen giebt: kürzere mit krauserer Mähne, welche die furchtsameren, und längere mit dichterer Mähne, welche die stärkeren sind. Plinius sagt, daß die jungen Löwen anfänglich unförmliche Fleischklumpen seien, nicht größer, als ein Wiesel, daß sie sich nach zwei Monaten kaum rühren könnten und erst nach dem sechsten gehen lernten. Sie söffen selten, fräßen nur einen Tag um den andern und könnten dann wohl drei Tage fasten. Sie verschlängen Alles ganz; könnte es der Magen nicht fassen, so zögen sie es wieder mit den Klauen aus dem Rachen, um nöthigenfalls entfliehen zu können. Unter allen reißenden Thieren sei der Löwe allein gnädig gegen Bittende. Er verschone Die, welche sich vor ihm niederwerfen, und ließe seinen Grimm mehr gegen die Männer, als gegen die Weiber aus, gegen die Kinder nur beim ärgsten Hunger. In Libyen glaubte man, daß er das Bitten verstehe; denn eine gefangene Frau erzählte, sie sei von vielen Löwen angefallen worden, habe sie aber alle durch Zureden besänftigt und immer gesagt, daß sie nur eine Frau wäre, flüchtig und krank, eine Bittende vor dem Großmüthigsten, über alle übrigen Thiere Befehlenden, eine Beute, welche seines Ruhmes nicht würdig wäre: da habe sie der Löwe gehen lassen.

Den ersten Löwenkampf gab der Aedil Scävola, einen zweiten der Dictator Sylla. Dieser hatte schon hundert Löwen, Pompejus ließ aber sechshundert und Julius Cäsar wenigstens vierhundert kämpfen. Der Fang war früher eine böse Arbeit und geschah meistens in Gruben. Unter Claudius aber entdeckte ein Hirt durch Zufall ein leichtes Mittel, den Löwen zu fangen. Er warf ihm seinen Rock über den Kopf, und der Löwe wurde hierdurch so verblüfft, daß er sich ruhig fangen ließ. Im Circus wurde dieses Mittel dann oft angewendet. M. Antonius fuhr nach der pharsalischen Schlacht mit einer Schauspielerin durch die Stadt in einem Wagen, welchen Löwen zogen. Hanno, der uns schon bekannte Karthager, war der Erste, welcher einen gezähmten Löwen mit seinen Händen regierte. Er wurde deshalb jedoch aus seinem Vaterlande vertrieben, weil man glaubte, daß Derjenige, welcher sich mit der Zähmung eines Löwen abgebe, sich auch die Menschen zu unterwerfen strebe! Hadrian tödtete im Circus oft hundert Löwen auf einmal. Marcus Aurelius ließ ihrer hundert mit Pfeilen erschießen. Auf diese Weise wurden die Löwen so vermindert, daß man die Einzeljagden in Afrika verbot, um immer hinlänglich viele für den Circus zu haben. Doch erst mit der Erfindung des Feuergewehres schlug dem königlichen Thiere die Stunde des Verderbens, und von jenem Tage an ist er auch mehr und mehr zurückgedrängt worden. —

Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß die Löwen, welche im Süden und Westen Afrikas oder in Asien wohnen, von dem Löwen der Berberei artlich verschieden sind, wenn auch die

meisten Naturforscher die noch zu erwähnenden Löwen nicht als Arten, sondern als Abänderungen gelten lassen wollen.

Als solche Abänderungen betrachtet man namentlich den Löwen aus Westafrika (Leo senegalensis), welcher sich durch die lichte starke Mähne auszeichnet, während die des Löwen vom Kap (Leo capensis) sehr stark und dunkel ist. Der persische Löwe (Leo persicus) ist kleiner und trägt eine Mähne, welche aus braunen und schwarzen Haaren gemischt ist. Er ist derselbe, welcher in früheren Zeiten nicht blos in Palästina, sondern auch in Griechenland oder wenigstens auf der griechischen Halbinsel vorkam. Herodot berichtet uns, daß bei einem Heerzuge des Xerxes in Macedonien Löwen über die Kamele herfielen, welche das Gepäck trugen. Sie kamen des Nachts



Der Löwe vom Senegal (Leo senegalensis).

aus ihren Lagern, griffen aber blos diese Thiere an, ohne anderes Vieh oder Menschen zu berühren. Männiglich wunderte sich über diesen Unfall, weil man vorher die Thiere dort noch nie beobachtet hatte. Die Flüsse Nessus und Achelous werden als Grenze des Löwengebietes in Europa angegeben, und Aristoteles sagt ausdrücklich, daß es in Europa nirgends anders, als dort Löwen gäbe. Wann die edlen Thiere in unserm Erdtheile ausgerottet worden sind, weiß man nicht zu sagen.

Alle die bisher genannten Arten oder Abarten tragen starke Mähnen — nicht so der Löwe von Guzerate in Indien, welcher durch Kapitän Smee entdeckt und nach seiner Heimat Leo Googratensis genannt worden ist. Dieses Thier ist etwas kleiner, als der afrikanische Löwe und am ganzen Leibe gleichmäßig röthlichfahlgelb, nur die starke Schwanzquaste ist weiß. Die Mähne ist blos noch angedeutet und wirklich kaum nennenswerth. Aus diesem Grunde heißt das Thier auch wohl der mähnenlose Löwe. Der Entdecker berichtet etwa Folgendes über das Vorkommen und die Lebensweise dieses Thieres.

Der mähnenlose Löwe findet sich in Guzerate längs der Ufer der Flüsse und lebt dort in den niederen Gras- und Schilfdickichten, welche wir unter dem Namen Dschungeln kennen. Während der heißen Jahreszeit vertreiben ihn die Einwohner aus diesen Schlupfwinkeln durch das Anzünden der Steppenwaldungen, welches bezweckt, daß der Boden für das nächste Jahr gedüngt wird und frisches, grünes, saftiges Weidegras giebt. Sie sind dort so häufig, daß Smee elf von ihnen in einem Monat erlegen konnte. Gleichwohl wissen die Eingebornen nicht viel von ihnen zu erzählen, höchstens mit Ausnahme der Hirten, welche sie kennen. Die Herden werden freilich oft genug von ihnen heimgesucht und besteuert, aber diese Ueberfälle schreibt man dann dem Tiger zu, welcher in jenen Gegenden gar nicht vorkommt. Diejenigen Eingebornen, welche den Löwen kennen, nennen ihn Ondiabauch oder Kameltiger, wegen der Aehnlichkeit seines Felles mit jenem Thiere. Wie es scheint, fügen diese Löwen den Herden großen Schaden zu. Innerhalb zehn Tagen wurden in einem



Der Löwe von Guzerate (Leo Googratensis).

einzigen Dorfe vier Esel gestohlen. Ob sie Menschen angreifen, ist sehr fraglich; Smee konnte davon Nichts erfahren. Die durch eine Kugel Verwundeten zeigten großen Muth. Sie stellten sich und bereiteten sich zum Widerstand vor oder gingen stolz und langsam davon, während der Tiger unter solchen Umständen so schnell als möglich ausreißt. Außer in genannter Gegend kommt dasselbe Thier auch noch weiter in Indien vor, und es ist sehr möglich, daß der südpersische Löwe dieser Abart zuzurechnen sein dürfte. Jedenfalls ist es derselbe, von welchem schon die Alten behaupteten, daß er keine Mähne trüge.

* * *

Die neue Welt erinnert durch ihre Erzeugnisse oft in eigenthümlicher Weise an die ihr entgegengesetzten Erdtheile. Erhaben und herrlich sind die lebendigen Gebilde, welche ihr ureigen sind: ver-

kümmert, verschwächlicht erscheinen die Geschöpfe, welche als Vertreter anderer, in der alten Welt lebender angesehen werden können. Auch Amerika hat seine Löwen: aber sie sind Zwerge, wahre Kinder im Vergleich zu dem gewaltigen Verwandten in Afrika. Der größte von ihnen verhält sich zu dem Könige der Thiere, wie sich der Tapir zum Elefanten verhält. Ihm fehlt der Herrschermantel, welcher sich um des Löwen Schultern schlägt; er entbehrt der Krone, welche bei jenem Würdezeichen ist: nur in seiner Färbung zeigt er einige Aehnlichkeit mit dem „Würger der Herden", und deshalb ist ihm von den Gauchos der Name Leon geworden, den unsere Thierschausteller passend mit Silberlöwe wiederzugeben pflegen.

Der Puma (Puma) und seine Verwandten könnten, obgleich man sie noch nicht in eine besondere Sippe vereinigt hat, ebensogut wie die Pardel von den übrigen Katzen getrennt werden. Die ihnen gänzlich fehlenden Streifen, Ringel und Flecken, der runde Augenstern und der auffallend kleine, ganz bart- oder mähnenlose Kopf würden dann als Merkmale dieser Gruppe zu betrachten sein.

Als die bekannteste Art dieser Gruppe ist der obengenannte Kuguar, Silberlöwe oder Puma (Puma concolor) anzusehen. Er ist ein Thier, welches von sich reden gemacht hat: Dies beweist schon sein Namenreichthum. Denn außer den drei genannten Namen führt er noch viele andere. Die Guaraner nennen ihn Guazuara, die Creolen Yaguapyta oder „rothen Hund", die Chilesen Papi, die Mejikaner Mitzli, die Nordamerikaner Panther und die Gauchos, wie bemerkt, Leon; — Niemand aber kann sagen, welche Titel ihm sonst noch wurden. Dieser Namenreichthum deutet auf etwas Königliches hin: und wirklich ist auch der amerikanische Löwe kein zu verachtendes Mitglied seiner Familie.

Die Leibeslänge des erwachsenen Puma beträgt nicht selten bis 3½, ja 3¾ Fuß, die des Schwanzes zwei Fuß und die Höhe am Widerrist ungefähr ebensoviel. Der Leib ist schlank, der runde Kopf aber so klein, daß er fast im Mißverhältniß zur ganzen Größe steht. Stark sind eigentlich nur die Füße, welche auch kräftige Pranken besitzen. Die Behaarung ist dicht, kurz und weich, am Bauche etwas reicher, als auf der Oberseite, nirgends aber mähnenartig verlängert. Ihre gewöhnliche Färbung ist dunkelgelbroth, auf dem Rücken am dunkelsten, wobei die einzelnen Haare in schwarze Spitzen endigen. Der Bauch ist röthlichweiß, die Innenseite der Gliedmaßen und die Brust sind noch heller, die Kehle und die Innenseite der Ohren weiß, ihre Außenseiten schwarz, in der Mitte ins Röthliche ziehend. Ueber und unter dem Auge steht ein kleiner, weißer Flecken, und die Lippen sind mit kurzen, feinen Haaren und langen, weißen Schnurren bedeckt. Ein anderer Flecken vor dem Auge ist schwarzbraun. Der Kopf ist grau, die Schwanzspitze dunkel. Bisweilen fehlen auch die Augenflecken, namentlich die schwarzen. Zwischen den Männchen und Weibchen findet sich kein Unterschied in der Farbe; die ganz jungen hingegen haben auf den Seiten des Körpers und den Hinterschenkeln einige kaum bemerkbare, runde Flecken, die sich von der Grundfarbe nur durch dunklere Schattirungen unterscheiden und schon nach dem ersten Jahre gänzlich verschwinden.

Der Kuguar ist sehr weit verbreitet. Er findet sich nicht blos in ganz Südamerika, von Patagonien an bis Neu-Granada, sondern geht auch noch über die Landenge von Panama hinweg und bewohnt Mejiko, die Vereinigten Staaten, ja streift sogar bis Kanada. Daher kommt auch sein großer Namenreichthum: er heißt fast in jedem Lande anders. Auch auf die verschiedene Färbung mag diese weite Verbreitung einen gewissen Einfluß üben. In manchen Gegenden ist das Thier sehr häufig, in anderen aber bereits fast ausgerottet und war dies auch schon zu Zeiten Azara's (Ende vorigen Jahrhunderts), welcher die erste gute Beschreibung von ihm lieferte.

Seine Aufenthaltsorte wählt sich der Puma ganz nach des Landes Beschaffenheit. In waldreichen Gegenden zieht er den Wald dem freien Felde entschieden vor; am meisten aber liebt er den Saum der Wälder und die mit sehr hohem Grase bewachsenen Ebenen, obgleich er diese blos der Jagd wegen zu besuchen scheint; wenigstens flüchtet er, sowie er hier von Menschen verfolgt wird, sogleich dem Walde zu. Allein er findet sich auch beständig in den Pampas von Buenos-Ayres,



Puma.

wo es gar keine Wälder giebt, und versteckt sich dort sehr geschickt zwischen den Gräsern, ohne sich jemals in eine Höhle zurückzuziehen. „Im Walde besteigt er die Bäume,“ wie Azara sagt, „mit einem Satze, selbst solche mit senkrechten Stämmen und springt dann auch in Einem wieder von oben nach unten.“ Gerade hierdurch unterscheidet er sich von anderen Katzen und namentlich vom Jaguar, welcher nach Art unsers Hausgenossen Hinz klettert. Die Ufer der Ströme und Flüsse, sowie Gegenden, welche öfters überschwemmt werden, scheint der Kuguar nicht zu lieben. — Er hat weder ein Lager, noch einen bestimmten Aufenthalt. Den Tag bringt er schlafend auf Bäumen, im Gebüsch oder im hohen Grase zu, des Abends und des Nachts geht er auf Raub aus und legt bei seinen Streifereien oft in einer einzigen Nacht mehrere Stunden zurück, so daß ihn die Jäger nicht immer nahe der Stelle antreffen, wo er erst Beute gemacht hat.

Hinsichtlich seines Aussehens nähert sich der Kuguar den altweltlichen Katzen mittlerer Größe. Seine schlanke Gestalt, der kleine Kopf und der lange Schwanz geben schon im voraus zu erkennen, daß er ein behendes Thier ist. Alle seine Bewegungen sind leicht und kräftig, er kann Sprünge von zwanzig und mehr Fuß machen. Das Auge ist groß und ruhig, und der Blick hat keinen Ausdruck von Wildheit. In der Nacht und bei der Dämmerung sieht er besser, als bei hellem Tage, doch scheint ihn das Sonnenlicht nicht eben sehr zu blenden. Sein Geruch ist schwach, sein Gehör dagegen äußerst scharf. Nur in der höchsten Noth zeigt er Muth; sonst entflieht er immer vor den Menschen und vor Hunden. Aber gegen wehrlose Thiere ist er höchst grausam, grausamer, als alle übrigen Katzen der neuen Welt.

Alle kleineren, schwachen Säugethiere dienen ihm zur Nahrung: die Agutis und Paccas, Rehe, Koatis, Schafe, ganz junge Kälber und Füllen, wenn die letzteren von ihrer Mutter getrennt sind. Selbst die behenden Affen und der leichtfüßige Strauß sind vor seinen Angriffen nicht sicher; denn er beherrscht die Höhe, wie den Boden. Nur sehr selten kann man ihn bei seinen Jagden beobachten. Sein scharfes Gehör verkündet ihm rechtzeitig die Ankunft des Menschen, und dann entflieht er zu schnell, als daß man sich ihm unvermerkt nähern könnte. Zudem geht er auch meistens erst nachts auf Raub aus, und dann ist es für den Menschen nicht gerathen, sich in seinem Gebiete herumzutreiben. Er beschleicht sein Wild nach Katzenart und erhascht es, wenn er sich genähert hat, durch einen Sprung. Verfehlt er seine Beute, so verfolgt er dieselbe, gegen Gewohnheit seiner Verwandten, in weiten Sprüngen, wenn auch nicht lange. Rengger beobachtete ihn einmal auf der Affenjagd. Der flötende Ruf einiger Kapuzineraffen machte den Forscher aufmerksam, und er ergriff sein Gewehr, um einen oder mehrere zu erlegen. Plötzlich aber erhob die ganze Affengesellschaft ein krächzendes Geschrei und floh auf ihn zu. Mit der ihnen eigenen Behendigkeit schwangen sich die Thiere von Ast zu Ast, von Baum zu Baum; aber sie drückten durch ihre kläglichen Töne und mehr noch dadurch, daß sie unaufhörlich ihren Koth entfallen ließen, großes Entsetzen aus. Ein Kuguar verfolgte sie und setzte in Sprüngen von 15 bis 20 Fuß von Baum zu Baum ihnen gierig nach. Mit unglaublicher Gewandtheit schlüpfte er durch die von Schlingpflanzen umwundenen und verwickelten Aeste, wagte sich auf denselben hinaus, bis sie sich niederbogen und nahm dann einen sichern Sprung auf ein Astende des nächsten Baumes.

Wenn der Kuguar eine Beute ergriffen hat, reißt er ihr sofort den Hals auf und leckt, ehe er von derselben zu fressen anfängt, zuerst ihr Blut. Kleine Thiere zehrt er ganz auf, von größeren frißt er einen Theil, gewöhnlich den vordern, und bedeckt das Uebrige, wie Azara beobachtete, mit Stroh oder Sand. Gesättigt zieht er sich nach einem Schlupfwinkel zurück und überläßt sich dem Schlafe; selten aber bleibt er in der Nähe seiner Beute, sondern entfernt sich oft eine halbe Meile und noch weiter davon. In der folgenden Nacht kehrt er, falls ihm kein neuer Raub aufstößt, zu dem Reste seines gestrigen Mahles zurück; findet er aber Beute, so läßt er das Aas ruhig liegen. In Fäulniß übergegangenes Fleisch berührt er niemals. Das Blut liebt er weit mehr, als das Fleisch, und deshalb begnügt er sich nicht, ein einziges Thier zu erlegen, wenn er mehrerer habhaft werden kann. Diese Blutgier macht ihn zu einem außerordentlich schädlichen Feinde der Hirten. Ein Kuguar tödtete

in einer Meierei achtzehn Schafe in einer Nacht und fraß von ihrem Fleische auch nicht einen einzigen Bissen, sondern riß ihnen blos den Hals auf und trank ihr Blut. Am andern Tage wurde er im nahen Walde erlegt; sein Magen war noch strotzend von Blut, aber kein Fleisch fand sich darin. Wenn sich der Puma übermäßig mit Blut angefüllt hat, entfernt er sich gegen seine Gewohnheit niemals weit von dem Schauplatze seiner Metzeleien und überläßt sich sogleich dem Schlafe. Nach den Erzählungen der Landleute aus Paraguai und nach den Berichten Azara's soll er in einer Nacht manchmal bis funfzig Schafe erwürgen! Niemals schleppt er eine gemachte Beute weit von dem Orte weg, an welchem er sie tödtete. Größere Thiere, als Schafe, greift er nicht an: Pferde, Maulesel, Stiere und Kühe sind vor ihm sicher, ebenso auch die Hunde, obgleich er oft dicht an die Wohnungen heranstreift.

Nur ungern bleibt der Kuguar lange in dem gleichen Gebiete. Gewöhnlich streift er ruhelos umher. Dabei scheut er sich aber vor dem Wasser und schwimmt nur im Nothfalle über Flüsse, obwohl er das Schwimmen sehr gut versteht.

Zur Begattungszeit, welche in Südamerika in den Februar und März fällt, sucht sich das Männchen ein Weibchen auf. Die übrige Zeit leben die Geschlechter getrennt und jagen für sich allein. Die Tragzeit mag etwa drei Monate währen. Das Weibchen wirft zwei, seltener drei Junge, welche blind zur Welt kommen. Sie werden von der Mutter im hohen Grase, im Dickicht des Waldes oder wohl auch in einem hohlen Baume versteckt und behütet, wenn auch die Alte bei ihren Raubzügen sich oft weit von ihnen entfernt. Gegen Menschen und Hunde wagt sie ihre Brut übrigens nicht zu vertheidigen, sondern läßt sie feig im Stiche. Die Jungen begleiten die Mutter nach einigen Wochen auf ihren Streifereien und werden dann von ihr verlassen.

Wegen der blutdürstigen Grausamkeit und der damit im Zusammenhange stehenden, ganz unverhältnißmäßigen Schädlichkeit des Kuguars wendet man alle Mittel an, um seiner sobald als möglich los zu werden. Seine Jagd ist kaum gefährlich zu nennen: denn falls man vorsichtig ist, hat man selbst von einem verwundeten Puma, welcher von Schmerz gepeinigt auf seinen Angreifer losgeht, nicht viel zu fürchten. Gewöhnlich sucht der feige Gesell, sobald er einen Menschen erblickt, sein Heil in der Flucht und entschwindet, weil er sich trefflich zu verstecken weiß, fast immer bald dem Auge. Im Walde ist er schwer zu erreichen, weil er, sobald er von den Hunden aufgescheucht wurde, auf Bäume klettert und in dem Gezweig seinen Weg mit größter Schnelligkeit weiter verfolgt. Nur im ersten Schlafe ist es leicht, ihn mit Hunden zu überraschen. Dann vertheidigt er sich auch wohl gegen dieselben, doch erliegt er ihnen regelmäßig, wenn sie groß, stark und geübt sind. Im Nothfalle sind dann auch die Jäger immer bei der Hand und können dem von den Hunden festgehaltenen Räuber leicht ihre Lanze in das Herz stoßen oder ihm eine Kugel durch den Kopf jagen. Die Gauchos, jene prachtvollen Reiter der Steppen oder Pampas von La Plata, finden ein besonderes Vergnügen in seiner Jagd. Sie hetzen ihn auf offenem Felde mit großen Hunden und tödten ihn, nachdem die Hunde ihn gestellt haben, mit ihren Bolas oder Wurfkugeln oder schleudern ihm, indem sie ihm auf ihren flüchtigen Pferden nachsetzen, die niemals fehlende Wurfschlinge um den Hals, setzen ihr Pferd in Galopp und schleifen ihn hinter sich her, bis er erwürgt ist. In Nordamerika wird er gewöhnlich durch die Hunde auf einen Baum gejagt und dann von dort herabgeschossen. Auch fängt man ihn in Schlagfallen.

Unter vielen Jagdgeschichten, welche man erzählt, scheint mir folgende das Wesen des Thieres gut zu bezeichnen. Ein englischer Reisender, welcher auf den Pampas wilden Enten nachjagte, kroch auf dem Boden mit seiner leichten Vogelflinte an die Vögel heran. Er hatte Kopf und Körper in das gewöhnliche Volkskleid, den Poncho, eingehüllt, um nicht aufzufallen. Plötzlich vernahm er ein kurzes Gebrüll und fühlte sich in demselben Augenblick berührt. Er schüttelte schnell die Decke von sich ab und sah zu seiner nicht geringen Ueberraschung einen Kuguar auf Armeslänge vor sich. Dieser aber war auch nicht wenig erstaunt, blickte den Jäger verwundert einige Augenblicke an, wich langsam auf zehn Schritte zurück, blieb nochmals stehen und nahm dann plötzlich mit gewaltigen Sprüngen Reißaus.

In der Provinz St. Louis und in der Sierra von Mendoza sah **Göring** auf den Umzäunungen, in welche nachts die Weidethiere getrieben werden, viele Pumaköpfe aufgespießt und erfuhr, daß man dieses Siegeszeichen hier aufstecke, um andere Pumas von dem Besuch der Hürden abzuhalten: — gerade so, wie man in früheren Zeiten die Köpfe der gerichteten Verbrecher vor die Thore der Stadt zu pflanzen pflegte, innerhalb deren Weichbildes sie den Lohn ihrer Sünden empfangen. Die Besitzer der Pumaköpfe hielten dieselben außerordentlich werth und erlaubten Göring nicht, einen einzigen von dem Pfahle herabzunehmen. Nicht einmal für Geld waren die Leute zu bewegen, einen der Köpfe zu veräußern. Die Hürdenbesitzer haben nämlich den sonderbaren Aberglauben, daß der Puma sicherlich eine Herde angreifen wird, welche nicht durch den Kopf eines seiner Artgenossen gefeit ist. Dabei ist es merkwürdig, daß der Gaucho, wenn er seine Hürde nicht durch einen Kopf verziert hat, keineswegs ängstlich ist; er wird dies aber, wenn er bereits einen besessen und ihn veräußert hat. Wird ein solcher Kopf gestohlen, so entsteht förmliche Bestürzung unter allen Herdenbesitzern. Der Dieb würde seine That sicherlich mit dem Leben bezahlen müssen.

Alt eingefangene Kuguars nehmen selten in der Gefangenschaft Futter an, sondern opfern sich freiwillig dem Hungertode; sehr jung eingefangene dagegen werden bald und zwar außerordentlich zahm. **Rengger** versichert, daß man den Puma zum Hausthier machen könnte, wenn ihn nicht hin und wieder die Lust anwandelte, seine Blutgier an dem zahmen Geflügel auszulassen. Man zieht ihn mit Milch und gekochtem Fleische auf; Pflanzennahrung ist ihm sehr zuwider und muß wenigstens mit Fleischbrühe gekocht werden, wenn er sie genießen soll; auch erkrankt er sehr bald, wenn man ihm kein Fleisch giebt. Seine Lieblingsspeise ist warmes Blut, und davon kann er, wie unser Gewährsmann sagt, fünf bis sechs Pfund auf einmal ohne Nachtheil trinken. Das rohe Fleisch beleckt er, wie viele Katzen es thun, bevor er es verzehrt; beim Fressen hält er, wie unsere Hauskatze, den Kopf auf die Seite. Nach der Mahlzeit leckt er sich zunächst die Pfoten und einen Theil des Leibes; dann legt er sich schlafen und bringt so einige Stunden des Tages zu. Man muß dem gefangenen Kuguar viele Flüssigkeiten reichen, besonders im Sommer, weil ihm nicht einmal frisches Blut das Wasser gänzlich ersetzen kann und er auch, wenn er durstig ist, weit eher unter dem zahmen Federvieh Schaden anrichtet, als wenn man ihn reichlich mit Wasser versorgt. Er lernt seine Hausgenossen, sowohl Menschen, als Thiere, nach und nach kennen und fügt ihnen keinen Schaden zu. Mit Hunden und Katzen lebt und verträgt er sich gut und gaukelt mit ihnen; dagegen ist er niemals im Stande, der Lust zu widerstehen, Federvieh aller Arten anzugreifen und abzuwürgen. — Nach Katzenart spielt er oft stundenlang mit beweglichen Gegenständen, zumal mit Kugeln.

Manche Kuguare läßt man frei im ganzen Hause herumlaufen. Sie suchen ihren Wärter auf, schmiegen sich an ihn, belecken ihm die Hände und legen sich ihm zärtlich zu Füßen. Wenn man sie streichelt, schnurren sie in ähnlicher Weise, wie die Katzen. Dies thun sie wohl auch sonst, wenn sie sich recht behaglich fühlen. Ihre Furcht geben sie durch eine Art von Schnäuzen, ihren Unwillen durch einen murrenden Laut zu erkennen; ein Gebrüll hat man aber niemals von ihnen vernommen. Zwei Pumas, welche sich in unserm Thiergarten befinden, begrüßen ihre Bekannten stets durch ein nicht allzulautes, aber scharfes und dabei kurz ausgestoßenes Pfeifen, wie ich es von andern Katzen nie hörte. Nur durch Eins wird der zahme Kuguar unangenehm. Er pflegt sich, wenn er seinen Herrn erst liebgewonnen hat und gern mit ihm spielt, bei seiner Annäherung zu verstecken und springt dann unversehens auf ihn los — gerade so, wie Dies zahme Löwen auch zu thun pflegen. Man kann sich leicht denken, wie ungemüthlich solche, zu unrechter Zeit angebrachte Zärtlichkeit manchmal werden kann. Zudem gebraucht der Kuguar, wenngleich nur spielend, seine Krallen und Zähne auf unangenehme Weise. Einzelne sollen so zahm geworden sein, daß man sie geradezu zur Jagd abrichten konnte; doch bedarf diese Angabe wohl noch sehr der Bestätigung. **Azara** besaß einen jung aufgezogenen Kuguar über vier Monate lang und erzählt außer ähnlichen Thatsachen auch noch, daß das Thier seinen Wärtern zum Fluß folgte und dabei die ganze Stadt durchkreuzte, ohne sich mit den Hunden auf der Straße in Streit einzulassen. Wenn er frei im Hofe herumlief, sprang er zuweilen

über die Umzäunung hinweg, lustwandelte nach seinem Vergnügen in der Stadt herum und kehrte dann in das Haus zurück, ohne daß man ihn suchte. Das Fleisch, welches er bekam, bedeckte er nicht selten mit Sand; ehe er es aber fraß, wusch er es im Wasser ab, und dabei verzehrte er es gleich mit. Wenn er es rein erhielt, legte er es immer hübsch auf ein Bret, und dort fraß er es ganz nach Art der Katzen, indem er das ganze Stück nach und nach hinterkante, ohne es zu zerstückeln oder zu zerreißen.

Das Fell des Puma wird in Paraguai nicht benutzt, wohl aber im Norden von Amerika. An einigen Orten ißt man sein Fleisch und behauptet, daß es sehr wohlschmeckend und dem Kalbfleische ganz ähnlich wäre, ja die Pflanzer in Carolina haben es sogar für einen Leckerbissen gehalten.

Der Kuguar hat, soviel man bis jetzt weiß, noch zwei Verwandte, den Yaguarundi und den Eyra, wie die Indianer diese Thiere nennen oder wenigstens früher nannten.

Ersterer (Puma Yaguarundi) ist ein schlankes, schmächtiges Thier, welches durch seinen gedehnten Körper und seinen langen Schwanz beinahe an die Marder erinnert. Der Kopf ist klein, die Ohren sind abgerundet, die Behaarung ist kurz, dicht und von schwarzgraubrauner Farbe; die einzelnen Haare



Der Yaguarundi (Puma Yaguarundi).

aber sind an der Wurzel tiefschwarzgrau und vor der dunkelbraunen Spitze schwarz. Diese Haarfärbung verleiht dem Yaguarundi die Fähigkeit, bald heller und bald dunkler zu erscheinen. Wenn er sich nämlich im Zustande vollster Ruhe befindet, liegen die Haare glatt auf, und dann treten natürlich die schwarzen Spitzen mehr hervor, das Fell wird also dunkler; erregt er sich aber, so sträubt sich, wie Dies bei Katzen ja ganz gewöhnlich, sein Fell, und damit wird nun auch die lichtere Wurzel des Haares sichtbar, die Gesammtfärbung also lichter. Die Pfoten und die Lippen sind heller, mehr ins Gräuliche fallend, die Schnurren braun. Bisweilen sind die Haare schwarz oder gelblich geringelt und ihre Spitzen grau. Das Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen regelmäßig durch etwas lichtere Färbung. Die Größe des Yaguarundi ist viel geringer, als die des Kuguars, denn die Länge des Leibes beträgt blos $1^1/_2$ bis $1^3/_4$ Fuß und die Länge des Schwanzes nur einen Fuß, die Höhe am Widerrist einen Fuß einen Zoll.

Der Yaguarundi bewohnt das wärmere Brasilien, Guiana und Paraguai. Hier haust er in den Wäldern, doch liebt er mehr den Saum derselben, dichtes Gesträuch und die Hecken, als den eigentlichen, tiefern Wald. Auf offenem Felde trifft man ihn nie. Er hat ein bestimmtes Lager und bringt in ihm die Mittagsstunden gewöhnlich schlafend zu. Namentlich morgens und abends, doch

auch nicht selten bei Tage, geht er auf Raub aus; bei sehr stürmischem Wetter aber verläßt er seinen Schlupfwinkel nicht und wartet lieber, bis die Gelegenheit günstiger geworden ist. Seine Hauptnahrung besteht aus Vögeln, sowie aus kleinen und jungen Säugethieren, aus Mäusen, Agutis Kaninchen, jungen Rehen, ja wohl auch jungen Hirschen rc. Doch erfuhr Azara auch, daß er sich auf größere Thiere stürze, nach Art des Luchses sich in deren Halse festbeiße und sich nun von dem Thiere nicht abschütteln lasse, sondern hängen bleibe, bis es verendet sei. Bei weitem den größten Theil seiner Nahrung holt er sich aus den Gehöften der Menschen und nähert sich deshalb sehr häufig den Wohnungen. Rengger beobachtete ihn und seine Raubzüge nicht selten und gab ihm sogar Gelegenheit, Jagden vor seinen Augen auszuführen. In der Nähe einer Bromelienhecke, in welcher sich ein Yaguarundi aufhielt, band dieser Beobachter eine Henne an einer langen Schnur fest und stellte sich dann auf die Lauer. Nach einiger Zeit streckte der Räuber bald hier, bald dort den Kopf zwischen den Bromelien hervor und sah sich vorsichtig um. Hierauf suchte er sich unvermerkt der Henne zu nähern, duckte dabei den Körper ganz auf die Erde und schlich so sorgfältig, daß sich kaum die Grashalme bewegten. Als er sich seinem Schlachtopfer bis auf sechs oder acht Fuß genähert hatte, zog er den Körper zusammen und machte einen Sprung nach der Henne, packte sie sofort mit den Zähnen beim Kopfe oder am Halse und versuchte, sie nach der Hecke zu tragen. — Die Hühnerarten scheinen mit sein Lieblingsfutter zu sein, und er soll dieselben, wie genannter Forscher versichert, auch von den Bäumen herabholen, während sie schlafen. Niemals aber tödtet der Yaguarundi mehr als ein Thier auf einmal. Macht er nur kleine Beute, welche ihn nicht vollkommen sättigt, so zieht er zum zweiten Male auf den Raub aus und holt sich wieder ein Stückchen, bis er seinen Hunger gestillt hat.

Gewöhnlich lebt der Yaguarundi paarweise in einem bestimmten Gebiete und macht von hier aus nur kurze Streifereien. Nicht selten theilt er seinen Jagdgrund auch mit anderen Paaren, was sonst nicht die Art der Wildkatzen ist. Renggers Hunde jagten einmal sechs erwachsene Yaguarundis aus einer einzigen Hecke heraus. Zur Zeit der Begattung, welche in die Monate November und Dezember fällt, kommen natürlich immer mehrere Männchen zusammen, und man hört sie sich dann in dem Bromeliengestrüpp herumbalgen und dabei fauchen und kreischen. Etwa neun bis zehn Wochen nach der Begattung wirft das Weibchen zwei bis drei Junge auf ein Lager im dichtesten Gesträuche, in einem mit Gestrüpp überwachsenen Graben oder in einem hohlen Baumstamme. Niemals entfernt sich die Mutter weit von ihren Jungen. Sie versorgt dieselben, sowie sie größer werden, mit Vögeln und kleinen Nagethieren, bis sie die hoffnungsvollen Sprößlinge selbst zum Fange anleiten und deshalb mit sich hinaus auf die Jagd nehmen kann. Bei herankommender Gefahr aber überläßt sie ihre Kinder feig dem Feinde, und niemals wagt sie, dieselben gegen Menschen oder Hunde zu vertheidigen. Der Yaguarundi greift überhaupt den Menschen nicht an, und seine Jagd ist deshalb auch ganz gefahrlos. Man schießt ihn entweder auf dem Anstande, fängt ihn in Fallen oder jagt ihn mit Hunden, denen er sich nur im äußersten Nothfalle widersetzt. Gewöhnlich sucht er seinen Verfolgern zwischen den stachligen Bromelien zu entschlüpfen; kommen sie aber zu nahe, so bäumt er oder springt selbst ins Wasser und sucht sich schwimmend zu retten.

Rengger hat mehrere jung aufgezogene Yaguarundis in der Gefangenschaft gehalten. Sie wurden so zahm, wie die sanfteste Hauskatze. Ihre Raubsucht war aber doch zu groß, als daß unser Gewährsmann ihnen hätte gestatten können, frei im Hause herumzulaufen. Deshalb hielt er sie in einem Käfig oder an einem Seile angebunden, welches sie niemals zu zerbeißen versuchten. Sie ließen sich sehr gern streicheln, spielten mit der Hand, die man ihnen darhielt, und äußerten durch ihr Entgegenkommen und durch Sprünge ihre Freude, wenn man sich ihnen näherte; doch zeigten sie für Niemanden insbesondere weder Anhänglichkeit, noch Widerwillen. Sobald man sie auch nur einen Augenblick frei ließ, sprangen sie auf das Federvieh im Hofe los und fingen eine Henne oder eine Ente weg. Selbst angebunden suchten sie, diese Thiere zu erhaschen, wenn sie in ihre Nähe kamen, und versteckten sich vorher recht schlau zu diesem Zwecke. Keine Züchtigung konnte

ihnen ihre Raubsucht benehmen, nicht einmal sie bewegen, ihren schon gemachten Raub fahren zu lassen. Rengger hob Yaguarundis, die ein Küchlein im Munde hatten, beim Halsbande auf und schleuderte sie mehrere Male in der Luft herum, ohne daß sie ihren Raub aus den Zähnen ließen! Entriß man ihnen denselben mit Gewalt, so bissen sie wüthend um sich und sprangen nach der Hand, die ihnen den Fraß abgenommen hatte. Dem Fleische gaben die Gefangenen immer vor dem Blute den Vorzug, und Pflanzenkost fraßen sie blos, wenn sie der wüthendste Hunger dazu zwang. Wenn man ihnen ein Stück Fleisch vorwarf, suchten sie dasselbe zu verstecken, ehe sie es fraßen. Sie kauen ganz wie unsere Hauskatze, halten dabei ihre Speise aber mit den Vorderpranken fest. Wenn sie gesättigt sind, belecken sie ihre Tatzen und legen sich schlafen. Ist es kalt, so rollen sie sich dabei zusammen und schlagen den Schwanz über Rumpf und Kopf zurück, ist es aber warm, so strecken sie alle vier Beine und den Schwanz gerade von sich. Wenn man ihnen morgens Nichts zu fressen giebt, bleiben sie fast den ganzen Tag wach und gehen unaufhörlich am Gitter ihres Käfigs auf und nieder; werden sie hingegen am Morgen gut gefüttert, so schlafen sie den Mittag und den größten Theil der Nacht über.



Der Eyra (Puma Eyra).

Zwei Yaguarundis, welche man in ein und denselben Käfig einsperrt, leben in der größten Eintracht mit einander. Sie belecken sich gegenseitig, spielen zusammen und legen sich gewöhnlich neben einander schlafen. Nur beim Fressen setzt es zuweilen einige Schläge mit den Tatzen ab. Uebrigens kennt man bis jetzt noch kein Beispiel, daß sie sich in der Gefangenschaft fortgepflanzt hätten, und auch Renggers Bemühungen, Dies zu bewerkstelligen, blieben vergeblich.

Die letzte dieser einfarbigen Katzen Amerikas ist der Eyra (Puma Eyra), unzweifelhaft eins der merkwürdigsten Glieder der Familie. Alle südamerikanischen Katzen sind schlank gebaute Thiere; der Eyra aber ist so lang gestreckt, daß er gleichsam als Bindeglied der Katzen und Marder erscheint. Man könnte ihn bezeichnend „Wieselkatze" nennen. Hinsichtlich seiner Größe ähnelt er dem Yaguarundi, mit dem er auch dieselben Gegenden bewohnt; doch ist er, in Paraguai wenigstens, weit seltener. Die Färbung seines weichen Haares ist ein gleichmäßiges Lichtgelblichroth; nur auf der Oberlippe befindet sich auf jeder Seite ein gelblichweißer Flecken, da, wo die dem Flecken gleichgefärbten Schnurrenhaare stehen. Die Körperlänge des Thieres beträgt 20 Zoll, die des Schwanzes etwas über einen Fuß.

Der Eyra bethätigt sein vielversprechendes Aeußere nicht. Man möchte glauben, daß er alle Eigenschaften der Katzen und Marder in sich vereinige: aber er ist auch nicht gewandter, als der Yaguarundi, und nur sein unersättlicher Blutdurst, seine Grausamkeit stellt ihn, vom Raubthierstandpunkte betrachtet, über jenen und beweist, daß seine Marderähnlichkeit denn doch noch anderweitig begründet ist. Auch er lebt paarweise in einem bestimmten Gebiete und hat so ziemlich dasselbe Betragen, wie der Yaguarundi. Rengger hielt einige in der Gefangenschaft, ohne sie eigentlich zähmen zu können. Sie waren noch so klein, daß sie sich kaum auf den Beinen halten konnten, und griffen doch bereits das Geflügel an, obwohl es ihnen an Kraft fehlte, dasselbe zu überwältigen, ja, einer der kleinen Raubmörder wurde vom Haushahn durch einen Spornschlag in den Hals getödtet. Der andere mußte wegen seiner unbezähmbaren Raubsucht immer eingesperrt werden, und als er einmal frei kam, würgte er in einem Augenblicke mehrere junge Enten ab. Diese Raubsucht abgerechnet, war er sehr zahm, spielte in seiner Jugend mit Katzen und Hunden, mit Pomeranzen und Papier und war besonders einem Affen zugethan, wahrscheinlich weil dieser ihn immer von den Flöhen befreite. Mit zunehmendem Alter wurde er unfreundlicher gegen die anderen Thiere, blieb aber zutraulich und sanft gegen die Menschen, sobald man ihn nicht bei dem Fressen störte. Uebrigens machte er keinen Unterschied zwischen seinen Wärtern und ganz fremden Personen, und zeigte weder Gedächtniß für empfangene Wohlthaten, noch für erlittene Beleidigungen.

Azara, der Entdecker des Eyra, versichert, daß keine andere Katze dieses kleine Raubthier hinsichtlich der Schnelligkeit übertreffen könne, mit welcher es einer einmal gefaßten Beute den Garaus zu machen wisse.

Vor wenigen Jahren kamen zwei dieser schönen Katzen nach London. Von ihnen nahm J. Wolf die Abbildung, welche wir hier benutzt haben.

Löwe, Tiger und Jaguar gelten mit Recht als die Herrscher im Katzengeschlecht, und jeder von ihnen hat sich auch einen eignen Erdtheil zu seiner Herrschaft auserkoren. Aber wie sehr unterscheiden sie sich von einander, und namentlich die beiden letzteren von dem erstern! Tiger und Jaguar sind vollständigere Katzen, als der Löwe, aber aus demselben Grunde auch blut- und raubgierigere Thiere, als jener. Der Löwe ist trotz seines Räuberthums ein edles, großartiges Thier, ein offner Gewaltherrscher: Tiger und Jaguar aber sind schleichende, heimtückische und deshalb doppelt gefährliche Feinde aller größeren Säugethiere, den Menschen mit inbegriffen. Ich nannte Tiger und Jaguar vollendetere Katzen, als den Löwen, und ein einziger Blick auf Gestalt und Zeichnung des Thieres muß bewirken, daß man mir hierin beipflichtet. Man hat den Tiger in der Neuzeit zum Vertreter einer eignen Sippe erhoben und will höchstens noch den Nebelparder in sie einordnen. Allein die Kennzeichen dieser Sippe sind doch nur sehr untergeordneter Art. Der Tiger ist eine echte Katze ohne Mähne, mit etwas starkem Backenbart und mit Querstreifen auf seinem bunten Felle. Aber er ist die furchtbarste aller Katzen, ein Thier, welchem selbst der Mensch bisher noch machtlos gegenüber steht. Kein Geschöpf kann mit seiner verführerischen Schönheit soviel Tücke und Furchtbarkeit verbinden, keins die alte Fabel von der jungen naseweisen Maus, welche in der Katze ein so schönes und liebenswürdiges Thier bewundert, besser bestätigen. Wollte man seine Gefährlichkeit als Maßstab seiner Größe anlegen, so müßte man ihn unbedingt als das erste aller Säugethiere erklären; denn er hat, bisher wenigstens, dem Herrscher der Erde noch in einer Weise gegenübergestanden, wie kein anderes Geschöpf. Anstatt vertrieben und zurückgedrängt worden zu sein durch den Anbau des Bodens und den weiter und weiter vordringenden Menschen, ist er gerade hierdurch mehr zu ihm hingezogen worden und hat stellenweise den Menschen verscheucht, anstatt von ihm vertrieben worden zu sein. Er zieht sich nicht so wie der Löwe aus bevölkerten Gegenden zurück, der Gefahr, welche ihm Vernichtung droht, klüglich ausweichend, sondern geht ihr vielmehr dreist

entgegen und stellt sich muthig dem Menschen als Feind gegenüber: aber als heimlicher, unvermuthet herbeischleichender und deshalb um so gefährlicherer Feind. Man hat seine Grausamkeit und seinen Blutdurst vielfach übertrieben oder wenigstens mit sehr grellen Farben geschildert; allein wir dürfen uns darüber nicht wundern: denn für Diejenigen, welche ihn schildern konnten, ist er allerdings der Inbegriff aller Grausamkeit. Noch heutigen Tages ist die Zahl der Tiger, welche Indien bewohnen, ganz ungeheuer, und noch heutigen Tages müssen dort Tausende von Menschen aufgeboten werden, um eine Gegend, welche sonst der Verödung anheimfallen würde, zeitweilig von dieser schlimmsten aller Landplagen zu befreien.

Der **Königstiger** (Tigris regalis) ist eine herrliche, wunderschön gezeichnete und gefärbte Katze. Seine Gestalt ist höher, schlanker und leichter, als die des Löwen; in der Größe aber steht der Tiger keineswegs hinter jenem zurück. Ein erwachsener männlicher Tiger erreicht regelmäßig sieben bis acht Fuß Gesammtlänge von der Schnauze bis zur Schwanzspitze; es sind aber nicht selten einzelne sehr alte erlegt worden, bei welchen die in derselben Weise gemessene Länge neun Fuß ergiebt. Die gewöhnliche Körperlänge beträgt etwas über fünf Fuß, die Länge des Schwanzes $2\frac{1}{4}$ Fuß, die Höhe am Widerrist $2\frac{1}{2}$ Fuß. Der Leib ist etwas mehr verlängert und gestreckter, der Kopf runder, als der des Löwen, der Schwanz ist lang und quastenlos, die Behaarung kurz und glatt und nur an den Wangen bartmäßig verlängert. Das Weibchen ist kleiner und hat auch einen kürzern Backenbart. Alle Tiger aber, welche in nördlicher gelegenen Ländern wohnen, tragen ein viel dichteres und längeres Haarkleid, als diejenigen, deren Heimat die heißen Tiefländer Indiens sind. Die Zeichnung des Thieres zeigt die schönste Anordnung von Farben und einen lebhaften Gegensatz zwischen der hellen, rostgelben Grundfarbe und den dunklen Streifen, welche über sie hinweglaufen. Wie bei allen Katzen ist die Grundfärbung auf dem Rücken dunkler, an den Seiten lichter und auf der Unterseite, den Innenseiten der Gliedmaßen, dem Hinterkörper, den Lippen und dem Untertheile der Wangen weiß. Vom Rücken aus ziehen sich nun weit auseinanderstehende, unregelmäßige, schwarze Querstreifen in schiefer Richtung theils nach der Brust, theils nach dem Bauche herab, etwas von vorn nach hinten. Einige dieser Streifen sind doppelt, der größere Theil aber einfach und dann dunkler. Der Schwanz ist lichter, als die Oberkörpertheile, aber auch er ist durch dunkle Ringel ausgezeichnet. Die Schnurren sind weiß, die Nase ist ungefleckt und die Iris gelblichbraun. Die Jungen sind genau so gezeichnet, wie die Alten, nur hat ihre Grundfärbung einen etwas hellern Ton. Auch bei dem Tiger kommen verschiedene Abänderungen in der Färbung vor; die Grundfarbe ist dunkler oder lichter und in seltenen Fällen sogar weiß mit nebligen Seitenstreifen.

Man sollte meinen, daß ein so prachtvoll gezeichnetes Thier schon von weitem allen Geschöpfen auffallen müßte, denen es nachstrebt. Allein dem ist nicht so. Ich habe schon oben darauf hingewiesen, wie die Gesammtfärbung aller Thiere und die der Katzen insbesondere auf das innigste mit ihrem Aufenthaltsort übereinstimmt, und brauche deshalb hier blos nochmals an die Dschungeln oder Rohrwälder, an die Grasdickichte und die farbenreichen Gebüsche zu erinnern, in welchen der Tiger hauptsächlich seine Wohnung aufschlägt, — um eine solche Meinung zu widerlegen. Selbst geübten Jägern geschieht es nicht selten, daß sie einen Tiger, welcher ganz nahe vor ihnen liegt, vollkommen übersehen.

Der Tiger ist, wie bemerkt, der König aller Katzen Asiens; denn der Löwe, welcher an einigen Orten dieselben Steppen mit ihm bewohnt, ist viel schwächer, als er, und kann sich keinesfalls mit ihm messen. Wollte man den König einem Könige gegenüberstellen, so müßte man den afrikanischen Löwen wählen; aber auch dann wäre es noch fraglich, ob der Herrscher in Afrika seinen lieben, aber nach Königsart großmüthig gehaßten Vetter in Asien überwinden möchte.

Die Verbreitung des Tigers ist eine auffallend große; denn er ist keineswegs, wie man gewöhnlich annimmt, blos auf die heißen Länder Asiens, zumal auf Ostindien, beschränkt, sondern zieht sich über eine Strecke des gewaltigen Erdtheils hinweg, welche unser Europa bei weitem an

Ausdehnung übertrifft. Vom achten Grade südlicher Breite an, bis zum 52. oder 53. nördlicher Breite kommt der Tiger überall vor, und mit dieser einzigen Angabe ist die Meinung, daß er blos innerhalb des warmen Gürtels leben könne, hinlänglich widerlegt. Seine nördliche Verbreitungsgrenze geht über eine Breite hinaus, unter welcher Berlin liegt, aber man muß dabei bedenken, daß Sibirien ein ganz anderes und verhältnißmäßig kälteres Klima besitzt, als unser Europa, welches, wie bekannt, der Segnungen des Golfstromes theilhaftig ist. Als die westlichen Grenzen des Verbreitungskreises unsers Raubthieres ist der Südrand des westlichen Kaukasus anzusehen; die östliche bildet das große Weltmeer, die südliche Java und Sumatra und die nördliche das südliche Sibirien oder etwa der Baikalsee und seine Breite. Sein Hauptsitz ist Ostindien und zwar ebensowohl Vorder- als Hinterindien. Von hier aus erstreckt er sich durch Tibet, Persien, die ganze Steppe zwischen



Der Königstiger (Tigris regalis).

Indien, China und Sibirien bis zum Ararat im Westen von Armenien. Er verbreitet sich weit über das im Süden von Kabul liegende Solimangebirge und findet sich überall in der waldreichen und bergigen Provinz Mazanderan am Südrande des Kaspischen Sees. Von hier aus reicht er um die Südspitze des Aralsees südlich bis in die Bucharei, von dort gegen Nordosten an den Saisangsee in die Songorei, nach Osten hin aber vom Baikalsee durch die Mandschurei bis nach Korea an die Meeresküste. In China findet er sich fast überall, und nur an dem höhern Mongolenlande oder den waldlosen und dürftigen Ebenen von Afganistan ist er nicht zu treffen. Auch auf den Inseln des indischen Archipels, mit Ausnahme von Java und Sumatra, scheint er zu fehlen. Einzelne verlaufene oder versprengte Tiger gehen jedoch weit über ihre Grenze hinaus. Man hat solche auf der Westküste des Kaspischen Sees, in den kirgisischen Steppen zwischen den Flüssen Irtisch und Ischim im Altai, ja selbst bei Irkuzk an der Lena gefunden.

Ebensowohl als in den Dschungeln oder Rohr- und Graswäldern mit wenigen Bäumen, aber viel Gesträuch, begegnet man dem Tiger in großen, hochstämmigen Wäldern, wenn auch immer nur bis zu einer gewissen Höhe über dem Meeresspiegel. Nach den herdenreichen Alpenweiden in den Hochgebirgen Asiens geht er niemals empor; um so öfter kommt er dicht an die Dörfer, ja selbst an die Städte heran. Die schilfbewachsenen Ufer der Flüsse, die ungeheuren, schilfartigen Bambusgebüsche und andere Dickungen sind seine Lieblingsplätze; allen übrigen Orten aber soll er den Schatten unter einem buschigen Strauche, Korintha genannt, vorziehen, weil dessen Krone so dicht ist, daß sich kaum ein Sonnenstrahl zwischen den Zweigen hindurchstehlen kann. Die Zweige sind nämlich nicht blos sehr verflochten, sondern hängen auch nach allen Seiten über und fast bis zur Erde herab, bilden also eine dunkle und äußerst schattige Laube, welche das Thier ebensogut vor dem Auge verbirgt, als sie ihm Kühlung gewährt. Diese Liebhaberei des Tigers für die Korintha ist so bekannt, daß bei den Jagden die Treiber stets zuerst ihr Augenmerk auf jene Büsche richten. Hier verbirgt er sich, um zu ruhen, und von hieraus schleicht er an seine Beute heran, bis er so nahe gekommen ist, daß er sie mit wenigen Sätzen erreichen kann. Er hat alle Sitten und Gewohnheiten der Katzen, aber sie stehen bei ihm im gleichen Verhältniß zu seiner Größe. Seine Bewegungen sind jedoch noch anmuthig, wie die kleinerer Katzen, und dabei ungemein rasch, gewandt und zugleich ausdauernd. Er schleicht unhörbar dahin, versteht gewaltige Sätze zu machen, klettert trotz seiner Größe rasch und geschickt an Bäumen empor, schwimmt meisterhaft schnurgerade über breite Ströme und zeigt dabei immer die bewunderungswürdige Sicherheit in der Ausführung jeder einzelnen Bewegung.

Er ist kein eigentliches Nachtthier, sondern streift, wie die meisten Katzen, zu jeder Tageszeit umher, wenn er auch den Stunden vor und nach Sonnenuntergang den Vorzug giebt. An Tränkplätzen, Landstraßen, Dorfwegen, Waldpfaden und dergleichen legt er sich auf die Lauer; am allerliebsten in dem Gebüsch an den Flußufern, weil hier entweder die Thiere zur Tränke kommen oder die Menschen herabsteigen, um ihre frommen Uebungen und Waschungen zu verrichten. Von den Büßern, welche zeitweilig an den heiligen Strömen leben, werden stets sehr viele durch die Tiger getödtet. Eigentlich ist kein Thier vor dem entsetzlichen Räuber sicher; er greift selbst den jungen Elefanten und das junge Nashorn an, wenn er sich auch an die alten Thiere nicht wagt und einem ausgewachsenen Elefanten unterliegen muß. Sämmtliche Säugethiere, vielleicht mit Ausnahme der anderen Raubthiere und der übrigen Katzenarten, fallen ihm zur Beute, und er stürzt sich ebensowohl auf die stärksten, wie auf die schwächsten. Außerdem holt er sich auch aus der Klasse der Vögel, ja selbst aus der Klasse der Lurche hier und da eine Beute. In denselben Dickungen, in welchen er sich aufhält, wohnen auch viele Hühnerarten, namentlich die Pfauen. Gerade sie haben es sehr häufig mit den Tigern zu thun und kennen ihn deshalb genau. Sie werden auch gewöhnlich zum Verräther des still dahinschleichenden Raubthieres, indem sie entweder geräuschvoll auffliegen und Schutz vor ihm suchen oder, wenn sie bereits gebäumt haben, ihre weittönende Stimme ausstoßen, den übrigen Geschöpfen gleichsam zur Warnung. Auch die Affen verleiden ihm oft seine Jagd.

Der Tiger belauert und beschleicht schlangenartig seine Beute, stürzt dann pfeilschnell mit wenigen Sätzen auf dieselbe los und schlägt die Krallen mit solcher Kraft in den Nacken ein, daß auch das stärkste Thier sofort zu Boden stürzt. Die Wunden, welche er schlägt, sind immer außerordentlich gefährlich; denn nicht blos die Nägel, sondern auch die Zehen dringen bei dem fürchterlichen Schlage ein. Johnson hat solche Wunden gesehen, welche fünf Zoll tief waren. Selbst wenn die Verwundung eine verhältnißmäßig leichte ist, geht das Opfer gewöhnlich zu Grunde, weil bekanntlich alle Wunden, welche gerissen werden, ungleich gefahrvoller sind, als solche, die durch ein scharfschneidiges Werkzeug hervorgebracht worden sind. Kapitän Williamson, ein Offizier, welcher zwanzig Jahre in Bengalen gelebt und außergewöhnliche Erfahrungen gesammelt hatte, versichert, daß er niemals einen von dem Tiger Verwundeten habe sterben sehen, ohne daß dieser vorher von Starrkrämpfen befallen worden sei, und fügt dem hinzu, daß auch die leichtesten Verwundungen, welche geheilt werden,

bei der geringsten Veranlassung wieder aufspringen. Solche leichte Wunden kommen aber nur äußerst selten vor; denn gewöhnlich sind die Schläge, welche der Tiger ertheilt, tödlich.

Ein Tiger, welcher bei dem Marsche eines Regiments ein Kamel angriff, brach diesem mit einem Schlage den Schenkel. Ein anderer soll sogar einen Elefanten umgeworfen haben. Pferde, Rinder und Hirsche wagen gar keinen Widerstand, sondern ergeben sich, wie der Mensch, schreckerfüllt in das Unvermeidliche. Blos die muthigen männlichen Büffel gehen zuweilen auf den Tiger los und wissen ihm mit ihren tüchtigen Hörnern auch erfolgreich zu begegnen. Deshalb betrachten sich die indischen Viehhirten, welche auf Büffeln reiten, für ganz gesichert, während alle übrigen Reiter Dies nicht sind. Denn selbst auf die Elefanten springt der Tiger zuweilen und holt sich von dort einen Menschen herab.

Die Frechheit des furchtbarsten aller Raubthiere übersteigt alle Begriffe. Manche Engpässe durch waldreiche Schluchten sind berüchtigt wegen der Raubthaten des Tigers; Forbes versichert, daß ohne die große Furcht des Tigers vor dem Feuer kaum hier und da eine Verbindung im Lande möglich sein könne. Man reist in Indien gewöhnlich des Nachts, der großen Hitze wegen, und da kommt es noch immer vor, daß der Tiger einen seiner kühnen Angriffe nicht nur wagt, sondern auch erfolgreich ausführt, ungeachtet der Menschenmenge, welche einen Reisetrupp bildet, und trotz der Fackelträger und Trommelschläger, welche das Raubthier durch Feuer und Geräusch zu schrecken suchen; nicht einmal die Truppen sind gesichert. Forbes erlebte es, daß in einer einzigen Nacht drei gut bewaffnete Schildwachen von den Tigern gefressen wurden. Die Nachzügler der Heere fallen dem Tiger regelmäßig in Menge zur Beute. Ebenso wie unter Reisetrupps, dringt der Tiger in Dörfer, ja selbst in Städte ein und holt sich dort zuweilen am hellen lichten Tage einen Menschen weg. Hierdurch hat er an einigen Orten es wirklich dahin gebracht, daß ganze Dörfer ausgewandert sind oder andere sich blos durch beständig brennende Feuer und hohe Dornenhecken zu schützen vermögen. Aus einer einzigen Ortschaft haben die Tiger, wie Buchanan berichtet, binnen zwei Jahren achtzig Einwohner weggeschleppt und aufgefressen! In anderen Ortschaften hatten sie noch ärger aufgeräumt, die Uebriggebliebenen waren ausgewandert und hatten ihre Wohnplätze den Tigern überlassen, welche jetzt ihre Lager dort aufschlugen. Die Angriffe des Raubthieres geschehen so schnell und so plötzlich, daß an ein Ausweichen kaum zu denken ist, und die Uebrigbleibenden bemerken den Tiger gewöhnlich erst in dem Augenblicke, in welchem er seine unrettbar verlorne Beute bereits gefaßt und weggeschleppt hat. Dann ist das Nachsetzen meist vergeblich; denn wenn auch hier und da ein Mensch oder ein Thier dem Tiger wieder abgejagt wird, sind die Wunden, welche sie empfangen, derart, daß sie daran zu Grunde gehen. Man hat Beispiele, daß sich Leute, welche durch einen Tiger vom Pferde herabgerissen worden waren, selbst von ihrem Räuber befreiten. So sprang ein Tiger mit einem furchtbaren Satze auf den Rücken eines Elefanten, riß dort einen Engländer aus dem Sattelstuhl, schleuderte ihn zur Erde herab und entfloh mit ihm. Zwar hatten alle Begleiter des Unglücklichen ihre Gewehre auf das fliehende Thier gerichtet, wagten aber nicht, zu schießen, weil sie befürchten mußten, anstatt des Raubthieres ihren Gefährten zu treffen, und mußten diesen seinem Schicksale überlassen. Und Dies geschah zu dessen Glück. Durch den hohen Sturz vom Elefanten und den entsetzlichen Schrecken besinnungslos, erwachte er, als ihm Dornen das Gesicht blutig rissen. Seine gefährliche Lage erkennend, hatte er Geistesgegenwart genug, eine in seinem Gürtel steckende Pistole hervorzuziehen und diese auf den Tiger abzuschießen. Der Schuß ging fehl, und sein Räuber biß nur noch heftiger zu. Der muthige Mann verlor jedoch noch immer seine Hoffnung nicht, sondern zog eine zweite Pistole und schoß diese auf das Schulterblatt des Raubthieres ab. Glücklicherweise traf die zweite Kugel das Herz des Tigers, welcher alsbald todt zur Erde stürzte. Die beiden Schüsse hatten seine Freunde ihm nachgezogen, und man fand den wackern Kämpen halb besinnungslos auf seinem Feinde liegend. Man konnte ihm bald die beste Pflege zu Theil werden lassen, und so kam er mit dem Leben davon. Nur ein lahmes Bein ist ihm zur Erinnerung an jenen gewagten und zweifelhaften Kampf geblieben.

Als echte Katze verfolgt der Tiger eine einmal verfehlte Beute nicht weiter, sondern kehrt grollend und brummend nach dem vergeblichen Sprunge in die Dschungeln zurück und sucht sich einen neuen Platz zur Lauer aus. Man sagt, daß blos die schnellfüßigen Hirsche und die achtsamen Pferde oder Wildesel zuweilen Gelegenheit finden, diese Thatsache zu erproben. Doch sind wirklich ein paar Fälle bekannt, daß sich auch Menschen vor einem auf sie anspringenden Tiger unversehrt gerettet haben.

Ebenso selten als die Rettung aus den Klauen des Tigers, sind die Fälle, in welchen sich derselbe vor dem Menschen zurückzieht, ohne überhaupt einen Angriff zu machen. Uebersättigung und damit zusammenhängende Faulheit sind die gewöhnlichen Ursachen eines solchen Rückzugs; zuweilen läßt auch der Schreck den Tiger seine Stärke vergessen. Am allerschlimmsten sind jedenfalls die Leute daran, welche nur von dem Ertrag der Wälder leben müssen, z. B. die Hirten oder die Sammler des Sandelholzes. Erstere müssen nicht nur in beständiger Sorge um ihre Herden, sondern auch um sich selbst sein, und von diesen verliert bei weitem der größte Theil durch den Tiger das Leben. Unglückliche Mütter setzen, wenn sie sich von Tigern bedroht sehen, ohne auf die Hilfe ihrer Männer rechnen zu können, ihre unmündigen Kinder als Opfer in den Wald und hoffen, dadurch ihre eigne Rettung zu erlangen, ein Mittel der Abwehr, zu welchem gewiß blos die Verzweiflung greifen kann. Auch die Briefträger leben in beständiger Gefahr. Forbes berichtet, daß die Briefboten, welche nachts das Felleisen durch die Wälder tragen, ohne ihr Geleit von Lanzen- und Fackelträgern, sowie durch den Lärm von den Trommeln, welche beständig gerührt werden, nie sicher seien, und ungeachtet dieser Begleitung noch immer oft genug weggeschleppt würden. An den beschwerlichen Uebergängen des Gumeahstromes in Guzerate wurden einmal vierzehn Tage lang diese Briefträger regelmäßig weggeschleppt; einmal sogar, anstatt eines Menschen, das Felleisen. In dem Engpasse Kutkum-Sandi lag eine Tigerin auf der Lauer und erwürgte mehrere Monate hindurch jeden Tag Menschen, unter welchen wohl ein Dutzend Briefträger waren. Dieses eine Thier hatte allmählich fast alle Verbindungen der Präsidentschaft mit den oberen Provinzen unterbrochen, so daß sich die Regierung veranlaßt sah, einen bedeutenden Preis auf seine Erlegung zu setzen. Sie that es aber vergebens; denn Niemand wollte sich an das Unthier wagen.

Bei großem Hunger scheut der Tiger selbst das Feuer nicht, sondern springt mitten unter die Lagerfeuer und holt sich dort einen Menschen weg. — Ein Tiger in Java brach sogar nachts durch das Dach einer Hütte ein und packte einen von den acht Javanesen, welche dort um ein Feuer saßen, erwürgte ihn und schleppte ihn ungeachtet des Geschreis der Uebrigen auf demselben Wege, den er gekommen war, mit sich fort.

Auf der Insel Singapore ist nach Berthold Schumann die Zahl der Tiger sehr groß, und es vergeht kaum eine Woche, wo nicht mehrere Leute getödtet werden. In den verrufensten Tigergegenden hat deshalb gegenwärtig die Regierung die Wälder zu beiden Seiten der Straßen aushauen und an gewissen Ruheplätzen ringsum den Wald ausbrennen lassen, um die Schlupfwinkel der Tiger zu zerstören. Und sobald diese Vorsichtsmaßregel zu erneuern vergessen wird und das hohe Gras wieder jene Stellen bedeckt, siedeln sich die Tiger auch wieder an und rauben nach wie vor.

Ebensowenig als das Feuer den Tiger schreckt, hält ihn das Wasser ab, sich seiner auserseheuen Beute zu bemächtigen; denn mehr als ein Reisender berichtet, daß er Augenzeuge war, wie die Tiger sich in die Ströme stürzten und auf Kähne zuschwammen, um einen der Ruderer von dort herauszureißen.

Möckern schiffte mit seinem Freunde Tirer von Calcutta nach der Insel Sangar. Ehe noch das Ziel erreicht worden war, stieg Letzterer an das Land, ging vorwärts und bemerkte einen Tiger. Augenblicklich floh er zum Flusse zurück und sprang, da ihm der Tiger nachsetzte, in die Wellen und suchte sein Heil in der Flucht, denn er war ein vorzüglicher Schwimmer. Der Tiger sprang ebenfalls ins Wasser, schwamm hinter ihm her und kam ihm näher und näher. Tirer, welcher das Tauchen ebenfalls vorzüglich verstand, suchte jetzt seine Rettung unter der Oberfläche des Wassers und schwamm, soweit er konnte, tief im Strome dahin. Als er wieder auftauchte, sah er denn auch mit



Königstiger.

Freunden, daß der Tiger, ohne Zweifel, weil er seine Beute nicht mehr erblickte, auf der Rückkehr war. Der Verfolgte gelangte glücklich an den Kahn, in welchem sich sein Freund befand.

Ein anderer Tiger schwamm quer über einen Strom einem Boote zu und erkletterte es trotz alles Schreiens der entsetzten Schiffer. Einige von diesen stürzten sich augenblicklich in die Wellen, die anderen verrammelten sich in der kleinen Kajüte am Hintertheile des Fahrzeuges. Der Tiger, jetzt alleiniger Herr des Bootes, saß stolz am Vordertheile und ließ sich ruhig stromabwärts treiben; da er aber sah, daß die beabsichtigte Beute ihm entgangen war, sprang er endlich mit einem Satze in den Fluß, stieg aus Ufer, schüttelte sich ein wenig und verschwand bald darauf in den Dschungeln.

Die Stärke des Tigers ist unglaublich groß. Er schleppt mit Leichtigkeit nicht blos einen Menschen oder einen Hirsch, sondern selbst ein Pferd oder einen Büffel meilenweit mit sich fort; dabei zeigt er zugleich viel Klugheit. Niemals oder nur höchst ungern schleift er ein solches Thier über eine breite Straße weg, wahrscheinlich, um sich nicht selbst zu verrathen. Dennoch kann er aber die Spuren, die ein solcher Streifzug hinterläßt, nicht verdecken. Wenn er ein großes Thier schlägt oder tödtet, z. B. einen Ochsen, springt er auf den Rücken, schlägt seine fürchterlichen Klauen ein und leckt das Blut, welches aus der Wunde strömt. Dann erst trägt er das Thier weiter in das Dickicht, bewacht es dort bis zum Abend und frißt dann während der Nacht ungestört und ruhig, soviel er fressen kann. Er beginnt bei den Schenkeln, von dort aus frißt er weiter gegen das Haupt hin. Er ist unmäßiger, als der Wolf, und frißt, soviel als er kann; dabei geht er ab und zu nach den benachbarten Quellen oder Flüssen, um zu trinken. Man versichert, daß er keineswegs ein Leckermaul sei, sondern Alles fresse, was ihm vorkomme, das Fell und die Knochen ebenfalls mit. Nur diejenigen Tiger, welche einmal Menschenfleisch gekostet haben, sollen dies dem aller übrigen Thiere vorziehen und werden deshalb, wie die Löwen in Afrika, geradezu Menschenfresser genannt. Die Jagd auf den tölpischen und unbehilflichen Menschen behagt ihnen mehr, als andere.

Nach einer sehr guten Mahlzeit fällt der Tiger in Schlaf und liegt manchmal länger als einen ganzen Tag in einem halb bewußtlosen Zustande. Er bewegt sich blos, um zu trinken, und giebt sich mit einer gewissen Wollust der Verdauung hin. Die Inder behaupten, daß er zuweilen sogar drei Tage an einer und derselben Stelle liege, während andere versichern, daß er am nächsten Morgen, spätestens am nächsten Abende wieder zu seiner früher gemachten Beute zurückkehre, um nochmals von ihr zu fressen, falls er noch Ueberreste finden sollte: — denn auch an seiner königlichen Tafel speist das hungrige Bettelgesindel, wie an der Tafel des Löwen. Die Schakale, Füchse und wilden Hunde, welche bei Nacht den Wald durchstreifen, verfolgen die blutige Fährte des geschleiften Thieres und fressen sich an den Ueberbleibseln des Leichnams toll und voll. Bei Tage aber entdecken die Aasgeier bald die Leiche und kommen scharenweise herbeigeflogen. Nicht selten entsteht sogar noch Kampf und Streit auf ihr zwischen diesen Thieren. Die vierfüßigen Schmarotzer sind so regelmäßige Gäste an der Tafel des Tigers, daß sie, zumal die Schakale, geradezu als seine Boten und Kundschafter angesehen werden und wie die Pfauen oder Affen, welche aus Furcht vor dem Tiger ihn verrathen, dazu dienen, seine Aufsuchung zu erleichtern.

Es wird uns nach dem Mitgetheilten nicht Wunder nehmen, daß alle Inder, und die europäischen Bewohner des schönen Tropenlandes nicht minder, den Tiger als den Inbegriff alles Entsetzlichen ansehen und ihn für ein Scheusal halten, welches die Hölle selbst ausgespieen. Damit steht nicht im Widerspruche, daß das Ungeheuer an vielen Orten Indiens geradezu geschont, ja an einigen sogar als Gottheit betrachtet wird, wie ja das Uebermächtige und Eigenthümliche von Unverständigen immer für etwas Erhabenes gehalten wird. Der Inder sucht eben aus jedem Thiere, welches sich einigermaßen bemerklich macht, etwas Besonderes zu machen und sieht in solchen, welche sehr schädlich werden, eine Art von strafendem Gotte. Man hat die Gewohnheit, an den Orten, wo ein Mensch von einem Tiger getödtet worden ist, eine hohe Stange mit einem farbigen Tuche als Warnungszeichen aufzupflanzen und errichtet daneben auch gewöhnlich eine Hütte, in welcher sich die Reisenden zum Gebet versammeln. Ereignet es sich nun, daß an derselben Stelle zum zweiten Male ein Mensch

dem Tiger als Opfer fällt, so wird er als ein Sünder und sein Tod als ein gottgerechter betrachtet. Früher ging man noch weiter. In Siam nämlich fanden noch vor etwa sechzig Jahren Tigerproben zur Ermittlung des Schuldigen statt. Man warf zwei Gleichverdächtige einem Tiger vor, und derjenige, welchen er fraß, galt für schuldig! Dieser abscheuliche Aberglaube ist natürlich nur geeignet, die Tiger zu vermehren. Ebenso gute Gelegenheiten zur Vermehrung bieten ihm die beständigen Kriege, welche in Indien geführt werden, und namentlich Hyder Ali hat sich durch seine Kriege auch hierin einen Namen gemacht; denn während der Zeit seiner Berüchtigung nahmen die Tiger in unglaublicher Weise überhand. Einige Fürsten Indiens verbieten noch heutigen Tags die Tigerjagd, indem sie dieselbe als ein königliches Vergnügen für sich selbst aufsparen, ganz unbekümmert darum, ob solchem Vergnügen Hunderte oder Tausende von ihren Unterthanen aufgeopfert werden oder nicht. So ist es erklärlich, daß in der einzigen Provinz Candesch in Dekan in dem kurzen Zeitraume von vier Jahren durch die Engländer 1032 Tiger erlegt werden konnten. Noch häufiger, als hier, sollen die Tiger in Siam und Birma sein, zumal an den Rohrwäldern am Irawaddi. Auf Java und Sumatra leben die Eingebornen der Ueberzeugung, daß die Tiger blos die Hüllen verstorbener Menschen sind, und wagen es deshalb gar nicht, sie zu tödten. Hierzu kommt nun noch die Unzulänglichkeit der Waffen, welche die Eingebornen besitzen. Der Mensch ohne Feuerwaffen ist vollkommen macht- und wehrlos dem furchtbaren Feinde gegenüber; laufen doch selbst Wohlbewaffnete immer noch Gefahr. In neuerer Zeit hat die englische Regierung in den ihr unterworfenen Landstrichen viel für Verminderung der Tiger gethan; aber noch immer giebt es deren gerade genug. Man bezahlt seit geraumer Zeit zehn Rupien für jeden Tigerkopf, und schon vor ungefähr sechzig Jahren hatte man auf diese Weise 30,000 Pf. St. verausgabt. Diese Summe hat übrigens Zinsen getragen, wie kaum eine andere; denn in allen Gegenden, wo sich viel englische Niederlassungen befinden und von den Engländern die Ausrottung ernstlich betrieben wird, ist der Tiger fast vernichtet. Die Insel Cossinbazar ist durch den unerschütterlichen Muth eines Deutschen, welcher mehrere Male in einem einzigen Tage fünf von den Ungeheuern tödtete, vollkommen gereinigt worden. Aber dieser Held steht immer noch hinter dem Richter Heinrich Ramus zurück; denn dieser hat während seines Lebens nicht weniger als 360 Tiger eigenhändig erlegt. Man hat gelernt, gegenwärtig die Jagd regelrecht zu betreiben und erzielt dadurch vortreffliche Erfolge. In früheren Zeiten hielten blos die Fürsten und Kaiser Indiens große Jagden ab, bei denen aber der Pomp und Lärm des Jagdzuges das Hauptsächlichste war. Gegen die Tiger wurde sehr wenig ausgerichtet. Noch heutigen Tags sendet der Kaiser von China viele Tausende von Jägern in die Wälder, um Tiger, Panther, Löwen, Wölfe u. s. w. zu erlegen; gleichwohl wurden in einem Jahre bei einem so gewaltigen Jagdzuge, an dem 5000 Mann Theil genommen hatten, achtzig Menschen zerrissen. Im 17. Jahrhundert zog nach dem Bericht des Jesuiten Verbiest der Kaiser von China einmal mit Heeresmacht in die Provinz Leao-Toug, ließ dort von seinen Soldaten große Strecken umstellen und den Kreis immer mehr und mehr verengern. Bei der einen Jagd wurden auf einmal über tausend Hirsche, viele Bären, Wildschweine und sechzig Tiger erlegt. Im Jahre 1683 rückte der Kaiser mit 60,000 Mann und 10,000 Pferden zur Jagd aus, ohne jedoch sonderlichen Erfolg zu erzielen. Aehnliche Jagden werden von den indischen Fürsten noch heutigen Tags abgehalten, und für dieselben hegen und pflegen eben die Fürsten ihre Tiger, wie bei uns zu Lande hohe Herren die ihren Unterthanen ebenfalls sehr schädlichen Wildschweine oder Edelhirsche.

Möckern beschreibt eine große Jagd, welche der Nabob von Audh veranstaltete. Der Fürst hatte ein ganzes Heer von Fußvolk, Reiterei, Geschütze, über tausend Elefanten, eine unübersehbare Reihe von Karren, Kamelen, Pferden und Tragochsen bei sich. Die Weiber saßen in bedeckten Wagen. Jagdleoparden, Falken, Kampfhähne, Nachtigallen, Tauben, Bajaderen, Sänger, Possenreißer und Marktschreier gehörten zu dem großen Gefolge. Nicht weit von der Nordgrenze Indiens wurde eine große Menge Wild erlegt. Endlich ward auch ein Tiger entdeckt und sein Versteck augenblicklich mit 200 Elefanten umstellt. Beim Vorrücken hörte man ein Knurren und

Bellen im dichten Gebüsch, und ehe noch ein Schuß gefallen, sprang der Tiger auf den Rücken eines Elefanten, welcher drei Jäger trug. Dieser schüttelte sich gewaltig und warf den Tiger und die drei Reiter ab, so daß alle vier ins Gebüsch flogen. Schon gab man die Reiter verloren, da krochen sie zum Erstaunen der Anwesenden zwar mit ängstlichen Gesichtern, aber unversehrt aus dem Gebüsch hervor. Der Nabob ließ jetzt größere Massen von Elefanten in's Gebüsch rücken und den Tiger nach der Stelle treiben, wo er selbst, von Bewaffneten umgeben, ihn auf seinem Elefanten erwartete. Beim Vorgehen ward der Tiger angeschossen, dann gegen den Nabob hingedrängt und dort erlegt.

Karl von Görtz hat bei Seharunpore eine Tigerjagd mitgemacht, welche von dem Oberbefehlshaber des indischen Heeres veranstaltet ward. Vierzig Elefanten standen in Bereitschaft, acht davon waren für die Jäger bestimmt. Jeder Elefant hatte einen von Rohrgeflecht umgebenen, bequemen Sitz für einen Schützen und hinter diesem einen kleinern für einen Diener, welcher zwei bis drei Gewehre in Bereitschaft hielt. Um hinaufzukommen, kletterte man, während der Elefant niederkauerte, an ihm empor. Vorn auf dem Halse des Thieres saß der Mahut. Die übrigen 32 Elefanten waren zum Treiben bestimmt; auf mehreren von ihnen saßen außer dem Lenker zwei bis drei Eingeborne. Schilf und Gras war da, wo sich die Reihe von vierzig Elefanten vorwärts bewegte, oft 15 bis 20 Fuß hoch. Zum untrüglichen Zeichen von der Nähe eines Tigers erhoben die Elefanten den Rüssel und stießen zu wiederholten Malen den bekannten trompetenartigen Laut aus, welchen sie hören lassen, wenn sie irgendwie erregt sind. Der erste Tiger ward von einem gewissen Harvey, dem besten Schützen, welcher schon dem Tode von hundert Tigern beigewohnt hatte, erspäht und verwundet. Gleich darauf hing das Thier an dem Rüssel des Elefanten. Dieser stand unbeweglich. Harvey gab dem Tiger einen zweiten Schuß, worauf er zu Boden fiel, noch eine Kugel bekam, starb und auf einen Elefanten gebunden wurde, welcher ihn jedoch nur mit großem Widerwillen aufnahm.

Die indischen Fürsten wenden zuweilen auch die Lappjagd in großartigem Maßstabe an. Man setzt nämlich, auf 13 bis 14 Fuß Entfernung, hohe Bambusstangen mit außerordentlich großen, starken Netzen, welche an einem gewissen Punkte gegen einander laufen, und treibt dahin den Tiger. In dem Winkel, welchen die Netze bilden, werden dann für die hohen Herren Gerüste errichtet und mit den besten Schützen, namentlich mit den königlichen Hoheiten, besetzt. Die Netze sind an ihrer niedrigsten Stelle etwa 11 Fuß hoch, aber überall nur locker an die Stangen gehängt, damit sie augenblicklich herabfallen, wenn ein Tiger gegen sie springt, und diesen dann verwickeln. Die eigentliche Jagd erfordert ebenfalls ein großes Heer von Menschen und wird wenigstens gegenwärtig nicht häufig mehr angewandt; dabei muß man sich auch noch vorsehen, daß nicht etwa Elefanten oder andere große Thiere in dem begrenzten Theile der Dschungeln sich befinden, da sie sonst durch ihr blindes Anrennen die Netze augenblicklich zerreißen und somit, trotz den längs der Netze aufgestellten Wachen, die Jagd auf den Tiger vereiteln würden.

Um den Tiger an die Schießstände zu treiben, werden alle möglichen Arten von Schreckmitteln angewandt. Man schießt, trommelt, zündet Feuer an, wirft brennende Fackeln in das Rohr, benutzt mit dem besten Erfolge sehr große Raketen, welche man in geringer Höhe über den Rohrwald dahinsausen läßt 2c. Wenn eine solche Rakete zu fliegen beginnt und zischend und leuchtend über die Dschungeln dahinfährt, versetzt sie alle Geschöpfe und auch den Tiger in einen namenlosen Schrecken. Die Feuerstrahlen und das Gezisch und Gebrause sind fürchterliche Dinge für das Raubthier, und kein Tiger kann einem solchen feurigen Drachen, der mit soviel Wuth und Kraft dahinrauscht, widerstehen. Schon nach kurzer Zeit gewahrt man ein Bewegen der Dschungeln und sieht, wie sich das erschreckte Raubthier feig aus dem Staube machen will. Von hinten her kommt der Lärm, nach vorwärts also muß es stürmen! Da erreicht es die Netze; sie sind zu hoch, um über sie wegsetzen zu können, und zu gefährlich, um den Versuch zu wagen, sie zu durchbrechen; die Stangen aber, an welchen sie befestigt sind, sind viel zu leicht und biegsam, als daß der Flüchtende an ihnen emporklimmen könnte, und so ist er genöthigt, sich längs derselben fortzuschleichen und den in sicherer Höhe thronenden Schützen zur Zielscheibe zu werden. Diese an und für sich treffliche Jagdweise hat aber einen sehr

wichtigen Grund gegen sich: sie erfordert einen zu großen Aufwand von Kraft und Geld und kann deshalb nicht regelmäßig betrieben werden, sondern immer nur als Festtag gelten. Deshalb ist ihr Erfolg verhältnißmäßig gering.

Weit ergiebiger, als alle die großen Treiben, wenn auch weniger pomphaft, sind die Einzeljagden, welche Engländer allein oder mit wenigen Gehilfen unternehmen. Wie Afrika seine Löwenjäger, hat Ostindien seine besonderen Tigerjäger, und eine der ersten Stellen unter ihnen dürfte der Lieutenant Rice einnehmen. Derselbe hat ein besonderes Werk herausgegeben, unter dem Titel „Tiger Shooting in India“, und erzählt darin, daß er 68 Tiger, drei Panther und 25 Bären erlegt und außerdem noch viele derselben verwundet habe. Da mir das Werk nicht zur Hand ist, entnehme ich Einiges aus demselben, welches Hartwig in seiner „Tropenwelt“ mittheilt.

Mit vortrefflichen Doppelläufen versehen und von wohl bezahlten Treibern und einer Koppel muthiger Hunde begleitet, drang Rice herzhaft in das Dickicht und suchte selbst den aufgescheuchten Tiger auf. Voran ging gewöhnlich der Schikari oder Haupttreiber, welcher, mit Aufmerksamkeit die Spuren des Tigers beobachtend, die einzuschlagende Richtung angab. Rechts und links schritten neben ihm die Engländer, stets schußfertig, und dicht hinter ihnen die sichersten ihrer Leute mit geladenen Gewehren zum Austausch. Dann folgte die Musik, welche aus vier oder fünf Trommeln verschiedener Größe, Zimbeln, Hörnern und ein Paar Pistolen bestand, welch letztere fort und fort abgeschossen wurden. Männer, welche mit Säbeln und langen Jagdspießen bewaffnet waren, dienten der Musik zum Geleite; den Nachtrupp bildeten Schlenderer, welche beständig über die Köpfe der Vorderen hinweg Steine in die Dschungeln warfen und damit noch viel besser, als durch den Höllenlärm jener Werkzeuge, den Tiger aufscheuchten. Ab und zu kletterte auch ein Mann auf einen Baum, die Bewegung des Thieres zu beobachten. Der ganze Trupp bildete einen dicht geschlossenen Haufen.

Niemals wagt es der Tiger, eine Menschenmasse anzugreifen, welche sich auf eine so geräuschvolle Weise ankündigt. So wild und verwegen er ist, wenn es sich um das Beschleichen und Ueberfallen einer ahnungslosen Beute handelt, so wenig Muth beweist er bei Gefahr. Einem Kampfe mit dem Menschen sucht er immer auszuweichen, und sobald er sich verfolgt sieht, ergreift er fast feig die Flucht, während der Löwe unter ähnlichen Umständen gerade am furchtbarsten wird. Wird der Tiger verwundet, so stürzt er allerdings augenblicklich mit der blindesten Wuth auf seine Feinde los; gehen diese aber in der eben angegebenen Weise durch die Dschungeln, so ist mit ziemlicher Sicherheit darauf zu rechnen, daß das Leben der Treiber bei der Unterfuchung eben keine große Gefahr läuft, die Rohrbestände mögen so dick sein, wie sie wollen. Am schwierigsten ist es, die Leute immer gehörig zusammenzuhalten, weil dieselben oft, von ihrem eignen Muthe hingerissen, bei dem geringsten günstigen Erfolge geneigt sind, sich zu zerstreuen.

So warf sich einer von Rice's Treibern, alle Geduld über einen Tiger verlierend, welchen weder der Lärm, noch Steinwürfe, noch Feuerbrände von seinem Lager aufjagen konnten, mit gezogenem Säbel ganz allein in das Dickicht; aber wenige Augenblicke später war er auch von dem Tiger ergriffen und gräßlich zerfleischt. Ohne sich zu bedenken, stürzten ihm seine Gefährten zur Hilfe nach und nöthigten den Tiger, ihn wieder fahren zu lassen. Seine Wunden, obgleich schrecklich anzusehen, waren glücklicherweise nicht lebensgefährlich, und er machte noch manches Treiben mit.

Bei einer solchen Jagd gerieth der Fähndrich Elliot, ein Freund des Tigertödters, in große Gefahr. Von vierzig Treibern unterstützt, hatten beide Engländer eine Dschungel in Angriff genommen, welche nicht viel zu versprechen schien, und waren mit ihren Gewehren auf kleine Bäume gestiegen, um den Erfolg der Untersuchung abzuwarten. Plötzlich scheuchten die Leute einen schönen Tiger auf, und dieser schritt langsam auf sie zu. Sie schwiegen ganz still, aber einer ihrer Begleiter, welcher auf einem andern Baume Wache hielt und fürchtete, daß sie von dem Tiger überrascht werden möchten, schrie ihnen zu, auf ihrer Hut zu sein. Dies war genug, den Tiger von der eingeschlagenen Richtung abzulenken, so daß die Engländer kaum Zeit hatten, ihm eine Kugel nachzusenden. Sein lautes Gebrüll verkündete, daß er verwundet sei, doch hatte er sich schon zu weit in die Rohrwälder

zurückgezogen, als daß man ihn noch mit Sicherheit hätte treffen können. Er wurde nun von den ungeduldigen Jägern mit mehr Hitze als Vorsicht verfolgt. An der Spitze ihres geordneten Jagdtrupps durchzogen sie das Dickicht, von den Blutspuren geleitet, bis sie nach etwa 300 Schritten auf eine offene Gegend kamen, wo alle Zeichen verschwanden. Vergebens waren einige Leute auf die höchsten Bäume geklettert, sie hatten weder in den Büschen, noch im hohen Grase Etwas bemerkt. Die beiden Engländer gingen ihren Begleitern etwa 20 Schritte langsam voran mit auf den Boden gerichteten Blicken, um hier nach den Blutspuren zu spähen. Da läßt sich plötzlich ein wüthendes Gebrüll hören, und der Tiger springt aus einer unter dem Grase verborgenen Höhlung hervor und gerade auf Rice los. Dieser hat kaum Zeit, auf zwei oder drei Schritt Entfernung seine beiden Läufe auf den Kopf des Unthiers loszubrennen, und durch den Knall, den Rauch und vielleicht auch durch die Kugeln abgelenkt, springt es nun mit einem ungeheuern Satze auf den Jagdgefährten, noch ehe derselbe seine Büchse anlegen kann. Mit der Schnelligkeit des Blitzes war Dies geschehen, und als Rice dem Tiger nacheilte, sah er schon seinen unglücklichen Freund zu den Füßen des grimmigen Gegners hingestreckt. In demselben Augenblicke reichte ihm der Haupttreiber mit bewunderswürdiger Kaltblütigkeit und Ruhe ein zweites geladenes Doppelgewehr. Er schoß sogleich den ersten Lauf ab, aber erfolglos; — jetzt mußte er inne halten: der Tiger hatte seinen ohnmächtig gewordenen Gefährten beim Oberarm gepackt und schleppte ihn nach dem Loche zu, aus welchem er hervorgesprungen war. Der nächste Schuß mußte also nothwendig das Thier in das Gehirn treffen; denn eine jede andere, nicht augenblicklich tödliche Wunde würde die rasende Wuth der furchtbaren Katze nur noch mehr gereizt haben. Rice folgte deshalb dem Thiere in ganz kurzer Entfernung, um den günstigsten Augenblick abzuwarten. Nachdem er einige Male vergeblich gezielt, glaubte er endlich diesen Augenblick gekommen zu sehen, feuerte ab und traf den Schädel des Tigers, welcher sterbend über sein Opfer hinrollte. Ein zweiter Schuß tödtete ihn vollends, und jubelnd befreite er jetzt seinen Freund von dem erdrückenden Gewicht des Raubthiers.

Die Treiber waren in der größten Aufregung. Bei dem ersten Angriffe waren sie unwillkürlich zurückgewichen, bald aber traten sie muthig herbei und baten den Lieutenant um Erlaubniß, mit ihren Lanzen einen Angriff zu machen. Vor allen Anderen machte sich Elliots Diener durch seine Verzweiflung bemerklich. Er schrie laut auf, daß sein Herr verloren sei und schoß zu dessen großer Gefahr auf den Tiger. Zum Glück war Elliot nicht tödlich verwundet; denn die Tatze des Räubers, welche nach seinem Kopfe gezielt hatte, war an der Büchse abgeglitten, und der Jäger kam mit einer schrecklichen Armverletzung davon. Der Schlag war so heftig gewesen, daß er den Kolben der Büchse tief eingefurcht und den Hahn derselben abgeplattet hatte! —

Außer dieser Jagdart giebt es noch viele andere, zum Theil sehr eigenthümliche, um sich des Raubthieres zu entledigen. Fallen aller Art werden gestellt, um den Tiger zu fangen; namentlich leisten die Fallgruben gute Dienste. Von vortrefflicher Wirkung ist auch das Feuer. Man zündet nämlich von Zeit zu Zeit die Hauptversteckplätze des Tigers an, zieht an der dem Feuer entgegengesetzten Seite starke Netze quervor und stellt dort in Zwischenräumen auf erhöhten Gerüsten sichere Schützen auf. Kann man den Ort auskundschaften, an welchem ein Tiger seine Beute verzehrt hat, so errichtet man rasch in der Nähe eine Schießhütte und erlegt ihn, wenn er zurückkommt, um den Rest seiner Beute zu verzehren.

Manche Jagdarten sind höchst sonderbar und eigenthümlich. So streut man auf einen häufig begangenen Wechsel des Tigers eine große Menge von Blättern, welche mit Vogelleim bestrichen sind. Der Tiger erscheint, tritt auf die klebrigen Blätter und hat im nächsten Augenblick eine Menge dieser angenehmen Anhängsel an seinen Füßen. Dies reizt seinen Zorn; er versucht, dieselben loszumachen, bewegt sich heftiger und leimt sich im gleichen Verhältniß immer mehr Blätter an. Schließlich wird er so wüthend, daß er sich wälzt, und nun ist er natürlich in sehr kurzer Frist vollkommen mit den widerwärtigen Blättern bedeckt. Dabei kommt es vor, daß er sich auch die Augen und Ohren beklebt und geradezu unfähig wird, sich nach Willkür weiterzubewegen. Jetzt

erhebt er ein furchtbares Gebrüll und ruft damit seine Gegner herbei, welche nun leichtes Spiel haben.

Ein sehr gefährlich scheinender, aber in Wahrheit ungefährlicher Jagdplan besteht auch in Folgendem: Man baut einen Käfig aus sehr starkem Bambus und stellt ihn auf den Wechsel des Tigers. In diesen Käfig verbirgt sich ein bewaffneter Mann und giebt sich somit selbst als Köder hin. Mit Anbruch der Nacht erscheint der Tiger und gewahrt natürlich sehr bald den Menschen, welcher seinerseits alle Mittel gebraucht, um ihn herbeizulocken, und klagt und jammert oder anderes Geräusch hervorbringt. Die Sache näher zu untersuchen, kommt der Tiger heran, sieht sein vermeintliches Opfer durch die Stäbe des Gitters und versucht jetzt, diese mit seinen Tatzen zu zerbrechen. Dabei muß er sich aber nothwendigerweise so stellen, daß seine Brust nach dem Manne zugekehrt wird, und dieser benutzt den günstigen Augenblick, um ihm seine Lanze mit Macht in das Herz zu rennen. Da nun die Lanze, in einigen Gegenden wenigstens, vergiftet ist, wird das Raubthier fast regelmäßig mit dem ersten Stoß erlegt.

Bei allen Jagden gebrauchen die Schikaris die Vorsicht, eine besondere Kleidung anzulegen. Durch langjährige Erfahrung hat man gefunden, daß in den Tigergegenden kein Kleid bessere Dienste leistet, als ein den abgefallenen Blättern in der Färbung ähnelndes. Ein solches steht in so vollkommenem Einklange mit der Umgebung, daß der Jäger schon auf kurze Entfernung hin gänzlich zu verschwinden scheint und auch dem scharfen Auge eines Tigers weit weniger sichtbar ist, als wenn er in grellen und von der Umgebung abstechend gefärbten Kleidern in die Dschungeln dringen wollte.

Es ist merkwürdig, daß ein so gewaltiges Thier, wie der Tiger, gewöhnlich auch einer leichten Verwundung erliegt. Ein angeschossener Tiger geht fast regelmäßig zu Grunde. Dabei wirken freilich noch andere Ursachen mit. In jenen heißen Ländern ist das Heer der stechenden und blutsaugenden Kerbthiere selbstverständlich ein weit größeres, als bei uns. Hunderte von Fliegen beeilen sich, ihre Eier in den Rändern der Wunde abzulegen. Da entstehen denn schon am zweiten Tage die bösartigsten Geschwüre. Es stellt sich Wundfieber ein, und das Thier geht zu Grunde, selbst wenn die Kugel keinen einzigen der edleren Theile getroffen hat. Die geübten Jäger sehen übrigens augenblicklich, ob sie einen Tiger so verwundet haben, daß er bald verendet, oder ob er blos leicht getroffen worden ist. Bei Schüssen nämlich, deren Kugel das Herz, die Lungen oder die Leber durchbohrt hat, streckt der fliehende Tiger beim Gehen gleichsam krampfhaft alle seine Klauen aus, und diese hinterlassen jetzt eine auch dem Unkundigen besonders auffallende Fährte, während er, wenn er blos leicht verwundet wird, wie gewöhnlich auftritt, d. h. gar keine Fährte zurückläßt. An den Blutspuren ist selten die Verwundung zu erkennen, ja in den meisten Fällen verlieren die durch die Brust geschossenen Tiger kaum einen Tropfen Blut. Das leicht aufliegende und verschiebbare Fell bedeckt bei den Bewegungen des Thieres die Wunde so vollständig, daß es den Austritt des Blutes verwehrt.

Der Leichnam des Tigers soll, wie allgemein versichert wird, außerordentlich leicht in Fäulniß übergehen. Man hütet sich deshalb sorgfältig, einen erlegten Tiger den Strahlen der Sonne auszusetzen oder auf einen von ihr beschienenen, freien Platz zu legen. Schon nach wenigen Minuten, so behauptet man, gehen, wenn man diese Vorsicht verabsäumt, die Haare in großen Ballen aus, und bereits wenige Stunden nach dem Tode macht sich die vollständige Fäulniß bemerklich. Jeder getödtete Tiger wird deshalb sogleich mit einem dichten Haufen von belaubten Zweigen bedeckt und sobald als möglich abgestreift.

Der Nutzen, welchen ein geübter Tigerjäger aus seinen Jagden zieht, ist nicht unbedeutend. Ganz abgesehen von der Belohnung, welche dem glücklichen Schützen wird, kann er fast alle Theile des Tigers verwerthen. Das Fleisch wird allerdings nicht gegessen, wie man in Anbetracht der Gewohnheiten vieler Völker, welche alle erlegten wilden Katzen als gute Beute betrachten, vermuthen möchte: wohl aber benutzt man das Fell, die Klauen, die Zähne und das Fett. Das Fell wird mit irgend einem Gerbstoffe und Schutzmittel gegen die Kerbthiere getrocknet und wandert dann zumeist in die Hände der Europäer oder nach China. Es wird weniger geschätzt, als das Pantherfell

und entweder zu Pferde-, Sattel- oder Schlittendecken, in China aber zu Polstern verwendet. In Europa ist es in der Neuzeit ganz aus dem Gebrauch gekommen; dagegen schätzen es die Kirgisen hoch. Sie benutzen es zur Verzierung ihrer Köcher und bezahlen gewöhnlich ein Fell mit einem Pferde. Die Zähne und Klauen aber gelten unter den Schikaris nicht blos als besonders werthvolle Siegeszeichen, sondern zugleich als Schutzbriefe oder Amulete gegen Tigeranfälle in vollster Würdigung des homöopatischen Grundsatzes „Gleiches durch Gleiches zu heilen". Auch die Zunge und Leber haben großen Werth. Diese Theile werden nämlich von den Arzneikünstlern Indiens unter mancherlei Schwindel, wie ihn die Heilkunde überhaupt verlangt, zubereitet und dann als unfehlbares Mittel an die gläubigen Abnehmer theuer verhandelt. Das Fett gilt als das beste Mittel gegen gichterische Beschwerden und wird deshalb sorgfältig aufbewahrt. Bei der Hitze der bevorzugten Tigerländer würde dasselbe in kurzer Zeit ranzig werden und dann verderben, verständen die Eingebornen nicht, es nach ihrer Weise zu klären und dann für mehrere Jahre zur Aufbewahrung geeignet zu machen. Sobald nämlich ein getödteter Tiger abgestreift wird, trennen die Jäger das Fett sorgfältig von dem Fleische und werfen es in besonders dazu bestimmte Flaschen, welche sie mit sich herumtragen. Diese setzen sie, nachdem sie verkorkt worden sind, einen vollen Tag der Sonnenhitze aus; und sobald der Inhalt einmal flüssig geworden ist, kann das Fett dann leicht geklärt und für spätere Zeiten aufbewahrt werden. Auch die Europäer benutzen es, aber freilich zu anderen Zwecken: sie wenden es vorzüglich zum Einschmieren ihrer Gewehre an.

Die Paarungszeit der Tiger ist verschieden nach den Klimaten der betreffenden Länder, in welchen der Tiger lebt. Sie tritt regelmäßig etwa ein Vierteljahr vor Beginn des Frühlings ein. Während dieser Zeit hört man mehr als sonst das eigenthümlich dumpfe Gebrüll des Tigers, welches am besten durch die Silben „Ha-ub" ausgedrückt werden kann. Nicht selten finden sich dann auch mehrere männliche Tiger bei einem Weibchen ein, obgleich behauptet wird, daß im Ganzen die Tigerinnen häufiger seien, als die Tiger. Man schreibt Dies den Kämpfen zu, welche die männlichen Tiger unter einander führen, eben gerade während der Paarungszeit. Etwa 100 Tage nach der Begattung wirft die Tigerin zwei bis drei Junge an einem unzugänglichen Orte zwischen Bambus oder Schilf, am liebsten unter der dichten und schattigen Laube einer Korintha. Die Thierchen sind, wenn sie zur Welt kommen, halb so groß wie eine Hauskatze und nach Art aller jungen Katzen ganz reizende Geschöpfe. In den ersten Wochen verläßt die Mutter ihre geliebten Kleinen nur, wenn sie den nagendsten Hunger fühlt. Sobald sie aber etwas größer geworden sind und auch nach fester Nahrung verlangen, streift sie weit umher und wird dann doppelt gefährlich. Der Tiger bekümmert sich gar nicht um seine Brut, unterstützt jedoch die Alte bei etwaigen Kämpfen für dieselbe. Nicht selten gelingt es, die jungen Tiger zu rauben. Dann hört man das rasende Gebrüll der Alten mehrere Nächte hindurch erschallen, und sie erscheint tollkühn in der Nähe der Dörfer und Wohnplätze, in denen sie ihre Nachkommenschaft vermuthet. Findet sie die Spur der Räuber, so sucht sie dieselben auf, und nun heißt es auf der Hut sein, weil die gereizte Mutter dann gar keine Gefahr mehr kennt und sich tolldreist auf die Räuber ihrer Kinder stürzt. Gewöhnlich leiten die Jungen ihre Mutter durch ihr Geschrei selbst auf die rechte Spur.

Zwei junge Tiger, welche von den Eingebornen einem englischen Kapitän gebracht wurden, heulten so laut und anhaltend, daß nicht blos die Alte, sondern auch ein männlicher Tiger dadurch herbeigelockt wurden. Beide beantworteten nun das Geschrei der Jungen mit dem fürchterlichsten Gebrülle. Aus Besorgniß vor einem Ueberfall ließ der Engländer die kleinen Tiger frei und bemerkte am folgenden Morgen, daß sie von den Alten geholt und in das nahe Gebüsch gebracht worden waren. Wie häufig junge Tiger gefangen werden müssen, sieht man am besten daraus, daß nicht nur alle Thiergärten, sondern auch fast alle Thierschaubuden Tiger besitzen; denn man muß hierbei bedenken, daß gerade in der Gefangenschaft sehr viele dieser schönen Thiere zu Grunde gehen.

Jung eingefangene und verständig behandelte Tiger werden sehr zahm, zeigen sich aber niemals so zutraulich und tückelos, wie Löwen unter ähnlichen Umständen. Man hat es in neuester Zeit sehr

weit in der Zähmung des Tigers gebracht; sehr häufig wagen die Thierbändiger, selbst zu ihnen in den Käfig zu gehen und allerlei Spiele oder sogenannte Kunststücke mit ihnen zu treiben. Allein eine gefährliche Sache bleibt das immer. Als echte Katze zeigt der Tiger an Diejenigen, welche ihm schmeicheln, eine gewisse Anhänglichkeit und erwiedert auch wohl Liebkosungen oder läßt sie sich wenigstens gefallen: doch bleibt seine Freundschaft stets zweifelhaft, und wohl blos solange, als er die Herrschaft des Menschen anerkennt, läßt er sich von diesem mancherlei anthun, was seiner eigentlichen Natur zuwider ist. Volles Vertrauen verdient er nie. — Die beiden schönen Tiger unseres Thiergartens begrüßen mich durch ein eigenthümliches Schnauben, sobald ich mich zeige, und lecken mir zärtlich die Hand; dennoch darf ich mich niemals verleiten lassen, die ihnen gegenüber nöthige Vorsicht zu vergessen: es liegen hierfür zu viele warnende Thatsachen vor. Ein jung aufgezogener Tiger in Batavia, welcher aus seinem Käfig entkam und entflohen war, tödtete sofort ein Pferd, obgleich er sich den Menschen und Thieren bisher als sehr freundlich gesinnt gezeigt hatte. Er mußte erschossen werden. Von anderen, welche im Käfig sich befanden, erfuhr man leider nur zu häufig Beweise ihrer Unbändigkeit und Grausamkeit, und mehr als ein Thierwärter oder neugieriger Beschauer hat durch den Tiger sogar hier in Europa sein Leben eingebüßt.

Dagegen sind auch Beispiele bekannt, daß zahme Tiger große Anhänglichkeit an ihre Wärter bewiesen. Ein junger Tiger, welcher einstmals nach England gebracht wurde, hatte während der Reise in dem Schiffszimmermann einen Freund gefunden, der ihn pflegte und wartete, aber, wenn er sich ungebührlich bezeigte, auch züchtigte. In Anerkennung des Erstern ließ sich der Tiger das Letztere wie ein Hund gefallen, und als sein Pfleger ihn nach zwei Jahren wiedersah, erkannte er ihn nicht nur sogleich, sondern legte so große Freude an den Tag, daß der Zimmermann zu ihm in den Käfig ging, wo er mit Schmeicheleien aller Art empfangen wurde. Erst nach drei Stunden gelang es ihm, von seinem überzärtlichen Freunde wieder loszukommen.

Auch an Hunde gewöhnt sich der gefangene Tiger, und man kennt ebenso wie bei dem Löwen Beispiele, daß einer oder der andere einen Hund, der zu ihm in den Käfig geworfen wurde, plötzlich in Gnaden aufnahm und später sogar zärtlich lieben lernte.

Alt gefangene Tiger werden niemals zahm.

Bisweilen pflanzt sich der Tiger selbst in der Gefangenschaft fort, und man kennt Beispiele, daß er sich mit dem Löwen begattet und Blendlinge zur Welt gebracht hat, welche zwischen beiden in der Mitte stehen, immer aber die Streifen des Tigers tragen.

Die indischen Fürsten scheinen noch vor wenigen Jahrhunderten die Kunst verstanden zu haben, Tiger vollkommen zu zähmen, ja sogar zur Jagd abzurichten. „Der Khan der Tartarei," sagt Marco Polo, „hatte in seiner eroberten Stadt Kambalu viele Leoparden und Luchse, womit er jagte, desgleichen viele Löwen, welche größer sind, als die von Babylon, schöne Haare haben und schöne Farben, nämlich weiße, schwarze und rothe Striemen, und brauchbar sind, wilde Schweine, Ochsen, wilde Esel, Bären, Hirsche, Rehe und viele andere Thiere zu fangen. Es ist wunderbar anzuschauen, wenn ein Löwe dergleichen Thiere fängt, mit welcher Wuth und Schnelligkeit er es ausführt. Der Khan läßt sie in Käfigen auf Karren führen neben einem Hündlein, an das sie sich gewöhnen. Man muß sie in Käfigen führen, weil sie sonst gar zu wüthend dem Wilde nachlaufen, sodaß man sie nicht halten könnte. Auch muß man sie gegen den Wind bringen, weil sonst das Wild sie riechen und fliehen würde. Der große Khan hat auch Adler, welche Rehe, Füchse, Wölfe und Dammhirsche fangen, und gebraucht oft zu einer einzigen Jagd 10,000 Menschen, 500 Hunde und eine Menge Falken. Er reitet abwechselnd auf zehn Elefanten und hat im Wald eine Hütte von prächtig ausgearbeitetem Holze, inwendig mit Goldtüchern, auswendig mit Löwenhäuten bedeckt. Seine Jäger, Aerzte und Sternkundigen tragen Kleider mit Hermelin und Zobel, wovon ein Kleid 2000 Goldgulden kostet."

Die indischen Fürsten lassen die gefangenen Tiger zuweilen auch mit anderen starken Thieren kämpfen, namentlich mit Elefanten. Tachard sah einen solchen Kampf in Siam. In eine Um-

zäunung von Pfahlwerk führte man drei Elefanten, denen der Kopf mit einer Art Panzer bedeckt war. Der Tiger befand sich bereits dort, wurde aber noch an zwei Seilen gehalten. Er gehörte nicht zu den größten und suchte sich, als er den Elefanten sah, zu drücken, bekam aber von ihm sofort einige Schläge mit dem Rüssel auf den Rücken, daß er umstürzte und einige Zeit wie todt liegen blieb. Als man ihn jedoch losgebunden hatte, sprang er auf, brüllte fürchterlich und wollte sich nach dem Rüssel des Elefanten stürzen. Diesen hob der Riese aber in die Höhe und gab dem Tiger einen Stoß mit den Hauern, daß er hoch emporgeschleudert wurde und nun keinen Angriff mehr wagte, sondern an den Pfählen hinlief und daran hinaufsprang gegen die Zuschauer. Zuletzt trieb man alle drei Elefanten gegen ihn, und sie versetzten ihm derartige Schläge, daß er wieder einmal wie todt liegen blieb und sie nachher vermied. Hätte man den Kampf nicht beendet, so würden ihn die erbosten Dickhäuter wahrscheinlich todtgeschlagen haben. So geschah es wenigstens in Paris, wo man einmal dem persischen Gesandten ein ähnliches Vergnügen bereiten wollte.

Man sagt, daß der Elefant verloren wäre, wenn es dem Tiger gelänge, ihn am Rüssel fest zu fassen; doch soll sich der kluge Riese sehr in Acht nehmen, dieses wichtige Werkzeug in Gefahr zu bringen. Ungeachtet des Bewußtseins seiner Stärke läßt der wildlebende Elefant einen Tiger im Freien ungeschoren, ja er flieht sogar vor ihm, und das Gleiche thut das Nashorn, von dessen Freundschaft mit dem Tiger man früher vielerlei fabelte.

Die Alten lernten den Tiger erst sehr spät kennen. In der heiligen Schrift scheint er gar nicht vorzukommen, und auch die Griechen wissen noch sehr wenig von ihm. Nearch, der Feldherr Alexanders, hat zwar ein Tigerfell gesehen, nicht aber das Thier selbst, von dem er durch die Inder erfahren hat, daß es so groß, wie das stärkste Pferd sei und an Schnelligkeit und Kraft alle übrigen Geschöpfe übertreffe. Erst Strabo spricht etwas ausführlicher von ihm. Den Römern war der Tiger bis zu Varro's Zeiten vollkommen unbekannt; als sie jedoch ihr Reich bis zu den Parthern ausdehnten, lieferten diese auch Tiger und brachten sie nach Rom. Plinius schreibt, daß zuerst Scaurus im Jahr 743 der Stadt einen gezähmten Tiger im Käfig gezeigt habe. Claudius besaß vier. Später kamen die Thiere öfter nach Rom, und Heliogabalus spannte sie sogar vor seinen Wagen, um den Bachus vorzustellen. Avitus endlich ließ in einem Schauspiele ihrer fünf tödten, was früher nie gesehen worden war. —

Der Königstiger ist unter den Katzen eine ebenso vereinzelte Erscheinung, wie der Löwe, und hat nicht einmal einen entfernten Verwandten, wie dieser in dem Puma. In der frühern Schöpfung gab es allerdings mehr unzweifelhafte Tigerarten, von denen diejenige, welche am häufigsten gefunden wird, der Höhlentiger nämlich, das mittlere Europa bewohnte. Gegenwärtig giebt es nur noch eine Katze, welche ihm entfernt ähnelt. Dies ist der

Nebelparder oder Riman Dahan (Tigris macroscelis). Der lang gestreckte Rumpf mit den kräftigen, niedrigen Beinen, der kleine, sehr stumpfe Kopf mit den gerundeten Ohren und der lange, weiche Pelz ähneln noch am meisten dem Königstiger. Das Thier ist aber nicht nur bei weitem kleiner, als dieser, sondern auch durch die auffallend niederen Beine und den körperlangen Schwanz unterschieden. Die Grundfarbe seines Pelzes ist ein ins Aschgraue oder Bräunlichgraue, bisweilen auch ins Gelbliche oder Röthliche ziehendes Weißgrau, welches an den Untertheilen ins Lohfarbene spielt. Das Haar ist lang und wunderbar fein. Kopf, Füße und Unterleib sind mit vollen, schwarzen, rundlichen oder gekrümmten Flecken und Streifen gezeichnet. Beiderseits des Halses verlaufen drei unregelmäßige Längsbinden. Auf dem Rücken ziehen sich zwei ähnliche hinab. Die Mundränder sind schwarz gesäumt, die Ohren außen schwarz mit grauen Flecken. Schmälere Binden finden sich auch an den Seiten des Kopfes. Auf der Schulter, den Leibesseiten und Hüften liegen unregelmäßig, winklig gesäumte schwarze Flecken, ebenso auch auf dem Schwanze. Die Länge des Leibes beträgt 3 Fuß, des Schwanzes 2½ Fuß.

Bis noch vor wenigen Jahren war der Nebelparder ebenso selten in den Museen, als in den

Thiergärten, und erst seit einiger Zeit sieht man ihn in den größeren Anstalten, doch noch immer sehr einzeln. Die Eingeborenen Sumatras, in deren Lande diese Katze am häufigsten lebt, versichern, daß sie nichts weniger als wild sei und sich blos von kleineren Säugethieren und Vögeln nähre. Unter die Letzteren müssen freilich auch die Haushühner gerechnet werden, denen der Rimau Dahan oft großen Schaden zufügt. Dieser eigenthümliche Landname deutet, wie man sagt, auf das Baumleben des Nebelparder hin. Es wird behauptet, daß er den größten Theil seines Lebens auf den Zweigen der Bäume verbringe, dort auf seine Beute laure und als geschickter Kletterer sie hauptsächlich in dem Geäst und Gezweige verfolge. Weder in Siam noch in Borneo soll er häufig sein, und die südlichen Theile von Sumatra sind noch diejenigen Orte, wo er am meisten sich aufhält.



Der Nebelparder oder Rimau Dahan (Tigris macroscelis).

Allem Anscheine nach ist der Nebelparder ein so gemüthlicher Gesell, als dies ein Mitglied des Katzengeschlechts nur immer sein kann. Hinsichtlich seiner Größe und Stärke, welche nahezu der des Leoparden gleichkommt, ist er auffallend in seinem Wesen. Zwei Stück, welche Raffles besaß, waren außerordentlich behagliche Thiere und zeigten besonders viel Lust zum Spielen. Ihre langen Schwänze, welche sie ganz nach Art unserer Hauskatzen zu bewegen und als Dolmetscher ihrer Seelenstimmung zu gebrauchen verstanden, bildeten den Hauptgegenstand ihrer gegenseitigen Belustigung. Außerdem waren aber auch rollende oder schnell sich bewegende Sachen für sie Dinge, werth ihrer höchsten Theilnahme. Man konnte sie streicheln und liebkosen, ohne befürchten zu müssen, irgend welche Unbill von ihnen zu erleiden. Sie erwiederten die Freundlichkeit, welche man ihnen spendete. Auch befreundeten sie sich mit anderen Thieren, und einer von ihnen schloß, als er sich am sichern Bord des Schiffes befand, innige Freundschaft mit einem kleinen Hunde, seinem Mitreisenden, und

übte seine Spiellust an diesem kleinen Gefährten in höchst rücksichtsvoller Weise aus, indem er ängstlich besorgt war, ihm durch seine bedeutende Stärke nicht zu schaden. Während er im Schiffe war, bestand seine hauptsächlichste Nahrung in Hühnern, und niemals verfehlte er es, seine Fertigkeiten zu zeigen, wenn man ihm ein Huhn hinhielt. Vor dem Verspeisen stürzte er sich jedesmal nach echter Katzenart mit einem plötzlichen Sprunge auf das Huhn hin, gerade als wenn es lebend gewesen wäre, biß es in den Hals und versuchte, das Blut zu saugen. Manchmal spielte er stundenlang mit dem Vogel, gerade so, wie es die Katzen mit Mäusen zu thun pflegen, und erst, nachdem er sich eine geraume Zeit mit ihm vergnügt gemacht hatte, ging er an das Fressen.

Ein sehr schöner und gesunder Nebelparder befindet sich gegenwärtig in dem Thiergarten zu London und ist beständig ein Gegenstand der Anziehung und Theilnahme für alle Beschauer. Ich sah ihn dort in diesem Frühjahre (1863). Er ist ein prächtiges, zahmes, liebenswürdiges Thier, mit welchem der Wärter umgeht, wie mit einer gutmüthigen Hauskatze. Nur im Gepard noch kenne ich eine ihm geistig verwandte Katze. — Auf einem dicken Zweige, welcher in seinem Käfig aufgestellt ist, nimmt er die allersonderbarsten und zum Theil sehr unbequeme Stellungen ein. Einmal sah man ihn seiner vollen Länge nach auf einem fast wagrechten Zweige liegen, alle vier Beine zu den Seiten des Astes herabhängend, wie man Dies niemals von einer andern Katze gesehen hat.

Die schönsten Mitglieder der schönen Katzenfamilie sind diejenigen Arten, deren Färbung sich durch gesäumte, d. h. ringförmig einen Hof umschließende, oder durch volle Flecken auszeichnet. Man gab ihnen den Namen nach ihrem buntesten und am längsten bekannten Mitgliede, dem Leopard oder Pardel, und dieser Name genügt bei dessen Allbekanntschaft allein schon zur Bezeichnung der ganzen Familie.

Alle Pardelkatzen (Leopardus) sind große oder mittelgroße Katzen mit kurzhaarigem, sehr buntem Fell, ohne Mähne, Quasten und Pinsel an irgend einer Stelle, mit kurzen Ohren und schönen, großen und leuchtenden Augen, deren Stern rund ist. Die Flecken stehen gewöhnlich rosettenartig zusammen, ändern aber selbst bei den einzelnen Arten vielfach in Stellung und Gestalt ab und verwandeln sich bei anderen in längliche Streifen. Die Pardel bewohnen die alte und die neue Welt und sind ziemlich zahlreich vertreten. In ihrem Leben, Lebensverhältnissen und ihren Sitten stimmen sie im wesentlichen mit einander überein; gleichwohl hat fast jede Art ihr Eigenthümliches, und deshalb macht sich eine Einzelbeschreibung der ausgezeichnetsten Mitglieder dieser Gruppe nothwendig.

Unter ihnen steht das gefürchtetste aller Raubthiere der neuen Welt, der Jaguar oder die Unze (Leopardus Onza), obenan.

Er ist der größte und stärkste der ganzen Gruppe, zugleich aber auch einer der schönstgezeichneten. Wir kennen ihn schon aus den ersten Nachrichten, welche uns über Amerika zugekommen sind; doch hat auch jetzt noch immer fast jeder Reisende Etwas über ihn zu berichten. Daß bei den Beschreibungen auch viele Fabeln untergelaufen sind, ist leicht erklärlich. Sie beweisen eben nur die Furchtbarkeit, oder besser noch das Ansehen, in welchem das Thier bei den einheimischen und eingewanderten Amerikanern steht. Durch Azara, Humboldt, Prinz von Wied und vor Allem durch Rengger sind wir mit dem Thiere genau bekannt geworden, und eine Beschreibung desselben ist daher sehr leicht; man braucht eben nur die Worte dieser ausgezeichneten Gelehrten wiederzugeben. Dies ist denn auch hier geschehen.

Der Jaguar steht hinsichtlich seiner Größe kaum hinter dem Tiger zurück und übertrifft somit alle übrigen Mitglieder der Familie, selbstverständlich noch mit Ausnahme des Löwen. Seine Gestalt zeigt mehr den Ausdruck von Kraft, als von Gewandtheit; denn das Thier erscheint etwas schwerfällig. Der Körper ist nicht so lang, wie der des Leoparden oder Tigers, und die Gliedmaßen sind im Verhältniß zum Rumpfe kürzer, als bei jenen Katzen. Ein vollkommen erwachsener

Jaguar mißt nach Rengger 4 Fuß 7 Zoll von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel und 2 Fuß 2 Zoll von da bis zur Schwanzspitze; Humboldt berichtet aber auch von einzelnen, welche mindestens ebenso groß wie der Königstiger waren. Am Widerrist wird die Unze etwa 2½ Fuß hoch, etwas darüber oder darunter. Der Pelz ist kurz, dicht, glänzend und weich, und an der Kehle, dem Untertheile des Halses, der Brust und dem Bauche etwas länger, als an dem übrigen Körper. Die Pelzfärbung ändert vielfach ab, ebensowohl was die Grundfarbe, als was die Fleckenzeichnung anbelangt. Bei den meisten ist jene röthlichgelb, ausgenommen im Innern des Ohres, an der untern Schnauze, den Kinnladen, der Kehle und der übrigen Unterseite, sowie an der Innenseite der vier Beine, wo sie weiß ist. Das ganze Fell ist theils mit kleineren, schwarzen, kreisförmigen, länglich oder auch unregel-



Der Jaguar oder die Unze (Leopardus Onza).

mäßig gestalteten Flecken, theils mit größeren Flecken und Ringen besetzt, welche gelblichroth und schwarz umrandet sind und in ihrer Mitte einen oder zwei schwarze Punkte tragen. Die vollen Flecken befinden sich besonders am Kopfe, am Halse, an der Unterseite des Leibes und an den Gliedmaßen. Sie sind da, wo die Grundfarbe die weiße ist, spärlicher, aber größer und unregelmäßiger, als an den übrigen Theilen, und bilden zuweilen an der innern Seite der Beine Querstreifen. Auch an der hintern Körperhälfte sind sie größer, als an der vordern, und am hintern Drittheile des Schwanzes, welches schwarz ist, bilden sie zwei bis drei volle Ringe. Bei allen Abänderungen findet sich immer ein schwarzer Flecken an jedem Mundwinkel und ein anderer mit einem weißen oder gelben Punkte in der Mitte an dem hintern Theile des Ohres. Auf dem Rücken fließen die unregelmäßigen Streifen,

welche sich auf dem Kreuze entzweitheilten, zusammen; an den Seiten des Körpers bilden sie Reihen, welche mehr oder minder gleichlaufend sind. Etwas Genaueres läßt sich nicht sagen; denn man findet kaum zwei oder drei Felle, welche durchaus gleichmäßig gezeichnet sind. Der weibliche Jaguar ist im allgemeinen von etwas blässerer Farbe, als der männliche, und hat auch weniger ringförmige Flecken am Halse und auf den Schultern, dafür aber mehr und deshalb natürlich kleinere an den Seiten des Leibes.

Der Name Jaguar stammt aus der Sprache der Guaraner, welche das Thier „Jaguarette" d. h. „Körper des Hundes" nennen. Die Spanier nennen ihn Tiger und die Portugiesen gemalte Onze oder Unze; und unter diesem Namen wird er auch oft von den Reisebeschreibern erwähnt. Seine Heimat besitzt eine große Ausdehnung; denn sie reicht von Buenos-Ayres und Paraguay durch ganz Südamerika bis nach Mejiko und in den südwestlichen Theil der Vereinigten Staaten von Nordameri .. Am häufigsten findet er sich in den gemäßigten Theilen von Südamerika, längs der Ströme Panama, Paraguay und Uruguay, am seltensten in den Vereinigten Staaten, wo ihn der vordringende Weiße mehr und mehr verdrängt. Gegenwärtig ist er überall weit seltener, als er es früher war, auch schon weit seltener, als zu Ende vorigen Jahrhunderts, um welche Zeit, wie Humboldt angiebt, alljährlich noch zweitausend Jaguarfelle nach Europa gesandt wurden. Er bewohnt die bewaldeten Ufer der Ströme, Flüsse und Bäche, den Saum der Waldungen, welche nahe an Sümpfen liegen, und das Moorland, wo über sechs Fuß hohe Gras- und Schilfarten wachsen. Auf offenem Feld und im Innern der großen Wälder zeigt er sich selten und nur, wenn er aus einer Gegend in die andere zieht. Er hat kein bestimmtes Lager und gräbt sich keine Höhlen. Wo ihn die Sonne überrascht, legt er sich nieder, im Dickicht des Waldes oder im hohen Grase, und verweilt dort den Tag über. In den größeren Steppen, zumal in den Pampas von Buenos-Ayres, wo ihm die Wälder mangeln, verbirgt er sich, wie Azara sagt, im hohen Grase oder in den unterirdischen Höhlen, welche die dort sich herumtreibenden wilden oder verwilderten Hunde anlegen; wo er Wälder hat, zieht er diese jedem andern Aufenthaltsorte vor. In der Morgen- und Abenddämmerung, oder auch bei hellem Mond- und Sternenschein geht er auf Raub aus, nie aber in der Mitte des Tages oder bei sehr dunkler Nacht.

Alle größeren Wirbelthiere, deren er habhaft werden kann, bilden die Nahrung des Jaguars. Er ist ein in jeder Hinsicht furchtbarer Räuber. So plump sein Gang auch erscheint, so leicht und geschwind weiß er sich im Falle der Noth zu bewegen. Seine Kraft ist für ein Thier von seinem Wuchse außerordentlich groß; sie kann nur mit der des Tigers und des Löwen verglichen werden. Die Sinne sind scharf und gleichmäßig ausgebildet; das unstäte Auge, welches in der Nacht oft leuchtet, ist lebendig und wild und sieht sehr scharf in der Dämmerung: es wird nur vom hellen Sonnenschein geblendet; das Gehör ist vortrefflich, der Geruch aber, wie bei allen Katzen, nicht eben besonders: doch vermag er immerhin noch eine Beute auf gewisse Entfernung zu wittern. So ist er leiblich vollkommen ausgerüstet, um als äußerst gefährliches Raubthier auftreten zu können. Er verschmäht blos das Fleisch seiner eigenen Art; Dies glaubt man wenigstens annehmen zu dürfen, weil Jaguare, die in der Gefangenschaft gehalten wurden und weder Katzen- noch Hundesfleisch liegen ließen, niemals das Fleisch eines getödteten Jaguars verzehren wollten. Das ist aber auch die einzige Ausnahme, welche er macht! Azara fand im Kothe des Thieres die Stacheln eines Stachelschweins; Rengger im Magen Theile von Ratten und Agutis, woraus hervorgeht, daß er auch auf kleinere Thiere Jagd machen muß. Ebenso beschleicht er im Schilfe Sumpfvögel und weiß Fische sehr gewandt aus dem Wasser zu ziehen. Ja, es ist wiederholt behauptet worden, daß er sogar den Kaiman nicht verschone, wenn auch Hamiltons Erzählung von diesen beiden Thieren als ein albernes Märchen angesehen werden muß. Dieser Reisende nämlich berichtet Folgendes: „Der Jaguar und Alligator sind Todfeinde und leben im beständigen Kriege mit einander. Wenn der Jaguar den Alligator auf den heißen Sandbänken schlafend antrifft, packt er ihn unterhalb des Schwanzes, wo er weiche und verwundbare Theile hat. Die Bestürzung des Alligators ist dann so groß, daß er nicht leicht an

Flucht oder Gegenwehr denkt; gelingt es aber dem Alligator, den Feind im Wasser, seinem eigentlichen Elemente, zu überfallen, so ist er im Vortheile; gewöhnlich glückt es ihm dann, den Jaguar zu ersäufen, worauf er ihn frißt. Der Jaguar, seine Ohnmacht im Wasser wohl erkennend, erhebt, wenn er durch einen Fluß schwimmen will, zuvor am Ufer ein fürchterliches Geheul, um die etwa in der Nähe befindlichen Alligatoren zu verscheuchen." Man braucht eben nicht Naturforscher zu sein, um die Abgeschmacktheit solcher Erzählungen zu erkennen und sie ohne weiteres zu widerlegen. Daß die Unze übrigens Lurche verzehrt, ist nach den Beobachtungen Humboldts und des Prinzen von Wied nicht in Zweifel zu ziehen. „Der Jaguar," sagt Ersterer, „der grausamste Feind der Arrua-Schildkröte, folgt dieser an die Gestade, wo sie ihre Eier legt. Er überfällt sie auf dem Sande und, um sie desto bequemer verzehren zu können, wendet er dieselbe um. Die Schildkröte kann sich nicht wieder aufrichten, und weil der Jaguar ungleich mehr derselben mordet, als er in einer Nacht frißt, so benutzen die Indianer öfters seine List zu ihrem Vortheil. Man kann übrigens die Gewandtheit der Pfote des Tigers nicht genug bewundern, die den gedoppelten Panzer der Schildkröte ausleert, als wären die Muskularbande mit einem chirurgischen Instrumente gelöst worden." „Die rein ausgeleerten Panzer der Waldschildkröte findet man," so erzählt der Prinz von Wied, „häufig in den großen Wäldern, und die brasilianischen Jäger wenigstens behaupten, daß es die Unze gethan habe. — Oefters waren diese Schalen der Schildkröte ausgeleert, wahrscheinlich mit den Klauen, und dabei übrigens nicht beschädigt, öfters aber ein Theil des Panzers weggebissen."

„Für einen geübten Jäger," sagt Rengger, „ist es nichts Seltenes, den Jaguar auf seinen Jagden beobachten zu können, besonders längs der Ströme. Man sieht ihn dann langsam und leisen Schrittes nach dem Ufer heranschleichen, wo er von Zeit zu Zeit den größeren Halbhufern oder Meerschweinchen und den Fischottern nachstellt. Von Zeit zu Zeit bleibt er wie horchend stehen und sieht aufmerksam um sich; niemals aber konnte ich bemerken, daß er, durch den Geruch geleitet, mit zur Erde gestreckter Nase die Spur eines Wildes verfolgt hätte. Hat er z. B. ein Meerschweinchen bemerkt, so ist es unglaublich, mit welcher Geduld und Umsicht er sich demselben zu nähern sucht. Wie eine Schlange windet er sich auf dem Boden hin, hält sich dann wieder Minuten lang ruhig, um die Stelle seines Opfers zu beobachten, und macht oft weite Umwege, um derselben von einer andern Seite, wo er weniger bemerkt werden kann, beizukommen. Ist es ihm gelungen, sich ungesehen dem Wilde zu nähern, so springt er in einem, selten in zwei Sätzen auf dasselbe hin, drückt es zu Boden, reißt ihm den Hals auf und trägt das noch im Todeskampfe sich sträubende Thier im Munde in das Dickicht. Oefters aber verräth ihn das Knistern der unter seinem Gewichte brechenden dürren Reiser, ein Geräusch, auf welches auch die Fischer achten, wenn sie Abends am Ufer des Stromes ihr Nachtlager aufschlagen, oder die Meerschweinchen wittern ihn schon von ferne und stürzen sich mit einem lauten Schrei ins Wasser. Man will aber schon Jaguare gesehen haben, welche hinter den Thieren her ins Wasser sprangen und sie im Augenblicke des Untertauchens erhaschten. Hat er seinen Sprung auf das Wild verfehlt, so geht er sogleich und wie beschämt schnellen Schrittes weiter, ohne sich nur umzusehen. Im Augenblicke, wo er ein Thier beschleicht, ist seine Aufmerksamkeit so sehr auf dasselbe gerichtet, daß er nicht achtet, was um ihn her vorgeht und sogar starkes Geräusch nicht wahrnimmt. Kann er sich dem Wilde nicht nähern, ohne bemerkt zu werden, so legt er sich im Gebüsch auf die Lauer. Seine Stellung ist alsdann die einer Katze, welche auf eine Maus paßt, niedergeduckt, doch zum Sprunge fertig, das Auge unverwandt nach dem Gegenstande seiner Raubgier gerichtet und nur den ausgestreckten Schwanz hin und wieder bewegend. Aber nicht immer geht der Jaguar dem Wilde nach, oft versteckt er sich blos in das Röhricht der Sümpfe und am Ufer kleinerer Bäche und erwartet hier ruhig die zur Tränke gehenden Thiere. Auf Bäumen lauert er niemals, obgleich er sehr gut klettert."

In Viehherden richten die Jaguare oft bedeutenden Schaden an. Sie stellen besonders dem jungen Hornvieh, den Pferden und Mauleseln nach. Azara behauptet, daß er diese Thiere in ganz außergewöhnlicher Weise tödte, indem er auf den Hals seiner Beute springe, eine Klaue in den Nacken

oder an das Gehörn setze, mit der andern die Spitze der Schnauze packe und den Kopf jetzt so schnell herumdrehe, daß er dem Thiere in einem Augenblicke das Genick breche. Rengger hat Dies nie beobachtet und auch bei todten Thieren keine Spur davon auffinden können. „Im Gegentheil habe ich immer bemerkt," fährt er fort, „daß der Jaguar seiner Beute, wenn sie in einem großen Thiere besteht, den Hals aufreißt oder, wenn sie nur ein kleines Thier ist, durch einen Biß im Nacken tödtet. Stiere und Ochsen greift er selten und nur in der Noth an; sie gehen muthvoll auf ihn los und verscheuchen ihn. In Paraguay hört man zuweilen sonderbare Erzählungen von solchen Kämpfen, und mehrmals sollen Menschen durch den Muth eines Stieres gerettet worden sein. Die Kühe sogar vertheidigen ihr Junges mit Vortheil gegen den schlimmen Feind, werden aber dabei immer schwer verwundet. Daß sie bei dessen Annäherung sich in einen Kreis stellten und die Jungen in die Mitte nähmen, wie hier und da erzählt wird, ist ein Märchen; die ganze Herde zieht sich im Gegentheil sogleich ins offene Feld zurück, wenn ihr ein Jaguar naht, und blos die Stiere und Ochsen bleiben unter Gebrüll, mit ihren Hörnern und Füßen die Erde aufwerfend, kampflustig in der Nähe des Feindes. Pferde und Maulesel werden ihm zur leichten Beute, wenn sie sich den Wäldern nähern. Die ersteren suchen sich noch hier und da durch die Flucht zu retten, die Maulesel aber werden durch den blosen Anblick des Thieres so geschreckt, daß sie ohne Bewegung bleiben oder gar zu Boden stürzen, ehe sie noch angefallen werden. Dagegen haben sie einen weit feinern Geruch, als die Pferde, wittern den Feind bei günstigem Wetter von weitem und setzen sich somit weniger der Gefahr aus. Blos Hengste sollen sich durch Beißen und Schlagen gegen den Jaguar vertheidigen, wenn sie nicht schon durch den ersten Sprung zu Boden geworfen werden."

Der Jaguar erhascht seine Beute ebensowohl im Wasser, wie auf dem Lande. Man hat viel gefabelt über die Art und Weise, wie er sich Fische zu verschaffen weiß. So soll er z. B. diese Thiere durch den Schaum seines Speichels oder, indem er mit seinem Schwanze auf die Oberfläche des Wassers schlägt, an sich heranlocken. „Ein verständiger Jäger aber," sagt Rengger, „dem ich manche gute Beobachtungen und manchen guten Rath für meine Reisen verdanke, belehrte mich eines Bessern, und eigne Beobachtungen bestätigten mir später die Wahrheit seiner Aussage. Als ich an einem schwülen Sommerabend von der Entenjagd in meinem Nachen nach Hause fuhr, bemerkte mein Begleiter, ein Indianer, am Ufer des Stromes einen Jaguar. Wir näherten uns demselben und versteckten uns hinter die überhängenden Weidenbäume, um sein Treiben zu beobachten. Zusammengekauert saß er an einem Vorsprunge des Ufers, wo das Wasser einen etwas schnellern Lauf hatte, dem gewöhnlichen Aufenthalt eines Raubfisches, welcher im Lande „Dorado" heißt. Unverwandt richtete er seinen Blick aufs Wasser, indem er sich hin und wieder vorwärts bog, wie wenn er in die Tiefe spähen wollte. Etwa nach einer Viertelstunde sah ich ihn plötzlich mit der Pfote einen Schlag ins Wasser geben und einen großen Fisch aus Land werfen. Er fischt also ganz auf gleiche Art, wie die Hauskatze."

Hat der Jaguar ein kleines Thier erlegt, so zehrt er dasselbe mit Haut und Knochen sogleich auf; von großer Beute aber, wie von Pferden, Rindern und dergl. frißt er blos einen Theil, ohne Vorliebe für dieses oder jenes Stück des Körpers zu zeigen; nur die Eingeweide berührt er alsdann nicht. Nach der Mahlzeit zieht er sich in den Wald zurück, entfernt sich aber in der Regel nicht weiter, als eine Viertelstunde von der Stelle, wo er fraß, und überläßt sich dann dem Schlafe. Des Abends oder des andern Morgens kehrt er zu seiner Beute zurück, zehrt zum zweiten Male davon und überläßt dann den Rest den Geiern. Diese machen ihm, wie Humboldt beobachtete, auch schon während seiner Mahlzeiten seine Beute streitig. „Unweit San Fernando," berichtet dieser ausgezeichnete Reisende, „sahen wir den größten Jaguar, der uns auf unserer ganzen Reise vorkam. Das Thier lag im Schatten hingestreckt und stützte eine seiner Tatzen auf ein eben erlegtes Wasserschwein. Eine Menge Geier hatten sich um diesen amerikanischen Thierkönig versammelt, um, wenn derselbe Etwas von seiner Mahlzeit übrig ließe, solches zu verzehren. Sie näherten sich dem Jaguar wohl bis auf zwei Fuß; aber die mindeste Bewegung desselben schreckte sie stets wieder zurück. Das

Plätschern unserer Ruder bewog ihn, langsam aufzustehen und sich in die Gebüsche zurückzuziehen. Die Geier benutzten den Augenblick, um das Wasserschwein zu verzehren, allein der Tiger sprang mitten unter sie und trug seine Mahlzeit zürnenden Blickes in den Wald."

Mehr als zweimal frißt nach Renggers Angabe kein Jaguar von einem getödteten Thiere, und noch weniger würde er ein Aas berühren. Einige kehren, nachdem sie sich gesättigt haben, nicht einmal wieder zu ihrem Raube zurück. Dies sind gewöhnlich die wildesten, welche zugleich schon öfters gejagt worden sind. Hat der Jaguar seinen Fang in einiger Entfernung vom Walde gemacht, so schleppt er das erlegte Thier, es mag auch noch so schwer sein, dem Gebüsche zu. Unter Umständen trägt er selbst eine sehr schwere Beute sogar über einen Fluß hinweg. Nahe bei Azara's Wohnung tödtete ein Jaguar ein Pferd, schleppte dasselbe sechzig Schritte über einen Brachacker hinweg, sprang dann mit ihm in einen tiefen und reißenden Fluß und brachte es auf der andern Seite im Walde in Sicherheit. Andere Reisende haben beobachtet, daß der Jaguar von zwei zusammengekoppelten Mauleseln oder Pferden eines getödtet und das todte Thier trotz dem Sträuben des lebenden eine große Strecke Wegs fortgeschleppt hat. Niemals tödtet die Unze mehr als ein Stück Vieh auf einmal und unterscheidet sich hierdurch sehr zu ihrem Vortheile von anderen größeren Katzenarten. Wahrscheinlich ist der Grund darin zu suchen, daß sie das Fleisch dem blosen Blute vorzieht.

Ein Jaguar, welcher den Menschen nicht kennen gelernt hat, weicht ihm, wenn er ihm begegnet, stets ehrfurchtsvoll aus, oder sieht ihn neugierig, aber blos aus der Ferne an. „Nicht selten," sagt Rengger, „stießen wir während unserer Reise in die Wildniß in das nördliche Paraguay auf eine oder mehrere Unzen, welche entweder in das Dickicht des Waldes flohen oder sich am Saume niedersetzten und unsern Zug ganz kaltblütig von weitem betrachteten. Es ist auch ohne Beispiel, daß in den unbewohnten Waldungen, wo das Paraguaykraut gesammelt wird, ein Mensch von einem Jaguar zerrissen worden ist. Diejenigen Unzen aber, welche sich in bewohnten Gegenden oder an Flüssen, wo viel Schifffahrt getrieben wird, aufhalten, verlieren gar bald die Scheu vor dem Menschen und greifen auch ihn an; hat ein Jaguar einmal Menschenfleisch gekostet, so wird ihm dies zur liebsten Speise, und nun fällt er nicht nur den Menschen an, wenn er von ungefähr auf den Menschen stößt, sondern er sucht ihn sogar gierig auf. Man hat jährlich der Beispiele genug, daß unvorsichtige Schiffer von diesen Thieren zerrissen werden. Der allgemeinen Sage nach sollen sie sich sogar des Nachts auf die an das Ufer angebundenen Fahrzeuge gewagt und aufgehängtes Fleisch oder Hunde weggeschleppt, ja selbst Matrosen tödlich verwundet haben; gewöhnlich aber büßen die Menschen nur durch Unvorsichtigkeit ihr Leben ein: die Vorsichtigen wissen sich regelmäßig zu retten. So laufen die Besuche, welche die Raubthiere den Fischern abstatten, während sie bei widrigem Wind ihre Abendmahlzeit bereiten, gewöhnlich unblutig ab, weil sich die Schiffer beim geringsten Geräusch an Bord flüchten. Sie überlassen dem Jaguar das am Feuer bratende Fleisch, und dieser nimmt damit gewöhnlich auch gern vorlieb. Daß er das Feuer keineswegs scheut, ist ganz sicher."

Azara behauptet, daß der Jaguar, wenn er einen Trupp schlafender Menschen anträfe, erst die Neger oder die Indianer und nur nachher die Weißen tödte. Dies ist, wie Rengger berichtet, ein Irrthum. Der Jaguar mordet, gleich wie bei den Thieren, nie mehr als einen Menschen auf einmal, wenn er sich nämlich nicht vertheidigen muß. Soviel aber ist richtig, daß er vorzugsweise den Neger, Mulatten oder Indianer anfällt und den Farbigen dem Weißen vorzieht. Dies geht so weit, daß sich in Paraguay ein Weißer, der unter freiem Himmel an einem gefährlichen Orte die Nacht zubringen muß, für ganz sicher hält, wenn er Schwarze oder Indianer zu Begleitern hat. Wahrscheinlich hat die starkriechende Hautausdünstung der farbigen Menschen etwas Anziehendes für ihn, wie für manche andere Raubthiere. Man erzählt in Paraguay, daß Menschen, welche am Tage unversehens auf einen Jaguar gestoßen sind, denselben im Augenblicke seines Sprunges durch einen lauten Zuruf oder durch unverwandtes und starres Anschauen zurückgeschreckt hätten; wahrscheinlich aber sind diese Jaguare, falls die Sache überhaupt wahr ist, solche gewesen, welche noch kein Menschenfleisch gekostet oder sich eben vorher ordentlich satt gefressen hatten.

Uebrigens scheinen die Unzen manchmal auch ihre besonders gute Laune zu haben. „In Atures," erzählt Humboldt, „hörten wir einen eigenen Zug von einem Jaguar: Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, von acht und neun Jahren hatten nahe beim Dorfe gespielt. Ein Jaguar war aus dem Walde zu ihnen gekommen und war um sie herumgehüpft. Nach längerem Hin- und Herhüpfen schlug er mit der einen Klaue den Knaben auf den Kopf, erst sanft, dann derber, so daß das Blut in Masse ausströmte. Da das Mädchen Dies sah, ergriff sie einen Baumast, schlug damit auf das Thier ein und brachte es so zur Flucht. Der Knabe hatte noch die Narben von den Wunden." Es scheint, als habe hier der Jaguar mit den Kindern, wie die Katze mit den Mäusen gespielt. Die Schwäche der Kinder hatte ihm wohl die Vertraulichkeit eingeflößt.

Aehnliche Fälle dürften jedoch außerordentlich selten sein. In der Ebene von Maynas verstreicht nach Pöppig kein Jahr ohne Verlust eines Menschenlebens. Die Unzen kommen bei hellem Tage in die Ortschaften, um Hunde zu holen, welche ihre Lieblingsspeise bilden. Besonders berüchtigt ist der Weg durch die dicken Wälder von Sapuosa bis Moyobamba, indem auf ihm innerhalb eines Menschenalters gegen zwanzig Indianer zerrissen worden sind, welche man als Fußboten versandt hatte. In einem dort gelegenen Meierhofe durften sich die Bewohner nach Sonnenuntergang gar nicht mehr aus den Hütten wagen, und kurz vor Pöppigs Ankunft war ein Knabe lebensgefährlich verwundet worden, welcher sich zu nahe an den starken Pfahlzaun des Hauses gelegt und deshalb eine Unze veranlaßt hatte, ihre Tatze durch die Zwischenräume zu stecken und ihm ein großes Stück Fleisch aus dem Schenkel zu reißen. Einer von Schomburgks Indianern trug auf seiner Brust noch die Narben, welche ihm die Zähne eines Jaguars verursacht hatten, der ihn, als er noch Knabe war, an der Brust gepackt und fortgeschleppt, aber doch wieder losgelassen hatte, als seine Mutter mit dem Wildmesser auf ihn losgestürzt war. In den Urwäldern am Ufer der peruanischen Anden wohnt nach Tschudi die Unze am liebsten in der Nähe der Dörfer und umkreist sie allnächtlich, entführt auch Hunde, Schweine und nicht selten Menschen. Weit entfernt, sich vor den letztern zu fürchten, stürzt sie sich auf Einzelne und dringt, wenn der Hunger sie treibt, selbst bei Tage in die Walddörfer.

Die Furcht der Indianer vor dem gefährlichen Räuber ist im allgemeinen sehr groß; doch ist es vorgekommen, daß ein Indianer, welcher in der Nacht sein einziges Schwein kläglich schreien hörte, hinausging, und wie er da eine Unze sah, die sein Eigenthum bei dem Kopfe gepackt hatte, seinerseits die Hinterfüße des Schweins ergriff und solange an diesen zog, bis die Weiber mit Feuerbränden herbeieilten und den Jaguar vertrieben, der sich nun langsam und unter fürchterlichem Gebrüll zurückzog. — Von dieser Unverschämtheit im Jagen könnte man noch weit mehr erzählen; doch scheinen mir die mitgetheilten Beispiele vollkommen zu genügen.

Der Jaguar bleibt an ein und demselben Aufenthaltsorte, solange er dort Etwas erbeuten kann und nicht gar zu sehr beunruhigt wird. Wird ihm die Nahrung knapp oder die Verfolgung Seitens der Menschen zu arg, so verläßt er die Gegend und zieht in eine andere. Seine Wanderungen führt er während der Nachtzeit aus. Er scheut sich dabei nicht, durch die bevölkertsten Gegenden zu streifen, und raubt bei einzelnstehenden Hütten Hunde und Pferde weg, ohne sich viel um den Menschen zu kümmern. Besonders die alten Jaguare nähern sich gern den Wohnungen, weil sie erfahrungsmäßig wissen, daß sie dort leichter Nahrung finden, als in der Wildniß. Auf seinen Wanderungen oder auch auf der Flucht hält den Jaguar selbst der breiteste Strom nicht auf. Er ist, wie Rengger versichert, ein trefflicher Schwimmer und hebt dabei den Kopf und das ganze Rückgrat über die Oberfläche des Wassers empor, so daß man ihn schon aus der Ferne von jedem andern schwimmenden Thiere unterscheiden kann. Fast schnurgerade setzt er über den bei anderthalb Stunden breiten Parana. Wenn er aus dem Wasser steigt, sieht er sich zuerst um, schüttelt dann den ganzen Leib und nachher jede Pfote für sich und setzt erst hierauf seinen Weg weiter fort.

Man sollte glauben, ein schwimmender Jaguar wäre leicht zu tödten, aber auch im Wasser ist er noch furchtbar. Nur gewandte Kahnführer getrauen sich, ihn anzugreifen; denn sowie er sich verfolgt sieht oder gar verwundet fühlt, wendet er sich sogleich gegen den Nachen. Gelingt es ihm, eine Kralle

an den Rand desselben zu setzen, so schwingt er sich an Bord und fällt über die Jäger her. „Ich war," sagt Rengger, „im Jahr 1819 kurz nach meiner Ankunft in Assuncion Augenzeuge eines zum Glück blos lächerlichen Auftritts bei einer solchen Jagd. Es kam ein Jaguar vom jenseitigen Ufer des Stromes dahergeschwommen. Drei Schiffsleute, Ausländer, sprangen, trotz der Warnung eines Paraguayers, mit einer geladenen Flinte in ihren Nachen und ruderten dem Thiere entgegen. In einer Entfernung von fünf bis sechs Fuß feuerte der vorderste die Flinte auf den Jaguar ab und verwundete ihn. Dieser aber ergriff, ehe sich's die Schiffer versahen, den Rand des Nachens und stieg trotz aller Ruder- und Kolbenschläge an Bord. Nun blieb den Schiffsleuten Nichts übrig, als ins Wasser zu springen und sich aus Land zu retten. Der Jaguar setzte sich im Kahn nieder und ließ sich wohlgemuth stromabwärts treiben, bis er, von einigen anderen Jägern verfolgt, seinerseits ins Wasser sprang und das nahe Ufer gewann."

„Das jährliche Anschwellen der Ströme und Flüsse," fährt Rengger fort, „vertreibt die Jaguare von den Inseln und den mit Wald bewachsenen Ufern, so daß sie sich zu dieser Zeit mehr den bewohnten Gegenden nähern und Schaden unter Menschen und Vieh anrichten. Sind die Ueberschwemmungen groß, so ist es nicht selten, einen Jaguar mitten in einer am hohen Ufer gelegenen Stadt oder in einem Dorfe zu sehen. In Villa-Real wurde im Jahre 1819 einer getödtet, in der Hauptstadt im Jahre 1820 ein anderer, zwei in Villa del Pilar; in Corrientes, Goya, Bajada wird fast alle vier bis fünf Jahre einer erschossen. Als wir bei hohem Wasserstande im Jahre 1825 in St. Fe landeten, erzählte man uns, daß vor wenigen Tagen ein Franziskanermönch, als er eben die Frühmesse lesen wollte, unter der Thür der Sakristei von einem Jaguar zerrissen worden sei. Es geschieht übrigens nicht immer ein Unglück, wenn ein solches Raubthier sich in eine Stadt verirrt; denn das Gebell der verfolgenden Hunde und der Zulauf von Menschen verwirren dasselbe so sehr, daß es sich zu verbergen sucht."

Die Wunden, welche der Jaguar beibringt, sind immer höchst gefährlich, nicht nur ihrer Größe, sondern auch ihrer Art wegen. Weder seine Zähne, noch seine Klauen sind sehr spitz und scharf, und so muß bei jeder Wunde Quetschung und Zerreißung zugleich stattfinden. Von solchen Verwundungen aber ist in jenen heißen Ländern und bei dem gänzlichen Mangel an ärztlicher Hilfe der Starrkrampf die gewöhnliche Folge. Was für Wunden ein Jaguar durch einen einzigen Griff mit der Tatze versetzen kann, mag man aus Folgendem sehen. Ein Indianer jagt am Ufer des Stromes; er begegnet einem Jaguar, wirf seine Lanze nach ihm, verfehlt ihn und stürzt sich dann kopfüber ins Wasser; im Augenblicke des Sprunges aber hat ihm das Thier schon eine Tatze auf den Kopf gesetzt und skalpirt ihm den ganzen obern Theil des Schädels, daß der Hautlappen in den Nacken herabhängt — und doch besitzt der Indianer noch Kraft genug, um über den breiten Strom zu schwimmen. Von einer andern fürchterlichen Verwundung erzählt Schomburgk. Ein Neger war in Begleitung eines Indianers und drei seiner Hunde auf die Jagd gegangen. Da trieben die letzteren einen Jaguar aus seinem Lager auf, jagten ihn auf einen halbentwurzelten Baum und verbellten ihn dort. Der Neger nähert sich auf achtzehn Schritte, feuert ab, trifft aber nicht tödlich. Mit zwei Sprüngen hat ihn der Jaguar erreicht und die Tatzen in seine Schultern geschlagen. In diesem grausigen Augenblicke mochte der unglückliche Waidmann unwillkürlich in den Rachen des blutgierigen Raubthieres gefahren sein; denn, als er wieder zur Besinnung kam, lag die röchelnde Katze und seine Hand neben ihm. Der Indianer war ihm zu Hilfe geeilt und hatte dem Jaguar sein langes Waidmesser durch das Herz gestoßen, ohne jedoch verhindern zu können, daß dieser dem schon mit dem Tode kämpfenden Neger noch das ganze Fleisch der Schultern herabriß.

Den größten Theil des Jahres lebt der Jaguar, nach Renggers Beobachtungen, allein; in den Monaten August und September aber, wo die Begattungszeit eintritt, suchen sich beide Geschlechter auf. „Sie lassen dann öfter, als in jeder andern Jahreszeit, ihr Gebrüll ertönen, welches ein fünf- bis sechsmal wiederholtes „Hu" ist und wohl eine halbe Stunde weit vernommen wird. Sonst vergehen oft Tage, ohne daß man die Stimme eines Jaguars hört, besonders wenn keine Wetter-

veränderung eintritt. Hat aber der Nordwind mehrere Wochen geweht, dann kündigen die Jaguare durch ihr oft halbe Nächte fortdauerndes Gebrüll den baldigen Eintritt des Südwindes an. Die Paraguayer, welche bei Aenderung des Wetters viel an Gichtschmerzen leiden, glauben, daß Dies auch bei dem Jaguar dasselbe sei und sein Geschrei durch ähnliche Schmerzen erpreßt werde."

„Treffen sich zur Begattungszeit mehrere Männchen bei einem Weibchen, so entsteht hier und da ein Kampf zwischen ihnen, obwohl sich der schwächere Theil gewöhnlich von selbst zurückzieht. Die Begattung geschieht unter fortwährendem eigenen Geschrei und wahrscheinlich nach längerem Sträuben des Weibchens, indem man an der Stelle, wo sich zwei Jaguare begattet haben, immer das Gras und das niedere Gebüsch einige hundert Fuß ins Gevierte theils zur Erde gedrückt, theils ausgerauft findet. Die beiden Geschlechter bleiben nicht lange beisammen, höchstens vier bis fünf Wochen, und trennen sich dann wieder. Während dieser Zeit sind sie für den Menschen sehr gefährlich. Obschon sie nicht mit einander auf den Raub ausgehen, bleiben sie sich doch den ganzen Tag über nahe und helfen sich in der Gefahr. So wurde einer der besten Jäger in Entrerios durch ein aus dem Busche hervorspringendes Männchen zerrissen im Augenblicke, wo er am Saume des Waldes das Weibchen niederstieß."

„Die Tragzeit des Jaguars kenne ich nicht bestimmt; jedoch nach der Begattungszeit und der Zeit, in welcher man schon Junge findet, mag sie von 3 bis 3½ Monate sein. Das Weibchen wirft gewöhnlich zwei der Sage nach blinde Junge, selten drei, und zwar im undurchdringlichsten Dickicht des Waldes oder in einer Grube unter einem halbentwurzelten Baume. Die Mutter entfernt sich in den ersten Tagen nie weit von ihren Jungen und schleppt sie, sobald sie dieselben nicht sicher glaubt, im Maule in ein anderes Lager. Ueberhaupt scheint ihre Mutterliebe sehr groß zu sein, und sie vertheidigt die Jungen mit einer Art von Wuth und soll stundenweit den Räuber derselben brüllend verfolgen. Nach ungefähr sechs Wochen wird sie schon von der jungen Brut auf ihren Streifereien begleitet. Anfangs bleibt diese im Dickicht versteckt, während die Mutter jagt, später aber legt sie sich in Gesellschaft mit ihr auf die Lauer. Sind die Jungen zu der Größe eines gewöhnlichen Hühnerhundes herangewachsen, so werden sie von ihrer Mutter verlassen, bleiben aber oft noch einige Zeit bei einander." —

In Paraguay und längs des Parana zieht man nicht selten junge Jaguare in Häusern auf. Dazu müssen sie aber als Säuglinge eingefangen sein, sonst sind sie nicht mehr zu bändigen. In der Färbung unterscheiden sich ganz junge Thiere von den alten; doch schon im siebenten Monate sind sie denselben gleich. Rengger zog seine Jaguare mit Milch und gekochtem Fleisch auf. Pflanzenkost vertragen sie nicht lange, rohes Fleisch aber macht sie bald bösartig. Sie spielen mit jungen Hunden und Katzen, besonders gern aber mit hölzernen Kugeln. Ihre Bewegungen sind leicht und lebhaft. Sie lernen ihren Wärter sehr gut kennen, suchen ihn sogar auf und bezeugen bei seinem Wiedersehen ihre Freude. Jeder Gegenstand, welcher sich bewegt, zieht ihre Aufmerksamkeit auf sich. Sogleich ducken sie sich nieder, bewegen ihren Schwanz und machen sich zum Sprunge fertig. Wenn sie Hunger und Durst oder Langeweile haben, lassen sie einen eigenen miauenden Ton hören, doch blos, solange sie noch jung sind; denn von den Alten vernimmt man ihn nicht mehr. Beim Fressen knurren sie, besonders wenn sich Jemand ihnen nähert; Dies muß man aber auch nicht thun, um das Thier nicht wild zu machen. Niemals hört man sie in der Gefangenschaft brüllen. An Wasser darf man sie nicht Mangel leiden lassen. Zum Fressen legen sie sich nieder, halten mit beiden Tatzen das Fleisch, biegen den Kopf auf die Seite, um auch die Backenzähne gebrauchen zu können, und kauen nach und nach Stücken davon ab. Nicht starke Knochen fressen sie, von großen dagegen blos die Gelenke. Nach der Mahlzeit legt sich der zahme Jaguar gern in den Schatten und schläft, und hat er sich satt gefressen, so erzürnt er sich nicht so leicht, und man kann dann mit ihm spielen; auch Hausthiere und Hausgeflügel, welches ihm sonst nicht nahen darf, kann dann unbeschadet an ihm vorbeigehen. Man hält die gefangenen Jaguare niemals in einem Käfig, sondern blos an einem ledernen Seil im Haushofe oder auch vor dem Hause unter einem Pomeranzenbaum. Nie fällt es ihnen ein, am Seile zu

nagen. Ihr Athem hat, wie bei fast allen Raubthieren, einen üblen Geruch, ebenso das frische Fell, das Fleisch und das Fett, der Harn und der Koth. Der Geruch des Fettes ist so durchdringend, daß man Füchse, Meerschweinchen und andere Thiere vertreiben kann, wenn man nur einige Bäume in deren Wohnkreise damit bestreicht. Auch selbst muthige Pferde springen scheu zurück, wenn man ihnen solches Fett unter die Nüstern hält. Schon ganz junge Jaguare haben scharfe und spitze Zähne; im ersten Jahre werden dieselben gewechselt, nach zwei bis drei Jahren haben sie ihre ganze Größe erreicht. Sobald die Unzen ihre Kraft fühlen, gegen das dritte Jahr hin und noch früher, ermangeln sie nicht, zum Schaden ihres Herrn von ihren Zähnen Gebrauch zu machen. Vergebens werden ihnen die Eck- und Schneidezähne bis auf die Wurzel abgefeilt und die Klauen von Zeit zu Zeit beschnitten, sie können vermöge ihrer ungeheuern Kraft auch ohne Waffen Unglück stiften. So sah Rengger einen ganz zahmen und in dieser Weise verstümmelten Jaguar, auf welchen sich die Kinder des Hauses ohne Scheu zu setzen pflegten, seine sonst geliebte Wärterin, ein zehnjähriges Negermädchen, in einem Anfalle von böser Laune mit einem Schlage der Tatze in den Nacken zu Boden werfen und über sie herfallen. Obwohl ihm das Kind sogleich entrissen wurde, hatte er mit seiner zahnlosen Kinnlade doch schon einen Arm ganz zerquetscht, und es dauerte mehrere Stunden, bis das Mädchen wieder zu sich kam. Die Weibchen sind etwas zähmbarer, als die Männchen, und wenn man den letzteren durch Beschneidung einen Theil ihrer Wildheit zu nehmen sucht, werden sie fast noch tückischer, als vorher, gehen auch, weil sie sehr fett werden, gewöhnlich nach kurzer Zeit zu Grunde. Solange der Jaguar noch jung ist, kann man ihn durch Schläge bändigen; später hält es schwer, seiner Meister zu werden. Großmuth und Erkenntlichkeit sind ihm fremd; er zeigt keine ausdauernde Anhänglichkeit für seinen Wärter oder für ein mit ihm auferzogenes Thier, und es ist daher immer eine gewagte Sache, ihn länger als ein Jahr, ohne ihn einzusperren, in der Gefangenschaft zu halten.

Seines furchtbaren Schadens wegen wird der Jaguar in bewohnten Gegenden auf alle mögliche Weise gejagt und getödtet. Man glaubt, daß er sein Leben auf zwanzig Jahre bringen könne; doch dürfte er blos in den einsamsten Wildnissen ein derartiges Alter erreichen; denn in den bevölkerten Theilen Amerikas stirbt wohl kein Jaguar eines natürlichen Todes. Gleichwohl trifft man auch noch hier sehr alte Thiere an. So schoß ein Franzose ganz nahe bei einem Landhause ein altes Weibchen, dessen Haut krätzig und dessen Gebiß ganz abgenutzt war; hier fehlten schon die hintersten oberen Backenzähne. Solche Fälle sind übrigens selten; die meisten Jaguare sterben in der Blüthe ihrer Jahre. Die Jagd dieser Thiere kann wegen der Befriedigung, welche überwundene Gefahren und Schwierigkeiten gewähren, zur Leidenschaft werden, obschon gewöhnlich solche Jäger zuletzt ihr Leben unter den Krallen eines Jaguars aushauchen. Die älteste Jagdart ist wohl die tückischste und zugleich diejenige, welche am sichersten zum Ziele führt. Die Indianer nämlich erlegen ihn mit ihren uralten Waffen, ohne ein Mißlingen befürchten zu müssen. Sie fertigen sich aus einer riesigen Bambusart ein Blasrohr und aus der Wedelrippe eines Palmbaumes oder aus Dornen kleine schmächtige Pfeile, welche sicherer und tiefer treffen, als die Kugeln aus der besten Büchse. Die Pfeile sind mit dem furchtbaren Urarigift getränkt. Haben indianische Jäger Hunde bei sich, so erlegen sie den Jaguar ohne alle Gefahr. Die Hunde stöbern das Raubthier auf, jagen es gewöhnlich auf einen schiefstehenden Baum und verbellen es. Dort wird es dem Indianer zum bequemen Zielpunkt. Aus ziemlich weiter Entfernung sendet er seine fürchterlichen Pfeile nach der gewaltigen Katze ab, einen nach dem andern. Diese achtet kaum des kleinen Ritzes, welchen die Geschosse ihr beibringen; sie hält vielleicht das Pfeilchen blos für einen Dorn, der sie verwundete: aber schon nach wenigen Minuten erfährt sie, mit welcher furchtbaren Waffe ihr der Mensch zu Leibe ging. Das Gift beginnt zu wirken, ihre Glieder erschlaffen, die Kraft erlahmt, sie stürzt mit einigen Zuckungen auf den Boden, richtet sich noch einige Male auf, versucht, sich fortzuraffen, und bricht dann plötzlich zusammen, zuckend, verendend.

Weit verwegener, als diese heimtückische Jagd, ist folgende. Der Jäger umwickelt mit einem Schaffelle den linken Arm bis über den Ellbogen und bewaffnet sich mit einem zweischneidigen Messer

oder Dolche, von etwa zwei Fuß Länge. So ausgerüstet, sucht er mit zwei oder drei Hunden den Jaguar auf. Dieser bietet wenigen Hunden sogleich die Spitze; der Jäger naht sich ihm und reizt ihn gewöhnlich mit Worten und Geberden. Plötzlich springt der Jaguar mit einem oder zwei Sätzen auf den Jäger zu, richtet sich aber zum Angriffe, wie unser Bär, in die Höhe, und öffnet brüllend den Rachen. In diesem Augenblicke hält der Jäger den beiden vorderen Tatzen des Thieres den umwundenen Arm dar, und, mit dem Körper in etwas nach rechts ausweichend, stößt er ihm den Dolch in die linke Seite. Der getroffene Jaguar fällt durch den Stoß um so eher zu Boden, da es ihm schwer fällt, in aufrechter Stellung das Gleichgewicht zu bewahren, und die Hunde werfen sich über ihn her. War die erste Wunde nicht tödlich, so steht er mit Blitzesschnelle wieder auf, macht sich von den Hunden los und stürzt sich von neuem auf seinen Gegner, der ihm alsdann einen zweiten Stich versetzt. Rengger kannte einen Indianer aus der Stadt Bajada, welcher über hundert Jaguare auf diese Weise erlegt hatte. Er war ein leidenschaftlicher Jäger, büßte aber im Jahr 1821 auf einer solchen Jagd das Leben ein. — Göring hörte von einem Gaucho erzählen, welcher wegen seiner Jagden den Namen „Matador de Tigres" (Tigertödter) erhalten hatte. Dieser kühne Mann hatte sehr viele Jaguare ebenfalls mit dem Messer erlegt.

Wie man Rengger versicherte, giebt es sogar Menschen, die tollkühn genug sind, blos mit einer Keule bewaffnet den Jaguar anzugreifen. Auch diese sollen sich den linken Arm mit einem Schaffell umwinden und ihrem Feinde im Augenblicke, wo er gegen sie aufsteht, einen Schlag auf die Lendenwirbel versetzen, so daß er zusammensinkt und des gebrochenen Rückgrates wegen nicht mehr aufstehen kann. Einige Schläge auf die Nasenwurzel vollenden dann seine Niederlage. „Diese zweite Art, den Jaguar zu jagen, habe ich," sagt Rengger, „nie selbst gesehen; jedoch scheinen mir die darüber erhaltenen Nachrichten nicht unglaubwürdig, da ich bei mehreren zahmen Jaguaren beobachtet habe, daß man sie durch einen nicht sehr starken Schlag auf die Lendenwirbel, wenigstens für einige Tage, an den hinteren Gliedern lähmen kann." Nach demselben Beobachter wird der Jaguar in Paraguay auf folgende Art gejagt: Ein guter Schütze, in Begleitung von zwei Männern, von denen der eine mit einer Lanze, der andere mit einer fünf Fuß langen, zweizackigen Gabel bewaffnet ist, sucht mit sechs bis zehn Hunden den Jaguar auf. Ist dieser schon öfter gejagt worden, so reißt er auf das erste Anschlagen der Hunde aus; sonst aber stellt er sich zur Gegenwehr oder klettert auf einen Baum. Widersetzt er sich den Hunden, so schließen diese einen Kreis um ihn und bellen ihn an. Sie müssen schon sehr beherzt und geübt sein, um ihn anzugreifen, und werden dennoch gewöhnlich das Opfer ihres Muthes. Ohne Mühe bricht ihnen der Jaguar mit einem Schlage den Rücken oder reißt ihnen den Bauch auf; denn nicht einmal zwanzig der besten Doggen können einen ausgewachsenen Jaguar überwältigen. Sowie nun die Jäger das Raubthier ansichtig werden, stellen sie sich neben einander, den Schützen in der Mitte. Dieser sucht ihm einen Schuß in den Kopf oder in die Brust beizubringen. Gelingt der Schuß, so fallen die Hunde über das Thier her und drücken es zu Boden, wo seine Niederlage leicht vollendet wird. Fehlt aber der Schuß oder wird der Jaguar nur leicht verwundet, so springt er unter fürchterlichem Gebrüll auf den Schützen los. Sobald er sich aber auf die hinteren Beine stellt, hält ihm der mit der Gabel bewaffnete Jäger diese vor, und der Lanzenträger giebt ihm von der Seite einen Stich in die Brust, zieht aber die Lanze sogleich wieder zurück und macht sich auf einen zweiten Stoß gefaßt, denn der niedergeworfene Jaguar steht mit der größten Schnelligkeit wieder auf und stürzt sich auf seine Gegner, die ihn mit neuen Stößen empfangen, bis er seine Kraft verliert und endlich von den anspringenden Hunden auf dem Boden festgehalten wird. Während dem Kampfe suchen die letzteren den Jaguar niederzureißen, indem sie ihn beim Schwanze fassen; nur sehr starke Hunde greifen ihn auch von der Seite an. Der Lanzenstich darf ja nicht von vorn gegeben werden, sondern muß von der Seite erfolgen, indem die Brust des Jaguars beinahe keilförmig und seine Haut durch lockeres Zellgewebe mit den Muskeln verbunden, also sehr beweglich ist; es könnte demnach das Eisen leicht zwischen der Haut und den Rippen durchglitschen. Auch muß man sich hüten, das umgeworfene Thier mit der Lanze an den Boden festnageln zu wollen; denn

es ist ihm, obschon durchbohrt, ein Leichtes, durch einen Schlag mit der Tatze den Schaft der Lanze zu brechen. Ist dann kein zweiter Lanzenträger da, und hat der Jaguar noch einige Kraft, so kann er seine Gegner sehr übel zurichten. Es fällt auf, daß der Jaguar, obschon ihm die Hunde Nichts anhaben können, sich doch öfters vor ihnen fürchtet und, sowie er gejagt wird, auf einen Baum klettert. Nun hat der Jäger wohl einen sichern Schuß auf das Thier, aber er wird nichtsdestoweniger von ihm angefallen, wenn er dasselbe verfehlt oder nur leicht verwundet. Blitzschnell läßt es sich vom Baume herunter und stürzt brüllend mitten durch die Hunde auf den Schützen los, dessen Begleiter ihn dann empfangen. Diese Letzteren müssen erprobte Männer sein, sonst ist der Schütze verloren. Fremde haben sich daher zu überlegen, mit wem sie auf eine solche Jagd gehen. Es ist nicht daran zu denken, daß man sich dann mit Kolbenschlägen, Bayonnetstößen oder Säbelhieben vertheidigen könnte; denn, ehe sich's der Schütze versieht, steht der Jaguar brüllend und mit offenem Rachen vor ihm, schlägt mit einer Tatze nach dessen Kopf oder Schultern und wendet mit der andern die vorgehaltenen Waffen ab. In solchen Augenblicken verlassen oft die erprobtesten Jagdgefährten einander, und auch die beherztesten und geübtesten Männer laufen immer einige Gefahr; denn, da der Kampfplatz gewöhnlich im Dickicht des Waldes ist, bedarf es nur eines geringen Hindernisses, um den Lanzenträger keinen sichern Stoß zu thun lassen.

Die Paraguayer greifen den Jaguar übrigens auch blos mit der Lanze an. Ist das Thier auf einen Baum geklettert, so suchen sie ihre Schlinge, die sie immer mit sich führen, ihm um den Hals zu werfen oder dieselbe ihm vermittelst einer oben eingekerbten Stange anzulegen. Hiergegen scheint sich der Jaguar wenig zu sträuben; er muß aber bald sehen, wie unbedachtsam Dies war; denn, sobald ihm die Schlinge um den Hals geworfen ist, bringt der Reiter sein Pferd, an dessen Bauchriemen das andere Ende befestigt ist, in Galopp, reißt den Jaguar vom Baume herunter und schleift ihn aufs offene Feld hinaus. Hier wirft ein zweiter Reiter, wenn das Raubthier noch lebend und kräftig ist, ihm eine andere Schlinge um die Beine, und beide Männer reiten nun in entgegengesetzter Richtung davon und erdrosseln den Räuber. Auf gleiche Weise, aber noch leichter, erwürgt man ihn, wenn man ihn im offenen Felde antrifft; denn hier, vom Walde oder Röhricht entfernt, wagt er es gar nicht, sich zu vertheidigen, sondern sucht in großen Sprüngen zu entfliehen. Auf dem Anstande wird der Jaguar auch erlegt. Der Schütze versteckt sich in der Nähe eines lebenden Thieres oder eines von der Unze bereits getödteten auf einem Baume und schießt von dort herab auf das zurückkehrende Raubthier. Doch soll es vorgekommen sein, daß Jaguare, welche auf diese Weise leicht verwundet wurden, den Jäger auf dem Baume angegriffen und zerrissen haben. Hier und da gräbt man auch Fallgruben aus und fängt in ihnen die angeköderte Katze.

Das Fell des Jaguars hat in Südamerika nur geringen Werth und wird höchstens zu Fußdecken und dergleichen verwendet. Das Fleisch essen blos die Botokuden. Manche Indianer sollen auch sein Fett genießen, trotz seines heftigen Geruches. Gewisse Theile des Jaguarleibes werden als Arzneimittel angewendet. So glaubt man, daß sein Fett gegen Wurmkrankheiten und seine gebrannten Krallen gegen Zahnschmerzen gute Mittel seien. Außerdem wird das Fett von den Wilden zum Einreiben ihres Körpers benutzt, und sie glauben, dadurch ebenso stark und muthig zu werden, wie das Raubthier selbst. Besonders gefährliche Jaguare, welche sich nur schwer aus der Nähe der Dörfer vertreiben lassen und die Bewohner derselben stets mit ihren Ueberfällen bedrohen, werden, wenn sie getödtet worden sind, nicht benutzt; denn die Indianer sind überzeugt, daß sie eigentlich gar keine Thiere, sondern zauberhafte Wesen, gleichsam die Hüllen verstorbener lasterhafter Menschen seien.

Weit weniger schädlich und furchtbar, als der Jaguar, ist eine zweite sehr schöne Katze Südamerikas, vielleicht das farbenschönste Mitglied der ganzen Familie, der **Ozelot** oder die **Pantherkatze** (Leopardus pardalis). Sie ist bedeutend kleiner, als der Jaguar, erreicht jedoch immer noch, wenn auch nicht die Höhe, so doch die Länge unsers **Luchses**; denn diese beträgt 3 Fuß und die Länge des Schwanzes 1 Fuß 3 Zoll, die Höhe am Widerrist dagegen kaum $1^1/_2$ Fuß. Der Körper

ist schlank, die Beine sind ziemlich hoch, obwohl viel niedriger, als beim Luchs, der Schwanz ist mittellang, von mäßiger Dicke, gegen die Spitze zu etwas verdünnt. Die Ohren sind kurz, breit und abgerundet, der Augenstern ist beinahe rund. Dicht, glänzend und weich ist der Pelz und dabei ebenso bunt wie geschmackvoll gezeichnet. Seine Grundfarbe ist auf der Oberseite ein bräunliches Grau oder Röthlichgelbgrau, auf der Unterseite ein gilbliches Weiß. Von den Augen zieht sich jederseits ein schwarzer Längsstreifen zu den Ohren. Die Oberseite des Kopfes ist klein getupft, auf den Wangen verlaufen Querstreifen und von diesen aus ein Kehlstreif. Ueber den Rücken ziehen sich Längsstreifen, meist vier, längs des Rückens eine Reihe schmaler, schwarzer Flecken, unter denen größere hervortreten, an den Seiten gekrümmte Längsreihen breiter, bandförmiger Längsstreifen, welche von den Schultern bis zum Hintertheile reichen, lebhafter, als die Grundfarbe, schwarz gesäumt, und oft in der der Mitte dunkel punktirt sind. Der Unterleib und die Beine sind mit vollen Flecken bedeckt, welche auf dem Schwanze in Ringe übergehen. Diese Färbung ändert übrigens sehr



Der Ozelot oder die Pantherkatze (Leopardus pardalis).

ab. Oft sind die schwarzen Längsstreifen des Rückens durch breitere fahle Streifen in acht getheilt, und breite ununterbrochene Streifen ziehen sich längs den Seiten entlang; bei anderen zertheilen sich die Streifen in Flecke, auf den Wangen finden sich breite, schwarze Tüpfel; noch andere sind am ganzen Unterleibe schwarz gestreift, der Schwanz ist vollständig geringelt u. s. w. Die Weibchen unterscheiden sich von den Männchen durch schwächere Färbung der Flecken und kreisförmig gestellte Punkte auf den Schultern und dem Kreuze.

Der Ozelot ist weit verbreitet. Er findet sich durch ganz Mittelamerika bis in das nördliche Brasilien und andrerseits bis Mejiko und Tejas und den südlichen Theil der Vereinigten Staaten. Hier lebt er mehr in den tieferen und menschenleeren Wäldern, als in der Nähe von Ortschaften, obgleich er auch da vorkommt. Auf freiem Felde findet man ihn nie, immer nur in Wäldern und in sumpfigen Gegenden. An manchen Orten ist er recht häufig. Er scheint kein bestimmtes Lager zu haben. Den Tag über schläft er im dunkelsten Theile des Waldes, zuweilen im hohlen Baume oder auch zwischen undurchdringlichen Bromelien, welche von dichtem Strauchwerk beschattet sind. In der

Morgen- und Abenddämmerung, besonders auch bei Nacht, geht er auf Raub aus und zwar ebensogut in hellen, sternenklaren, als in dunkeln, stürmischen Nächten. Letztere sind ihm sogar angenehm, weil er dann, unbemerkt von den Hunden, an die Bauernhöfe herankommen und dort nach Belieben würgen kann. In dunkeln Nächten gilt es für den Hofbesitzer, das Hühnerhaus wohl zu verschließen; denn wenn der Ozelot unter die Hühner kommt, richtet er dort ein arges Blutbad an.

Im Freien besteht die Nahrung unserer Katze aus Vögeln, welche sie entweder auf dem Baume oder auf der Erde in ihren Nestern beschleicht, sowie aus allen kleineren Säugethieren, jungen Rehen, Schweinen, Affen, Agutis, Paccas, Ratten, Mäusen u. s. w. „Da diese Katze meist nur des Nachts auf Raub ausgeht,“ sagt Rengger, „habe ich sie niemals auf ihren Jagden beobachten können; sie scheint aber große Streifzüge zu machen. Ich habe in den sogenannten Urwäldern ihre Fährte oft Stunden lang verfolgt. Höchst selten stößt man auf Ueberreste ihrer Mahlzeit, gewöhnlich sind es nur die Federn eines erlegten Vogels. Ich halte sie daher nicht für blutdürstig und glaube, daß sie nicht mehr Thiere auf einmal tödtet, als sie zu ihrer Sättigung bedarf, und diese Meinung hat sich auch an Gefangenen, welche ich gehalten habe, bestätigt. Sie klettert nicht sehr gut und springt, wo die Bäume dicht stehen, wenn sie gejagt wird, mit Leichtigkeit von einem Baume zum andern, obwohl sie im Klettern noch immer nicht die Fertigkeit des Kuguars besitzt. Nur durch die Noth gezwungen, wagt sie sich durchs Wasser, z. B., wenn sie durch Ueberschwemmung vom festen Lande abgeschnitten wird und das nächste Ufer zu gewinnen suchen muß; allein sie ist ein vortrefflicher Schwimmer. Nicht selten kommt es vor, daß ein durch Ueberschwemmung aus den Wäldern vertriebener Ozelot mitten in einer Stadt ans Land steigt. Ich selbst sah einen, welcher über einen Theil des Paraguaystromes geschwommen war, bei seiner Landung im Hafen von Assuncion erschießen.“

„Der Ozelot lebt paarweise in einem bestimmten Gebiet. Der Jäger kann gewiß sein, nachdem er einen aufgescheucht hat, den andern in nächster Nähe zu treffen. Mehr als ein Paar trifft man jedoch niemals in dem nämlichen Wald an. Männchen und Weibchen gehen nicht zusammen auf den Raub aus, sondern jedes jagt für sich; auch helfen sie einander nicht bei der Jagd oder bei feindlichen Angriffen.

„Die Begattungszeit tritt bei ihnen im Oktober ein und dauert bis in den Januar; ihre Tragzeit ist unbekannt. Selten übersteigt die Zahl ihrer Jungen zwei. Die Mutter versteckt ihre Sprößlinge in einen hohlen Baum oder in das Dickicht des Waldes und trägt ihnen, sobald sie fressen können, kleine Säugethiere und Vögel zu.“

Dem Menschen schadet der Ozelot nur wenig, er fürchtet ihn und die Hunde zu sehr, als daß er sich bevölkerten Gegenden näherte. Blos Wohnungen, welche nahe an Wäldern liegen, werden hin und wieder von ihm heimgesucht; doch auch dann nimmt er höchstens zwei Hühner oder eine Bisamente weg, trägt dieselben ins nächste Gebüsch und verzehrt sie sofort. Wenn ihm seine erste Unternehmung gelingt, kommt er gewöhnlich die nächsten Nächte wieder, bis er gefangen oder verscheucht wird. Man jagt ihn in Paraguay mit Hunden oder fängt ihn in Fallen. Er ist sehr scheu und flüchtig und spürt den Jäger bei mondhellen Nächten, noch ehe derselbe ihn gewahr wird. Vor dem Hunde flieht er in größter Eile auf die Bäume und versteckt sich dort im dichtesten Laube der Krone. Doch gelingt es dann zuweilen, ihn zum Schusse zu bekommen, da ihn das Leuchten seiner Augen verräth. Am leichtesten fängt man ihn vermittelst Fallen, in deren Hintergrund ein Käfig mit einem eingesperrten Huhn gestellt oder auch Rindfleisch als Köder angebracht wird. Azara versichert, daß man dasselbe Thier in derselben Falle und an der nämlichen Stelle wiederfangen könne, denn seine Begierde nach dem Huhn ist so groß, daß es die schon erprobte Gefahr gänzlich vergißt.

Ein angeschossener Ozelot vertheidigt sich herzhaft mit seinen Krallen gegen die Hunde und kann auch wohl dem Menschen gefährlich werden. Man jagt ihn übrigens weniger des Schadens wegen, den er anrichtet, als seines schönen Felles halber, aus welchem die Einwohner sich Winterstiefeln verfertigen.

Der junge Ozelot wird häufig eingefangen und gezähmt. Gewöhnlich verrathen die Jungen ihren Aufenthalt durch Miauen und werden somit, auch ohne Hilfe der Hunde, ziemlich leicht aufgefunden. Man zieht sie mit Milch auf und nährt sie späterhin größtentheils mit gekochtem Fleische; bloße Pflanzennahrung macht sie krank. Füttert man sie aber nur mit rohem Fleische, so werden sie größer und schöner am Fell, als wenn man ihnen das Fleisch gekocht giebt. Auch alte Ozelots werden nach einiger Zeit zahm, wenn auch nur bis zu einem gewissen Grade; denn sie richten im Hofe immer noch allerlei Unheil an. Können sie sich z. B. eines kleinen Hundes oder einer Katze bemächtigen, so ergreifen sie das Thier beim Nacken, werfen es nieder, halten mit den Vorderpranken seine Vorderbeine, mit den Hinterpranken seine Hinterbeine fest und reißen ihm den Hals auf. Bei fortgesetztem Genuß von Katzenfleisch werden sie krätzig, stoßen während der Krankheit eigenthümliche Klagelaute aus und sterben endlich. Dieselben Klagelaute hört man von ihnen, wenn sie irgendwie ihr Mißbehagen ausdrücken wollen. So miauen sie z. B. auf klägliche Weise, wenn man sie durch Hunger gezwungen hat, Kröten oder Schlangen zu fressen. Diese Thiere verursachen ihnen heftiges Erbrechen und schwächen ihre Verdauungskraft derartig, daß sie jede andere Speise wieder herausbrechen, allmählich abmagern und endlich auch sterben. Das Hausgeflügel können die gezähmten Ozelots nicht ersehen. Sie ergreifen es, sobald sie es erreichen können, beim Kopfe oder beim Halse und tödten es durch den ersten Biß. Dann rupfen sie vor dem Genusse mit dem Maule den größten Theil der Federn aus und verspeisen es. Nach der Sättigung belecken sie sich das Maul, die Pfoten und den übrigen Körper und legen sich schlafen. Ihren Koth verscharren sie nie, häufig aber legen sie denselben in ihrem Trinkgefäße ab, sie mögen nun in einen Käfig eingeschlossen sein oder frei im Hause herumgehen.

Den größten Theil des Tages bringt der gefangene Ozelot schlafend zu. Dabei liegt er in sich zusammengerollt, wie es unsere Hauskatzen auch thun. Gegen Abend wird er unruhig und bleibt nun die ganze Nacht hindurch wach. Wenn er noch jung ist, läßt er öfters einen miauenden Ton hören, besonders wenn er Hunger, Durst oder Langeweile verspürt; später vernimmt man diesen Ton nur bei krankem Zustande. Wird er im Fressen gestört, so knurrt er. Seine Zufriedenheit legt er durch Schnurren, seine Furcht oder seinen Zorn durch ein Schnäuzen an den Tag. Alt eingefangene Ozelots unterwerfen sich wohl dem Menschen, schließen sich ihm aber niemals an. Der Verlust der Freiheit macht sie niedergeschlagen und gleichgiltig gegen gute oder schlechte Behandlung. Sie lassen sich schlagen, ohne sich zu vertheidigen, machen keinen Unterschied zwischen ihrem Wärter und anderen Menschen und bezeigen ihm weder Zutrauen noch Freude, wenn sie ihn sehen. Ganz jung und mit Sorgfalt aufgezogene hingegen werden im hohen Grade zahm. Gleich den jungen Hauskatzen gaukeln sie mit einander, spielen mit einem Stück Papier, mit einer kleinen Pomeranze und dergleichen. Ihren Wärter lernen sie bald kennen, springen ihm nach, belecken ihm die Hand, legen sich ihm zu Füßen nieder oder klettern an ihm hinauf. Gegen Liebkosungen sind sie sehr empfänglich und beginnen augenblicklich zu spinnen, wenn man ihnen schmeichelt. Niemals zeigen sie Falschheit. Mit den Hunden und Katzen, in deren Gesellschaft sie leben, vertragen sie sich sehr gut; dem Geflügel stellen sie aber doch noch nach. Aller früheren Strafen uneingedenk, springen sie, sobald ihnen die Lust ankommt, auf eine Henne und lassen sich im Augenblicke des Raubes durch keine Züchtigung abschrecken, das Thier zu ermorden. Ihrer unvertilgbaren Raubsucht wegen hält man sie gewöhnlich in einem Käfig oder an einem Stricke angebunden.

Man glaubt, daß der Ozelot die Schuld von der Verödung der Wälder an Hühnern und Vögeln trägt, und jedenfalls ist es begründet, daß er diesen Thieren großen Schaden thut. Auch den Affen soll er in ihrem laubigen Gebiet eifrig nachstellen. Man hat sogar hierüber das Märchen in Umlauf gesetzt, daß er sich bei seiner Jagd platt auf einen Ast lege und sich todt stelle, worauf dann die Affen erfreut herbeikämen, um sich an der Leiche ihres Todfeindes zu weiden, plötzlich aber sehen müßten, wie bitter sie sich geirrt hätten.

Dem Ozelot sehr nahe verwandt sind zwei andere Katzen Amerikas: der Marguay und der Mbaracaya. Beide sind mehrfach als Spielarten von jenem angesehen worden; sie unterscheiden sich aber hinlänglich durch ihre Größe. Der Marguay (Leopardus tigrinus) erreicht nur die Größe der Hauskatze. Seine Körperlänge beträgt zwanzig, die des Schwanzes elf Zoll. Der weiche und schöne Katzenpelz hat oben und an den Seiten eine fahlgelbe Grundfarbe und ist unten, wie bei den meisten übrigen Katzen, weiß. Ueber die Wangen laufen zwei Streifen, zwei andere ziehen sich vom Augenwinkel über den Kopf ins Genick. Hier schieben sich nun noch andere ein, und so ziehen sich über den Nacken sechs derselben, weiter hinten sich in breitere Flecken auflösend. An der Kehle stehen zwei schwarze Tupfflecke, vor der Brust breite Halbringe. In der Mitte des Rückens verläuft ein unterbrochener Streif und jederseits daneben mehrere Reihen voller Flecken, von denen viele einen hellern Hof umschließen. Die Beine und der Unterleib sind gefleckt, die Ohren schwarz mit weißen Flecken. Der Schwanz ist an der Spitze buschiger, als an der Wurzel.



Der Marguay (Leopardus tigrinus).

In ihrer Lebensweise ähnelt diese Katze der vorhergehenden fast in allen Stücken. Wenn sie jung eingefangen und ordentlich gehalten wird, ist sie ein höchst gelehriges und anhängliches Thier; alt eingefangen, beträgt sie sich allerdings sehr wild und ungestüm, nimmt jedoch nach einiger Zeit auch einen gewissen Grad von Zähmung an. Waterson erwähnt, daß er in Guiana einen jung aufgezogenen Marguay längere Zeit in der Gefangenschaft gehabt habe. Er hatte ihn mit großer Sorgfalt aufgezogen, und so wurde das Thier in kurzer Zeit mit seinem Herrn auf das innigste befreundet und folgte ihm später wie ein Hund. Gegen die Ratten und Mäuse, welche das Haus in Masse bevölkerten, lag der Marguay in einem ewigen Streit und wußte das von den verderblichen Nagern wahrhaft gepeinigte Haus in kurzer Zeit nach Möglichkeit zu reinigen. Er ging von Anfang an mit instinktmäßiger Kenntniß der Ratten und ihrer Sitten zu Werke. Die letzten Stunden des Tages waren seine beste Jagdzeit: er schlich dann im ganzen Hause herum, vor jeder Oeffnung lauschend und jeden Winkel untersuchend, machte somit auch regelmäßig hinreichende Beute. Seine Hilfe wurde außerordentlich werthvoll; denn die Ratten hatten vor seiner Zeit nicht weniger als

32 Thüren zerfressen, und das langschwänzige Ungeziefer lustwandelte nun im ganzen Hause nach Belieben umher. Diesem Vergnügen that die Wildkatze den gründlichsten Eintrag und gewann sich auch aus diesem Grunde immer mehr die Liebe ihres Erziehers.

Der Mbaracaya oder Tschati-Chati (Leopardus Maracaya) ähnelt in seinem Leibesbau mehr dem Jaguar, als dem Ozelot, unterscheidet sich aber nicht nur durch seine Zeichnung, sondern auch durch seine Größe augenblicklich von dem gefürchteten Räuber. Auch ist der Kopf verhältnißmäßig kleiner und der Schwanz verhältnißmäßig kürzer. Der Tschati ist aber immerhin noch eine große Katze; denn seine Körperlänge beträgt 2½ Fuß, die des Schwanzes 1 Fuß und die Schulterhöhe 1⅓ Fuß. Der Grundton der Färbung ist mehr gelblich, als röthlich, der Grundfarbe des Leopardenfells ziemlich ähnlich; die Unterseite ist rein weiß. Auf dem Kopfe, Rücken, am Schwanze und unten an den Beinen heben sich einfache, schwarze Tüpfel ab, welche ebenso unregelmäßig in ihrer Gestalt, wie in ihrer Anordnung sind. Bald sind sie lang gezogen, bald rund, bald in Streifen geordnet, bald wirr durch einander gestreut. Ein Flecken über dem Auge und die Backen sind rein weiß, die Ohren sind innen weiß, außen schwarz mit weißem oder gelbem Fleck. An den Seiten des Kopfes verlaufen zwei schwarze, unter der Kehle zieht ein brauner Streifen hin. Die Endhälfte des Schwanzes hat schwarze Binden und einige Ringel vor der Spitze. Die Jungen haben ein struppigeres und streifig geflecktes Haarkleid; aber auch bei den Alten ändert die Grundfarbe und die Beschaffenheit der Flecken und Streifen vielfach ab.

Der Tschati ist ein höchst eifriger Jäger und wagt sich schon an ziemlich große Thiere. Den Hühnerzüchtern, welche in der Nähe ihrer Waldungen wohnen, ist er ein sehr unangenehmer und ungemüthlicher Nachbar, und jeder, welcher Hühner hat, mag sich vor ihm in Acht nehmen; denn, wie es scheint, zieht er Geflügel aller übrigen Speise vor und ist deshalb eben nicht lässig, den Hühnerhäusern häufig Besuche abzustatten. Eine Mauer oder ein Pfahlzaun rings um das Gehöft schützt gar nicht gegen seine nächtlichen Besuche; denn er versteht es ebensogut, sich durch die schmalsten Oeffnungen zu drängen, als über hohe Umfassungen zu klettern. Dabei ist er so vorsichtig bei seinen nächtlichen Ueberfällen, daß er gewöhnlich nicht das geringste Anzeichen von seinen Besuchen giebt und nur am nächsten Morgen durch einige Blutspuren oder zerstreute Federn und noch mehr durch die fehlenden Hühner verkündet, daß er wieder einmal da gewesen sei. Innerhalb zweier Jahre wurden nicht weniger als achtzehn Tschatis von einem Landeigner um sein Gehöft herum gefangen, und hieraus mag hervorgehen, daß sie an manchen Orten häufig genug sind.

Man sagt, daß er in Paaren lebe und jedes derselben einen besondern Jagdgrund besitze, ohne daß die beiden Gatten sich jedoch bei der Jagd behilflich wären. Während des Tages liegen die Thiere sorgfältig verborgen in dem dunkeln Schatten der Wälder und schlafen ihre Zeit ab, bis die Sonne zur Rüste gegangen ist und die Dunkelheit sich über das Land senkt. Dann machen sie sich auf, um ihren Weg der Zerstörung zu wandeln. In Mondscheinnächten verbleiben sie in ihren Wäldern, d. h. sie scheuen sich, an ein Gehöft heranzuschleichen: je dunkler und stürmischer aber die Nacht ist, umsomehr scheint sie dieser Katze geeignet, einen Ueberfall auf die von den Menschen geschützten Thiere zu versuchen. In solchen Nächten mag der Landeigner sich in Acht nehmen und gut nach seinen Thoren und Läden sehen, oder aber erwarten, daß er am Morgen einen leeren Hühnerstall findet.

In der Gefangenschaft ist der Tschati ein sehr liebenswürdiges und anhängliches Wesen, welches seinen Herrn durch sein angenehmes Wesen und die hübschen und anmuthigen Streiche erfreut. Einer, welcher von dem erwähnten Landbesitzer gefangen worden war, wurde so vollständig zahm, daß man ihm zuletzt die Freiheit gab. Doch so liebenswürdig und umgänglich er sich auch gegen seinen Herrn bewiesen hatte, so mord- und raublustig zeigte er sich gegen die Hühner. Diese Eigenschaft war viel zu tief in ihm eingewurzelt, als daß sie hätte ausgerottet werden können. Das Thier benutzte jeden Augenblick, um im eigenen Hause oder in der Nachbarschaft einen Ueberfall zu machen, und endete bald genug auf einem dieser Streifzüge durch den Sper eines erbosten Pächters sein Leben.

Eine fünfte Art dieser neuweltlichen Katzen, die langgeschwänzte Tigerkatze (Leopardus macrurus), ist ein ziemlich unbekanntes und auch in Sammlungen noch seltenes Thier. Der Entdecker ist der um die Thierkunde Brasiliens hochverdiente Prinz Max von Neuwied. Er berichtet über sie Folgendes:

„Die Tigerkatze lebt in allen von mir bereisten Gegenden. Anfänglich wurde sie von mir für einen Mbaracaya gehalten, bis ich beide Thiere genauer verglich. Von dem Marguay und dem Ozelot ist sie verschieden. Ihre schlanke Gestalt, das bunte Fell, welches übrigens mit dem des Mbaracaya höchst übereinstimmend gezeichnet ist, machen sie zu einem der schönsten Thiere der Katzenfamilie. Meine Jäger fanden die Tigerkatze an verschiedenen Orten, und ich kann deshalb sagen, daß sie fast in allen großen Urwäldern Brasiliens lebt. Bei den Brasilianern trägt sie den Namen der gefleckten Wildkatze und wird von ihnen ihres schönen Felles wegen oft geschossen. Da sie weit leichter und behender ist, als der Mbaracaya, steigt sie besonders gern an den Schlinggewächsen auf und ab, durchsucht die Bäume nach mancherlei Thieren und Vogelnestern und erhascht und ver-



Die langgeschwänzte Tigerkatze (Leopardus macrurus).

zehrt dabei alle kleineren Thiere, welche sie erreichen und bewältigen kann. Wilden und gezähmten Hühnern ist sie ebenfalls sehr gefährlich und kommt deshalb häufig genug an die Wohnungen heran, um Federvieh zu rauben. Ihr Lager schlägt sie in hohlen Stämmen, Felsenklüften oder Erdhöhlen auf und bringt dort auch ganz nach Art unserer Wildkatze ihre Jungen zur Welt.

Gewöhnlich fängt man sie in Schlagfallen. Ich erhielt in den großen Urwäldern am Mukuri auf diese Art in vierzehn Tagen drei solche Katzen. Eine vierte schoß einer meiner Jäger von einem Baum herab und wollte sie greifen, allein sie entsprang, da sie nur leicht verwundet war. Ein Hund, welcher sie findet, treibt sie augenblicklich auf einen Baum, und dann kann man sie leicht herabschießen. Nur der Zufall bringt den Jäger in Besitz des schönen Thieres, weil man ihm auf seinen Streifzügen, welche es ebensowohl bei Tage, als bei Nacht unternimmt, nicht gut folgen kann.“

Seine Körperlänge beträgt zwei Fuß, die des Schwanzes einen Fuß, die Schulterhöhe zehn Zoll. Es ist also nicht viel größer, als unsere Hauskatze. Der längere Schwanz, der kleine Kopf, die großen Augen, die langförmig abgerundeten Ohren und die stark gekrümmten, weißlichen Krallen unterscheiden es von dem Tschati. Seine Grundfarbe ist röthlichbraungrau, an den Seiten heller,

unten weiß. Der ganze Leib ist unregelmäßig graubraun oder schwarzbraun gefleckt, und einzelne Flecke umschließen einen lichtern Hof. Auf dem Oberkörper verlaufen fünf dunkle Längsstreifen, an der Stirne zwei schwarze Streifen, dazwischen Punkte, an den Seiten des Kopfes zwei dunkle Längsstreifen, unter der Kehle ein dunkler Querstreifen. Die Fußsohlen sind graubraun. Die Botokuden, welche das Thier Kuntiack nennen, essen sein Fleisch. Die Brasilianer benutzen das schöne Fell zu Mützen und zu Regenkappen ihrer Gewehrschlösser.

Zum Schluß wollen wir noch zweier anderer Katzen der neuen Welt gedenken, welche sich von den bisher genannten durch die Streifenzeichnung leicht unterscheiden lassen und gewissermaßen an die Buschkatzen der alten Welt, welche wir später betrachten werden, erinnern. Es sind Dies der Colocolo und die Pampaskatze. Beide sind sich in der Größe so ziemlich gleich. Sie erreichen etwa zwei Fuß Körperlänge und einen Fuß Schwanzlänge.

Der Colocolo (Leopardus ferox) hat einen schmächtigen Leib mit starken Gliedmaßen und einen auffallend flachen, breiten Kopf mit großen, runden Ohren. Der Kopf, die Schultern, die



Der Colocolo (Leopardus ferox).

Seiten und die Untertheile sind weiß, der Nacken und der Rücken weißlichgrau. Auf dieser Grundfärbung zeigen sich, zumal auf dem Rücken, schwarze, fahlgelbe, gerundete Längsstriche, welche gegen die Schultern und Schenkel hin immer lichter werden. Die Fußwurzeln sind aschgrau. An den Seiten der Schnauze verläuft ein schwarzer Strich; der Schwanz endet in eine schwarze Spitze und hat viele dunkle Halbringe. Die Nase und die Innenseite der Ohren sind nackt.

Die Lebensweise des Colocolo ist noch ziemlich unbekannt. Man sagt, daß es ein außerordentlich wüthendes, unzähmbares Geschöpf sei und als solches ein wahrhaft furchtbarer Feind auch schon ziemlich großer Säugethiere. An den Ufern eines Flusses in Guiana erlegte ein Offizier eine dieser Katzen, zog sie ab, stopfte sie aus, um sie nach Europa zu versenden, und legte sie zum Trocknen auf das Hintertheil seines Boots. Dort blieb sie auch während der Fahrt liegen. Man fuhr eines Tages unter den weit über den Fluß hängenden Zweigen von großen Bäumen dahin, welche mit einer zahllosen Menge von Affen bedeckt waren. Gewöhnlich zeigen diese Thiere, wenn ein Boot unter ihren Schausitzen weggeht, große Neugierde und ein gewisses Vergnügen und laufen soweit als

möglich dem rasch dahineilenden Fahrzeuge nach, um ihrer Neugierde die größtmöglichste Befriedigung zu gewähren. Ehe der Colocolo getödtet worden war, hatten die Affen in dieser Weise das Boot immer begleitet, das ausgestopfte Fell aber versetzte sie in eine so entsetzliche Angst, daß sie, anstatt sich dem Fahrzeuge zu nähern, mit lautem Schreien zornig und ängstlich davonflüchteten. Diese Beobachtung sagt genug, denn sie beweist, daß die Affen in jenem Thiere ihren furchtbarsten Feind erblickt haben.

Die Pampaskatze (Leopardus pajeros) ähnelt unserer wilden Katze am meisten, ist jedoch von mehr untersetzter Gestalt und hat einen kleinern Kopf und kürzern Schwanz, sowie einen sehr langen, fast zottigen Pelz, dessen Haare hier und da sogar eine Länge von fünf Zoll erreichen. Die Färbung des Pelzes ist blaßgelblichgrau mit zahlreichen und regelmäßig gelben oder braunen Binden, welche vom Rücken aus schief gegen die Leibesseite verlaufen. Die einzelnen Haare sind an der Wurzel braun, dann gelb und endlich an der Spitze schwarz, die des Hinterrückens aber an der



Die Pampaskatze (Leopardus pajeros).

Wurzel schwarz, dann grau, dann gelblichweiß und endlich vor der schwarzen Spitze rein weiß. Von den Augen laufen jederzeit zwei gelbe oder zimmetfarbene Streifen über die Wangen herab und vereinigen sich unten an der Kehle, sie halsbandartig umfassend. Die Schnauzenspitze, das Kinn, die Augenflecken und der Unterleib sind weiß. Ein schwarzer Streifen liegt vor der Brust und verläuft über die Beine, zwei andere ziehen sich über ihn hin. Die Vorderbeine sind dreimal, die hinteren fünfmal breit schwarz gebändert. Die Füße sind gelblich, der Unterleib ist unregelmäßig schwarz gefleckt, die mäßig großen Ohren sind innen weißlich, außen schwarz, der spitze und etwas buschige Schwanz hat die Farbe des Rückens.

Die Pampaskatze findet sich in den Steppen Südamerikas von Patagonien an bis zur Magalhaensstraße herab, und ist namentlich an den Ufern des Rio negro zu finden. Sie lebt in unbewohnten Waldgegenden und Steppen und erhielt ihren lateinischen Namen von dem spanischen Worte „Paja“, welches Stroh bedeutet. Der eigentliche Name würde also in Strohkatze zu übersetzen sein. Dieser Name paßt ebensogut auf die Farbe ihres Pelzes, als auf ihren Aufenthalt, da

sie sehr häufig auch in den Graswaldungen getroffen wird. Hier lebt sie fast ausschließlich von den kleinen Nagethieren, welche jene Steppen in außerordentlicher Menge bevölkern. Sie ist vollkommen unschädlich und ziemlich harmlos. Besonders große Kater sollen drei Fuß lang und über einen Fuß hoch werden. —

Unter den altweltlichen Gliedern unserer Gruppe verdient, wie billig, der Leopard oder Parder (Leopardus antiquorum) die meiste Berücksichtigung.

Schon seit Aristoteles und Plinius besteht unter den Forschern ein noch heutigen Tages nicht ausgefochtener Streit, hinsichtlich der genauen Bestimmung dreier Katzen, welche man Leopard oder Parder, Panther, und Pardel oder Irbis genannt und bald als Abänderungen ein und



Der Leopard oder Parder (Leopardus antiquorum).

desselben Thieres, bald als besondere Arten betrachtet hat. Zumal die beiden Erstgenannten haben zu widersprechenden Meinungen Anlaß gegeben; über den Irbis ist man so ziemlich im Reinen. Man hält Leopard und Panther für sogenannte Abarten, weil es bisher noch keinem Naturforscher gelungen ist, durchgreifende, zur Arttrennung Beider berechtigende Unterschiede festzustellen: allein man vergißt dabei, daß die Römer, welche beide Thiere unterschieden, weit bessere Gelegenheit hatten, sie kennen zu lernen, als wir. Uns möchte es äußerst schwer werden, auch nur halb soviel Parder- und Pantherfelle zusammenzubringen, als die Römer lebende Parder und Panther bei einem einzigen ihrer Kampfspiele verwendeten, und wir dürfen deshalb, wenn wir auch inzwischen weit fortgeschritten sind, die Meinung der Alten doch wohl noch nicht so ganz verwerfen, bevor wir mit aller Sicherheit zum Endurtheil berechtigt sind. Ich meinestheils schließe mich der Anschauung der Alten unbedingt an,

und Dies thun auch alle übrigen Naturforscher, welche Leopard und Panther lebend vor sich sahen. Der Leopard ist immer dunkler und entschieden kurzschwänziger, als der Panther; sein Schwanz hat auch nur 22 Wirbel, während der Schwanz des Panthers aus 28 Wirbeln besteht. Bei jenem ist die Grundfarbe ein dunkles Gelb, welches auf dem Rücken, der hier sehr dicht stehenden schwarzen Flecken wegen, kaum zum Vorschein kommt: bei diesem ist sie ein helles Ockergelb, welches nach der Unterseite des Leibes in Reinweiß übergeht und allerorten deutlich sichtbar wird, weil die Flecken einzelner stehen, als beim Parder. Allerdings gehört ein scharfer Blick dazu, um beide so nahe verwandte Thiere zu unterscheiden, und namentlich den Thierkundigen, welche sich nur mit den Bälgen beschäftigen, mag Dies oft schwer werden: wer aber im Leben beide Katzenarten beobachtet hat, lernt sie später auf den ersten Blick erkennen. Während ich diese Zeilen überlese, habe ich einen Leopard vom Kap und einen Panther aus Indien, welche beide unmittelbar aus ihrer Heimat uns überbracht wurden, lebend vor mir: ich darf mir also wohl ein selbstständiges Urtheil zutrauen, obgleich ich mir gar nicht anmaßen will, den nun einmal bestehenden Streit endgültig zu entscheiden.

Uns insbesondere läßt dieser Streit hier unberührt. Der asiatische Panther und der afrikanische Leopard ähneln sich in ihrer Lebensweise noch mehr, als hinsichtlich ihres Leibesbaues und der Zeichnung ihres Felles; wir lernen also sicherlich das Leben Beider genügend kennen, wenn wir uns nur mit Einem beschäftigen. Ich erwähle mir, wie leicht begreiflich, den Afrikaner zu meiner Schilderung.

Der Leopard ist ganz unzweifelhaft die vollendetste aller Katzen auf dem Erdenrund. Wohl flößt uns die Majestät des Löwen alle Achtung vor der gesammten Familie ein, wohl sehen wir in ihm den König der Thiere; wohl erscheint uns der Tiger als der Grausamste unter der grausamen Gesellschaft; wohl besitzt der Ozelot ein farbenreicheres und bunteres Kleid, als alle übrigen Pardel: hinsichtlich der Einhelligkeit des Leibesbaues, hinsichtlich der Schönheit der Fellzeichnung und hinsichtlich der Anmuth und Zierlichkeit der Bewegung aber stehen sie und alle übrigen Katzen weit hinter dem Leoparden zurück. Er vereinigt Alles in sich, was die einzelnen Mitglieder der Familie im Besondern auszeichnet; er vereinigt deren Eigenschaften in leiblicher wie in geistiger Hinsicht. Seine sammtne Pfote wetteifert an Weiche mit der unsers Hinz: aber sie birgt eine Klaue, welche mit jeder andern sich messen kann; sein Gebiß ist verhältnißmäßiger viel gewaltiger, als das seines königlichen Verwandten. Ebenso schön als gewandt, ebenso kräftig als behend, ebenso klug als listig, ebenso kühn als verschlagen zeigt er das Raubthier auf der höchsten Stufe, welche es zu erlangen vermag.

Die Leibesgröße des Leoparden ist nicht gerade sehr bedeutend: ein nordischer Luchs kommt ihm fast oder ganz gleich. Recht alte Männchen, welche immer viel größer, als die Weibchen sind, haben wohl nur selten $6\frac{1}{2}$ Fuß Länge und am Widerrist $2\frac{1}{2}$ Fuß Höhe; der Schwanz nimmt von jener Länge etwas über ein Drittheil ($2\frac{1}{2}$ Fuß) weg. In unseren Thierschaubuden sehen wir auch von dem Leoparden nur Krüppel, welche höchstens drei Viertheile der angegebenen Maße haben.

Vor den meisten anderen Katzen zeichnet sich der Leopard sofort durch die auffallende Schlankheit aus; sein Leib erscheint noch länger, als er ist. Der kleine Kopf ist rund, die Schnauze kurz; der Schwanz ist lang und dünn, und nach neueren Beobachtungen — welche zu prüfen ich leider versäumte und an dem sehr bösartigen Gefangenen des Hamburger Thiergartens nicht erproben kann — endigt er in eine hornige Spitze.*) Die Pranken sind ungemein kräftig. Wahrhaft prachtvoll und dabei doch höchst ansprechend gezeichnet ist das Kleid. Auf der hellorangenfarbenen, nach unten hin ins Weiße übergehenden Grundfarbe treten ringförmige, theils geschlossene, theils aus zwei, drei und vier im Ring stehenden Tupfen gebildete Flecken von kohl= oder bräunlichschwarzer Färbung hervor. Sie umschließen je einen Hof, welcher immer etwas dunkler, als die Grundfarbe ist, mit dieser aber in gleicher Abstufung nach unten hin sich lichtet. Nur auf der Mittellinie des Rückens, zumal nach hinten zu, bilden diese Flecken drei, seltner vier regelmäßige, gleichlaufende Reihen; seitlich sind solche Reihen zwar auch noch zu verfolgen, aber nicht mehr auf eine bestimmte Zahl zurückzuführen; und

*) Beim Panther ist bestimmt keine hornige Spitze am Schwanzende zu bemerken.

deshalb erscheinen hier die Flecken ganz unregelmäßig gestellt. Am Kopf und an den Beinen gehen die Ringflecken nach und nach in Punkte, am Bauche aber in große (oft noch doppelte) Tupfen über; die Punkte an den Läufen bilden noch Reihen, die Tupfen stehen unregelmäßig. Der Schwanz ist den größten Theil seiner Länge nach mit ringförmigen Flecken besetzt, welche gegen die Spitze hin voll werden und einige, durch schmale, lichte Bänder getrennte Halbringe bilden. Auf der Hinterseite der Ohren steht ein lichter Fleck. — Mit zunehmendem Alter wird der Leopard oben dunkler, unten aber lichter.

Dem Kopfe geben die kleinen Ohren, welche er noch dazu gern zurücklegt, und die großen, funkelnden, goldgrünen Augen einen Ausdruck furchtloser Kühnheit, verbunden mit listiger Tücke.

Auf den ersten Blick hin will es scheinen, als wäre das Kleid des Leoparden viel zu bunt für einen Räuber, welcher durch lauerndes Verstecken und Anschleichen seine Beute gewinnen und sich vor dem scharfen Auge derselben decken muß. Allein bei einer oberflächlichen Betrachtung der Gegenden, welche das Thier bewohnt, muß jede derartige Meinung verschwinden. Wer Innerafrika aus eigener Erfahrung kennen lernte, erstaunt über das bunte Gewand, welches dort die Erde trägt, und findet es ganz natürlich, daß in derselben ein so farbenreiches Geschöpf, selbst in sehr geringer Entfernung, übersehen werden kann. Das Fell des Leoparden und der Boden stimmen in ihrer Färbung auf das genaueste überein!

Fast ganz Afrika ist die Heimat des Leoparden. Er findet sich überall, wo es zusammenhängende, wenn auch nur dünn bestandene Waldungen giebt, und zwar in verhältnißmäßig sehr großer Menge. Unter den Waldungen behagen ihm besonders diejenigen, welche zwischen den höheren Bäumen mit dichtem Unterholz bestanden sind. Grasige Ebenen liebt er nicht, obwohl er in der Steppe eine keineswegs seltene Erscheinung ist. Sehr gern zieht er sich in das Gebirg zurück, dessen reich bewachsene Höhen ihm nicht nur treffliche Versteckplätze, sondern auch reichliche Beute gewähren. In Habesch bietet ihm noch ein Höhengürtel von 8000 Fuß über dem Meere alle Annehmlichkeiten, welche er sich wünschen kann. Gar nicht selten sucht er sich seinen Aufenthaltsort nahe an den menschlichen Wohnungen oder in diesen selbst und unternimmt von hier aus seine Raubzüge: So erzählte mir Schimper, daß ein Leopard in einem Hause der Stadt Adoa in Habesch sogar Junge warf. Unter allen Umständen aber wählt sich der schlaue Räuber Plätze, welche ihn soviel als möglich dem Auge entziehen. In den Wäldern weiß er sich so vortrefflich zu bergen, daß man gewöhnlich blos an den Bäumen seine Spur auffindet: die eingekratzten Streifen, welche er beim Klettern in der Rinde zurückläßt. Seine Fährte sieht man nur äußerst selten, höchstens auf dem feuchten Sande in der Nähe seiner Tränkplätze, wo der leise aufgesetzte Fuß sich abdrückt. Auf dem harten Waldboden nimmt auch das geübteste Jägerauge keine Spur von dem Schleicher wahr.

Wie die meisten Pardelkatzen, hat der Leopard keinen bestimmten Aufenthaltsort, sondern streift weit herum und verändert seinen Wohnsitz nach Umständen. So verläßt er eine Gegend vollständig, nachdem er sie ausgeraubt oder in ihr wiederholte Nachstellungen erfahren hat.

Ungeachtet seiner nicht eben bedeutenden Größe ist der Leopard ein wahrhaft furchtbarer Feind aller Thiere und selbst des Menschen, obgleich er diesem gern ausweicht, wo es geht. In allen Leibesübungen Meister und listiger, als andere Raubthiere, versteht er es auch, das flüchtigste oder das scheueste Wild zu berücken. Sein Lauf ist zwar nicht schnell, aber er kann durch gewaltige Sprünge Das schon ersetzen, was ihm vor hochbeinigen Thieren abgeht. Im Klettern steht er nur wenig anderen Katzen nach. Man trifft ihn fast ebenso oft auf Bäumen, als in einem Busch versteckt. Bei Verfolgung bäumt er regelmäßig. Wenn es sein muß, steht er auch nicht an, über ziemlich breite Ströme zu schwimmen, obgleich er sonst das Wasser scheut. Erst bei seinen Bewegungen zeigt er sich in seiner vollen Schönheit. Denn jede einzelne ist so biegsam, so federnd, gewandt und behend, daß man an dem Thiere seine wahre Freude haben muß, so sehr man auch den Räuber hassen mag. Da kann man Nichts gewahren, was irgend eine Anstrengung bekundet. Der Körper windet und dreht sich nach allen Richtungen hin, und der Fuß tritt so leise auf, als ob er den leichtesten Körper trüge.

Jede Biegung ist zierlich, gerundet und weich: kurz, ein laufender oder schleichender Leopard wird für Jedermann zu einer wahren Augenweide.

Leider steht sein geistiges Wesen mit seiner Leibesschöne nicht im Einklang. Der Leopard ist listig, verschlagen, tückisch, boshaft, wild, raub- und mordlustig, blutdürstig und rachsüchtig. In Afrika nennt man ihn geradezu Tiger, weil man unter diesem Namen das Urbild eines blutdürstigen Wesens bezeichnet. Und wahrhaftig, keine andere altweltliche Katze kann den Namen des furchtbarsten Gliedes der Familie mehr verdienen, als unser Leopard. Er mordet alle Geschöpfe, welche er bewältigen kann, gleichviel, ob sie groß oder klein sind, ob sie sich wehren oder ihm ohne Abwehr zur Beute fallen. Antilopen, Ziegen und Schafe bilden wohl seine Hauptnahrung: aber er klettert auch den Affen auf den Bäumen, den Klippschliefern auf den Felsen nach. Den Pavianen ist er beständig auf den Fersen. Er ist es, welcher ein gefährliches Ueberhandnehmen dieser Thiere verhindert: Dies sieht man in jenen Höhen, wo er nicht hinkommt. Nicht einmal das Stachelschwein ist vor ihm sicher. Er legt sich, wie Jules Gerard in Algerien beobachtete, auf den Wechsel dieses Nagers, lauert mit der größten Geduld und faßt, wenn der wohlbewehrte Stachelheld nächtlich seines Weges geht, blitzschnell zu, giebt ihm einen Schlag auf die Nase und zermalmt ihm dann rasch den Kopf. Die Antilopen soll er, wie die Kaffern erzählen, durch einen eigenthümlichen Kunstgriff zu berücken versuchen. Er schleicht im Grase an sie heran und beginnt in einiger Entfernung ganz sonderbare Bewegungen zu machen, um die Neugierde dieser Thiere zu erregen. Läßt es sich ein Stück des Rudels beikommen, dieser Neugierde Folge zu geben, so ist es verloren. Etwas ist jedenfalls an der Sache, wenn auch die Deutung jener Bewegung kaum die richtige sein dürfte.

Unter den Herden richtet er oft ein fürchterliches Blutbad an. Manche Leoparden haben in einer einzigen Nacht dreißig bis vierzig Schafe getödtet. Deshalb wird er von den Viehzüchtern auch weit mehr gefürchtet, als der Löwe, welcher sich stets mit einem Wildpret begnügt. Aus der Klasse der Vögel fallen ihm hauptsächlich die Hühner zum Opfer; ihnen schleicht er ohne Unterlaß nach. Aber nicht einmal der Mensch ist vor ihm gesichert, und namentlich Kinder finden durch ihn gar häufig ihren Tod. So erzählte mir der Pater Filippini, ein sehr sorgsam beobachtender Jäger, welcher länger als zwanzig Jahre in Habesch gelebt hat, daß unser, von ihm grimmig gehaßtes Raubthier binnen drei Monaten aus dem Bogosdorfe Mensa allein acht Kinder weggetragen und verspeist hatte.

Mit der Kühnheit, Raublust und Mordgier verbindet der Leopard überdies die größte Frechheit. Dreist und unverschämt kommt er bis in das Dorf oder bis in die Stadt, ja selbst bis in die bewohnten Hütten hinein. Als sich Rüppell in der abissinischen Provinz Simeen befand, packte ein großer Leopard unfern des Lagerplatzes und bei hellem Tage einen der Esel, wurde indessen noch zeitig genug durch das Geschrei der Hirtenknaben verscheucht. „Bei Gondar," sagt derselbe Naturforscher, „wurden wir durch das Geschrei einer in unserm Haushofe befindlichen Ziege aus dem Schlafe geweckt. Es zeigte sich, daß ein Leopard über die neun Schuh hohe Hofmauer geklettert war und die schlafende Ziege an der Kehle gepackt hatte. Ein Pistolenschuß, der aber nicht traf, verscheuchte das Raubthier aus dem Hofe, in welchem es die sterbende Ziege zurückließ. Nach zwei Stunden kam der Leopard wieder in den Hof gesprungen und drang sogar bis in mein Schlafzimmer, wo die todte Ziege lag! Als er uns aber aufspringen hörte, entfloh er abermals unverletzt. Sieben Tage später wurden wir nachts durch das Jammergeschrei unserer Haushühner geweckt, welche hoch oben an der Decke des Vorzimmers auf einer schwebend hängenden Stange saßen. Drei Leoparden auf einmal hatten uns einen Besuch zugedacht. Während nun mein Neger Abdallah mit gespanntem Gewehr das Knurren einer dieser Bestien in dem Vorhofe bei den Maulthieren belauschte, sah ich die beiden anderen auf der Mauer des Hinterhofs, wohin ich mich begeben hatte, umhergehen und zwar mit so leisem, aber sicherm Tritte, daß ich darüber ganz erstaunt war. Die zu große Dunkelheit der Nacht machte einen sichern Schuß unmöglich. Da es den Leoparden gelungen war, einige Hühner zu erhaschen, so konnten wir einer baldigen Wiederholung ihres Besuchs gewiß sein. Wirklich

erschienen sie auch schon in der nächsten Nacht wieder. Einer aber, welcher bereits zwei Stück Geflügel ertappt hatte, mußte mit dem Leben büßen, indem Abdallah ihm durch einen glücklichen Schuß die Wirbelsäule zerschmetterte."

Von seiner kühnen Mordlust lieferte der Leopard auch mir einen schlagenden Beweis. Wir ritten Vormittags durch einen Theil des Bogosgebirges. Da hörten wir über uns wieder einmal das stets zur Jagd herausfordernde Gebell der großen Paviane, und beschlossen sofort, unsere Büchsen an ihnen zu erproben. Unsere Leute, unter denen sich der egyptische Koch meines Freundes van Arkel d'Ablaing befand, blieben unten im Thale stehen, um die Maulthiere zu halten; wir kletterten langsam an der Bergwand empor, wählten uns einen ziemlich passenden Platz und feuerten von da aus nach den oben sitzenden Affen. Es war ziemlich hoch, und mancher von den Schüssen ging fehl; einige hatten jedoch getroffen: die Opfer derselben brachen entweder zusammen oder suchten verwundet das Weite. So sahen wir einen uralten Hamadryas, welcher leicht am Halse verletzt worden war, taumelnd und unsicher den Felsen herabkommen und an uns vorüberschwanken, sich mehr und mehr dem Thale zuwendend, woselbst wir ihn als Leiche zu finden hofften. Wir beachteten ihn deshalb auch gar nicht weiter, sondern ließen ihn ruhig seines Weges ziehen und feuerten unsere Büchsen wieder nach den anderen Affen ab, welche noch da oben saßen. Urplötzlich entstand ein fürchterlicher Aufruhr unter den Affen und wenige Sekunden später ein wüster Lärm unten im Thale. Sämmtliche männliche Mantelpaviane rückten auf der Felskante vor, grunzten, brummten, brüllten und schlugen wüthend mit den Händen auf den Boden. Aller Augen richteten sich zur Tiefe, die ganze Bande rannte hin und her; einige besonders grimmige Männchen begannen an der Felswand herabzuklettern. Wir glaubten schon, daß jetzt wir angegriffen werden sollten, und beeilten uns etwas mehr, als gewöhnlich, mit dem Laden der Büchse. Da machte uns der Lärm unten auf die Tiefe aufmerksam. Wir hörten unsere Hunde bellen, die Leute rufen und vernahmen endlich die Worte: „zu Hilfe! zu Hilfe! ein Leopard!" An der Bergwand hinabschauend, erkannten wir denn auch wirklich das Raubthier, welches auf geradem Wege unseren Leuten zueilte, sich aber bereits mit einem Gegenstand beschäftigte, welcher uns unkenntlich blieb, weil er durch den Leoparden verdeckt war. Gleich darauf fielen unten zwei Schüsse. Die Hunde bellten laut auf, und die bis auf den Egypter wehrlosen Leute riefen von neuem mehrmals zu Hilfe. Dann wurde es bis auf das fort und fort dauernde Gebell der Hunde ruhig.

Die ganze Geschichte war so schnell vorübergegangen, daß wir noch immer nicht wußten, worum es sich eigentlich handelte. Wir stiegen deshalb ziemlich eilfertig an der Bergwand hinunter in das Thal. Hier trafen wir unsere Leute in den verschiedensten Stellungen. Der Egypter hatte sich auf einen Felsblock gestellt, hielt krampfhaft die Doppelbüchse seines Herrn in der Hand und starrte nach einem ziemlich dichten Busche hin, vor welchem die Hunde standen, jedoch in achtungsvoller Entfernung. Der eine Abissinier war noch immer beschäftigt, die aufs äußerste erregten Maulthiere zu beruhigen, und der dritte Diener, ein junger Mensch von etwa 15 Jahren, war an der andern Thalseite empor geklettert und schien von dort aus das Ganze überwachen zu wollen, seine eigne Sicherheit natürlich nebenbei auch im Auge behaltend.

„Im Busche liegt der Leopard," sagte mir der Egypter; „ich habe auf ihn geschossen."

„Er ist, auf einem Affen reitend, den Berg heruntergekommen," fügte der Abissinier hinzu; „gerade auf uns los kam er; wahrscheinlich wollte er die Maulthiere oder uns auch noch verschlingen."

„Dicht an Euch vorüber ist er gelaufen," schloß der Dritte; „ich habe ihn schon oben auf dem Berge gesehen, als er auf den Affen sprang."

Vorsichtig die gespannte und abgestochne Büchse in der Hand haltend, näherte ich mich dem Busche bis auf zehn, acht, fünf Schritte, aber ich konnte, so sehr ich mich auch anstrengte, noch immer Nichts von dem Leoparden gewahren. Endlich verließ der Wächter oben, welcher durch mein Vorgehen Muth gefaßt zu haben schien, seine Warte und deutete mit der Hand auf einen ganz bestimmten

Fleck. Hier, dicht vor mir, sah ich den Leoparden endlich liegen. Er war todt. Etwa zehn Schritte weiter thalwärts lag der ebenfalls getödtete Hamadryas.

Nun klärte sich der Hergang auf. Beim Hinaufklettern waren wir unzweifelhaft außerordentlich nahe am Lagerplatze des Raubthieres vorübergegangen. Dann hatten wir etwa zehn Schüsse abgefeuert, deren Knall stets ein vielfaches Echo hervorgerufen hatte. Endlich war ein Affe verwundet worden, wie bemerkt, und den Berg herunterkommend, jedenfalls auch nicht weit von dem Lager des Raubthieres vorübergegangen. Auf ihn hatte der Leopard sich gestürzt, ungeachtet der Menschen, welche er gesehen und gehört, ungeachtet der alle Thiere schreckenden Schüsse, ungeachtet des hellen, sonnigen Tages. Wie ein Reiter auf dem Rosse sitzend, war er auf dem Affen in das Thal hinabgeritten, und nicht einmal das Schreien und Lärmen der Leute hatte ihn zurückschrecken können. Der Koch unten, welcher mit den Anderen weniger für das Leben des Affen, als für das eigene fürchtete, hatte, wie er zugestand, „in der Todesangst" die zweite Büchse seines Herrn aufgenommen, nach der Gegend hingehalten und dem Leoparden auch glücklich eine Kugel mitten durch das Herz gejagt. Dann hatte er auch den Affen erlegt, wahrscheinlich ohne eigentlich zu wissen, in welcher Absicht.

Wie sich später ergab, hatte der Leopard den Affen mit den beiden Vordertatzen gerade vorn an der Schnauze gepackt und hier tiefe Löcher eingerissen. Mit den Hinterbeinen hatte er sich im Gesäß des Thieres fest einzuklammern versucht oder sie, stellenweise wenigstens, nachschleifen lassen. Unbegreiflich war es uns, daß der Hamadryas, trotz seiner früher erhaltenen Verwundung, von seinen furchtbaren Zähnen nicht Gebrauch gemacht hatte.

Die Bewohner Mittelafrikas und die Reisenden wissen eine Menge ähnlicher Geschichten zu erzählen. So kam ein Leopard an **Gordon Cummings** Wagen heran, holte neben dem Feuer ein großes Stück Fleisch weg, und als die Hunde ihm nachsprangen, zerkratzte und zerbiß er zwei derselben so fürchterlich, daß sie bald nachher starben.

In allen Städten und Dörfern, welche nah am Walde liegen, besucht der Leopard die Häuser nur allzu oft, raubt hier vor den Augen der Menschen irgend ein Thier und schleppt es fort, ohne sich durch das Geschrei der Leute beirren oder sein Wild sich entreißen zu lassen. Ihm ist jedes Hausthier recht; er nimmt auch die Hunde mit, obgleich sich diese tüchtig wehren. In Abissinien kann man seinethalben weder Hunde oder Katzen, noch Hühner behalten und muß für die Ziegen und Schafe mindestens ebensogute Wohnungen herrichten, als für die Menschen. Glaubwürdige Männer erzählen, daß er die Hunde erst förmlich von den Orten, welche sie bewachen sollten, weglocke und sich dann plötzlich von der andern Seite nähere, um seinen Raub ungestört ausführen zu können. Während ich mich in den Walddörfern Ostsudahns befand, kamen die Leoparden in einer Woche beinahe jede Nacht bis an das Dorf heran, wurden aber von den in sehr großer Anzahl vorhandenen und vortrefflich eingeschulten **Windspielen** jedesmal zurückgetrieben. In den Urwäldern am Blauen Flusse hörte ich die eigenthümlich grunzende Stimme des Thieres mit Beginn der Nacht fast regelmäßig, und auch die Fährten der nächtlich jagenden Räuber merkten wir sehr oft bei unseren Streifereien; doch hatte ich damals nie das Glück, einen Leoparden selbst zu sehen. Als ich den Arabern mein Befremden hierüber aussprach, erklärten sie mir die Sache nach ihrer Weise ganz einfach durch die große Schlauheit des Thieres. Der Leopard, sagten sie, wüßte sehr wohl, daß ich für ihn ein weit gefährlicherer Gegner sei, als sie selbst, und ihn todtschießen würde, wenn er sich mir zeigen wollte, während sie ihm mit ihren Lanzen nicht viel anhaben könnten, und er sich auch deshalb vor ihnen nicht sonderlich in Acht zu nehmen brauche. — Mehrmals habe ich auf dem Anstand gelegen, und an solchen Orten, welche der Leopard nachts vorher besucht hatte, lebende Ziegen für ihn als Köder angebunden: allein immer lauerte ich vergebens. Hieraus glaube ich schließen zu dürfen, daß er bei seinen Streifereien doch nicht so oft an denselben Ort zurückkehrt, als man gewöhnlich glaubt.

In der Regel greift der Leopard den Menschen nicht an; wird er aber angeschossen, so stürzt er sich wie rasend auf seinen Gegner. So erzählt **Cumming**, daß einer seiner Freunde, welcher diese Katze nur verwundete, augenblicklich von ihr angesprungen, niedergeworfen und gräßlich von ihr

zerfleischt, aber zum Glück doch gerettet wurde, weil das Raubthier den nächsten Augenblick schon seiner eignen Wunde erlag. Der Diener des Geistlichen Stella in den Bogosländern wurde, wie man mir mittheilte, durch einen einzigen Schlag eines Leoparden, auf welchen er geschossen hatte, getödtet. Man kennt übrigens auch Beispiele, daß der Leopard, ohne irgend gereizt zu sein, den Menschen angriff. Kolbe berichtet, daß der Bürgermeister der Kapstadt unversehens von einem Leoparden angesprungen wurde. Das Vieh schlug dabei dem Manne die Klauen in den Kopf und fuhr mit dem Maule nach dem Halse, um ihm die Schlagadern zu durchbeißen. Der Angegriffene aber wehrte sich tapfer, rang mit seinem Gegner und Beide fielen zu Boden. Schon ganz ermattet, strengte der Mann seine letzten Kräfte an, drückte dem grimmigen Thiere den Kopf fest auf den Boden, zog sein Schnappmesser heraus und schnitt ihm den Hals ab; er selbst aber hatte an seinen Wunden noch lange zu leiden. In Abissinien kommen alljährlich Unglücksfälle vor, d. h. auch erwachsene, wehrhafte Leute werden von dem Leoparden angegriffen und umgebracht. Kinder gehören, wie wir sahen, mit unter das Wild, auf welches er geradezu Jagd macht!

Die Paarungszeit des Leoparden fällt in die Monate, welche dem Frühlinge der betreffenden Länder vorausgehen. Dann sammeln sich oft viele Männchen an einem Orte, schreien abscheulich, nach Art der verliebten Katzen, aber viel lauter und tiefer, und kämpfen wüthend unter einander. Wie man an Gefangenen erfuhr, wirft das Weibchen nach neunwöchentlicher Tragzeit drei bis fünf Junge, welche blind zur Welt kommen und am zehnten Tage ihre Augen öffnen. Es sind dies kleine, wirklich reizende Geschöpfe, ebensowohl ihrer schönen Zeichnung, als ihres hübschen Betragens wegen. Sie spielen ganz allerliebst, wie die Katzen, unter einander und mit ihrer Mutter, welche sie zärtlich liebt und muthvoll vertheidigt. Freilebend verbirgt diese ihre Nachkommenschaft in einer Felsenhöhle, unter den Wurzeln eines starken Baumes, in dichten Gebüschen oder in Baumhöhlen selbst; sobald die Kleinen aber einmal die Größe einer starken Hauskatze erreicht haben, begleiten sie die Alte bei ihren nächtlichen Raubzügen und kommen, Dank des guten Unterrichts, welchen sie genießen, bald dahin, sich selbst ihre Nahrung zu erwerben. Eine säugende Alte wird zu einer wahren Geisel für die ganze Gegend. Sie raubt und mordet mit der allergrößten Kühnheit, ist aber dennoch vorsichtiger, als je, und so kommt es, daß man nur in seltenen Fällen ihrer oder der Jungen habhaft werden kann.

Uebrigens richten die Leoparden auch schon während ihrer Paarungszeit an ein und demselben Orte viel Schaden an, wenn sie auch, solange sie durch die Liebe beschäftigt werden, weniger blutgierig und räuberisch sein sollen. Man hat nicht selten ihrer sechs bis acht zu gleicher Zeit bemerkt. Ein holländischer Kapbauer hatte das Vergnügen, gegen sein Erwarten mit einer solchen Gesellschaft zusammenzukommen. Er reiste in der im Lande gebräuchlichen Weise mit Ochsenwagen von einer Ortschaft zur andern. Während die Genossen in einem anmuthigen Thale ihr Lager aufschlugen, ging er auf die Jagd hinaus, um ein Wildpret für die Küche zu erbeuten. Nach einem längern, vergeblichen Streifzuge wollte er eben zum Lager zurückkehren und war auch bereits in dessen Nähe angelangt: da erblickte er zu seinem nicht geringen Entsetzen plötzlich sieben Leopardenköpfe zwischen dem zerklüfteten Gestein und dem Riedgras eines Hügels. In der Ueberraschung handelte er so albern, als er nur immer konnte: er schoß sein einfaches Gewehr auf das Gerathewohl nach der Gruppe ab! Glücklicher Weise machte sich das Ende besser, als zu vermuthen gewesen wäre. Die Leoparden blieben ruhig; nur ein einziger sprang auf und focht in der Luft umher, gleichsam, als wolle er nach der Kugel fangen, welche wahrscheinlich recht nahe an ihm vorbeigepfiffen war. Der Bauer schlich sich sachte davon.

Wo der Leopard vorkommt, führt man einen Vernichtungskrieg gegen ihn. Die Jagdweisen sind natürlich höchst verschieden, weil das Feuergewehr nur hier und da eine Rolle spielt; im allgemeinen aber ist dieses doch die einzige Waffe, die den Jäger sichert und ihm zugleich Erfolg verspricht. Wer scharfe Hunde besitzt und die Jagd des Leoparden bei Tage betreibt, braucht sich nicht im geringsten vor ihm zu fürchten. Die Hunde beschäftigen ihn und geben dem Jäger Zeit, mit

aller Muße eine gute Ladung Rehposten oder eine sichere Kugel ihm auf das bunte Fell zu brennen. Levaillant berichtet uns in ergötzlicher Weise von einer derartigen Jagd, wo man mit vielen Hunden einen großen Busch umstellte und ruhig auf gut Glück hineinschoß, bei jeder Bewegung des Parders zurückprallte und endlich doch noch zum Ziele kam, indem er, der Erzähler, einen guten Schuß anbringen konnte. Nur sehr wenig Jäger sind so tollkühn, ohne Hunde auf die Leopardenjagd zu gehen. Sie umwickeln sich dann gewöhnlich den einen Arm dick mit Fellen und tragen ein scharfes, breites Dolchmesser bei sich. Das Raubthier stürzt sich, wenn es gefehlt wurde, augenblicklich auf den Angreifer, und dieser hält ihm den geschützten Arm entgegen. In demselben Augenblick, wo jener sich in demselben verkrallt, stößt der Jäger ihm das breite Messer in das Herz.

Sehr eigenthümlich ist es, daß auch unter den einfachsten Naturkindern über solche Jagden die köstlichsten Münchhausiaden umlaufen. So erzählte mir ein Scheich in Roseeres:

„In der Umgegend unserer Stadt sind die Leoparden zwar sehr häufig, aber doch nicht gefürchtet, weil unsere Leute Söhne der Stärke sind und mit Leichtigkeit jedes wilde Thier zu bewältigen verstehen. Die Jagd des Leoparden ist nun vollends eine Kleinigkeit. Wenn man weiß, wo er aufgebäumt hat, braucht man einfach in den Wald zu gehen und den Leoparden aufzufordern, vom Baume herabzukommen; dann sticht man ihn todt.“

Ich sprach meine Verwunderung über die Folgsamkeit des Thieres unverhohlen aus; allein mein Berichterstatter blieb mir die Antwort nicht schuldig.

„Es ist ganz leicht,“ sagte er, „einen Leoparden vom Baume herabzubringen. Er betrachtet nämlich seinen schönen Namen „Nimmr“ als eine Verhöhnung und empört sich auf das äußerste, wenn man ihn so ruft. Unsere vortrefflichen Knaben nehmen nun zwei scharfe Lanzen, gehen unter seinen Baum, halten beide Lanzen neben sich über ihren Köpfen in die Höhe, so daß die Spitzen das Haupt decken, und rufen laut: „Komm herab, Nimmr, komm herab, du Sohn der Feigheit, du Fleckiger, du Schelm, komm, wenn du Muth hast!“ Hierüber wird das Thier ganz wüthend, vergißt alle Vorsicht und springt blind auf den Angreifer, natürlich aber in beide Lanzen, welche er sich dann sofort durch das Herz stößt.“

Pater Fillipini in Mensa hat während seines langjährigen Aufenthalts in Habesch und den Bogosländern viel Leoparden erlegt, die meisten freilich, nachdem er sie vorher gefangen hatte. Unter allen den Jagdberichten, welche er mir gab, hat mich der eine besonders angesprochen, und ihn will ich auch meinen Lesern nicht vorenthalten.

In Keeren, dem Hauptdorfe des eigentlichen Bogoslandes, hat die katholische Mission einen festen Wohnsitz gegründet. Sie hält, wie die ganze Gebirgsbevölkerung, ihre Herden, welche, wenigstens das kleine Vieh, nachts immer in einen wohlverwahrten Stall gebracht werden. Der Ziegenhirt, ein junger Bursch von 15 Jahren, schläft auf einer etwa 4½ Fuß über dem Boden erhöhten Lagerstätte im Stalle.

In einer Regennacht vernimmt der in der nächsten Hütte ruhende Pater plötzlich den lauten Angstschrei aller in dem Stall eingepferchten Ziegen und die Hilferufe ihres Hirten. Er schließt sofort ganz richtig, daß ein Leopard irgendwie eingedrungen sein müsse, und eilt mit seinem treuerprobten Schweizerstutzen an den gefährdeten Stall.

„Was ist bei Dir los, Knabe?“

„„O, Vater, ein Leopard ist in dem Stall! Er hat eine Ziege zusammengewürgt und wird wahrscheinlich auch über mich herfallen wollen. Seine Augen funkeln gräßlich.““

„Wie ist er eingedrungen?“

„„Er hat die Wand mit seinen Tatzen aus einander geschlagen und sich so eine Thür gebildet; auf der andern Seite ist sie.““

Unser Pater geht auf die andre Seite, findet glücklich das Eingangsloch, holt einen großen Stein und legt diesen vor die Oeffnung.

„Sei ruhig, mein Sohn! Dir wird Nichts geschehen; zünde aber Licht an, damit ich sehen kann.“

„„Ich habe kein Feuer, mein Vater!““

„Wohl, so werde ich Dir welches bringen.“

Der Jäger geht zurück, holt ein Wachslicht und Streichhölzchen, macht eine kleine Oeffnung durch die Strohwand und reicht Beides dem Knaben mit der Aufforderung, Licht anzuzünden. Der arme Bursche aber ist durch den Ueberfall des gefürchteten Thieres so erschreckt, daß er nicht unter seinen Fellen, welche er als schützende Decke über sich ausgebreitet hat, hervorkommt. Vater Fillipini muß also ein zweites Loch machen, durch welches er die zweite Hand hindurchsteckt. Er bittet den Knaben, ihm wenigstens die Hand zu reichen und die Kerze zu fassen, streicht Licht an, und einen Augenblick später ist der nicht allzugroße Raum erhellt, wenn auch noch immer dürftig genug.

Jetzt wird es dem Leoparden bedenklich. Er läßt die gemordete Ziege liegen und schleicht, den Leib dicht an die Wand des Stalles gedrückt, unhörbar dahin, seinem Ausgangsloche zu. Ein allgemeines Ausreißen der geängstigten Ziegen zeigt seine Bewegung dem Ohr unsers Paters an, welcher mit der Büchse in der Hand vor einem dritten durch die Wand gebohrten Schießloche steht.

„Leuchte mehr nach dieser Seite, Talla!“

Es geschieht; allein der Jäger sieht nur einen Schatten, ohne im Stande zu sein, ihn aufs Korn zu nehmen. Der Junge fackelt mit dem Lichte hin und her; der Leopard wird ängstlich und läßt ein leises Knurren vernehmen. Nun strengt der Pater auch sein Gehör an, um das Raubthier zu erspähen. Da fällt ein Lichtstrahl gerade in die glänzenden Feueraugen des Leoparden: — im Nu ist die Büchse an der Wange — der Schuß kracht in das Innere des Stalles; alle Ziegen rennen entsetzt umher; der Junge läßt vor Schreck das Licht zu Boden fallen, daß es erlischt: — dann wird es still.

„Lebt der Leopard noch, Talla?“

„„Ich weiß es nicht, mein Vater; die Ziegen sind aber ruhig geworden.““

„Nun, dann ist er auch getroffen,“ sagt der muthige Geistliche, ladet, holt sich neues Licht, öffnet die Thür und tritt, allerdings immer noch mit gespannter Büchse — in den Stall. An der gegenüberstehenden Wand liegt der Leopard; die Kugel ist ihm zwischen den Augen in den Kopf gedrungen. —

Bei weitem die wenigsten Leoparden, welche getödtet werden, enden ihr Leben durch die Kugel. Verschiedene Fallen sind weit ergiebiger, als das Feuergewehr. Wo Europäer hausen, wendet man starke Tellereisen und Schlagfallen an oder hängt ein Stück Fleisch in ziemlicher Höhe an einem Baumast auf und spickt den Boden dicht mit ziemlich langen, eisernen Spitzen. Das Raubthier springt nach dem Fleische, welches zu sicherm Sprunge zu hoch hängt, und stürzt oft in eine der dort aufgepflanzten Spitzen. — Pater Fillipini hatte schon gegen ein Viertelhundert Leoparden in Fallen gefangen, welche ganz nach Art der Mäusefallen eingerichtet, aber natürlich viel größer sind. Eine Henne oder eine junge Ziege wurde in der hintersten Abtheilung der Falle zum Köder benutzt. Früher oder später überwog die Raublust doch alle Schlauheit, und der Räuber saß im Kerker, wo ihn der Pater dann am andern Morgen mit aller Ruhe und Sicherheit todtschoß. Einmal fing sich auch ein Löwe in einer solchen Falle; für ihn war aber noch keine Kugel gegossen. Er schlug erzürnt mit einem Prankenschlage die Fallthüre entzwei und entwich! —

Genau dieselbe Falle wendet man am Vorgebirge der guten Hoffnung an. Es ist für die ganze Umgegend ein großes Fest, wenn eine von ihnen ihren Zweck erfüllt und den gehaßten Räuber in die Gewalt des Menschen gebracht hat. Drayson schildert in sehr lebendiger Weise einen derartigen Fang.

„Ein Haus in der Nähe von Natal wurde mehrmals von einem Leoparden besucht und nach Möglichkeit ausgeplündert. Das Thier hatte in kurzer Zeit einen Hund, unzählbare Hühner und ein Ferkel weggetragen und bezeigte einen so verschiedenartigen und außerordentlichen Appetit, daß es geradezu unersättlich schien. Man baute deswegen eine Falle und setzte eine alte Henne in den hintersten Theil des Käfigs. Die Falle selbst war so fest, daß sie auch den Kräften eines Löwen Widerstand geleistet haben würde. Der Leopard war zu schlau, als daß er bei der ersten Gelegenheit,

welche ihn mit der Falle bekannt gemacht hatte, in dieselbe gegangen wäre; er kehrte jedoch wenige Nächte später zurück, vergaß seine List über der Begierde nach der Henne und wurde so Gefangener. Man erzählte mir, daß er kurz nach seiner Festnahme ganz rasend gewesen sei und, obwohl vergeblich, die allerkräftigsten Anstrengungen gemacht habe, um sich aus dem verhaßten Kerker einen Ausweg zu bahnen."

„Ich besuchte ihn am Morgen nach seiner Gefangennahme und wurde mit dem abscheulichsten Zähnefletschen und den wüthendsten Blicken empfangen; doch konnte er seinerseits auch meine Blicke nicht vertragen und suchte denselben sobald als möglich zu entgehen. Wenn ich ihn stetig ansah, drückte er sich immer in eine Ecke. Es war wahrscheinlich, daß er über seine Ohnmacht und die Unfähigkeit, sich zu rächen, äußerst wüthend war."

„Verschiedene Kaffern, welche viel von seinen spitzbübischen Besuchen zu leiden gehabt hatten, kamen, um jetzt bei ihm vorzusprechen. Sie schütteten ihren ganzen reichen Schatz von Verwünschungen auf sein verruchtes Haupt. Rund um den Käfig stellten sie sich und begrüßten ihn etwa mit folgenden Redensarten:"

„O, du niederträchtiger, feiger Hund, du erbärmlicher Hühnerfresser; bist du endlich gefangen, bist du es? Erinnerst du dich noch an das roth und weiße Kalb, welches du mir letzten Monat todtgeschlagen hast? Dies Kalb war mein! Du muthloser Lump, warum hast du denn nicht gewartet, bis ich mit meinem Sper und Stecken kam? Du hast wohl geglaubt, daß dein Fell besser werden möchte, wenn du dich vorher hättest dick und voll fressen können? So, jetzt bist du gefangen!"

„Schau nach meinem Sper," sagte ein Anderer, „den will ich dir ins Herz stoßen, wie ich ihn jetzt in den Grund stoße. Ach, zeige mir nur deine Zähne, sie sollen mir zum Halsband werden und dein Herz will ich rösten."

„Plötzlich, inmitten der rührenden Ansprache, machte der Leopard einen mächtigen Satz und rüttelte an dem Gitter des Käfigs: — und in alle Winde zerstoben die Helden!"

„Man hatte sich vorgenommen, das Thier nach der Kapstadt zu bringen, um es nach Europa zu versenden, aber während der zweiten Nacht wäre es beinah entkommen; und als mehrere Tage vergangen, ehe man einen zur Fortschaffung geeigneten Käfig fertig brachte, wurde es nothwendig, den jetzt sehr gedemüthigten Schelm zu erschießen."

Reiche Ansiedler am Kap machen sich ein ganz besonderes Vergnügen daraus, ihren Gefangenen durch die Hunde todtbeißen zu lassen. „Einer von ihnen," so erzählt Lichtenstein, „fing einen großen, lebendigen Parder und machte Dies allen seinen Freunden bekannt, welche sich dann nach Landessitte an einem bestimmten Nachmittag in großer Zahl bei ihm versammelten, um das Thier zu beschauen und Zeugen von dem Kampfe mit den Hunden zu sein, die es zu Tode beißen sollten. Nach vorhergegangener guter Bewirthung wurden die Gäste zur Falle geführt, in welcher das Thier noch steckte und woraus es erst sehr vorsichtig geholt werden mußte, um auf den Kampfplatz gebracht zu werden. Diese Falle lag in der Tiefe einer Bergschlucht und war von rohen Felsstücken aufgemauert, doch so, daß zwei große, dem übrigen Gemäuer ähnliche Felsen, den Eingang bildeten, übrigens in Hinsicht der Bauart ganz wie eine gewöhnliche Mäusefalle, nur Alles in sehr großem Verhältniß. Oben war die Falle mit rohem Gebälk bedeckt, durch dessen Zwischenräume man das wüthende, schön gefärbte Thier beobachten konnte. Die Leute, welche es jetzt fesseln sollten, suchten erst eine Pfote nach der andern in Schlingen zu fangen, dann zog man den Leoparden heraus und band ihm, trotz seines entsetzlichen Brüllens und vergeblichen Wüthens, die vier Beine an einander. Hierauf begab sich Jemand in die Grube und warf auch eine Schlinge über den Kopf, damit es möglich werde, ihm einen festen Maulkorb anzulegen. Nun erst war man im Stande, den Leoparden nach dem Werft — so heißt bei allen Ansiedlern ein großer, freier Platz zwischen dem Wohnhaus und den Wirthschaftsgebäuden — zu schaffen, woselbst jetzt der eine Hinterlauf, den man zwischen der Hackensehne und dem Unterschenkelbein durchstach, vermittelst eines Ringes an einer Kette befestigt ward, welche in einen freistehenden Pfahl eingeklammert war. Nach und nach löste man einen Riemen nach dem

andern und ließ das Thier sich endlich ganz frei an der Kette bewegen. Es erlangte bald seine ganze Kraft und Geschmeidigkeit wieder und gewährte in dem Wechsel seiner wilden Sprünge und seiner behenden Seitenbewegungen in der That ein sehr schönes Schauspiel. Mehr kriechend, als schleichend pflegt der Parder seiner Beute nachzustellen, drückt den Bauch dabei fast auf die Erde, den Kopf mit aufwärts gerichteten Augen zwischen den Vordertatzen ausgestreckt. In dieser Lage bewegte er sich auch jetzt und, festgehalten von der Kette, streckte er sich solang aus, daß man ein ganz anderes Thier vor sich zu sehen glaubte. Dabei wand sich der Leib unaufhörlich seit- und aufwärts, so daß man seine Bewegungen denen einer kriechenden Schlange zu vergleichen geneigt war. Fest überzeugt, daß die vorher untersuchte Kette nicht brechen könne, wagten sich die Zuschauer ganz nahe hinzu und reizten ihn durch Würfe mit kleinen Kieseln und andere Neckereien zum Aufspringen und Brüllen. Darüber ward es Abend. Man berathschlagte, ob man ihn jetzt den Hunden preisgeben sollte, die inzwischen sämmtlich in einem Stalle eingesperrt waren, und eben gingen die Meisten hinweg, um den Kampf vorzubereiten, als plötzlich bei einem starken Rucke der Ring sich öffnete, und das nunmehr freie Raubthier auf den Landdrost und nach Denen, die sich am vorwitzigsten genähert hatten, unbändig losstürzte. Wir ergriffen in der ersten Bestürzung die Flucht und hörten schon das glücklicher Weise etwas abgemattete und seiner vollen Sprungkraft beraubte Ungethüm dicht hinter uns schnauben, als unsere eignen mitgebrachten Hunde an uns vorbeistürmten und ihn auch sogleich an Ohren und Kehle packten. Den besten von ihnen, welcher auf der Reise vor Alter einen Eckzahn verloren hatte, schüttelte er leicht von den Ohren ab und tödtete ihn mit einem einzigen kräftigen Bisse nach dem Kopfe. Indessen kamen auch die übrigen Hunde herbei, welche ihn desto sicherer packten, und von denen sich zwei in die Gurgel so verbissen, daß der Parder in weniger als einer Viertelstunde, ohne weiter ein Lebenszeichen zu geben, erwürgt war. Bis dahin wehrte er sich noch verzweifelt mit seinen Krallen und verwundete noch einen der Hunde so schwer, daß dieser ebenfalls am andern Tage starb. Bei dem Zerlegen des Thieres fanden sich alle Muskeln am Halse und Nacken zerbissen, aber in dem Felle selbst, welches äußerst zäh und von dichten Haaren geschützt ist, war auch nicht das kleinste Loch.“

Wohl nirgends benutzt man von dem erlegten Raubthier etwas mehr, als das bunt gezeichnete Fell, welches seiner Schönheit halber überall in hohem Werthe steht. Auch im Sudahn wird es sehr geschätzt und zwar mehr von den Negern, als von den Mahammedanern, welche es höchstens zu Fußdecken gebrauchen, während die Neger in ihm ein Siegeszeichen erkennen. Ich erwähne Dies besonders aus dem Grunde, weil auch die Kaffern genau dieselben Ansichten hegen. Der Krieger des Kaffernlandes, welcher so glücklich gewesen ist, einen Leoparden zu tödten, wird mit Ehrfurcht und Bewunderung betrachtet. Er schmückt sich stolz mit seinem Siegeszeichen, und Jeder, welcher nicht eine ähnliche Probe seines Muthes aufweisen kann, betrachtet ihn mit Neid und Schelsucht. Die Zähne werden in eigenthümlicher Weise mit Faden und Draht zusammengeschlungen und in Gemeinschaft mit Perlen zu einer Kette aufgereiht, welche über die Brust des Kriegers herabhängt und von der dunkeln Haut des Mannes lebhaft absticht. Die Klauen werden in ähnlicher Weise verwendet und das Fell endlich wird zu dem Karroß oder Deckmantel verarbeitet. Die Schwanzenden werden aufgeschnitten und an einer Schnur befestigt, welche sich der Held um den Leib schlingt. Wenn ein Kaffer etwa acht oder zehn solche Schwänze aufzuweisen hat, welche rings um seinen Körper hängen, dünkt er sich der Höchsten einer zu sein und blickt fast verachtend auf seine Gefährten herab, welche nur, wie es allgemein gebräuchlich ist, Affenschwänze tragen können.

Obgleich nur die allerwenigsten der Leoparden, welche man jung oder alt fängt, nach Europa gebracht werden, ist die schöne Katze doch in allen Thiergärten und Thierschaubuden eine gewöhnliche Erscheinung. Bei gehöriger Pflege hält der Leopard die Gefangenschaft lange aus. Wenn man ihn zahm haben will, muß man ihn von Jugend auf behandeln können; denn wenn auch alt eingefangene Thiere einen gewissen Grad von Sanftmuth und Zahmheit zeigen, bricht ihr natürliches Wesen doch von Zeit zu Zeit durch, und ihre Tücke läßt immer einen niederträchtigen und gefährlichen Streich

befürchten. Man braucht blos das Gesicht eines Leoparden anzusehen: die Falschheit und Hinterlist spricht ihm aus den Augen. In den Käfigen zeigen sich die jung gefangenen Leoparden gutmüthig und geduldig. Sie empfangen gern Liebkosungen von bekannten Personen, schnurren dabei wie die Katzen oder schmiegen sich wohl auch in schlangenartigen Windungen an ihre Wärter an und reiben sich an dem Käfig, was immer als ein Zeichen ihres Wohlbehagens anzusehen ist. Der Panther unseres Thiergartens ist ein überaus zahmes und gemüthliches Thier. Er springt seinen Bekannten freudig entgegen, langt mit der Tatze nach ihnen, um sie zu sich heranzuziehen, läßt sich streicheln und liebkosen und leckt mit großer Zartheit die ihm gereichte Hand — ganz wie ein wohlerzogener Hund. Niemals denkt er daran, von seinen Klauen Gebrauch zu machen: seine gefährlichen Tatzen bleiben in der Hand seines Freundes immer weich und sammtig. Daß Leoparden ebenso zahm werden können, unterliegt keinem Zweifel. — Bei besonders guter Laune springt der Leopard in eigenthümlich künstlichen Sätzen, welche gewöhnlich zwei durch einander geschlungene Kreise bilden, unaufhörlich im Käfig auf und ab und zwar so schnell, daß das Auge seinen Biegungen kaum folgen kann. Mit Hunden gewöhnt er sich bald zusammen und gewinnt dieselben auch so lieb, daß er mit ihnen spielt und selbst die Nahrung mit ihnen theilt. Mit seines Gleichen verträgt er sich recht gut; er hat sich auch schon mehrere Male in Europa fortgepflanzt.

Ganz anders, als im Käfig, zeigt sich der Leopard, sobald er nur einigermaßen Freiheit bekommt. Ich besaß ein sehr schönes, aber noch nicht ordentlich ausgewachsenes Männchen einige Zeit lang lebendig, konnte es aber niemals zu einem nur erträglichen Verhältnisse zwischen mir und ihm bringen. Sobald ich mich dem Käfig näherte, drückte er mir durch Grinsen und Zähnefletschen, wohl auch durch ein heiseres Fauchen seine Unzufriedenheit aus, und wenn ich mich ihm nur einen Zoll weiter, als gewöhnlich näherte, durfte ich sicher darauf rechnen, daß er mit einer seiner Tatzen nach mir schlug, natürlich regelmäßig dann, wenn ich es mir am wenigsten versah. Ich hatte ihn, wie alle die Raubthiere, welche ich bei mir führte, noch im Käfig an eine lange Kette fesseln lassen, und so durfte ich mir schon das Vergnügen machen, ihn zuweilen aus dem Käfig herauszulassen. Sobald er auf den Hof trat, begann er förmlich zu rasen, sprang wie toll empor, dehnte sich, zog Gesichter, fauchte und warf die wildesten Blicke nach allen Seiten. Dabei ging er Jedem, welcher sich ihm näherte, sofort zu Leibe und geberdete sich so sprechend, daß wir wohl wußten, er würde uns niederreißen, wenn er uns erlangen könnte. Jemehr ich die Kette durch einen angebundenen Strick verlängerte, um so toller wurden all seine Bewegungen, um so mehr steigerte sich seine Wuth. Die ganze Wildheit des freilebenden Thieres, welche jetzt lange gewaltsam unterdrückt worden war, schien durchzubrechen, der Blutdurst regte sich und seine Augen drohten der ganzen übrigen Thiergesellschaft Tod und Verderben. Gurgelnd flogen die Affen an den Wänden, Stöcken und Säulen empor; ängstlich meckerten die Ziegen; wie toll rannten die Strauße in ihrem Käfig auf und nieder; grollend blickte der Löwe auf den rasenden Roland. Dieser versuchte auf alle nur mögliche Weise freizukommen, und mehrmals wurde es uns angst und bange bei diesen Beobachtungsproben. Das Allerschwierigste war es, unser Thier jedesmal wieder in seinen Käfig zurückzubringen. Aus freien Stücken ging er nicht hinein, und gezwungen konnte er kaum werden. Das Einfachste wäre gewesen, ihn an dem Stricke, beziehentlich der Kette, wieder in den Käfig zu ziehen; allein dieser stand so, daß man in den Bereich seiner Sprünge hätte kommen müssen, wenn man die Kette erreichen wollte. Drohungen vermochten gar Nichts über ihn; wenn wir ihm die Peitsche vorhielten, zeigte er uns dagegen seine Tatzen; wenn wir ihn anschrien, fauchte er; wenn wir auf ihn losgingen, legte er sich zum Sprunge zurecht. Es galt jetzt, seinen Trotz zu brechen, ohne ihn dabei zu mißhandeln; denn er war nicht mein Eigenthum und ich mußte ihn natürlich schonen. Ich wagte nicht einmal, mich der aus dem Felle des Nilpferdes geschnittenen Peitsche zu bedienen, welche bei den anderen Thieren gewöhnlich vollkommen ausreichte; ich wagte es auch im Grunde nicht, weil mir die Peitsche nicht lang genug erschien und ich doch das Thier bis zu dem Käfig treiben mußte. Deshalb nahm ich einen neuen Stallbesen und befestigte diesen an einer langen, dünnen Stange; damit bekam er seine Prügel:

aber sie fruchteten Nichts; ich mußte auf andere Mittel denken. Das beste von allen war, wie ich zufällig entdeckte, ihn mit Wasser zu begießen, und dabei leistete mir nun wieder eine große Spritze die allervortrefflichsten Dienste. Sobald er nämlich einen Eimer Wasser über den Kopf bekommen hatte oder durch den Strahl der Spritze dauernd eingenäßt wurde, suchte er so schleunig als möglich in seinen Käfig zu kommen; und später brachte ich ihn so weit, daß ich ihm blos die Spritze und den Besen zu zeigen brauchte, um ihn augenblicklich dahin zu vermögen, seinen Schlupfwinkel zu suchen, wenn Dies auch nur mit äußerstem Widerstreben geschah. Mancher meiner Leser mag diesen Leoparden wie viele andere von den Thieren, welche ich damals besaß, später im Thiergarten von Berlin gesehen haben; die wenigsten aber werden sich vorgestellt haben, wie ungemüthlich das schöne Thier sein konnte. Wie er sich gegen andere Mitglieder seiner Familie benahm, will ich gelegentlich der Beschreibung des Jagdleoparden zu schildern versuchen.

Der Leopard wurde, wie bemerkt, von den Römern vielfach zu den Kampfspielen in Rom benutzt. Kleinasien war zu den Römerzeiten voll von diesen Thieren, und Caelius schrieb an Cicero, welcher damals Landvogt in Sicilien war: „Wenn ich in meinen Spielen nicht ganze Herden von Panthern zeige, wird man die Schuld auf Dich werfen.“ Scaurus war der erste, welcher unter seiner Aedilitätswürde 150 gescheckte Thiere schickte; dann sandte Pompejus 410, Augustus aber 420 Stück. Früher war es durch einen alten Senatsbeschluß verboten, die sogenannten „afrikanischen Thiere“ nach Italien zu bringen; der Tribun Aufidius aber stellte einen Antrag an das Volk und erwirkte die Erlaubniß, daß sie zu den circensischen Spielen kommen dürften. Dies geschah im Jahre 670 nach Erbauung Roms. Den Namen Leopard hat zuerst der Geschichtsschreiber Julius Capitolinus am Ende des dritten Jahrhunderts gebraucht, weil man glaubte, daß das Thier ein Bastard von Panther und Löwe sei. Hierauf bezieht sich wohl auch eine Stelle des Plinius, welcher die Thiere schon ziemlich gut kennt, aber sagt, daß es der Löwe rieche, wenn ein Parder mit einer Löwin zu thun gehabt habe, und sich dann räche. Derselbe Naturforscher erzählt auch, daß die Parder durch ihren Geruch alle vierfüßigen Thiere anlocken, durch ihren garstigen Kopf aber wieder abschrecken; deshalb verstecken sie sich, um die durch den Wohlgeruch herangezogenen Thiere zu fangen. An einer andern Stelle heißt es, daß die Löwen, Parder und alle anderen des Geschlechts rauhe Zungen hätten wie eine Feile und damit die Haut des Menschen ableckten. Daher würden auch die gezähmten wüthend, wenn sie bis auf das Blut gekommen seien. Die Griechen nennen den Leoparden Pardalis, und Aristoteles spricht einigemal von ihm. Er erzählt, daß er vier Zitzen habe, daß er gescheckt sei, daß er in Asien, niemals aber in Europa vorkomme, daß die Weibchen mehr Muth hätten, als die Männchen; und daß sie sich zu heilen wüßten; wenn sie sich nämlich mit dem Kraute Pardalianches vergiftet hätten, suchten sie Menschenkoth, und dieser hälfe ihnen. Das Kraut tödte auch die Löwen, und deshalb hingen die Jäger Menschenkoth an einen Baum, damit das Thier nicht weit weggehe; springe es darnach in die Höhe, so gehe es zu Grunde. Oppian unterscheidet zwei Arten von gefährlichen Pardalis, größere, derbere, und kleinere, welche aber jenen an Stärke Nichts nachgäben. In der Gestalt und der gescheckten Färbung sind sie einander gleich, aber die kleineren haben einen längern Schwanz, als die größeren (diese würden also unsere Panther sein). Sie laufen sehr schnell und greifen Alles tapfer an. Nach dem Dichter sind sie die Amme des Bachus gewesen und deshalb liebten sie auch den Wein. — Dies ist aber auch Alles, was die Alten uns hinterlassen haben.

Leicht könnte ich noch viel von meinen eignen und von anderen Beobachtungen hier mittheilen; doch ich glaube, daß die bereits erzählten Geschichten zur Beschreibung und Kennzeichnung des Thieres ausreichen dürften. Ich will blos noch hinzufügen, daß das Fleisch des Leoparden in vielen Ländern von den Eingebornen gegessen und für sehr schmackhaft gehalten wird, und daß das schöne Fell namentlich in früherer Zeit oft in den Handel kam und noch vor funfzig Jahren am Kap mit zehn Thalern das Stück bezahlt wurde. Auch gegenwärtig ist es unter dem Namen „Tigerfell“ noch bei unseren Kürschnern zu erhalten; denn es wird noch immer gesucht und geschätzt. Man

verwendet es theils als Pelzwerk, theils zu Mänteln, Ueberwürfen, vorzüglich aber zu Pferde-, Fuß- und Schlittendecken.

Den vorstehend beschriebenen müssen wir eine noch räthselhafte Pardelkatze anreihen, welche namentlich in neuerer Zeit vielfach lebend nach Europa gebracht worden ist. Es ist dies der sogenannte schwarze Leopard oder schwarze Panther (Leopardus Melas), ein prachtvolles Thier von dunkler aschgrauer oder dunkelbrauner Farbe mit kleinen dunkelschwarzen Flecken. Delamétherie beschrieb diesen Panther zuerst und Peron, welcher einen zweiten nach Europa brachte, gab ihm seinen wissenschaftlichen Namen. Man hielt ihn lange Zeit für eine besondere Art, bis Reinwardt und Kuhl die Behauptung aufstellten, daß man in Java allgemein wisse, die schwarzen Leoparden würden mit bunten zusammen in einem Gewölfe gefunden und wären nichts Anderes, als Abarten des langschwänzigen Panthers.

Ich gestehe offen, daß mir die letztere Ansicht durchaus nicht glaublich scheinen will. Man hat zwar auch in Afrika dunkle Pardelkatzen gefunden und dieselben sofort als Bastarde vom Leopard und wer weiß welch anderer Katze erklären wollen: aber auch diese dunkeln Leoparden bilden höchst-



Der schwarze Leopard oder schwarze Panther (Leopordus Melas).

wahrscheinlich eine eigene Art; und Fitzinger hat auch keinen Anstand genommen, sie unter dem Namen Grauparder (Leopardus poliopardus) aufzustellen. Jedenfalls ist es sehr merkwürdig, daß der schwarze Panther regelmäßig kleiner ist, als der gewöhnlich gefärbte. Ich selbst habe vielleicht ihrer zehn gesehen, unter ihnen allen aber auch nicht einen einzigen gefunden, welcher die gewöhnliche Größe erreicht hätte. Zudem kommt, daß alle schwarzen Panther ausschließlich in Java gefunden werden; wenigstens hat man bis jetzt diese sogenannte Abart anderswo nicht angetroffen. Diese Thatsachen bestimmen mich, den schwarzen Panther als besondere Art anzusehen; mindestens muß mir die Angabe der genannten Naturforscher erst bewiesen werden, bevor ich die schöne Katze als blose Abart des Panthers anerkennen soll.

Dem Leoparden und dem Panther nah verwandt ist der Pardel oder Irbis (Leopardus Uncia). Er erreicht die Größe der Vorhergehenden und ähnelt ihnen im Ganzen, ebensowohl hinsichtlich seiner Gestalt, als seiner Lebensweise. Der Pelz ist aber viel dichter und länger, besteht auch aus gekräuseltem, am Grunde wolligem Haar, welches nur am Bauche weich und schlaff ist. Die

Grundfarbe desselben ist weißlichgrau mit lichtgelblichem Anfluge; wie gewöhnlich ist sie auf dem Rücken dunkler und an der Unterseite weiß. Die schwarzen Flecken, welche sich deutlich an ihr abzeichnen, sind auf dem Kopfe klein und voll, am Halse größer und ringförmig und am Rumpfe endlich zu einem Tüpfelring mit dunkler Mitte ausgedehnt. Auf dem Rücken verläuft eine dunkle Linie, welche sich auf dem mattschwarz gefleckten Schwanze unterbrochen fortsetzt; auf der Unterseite sind die Flecken ebenfalls wieder voll. Die kurzen, stumpfen Ohren sind am Grunde und an der Spitze schwarz, in der Mitte aber weiß, der Rand der Schnauze ist schwarz, die Schnurren sind theils weiß, theils schwarz; sie stehen in vier Reihen geordnet. Die Körperlänge des Thieres beträgt vier Fuß, die Länge des Schwanzes drei Fuß.

Der Irbis zeigt durch seine Bekleidung, daß er in kälterer Gegend lebt, als der Leopard. Seine Heimat ist das mittlere Asien bis nach Sibirien hinein; er ist an den Quellen des Jenisei. und am Baikalsee nicht gerade selten, häufiger aber noch zwischen den Küsten des persischen Golfs Bis jetzt ist es noch eine der seltensten Katzenarten in den Sammlungen und Thiergärten; auch selbst



Der Irbis (Leopardus Uncia).

die Pelze kommen kaum auf unsere Lager. Die Lebensweise scheint ganz die des Leoparden zu sein; der Irbis ist deshalb als Vertreter desselben in den Gebirgsgegenden Asiens zu nennen. In die heißen Ebenen Indiens kommt er schwerlich herab. Wahrscheinlich würde man den Irbis auch nur als eine Abänderung des Leoparden betrachten, hätte man nicht einmal in London ein lebendes Männchen seiner Art längere Zeit gehabt und es so genau abbilden und beschreiben können. Buffon giebt dem Irbis den Namen Unze, doch dürfte diese Benennung als unzweckmäßig angesehen werden, weil sie zu leicht zu Verwechselungen mit dem Jaguar, welcher in sehr vielen Schriften Unze heißt, führen kann.

Lassen wir nun die noch übrigen zweifelhaften Arten unberücksichtigt, so haben wir noch einer altweltlichen Pardelkatze zu gedenken, des Marmorleoparden (Leopardus marmoratus).

Er kennzeichnet sich sogleich durch seine sehr geringe Größe; denn sein Leib ist von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel nur $1\frac{1}{2}$ Fuß und der Schwanz nur 1 Fuß lang; er hat also höchstens die Größe unserer Hauskatze. Die Hauptfärbung seines Pelzes ist lehmgelb mit leichtröthlichem An=

fluge, die Unterseite ist lichter und selbst weiß. Von der Stirn aus laufen über Schädel und Nacken zwei schwarze Längsstreifen, welche sich vereinigen und als ein Streifen über den Rücken ziehen; hinten theilen sie sich wieder. Andere gewundene Streifen theilen sich in Flecken und ziehen schief vom Nacken gegen den Bauch herab. Die Schulter ist mit hufeisenartigen Flecken, die Glieder sind mit schwarzen, runden Tüpfeln bedeckt. Am Unterleibe finden sich drei Reihen dunkelbrauner, runder Flecken, unter dem Halse Querbinden, über und unter den Augen ein heller Fleck und auf den Wangen zwei schwarze Streifen. Die Ohren sind kurz und abgerundet, von außen silbergrau mit schwarzen Säumen, innen rostgelb; der ziemlich buschige Schwanz ist graulich, rostgelb und deutlich geringelt.

Der Marmorleopard ist ein Bewohner von Malakka und Java. Ueber seine Lebensweise ist uns gar Nichts bekannt.



Der Marmorleopard (Leopardus marmoratus).

Drei Katzenarten, von denen die eine Afrika, die anderen Ostindien bewohnen, zeichnen sich von den bisher genannten durch die einfache Flecken- und Tüpfelzeichnung und ihren kurzen Schwanz wesentlich aus und verdienen deshalb unsere besondere Beachtung. Es sind dies der Serwal, der Tarai und der Kueruck. Namentlich die Beschreibung des Erstern mag hier eine Stelle finden; — mit den übrigen sind wir zur Zeit kaum noch bekannt.

Der Serwal (Serval Galeopardus) zeichnet sich durch seine schmächtige Gestalt, die ziemlich hohen Beine und den kurzen Schwanz aus und ähnelt im Ganzen einigermaßen dem Luchse. Er unterscheidet sich von diesem aber hauptsächlich durch den Mangel der Ohrbüschel und den verhältnißmäßig immer noch längern Schwanz. Sein Körper ist schlank, der Kopf verlängert und etwas zusammengedrückt. Die Ohren sind groß und zugespitzt. Der Schwanz hat etwa halbe Leibeslänge. Die Behaarung ist ziemlich reich, dicht und rauh. Ihre Grundfärbung ist hellfahlgelb, bisweilen grau oder röthlich, unten an dem Ende der Gliedmaßen rein weiß. Längs des Scheitels und des obern Halses treten vier schwarze, schmale Binden hervor, welche vom Widerrist sich nach rückwärts und abwärts ziehen, nach hinten neue Streifen zwischen sich nehmen und nach und nach in lange Flecken zerfallen, während die Seiten einfach schwarz gefleckt oder getüpfelt sind. Auf den Vorderarmen und Hinterschenkeln fließen die Flecken zusammen und bilden einige Querbinden. Von den Wangen, welche mit kleinen, schwarzen, punktförmigen Flecken bedeckt sind, zieht sich ein schwarzes Band

um die Kehle von einer oder mehreren schmalen, schwarzen Binden umgeben. Der Schwanz ist sieben- bis achtmal dunkler geringelt, gewöhnlich aber blos auf der Oberseite. Der Serwal scheint übrigens sehr in der Färbung abzuändern: von den beiden, welche im Sommer des Jahres 1861 im Thiergarten von Frankfurt lebten, hatte blos der eine das beschriebene Aussehen; der andere war dunkler und viel fleckiger gezeichnet. Die Länge des Leibes beträgt gegen drei Fuß, die des Schwanzes selten mehr als vierzehn Zoll, die Höhe am Widerrist aber zwanzig Zoll. Diese Größe erreichen jedoch blos sehr alte Männchen; gewöhnlich wird diese Katze nicht viel über drei Fuß einschließlich des Schwanzes lang. —

Obgleich der Serwal unter dem Namen Boschkatte den holländischen Ansiedlern am Vorgebirge der guten Hoffnung sehr wohl bekannt ist, fehlt es uns doch noch ganz an seiner genauern Lebensbeschreibung. Wir wissen jetzt, daß er nicht blos in Südafrika ziemlich häufig ist, sondern sich auch im Westen und Osten weit verbreitet. Höchst wahrscheinlich kommt er in allen Steppenländern Afrikas vor: in Algier z. B. findet er sich gewiß. In unmittelbarer Nähe der Kapstadt trifft man ihn gegenwärtig nicht mehr, wohl aber in den Wäldern oder auf den mit Buschholz be-



Der Serwal (Serval Galeopardus).

deckten Bergen im Innern des Landes. Er jagt im Freien Hasen, junge Antilopen, Lämmer rc. namentlich aber Geflügel und geht deshalb nachts gern in die Meiereien, um in schlecht verwahrten Hühnerställen seinen Besuch zu machen. Dann kann er große Verheerungen anrichten. Bei Tage hält er sich verborgen und schläft. Erst mit der Dämmerung beginnt er seine Raubzüge. Dabei soll er sich als echte Katze zeigen und wie diese alle List und Schlauheit anwenden, um seinen Raub zu beschleichen und durch plötzliche Sprünge in seine Gewalt zu bringen. Man sieht ihn sehr selten bei Jagden, eben weil er dann verborgen in irgend einem Schlupfwinkel liegt; er wird aber häufig in Fallen gefangen.

Wenn man sich einigermaßen mit ihm abgiebt und ihn gut behandelt, wird er nach kurzer Gefangenschaft sehr zahm, da sein Wesen überhaupt ein mildes und gutartiges ist. Er zeigt sich bald sehr dankbar gegen seinen Pfleger, folgt ihm nach, schmiegt sich an ihn an, streift an seinen Kleidern hin und schnurrt dabei wie unsere Hauskatze. Für Liebkosungen ist er sehr empfänglich. Er spielt gern mit Menschen oder mit seines Gleichen, auch mit sich selbst und kann sich stundenlang mit

Kugeln beschäftigen, die man ihm zuwirft, oder sich durch Spielen mit seinem eignen Schwanze vergnügen. Dabei scheint er sich in seiner großen Beweglichkeit und Geschmeidigkeit zu gefallen und macht, ohne irgend welche Aufforderung, aus eignem Antriebe die sonderbarsten Sprünge. Sicher ist aber, daß diese Angaben sich immer nur auf einzelne beziehen; ich meinestheils habe mehrere gesehen, welche äußerst wild, ja geradezu blind wüthend waren, trotz einer schon ziemlich langen Gefangenschaft. Möglicher Weise werden diejenigen, welche man an Stricke bindet und in gewissem Grade frei läßt, eher zahm, als die in Käfigen lebenden: diese geben aber auch einem frisch gefangenen Leoparden an Ingrimm nicht das Geringste nach. Mit rohem Fleische läßt sich der Serwal lange erhalten, ja man kann ihn sogar an Katzenfutter gewöhnen und ihm namentlich durch Milch einen großen Genuß verschaffen. Vor Erkältung muß man ihn sehr in Acht nehmen. Einer, der in unserm Thiergarten lebte und schon so zahm geworden war, daß er alle Beschauer aufs höchste erfreute, starb wenige Stunden nach Eintritt eines Witterungswechsels, welcher den Wärmemesser um 15 Grad herabstimmte. Er rührte von Stunde an kein Futter mehr an und war am andern Morgen eine Leiche. Drei andere Katzen, welche wir besaßen, starben zur selben Zeit, der gleichen Ursache halber. Das Fell des Serwal kommt in ziemlicher Menge in den Handel und wird als Pelzwerk benutzt. In Europa ist es unter dem Namen „afrikanische Tigerkatze“ wohl bekannt.

Der Tarai (Serval viverrinus) erreicht nur die Größe unserer Wildkatze und ist kürzer, als der Serwal. Seine Färbung ist tief gelblichgrau. Die einzelnen Haare sind an der Wurzel dunkel, in der Mitte gelblich, an der Spitze schwarz. Die Unterkieferseite ist rein weiß. Längs des Rückens verlaufen vier Reihen schwarzer Flecken, welche auf der Stirn zu Streifen zusammenfließen. Ueber die Wangen ziehen sich zwei Streifen, von denen ein Kehlband abgeht. Das Ohr ist hinten schwarz mit einem hellen Fleck. An den Körperseiten finden sich runde Flecken, an den Beinen Querstreifen, der Schwanz hat acht bis neun Ringel. Die Körperlänge beträgt höchstens $2^1/_2$ Fuß, die des Schwanzes zehn Zoll.

Das Thier lebt in Indien, besonders in den Himalayagegenden. — Die Gefangenen, welche ich sah, waren wüthende, menschenfeindliche Geschöpfe.

Der Kuerück (Serval minutus) endlich ähnelt unserer Hauskatze, ist aber kleiner und durch seinen kurzen Schwanz und die kurzen, gerundeten Ohren wohl von ihr unterschieden. Der Pelz ist oben rothbraungrau, unten weiß. Auf dem Scheitel und Halse finden sich ebenfalls die vier schwarzen Längsstreifen, welche sich nach hintenzu wieder auflösen. Neben den Augen verläuft ein weißer Streifen. Die Ohren sind außen braun mit weißen Flecken. Der Schwanz ist dunkel und undeutlich geringelt. Die Körperlänge beträgt 16 Zoll, die des Schwanzes 18 Zoll. Trotz der geringen Größe soll der Kuerück eine der wildesten Katzen sein, welche man überhaupt kennt. Gefangene, welche ich in den Thiergärten von Amsterdam und Rotterdam sah, und andere, welche ich selbst pflegte, widersprachen Dem nicht. Ich gab mir die größte Mühe, sie zu zähmen; doch scheiterten meine Versuche an der tollen Wuth dieser Katze. Blindwüthend fauchte und zischte sie, sobald man sich ihrem Gefängnisse nahte. Auch der Wärter, welcher seine Thiere sehr gut behandelte, hatte sich nicht mit ihr befreunden können. Er mußte sich bei dem Füttern sehr sorgfältig in Acht nehmen; denn der Kuerück hieb nach der Hand, anstatt nach dem Fleische. Sobald man ihn störte, pflegte er sich mit gekrümmtem Katzenbuckel in eine Ecke zurückzuziehen, sträubte seinen Balg und knurrte und tobte mit wüthenden Blicken, bis man ihn wieder verließ. Sein Lieblingsaufenthalt war ein starker Baumast in seinem Käfig. Auf ihm verweilte er, in sehr zusammengekauerter Stellung sitzend, oft stundenlang, ohne sich zu rühren. Seine Bosheit machte ihn Jederman verhaßt, und sein Tod, welcher ebenfalls nach dem erwähnten Witterungswechsel erfolgte, verursachte uns ungleich weniger Bedauern, als der Verlust des ihm verwandten Serwal. Wir hatten schließlich allen Hoffnungen, das wüthende Thier zu zähmen, vollständig entsagt.

Die Wälder Javas, Sumatras, Siams und Bengalens sind die Heimat des Kuerück. Bei Tage versteckt er sich in Höhlen, kommt aber des Nachts hervor und jagt kleine Säugethiere und Vögel.

Hinze (Catus) nennt man alle kleineren, langschwänzigen Katzen ohne Ohrpinsel. Ihr letzterer unterer Backenzahn ist zweispitzig, das Ohr ist am Rande gleichmäßig behaart; der Schwanz erreicht ungefähr die halbe Körperlänge. Eine Mähne fehlt gänzlich. Der Stern steht senkrecht und ist lang geschlitzt. Die wenigen Arten bewohnen blos die alte Welt, fehlen also in Amerika und Australien.

Unter ihnen betrachten wir billig zuerst die europäische oder gemeine Wildkatze (Catus ferus). Lange Zeit hat dieses Thier für die Stammart unserer Hauskatze gegolten, und auch gegen=



Die europäische oder gemeine Wildkatze (Catus ferus).

wärtig wird es von vielen Naturforschern noch dafür gehalten, obwohl die genaueren Beobachtungen und Untersuchungen diese Ansicht nicht zu stützen vermögen.

Die Wildkatze ist bedeutend größer und kräftiger, als die Hauskatze. Ihr Kopf und Leib sind kürzer und dicker, und ihr Schwanz namentlich ist bedeutend stärker, aber auch viel kürzer, als bei der Hauskatze; zudem unterscheiden sich beider Schwänze noch dadurch, daß der eine von seiner Wurzel bis zum Ende gleichmäßig dick, der andere aber von der Wurzel bis zur Spitze allmählich verdünnt ist. Eine erwachsene Wildkatze erreicht ungefähr die Größe eines Fuchses und ist also um ein Drittheil größer, als die Hauskatze. Von dieser unterscheidet sie sich auf den ersten Blick durch die stärkere Behaarung, den reichlichern Schnurrbart, den wildern Blick und das stärkere und schärfere Gebiß. Als besonderes Kennzeichen gilt die schwarzgeringelte Ruthe und der gelblichweiße Fleck an der Kehle. Ihre Körperlänge beträgt in der Regel $2^1/_2$ Fuß, die Länge ihres Schwanzes gewöhnlich einen Fuß. Die Höhe am Widerrist erreicht oft 14, ja sogar 16 Zoll, und ihr Gewicht 15 bis 18 Pfund.

Einzelne Kater werden unter besonders günstigen Umständen auch drei Fuß lang. Der Pelz ist dicht und lang, beim Männchen grau, bisweilen sogar schwarzgrau gefärbt, bei dem Weibchen hingegen gelblich. Von der Stirn ziehen sich vier gleichlaufende, schwarze Streifen zwischen den Ohren hindurch, von denen die beiden mittleren sich auf dem Rücken fortsetzen und, nachdem sie sich vereinigt haben, einen mittlen Streifen bilden, der längs des Rückgrates und über die Oberseite des Schwanzes läuft. Von ihm gehen auf beiden Seiten viele, aber verwaschene Querstreifen aus, welche etwas dunkler, als die anderen, sind und nach dem Bauche hinabziehen. Letzterer ist gelblich, mit einigen schwarzen Flecken betüpfelt, die Beine sind mit wenigen schwarzen Querstreifen gezeichnet, gegen die Pfoten zu gelber, an der Innenseite der Hinterbeine gelblich und ungefleckt. Der Schwanz ist gleichmäßig geringelt, die Ringe selbst von der Wurzel nach der Spitze hin immer dunkler. Das Gesicht ist rothgelb, das Ohr auf der Rückseite rostgrau, inwendig gelbweißlich.

Noch heutzutage ist die Wildkatze über fast ganz Europa verbreitet; sie konnte bis jetzt nicht einmal in dem so raubthierarmen Großbritannien ausgerottet werden. Gegenwärtig bewohnt sie übrigens blos noch waldreiche Gegenden, namentlich Gebirge, und streift von da aus nur selten in das Tiefland herab. In ausgedehnten Waldungen wird sie jedes Jahr wenigstens gespürt, wenn auch nicht erlegt. In dem Thüringer Walde hat man aber in den letzten Jahren immer noch zwölf Stück erwachsene und eine vierteljährige Waldkatze erlegt, außerdem noch eine angeschossen und drei aus dem Neste genommen, im Ganzen also sechzehn Stück getödtet. Soweit bis jetzt mit Sicherheit festgestellt ist, reicht ihr Verbreitungskreis nicht weit über die Grenze Europas hinaus. Südlich vom Kaukasus ist sie noch in Grusien vorgekommen; aus anderen asiatischen Ländern erhielt man sie nicht. Merkwürdig ist, daß sie in Norwegen, Schweden und Rußland nicht vorkommt; dort wird sie aber freilich durch den Vetter Luchs mehr als hinreichend ersetzt. Dichte, große, ausgedehnte Wälder, namentlich dunkle Nadelwälder, bilden ihren Aufenthalt; und je einsamer ihr Gebiet ist, um so ständiger ist sie in ihm. Felsreiche Waldgegenden zieht sie allen übrigen vor, weil die Felsen ihr die sichersten Schlupfwinkel gewähren. Außerdem bezieht sie auch Dachs- und Fuchsbauten und große Höhlungen in starken Bäumen.

Sie lebt einzeln oder höchstens paarweise und scheint ihr Gebiet gegen andere ihrer Art zu behaupten. Ihre Lebensweise ist eine durchaus nächtliche; sie ähnelt der des Luchses ebenso sehr, wie der unserer Hauskatze. Die Wildkatze ist geschickt im Klettern und ersteigt mit Leichtigkeit Bäume, auf deren stärkeren Aesten sie ausruht, wenn sie sich nicht in einer Höhle verbergen kann. Hier drückt sie sich fest auf den ihrem Pelze gleichgefärbten Ast und kann dann leicht übersehen werden. Erst mit Einbruch der Nacht beginnt sie ihre Jagdzüge, ganz nach Art ihrer zahmen Schwester. Mit der allen Katzen eignen List beschleicht sie den Vogel in seinem Neste, den Hasen in seinem Lager und das Kaninchen in seinem Baue, vielleicht auch das Eichhörnchen auf dem Baume. Größeren Thieren springt sie auf den Rücken und zerbeißt ihnen die Schlagadern des Halses. Nach einem Fehlsprunge verfolgt sie das Thier nicht weiter, sondern sucht sich lieber eine neue Beute auf: kurz, sie ist in jeder Hinsicht eine echte Katze. Zum Glück für die Jagd besteht ihre gewöhnliche Nahrung in Mäusen aller Art und in kleinen Vögeln. Wohl nur zufällig macht sie sich an größere Thiere; aber sie überfällt wirklich sogar Reh- und Hirschkälber und ist für diese noch immer stark genug. An den Seen und Wildbächen lauert sie auch Fischen und Wasservögeln auf und weiß dieselben mit großer Schlauheit zu erbeuten. Sehr schädlich wird sie in allen Gehegen, am schädlichsten aber in Fasanerien. Hier gelingt es ihr in kurzer Zeit, alle Fasanen eines ganzen Geheges zu vernichten. Im Verhältniß zu ihrer Größe ist sie überhaupt ein gefährliches Raubthier, welches leider den Blutdurst der meisten seiner Gattungsverwandten theilt und weit mehr Thiere tödtet, als es verzehren kann. Aus diesem Grunde wird die Wildkatze von den Jägern grimmig gehaßt und unerbittlich verfolgt — denn kein Weidmann rechnet den Nutzen, welchen sie durch Vertilgung von Mäusen bringt, ihr zu Gute. Wie viele von diesen schädlichen Thieren sie vernichten kann, geht aus einer Angabe Tschudi's hervor, welcher berichtet, daß man in dem Magen einer Wildkatze die Ueberreste von 26 Mäusen gefunden hat. Im

Winter tritt sie zuweilen größere Wanderungen an und kommt dann auch, vom Hunger geplagt, bis in das Innere der Dörfer herein. Erst vor wenigen Jahren erlegte der Lehrer Schach in Rußdorf bei Crimmitzschau einen vollständig ausgewachsenen, sehr starken Wildkater, welcher mehrere Tage lang in einer Scheuer dieses Dorfes Herberge genommen, aber noch wenig Schaden gethan hatte. In Ungarn, wo sie weit häufiger ist, soll sie, wie Lenz angiebt, im Winter vorzugsweise in Scheuern hausen.

Die Zeit der Paarung der Wildkatze fällt in den Februar, der Wurf in den April; die Tragzeit währt neun Wochen. Das Weibchen wählt sich einen hohlen Baum, eine Felsenkluft oder auch einen verlassenen Dachs- oder Fuchsbau zum Wochenbett und wirft hier fünf bis sechs Junge, welche blind geboren werden und ganz den jungen Hauskätzchen gleichen. Wenn sie nicht mehr säugen, werden sie von der Mutter sorgfältig mit Mäusen, Maulwürfen und Vögeln versehen. Nach kurzer Zeit sind sie schon im Stande, die Bäume zu erklettern, und deren Aeste bilden auch später ihren Spiel- und Tummelplatz, sowie ihre Zuflucht bei heranwachsender Gefahr. Dieser suchen sie in den meisten Fällen einfach dadurch zu entgehen, daß sie sich auf den dichten Aesten niederdrücken und auf die Gleichfarbigkeit ihres Felles mit diesen vertrauen. Die Alte scheint sie nicht zu vertheidigen, wenigstens verläßt sie die Brut beim Herannahen des Menschen, vor welchem sie überhaupt große Furcht zeigt. Dies dürfte aus folgendem Berichte von Lenz hervorgehen: „Im Jahr 1856 ging mein Zimmermann etwa 500 Schritte von meinem Hause an der Südseite des Hermannsteins, wo wilde Kaninchen oft in Menge wohnen, durch ein Dickicht und hörte in einem erweiterten Kaninchenbau Stimmen, wie von kleinen Katzen. Er hatte wenige Tage zuvor welche von mir zu haben gewünscht, und da ich keine hatte, so war er nun froh, hier selbst ein Nestchen zu finden. Er grub nach und fand drei Stück echter Wildkatzen von Rattengröße. Wie er sie in seinen Ranzen gesteckt hatte und wegging, sah er die Alte in seiner Nähe mit gespitzten Lauschern umherschleichen; sie ging aber ganz leise und machte keine Miene, ihn anzugreifen; sie hatte die Größe eines tüchtigen Hasen, die echte wilde Farbe, den kurzen, dicken Schwanz. Ebenso waren die kleinen Kätzchen an ihrer Farbe und namentlich an dem auffallend von dem der zahmen abweichenden Schwanze leicht als echt zu erkennen. Merkwürdig genug war das angeborne wilde Naturell dieser kleinen Bestien: sie kratzten, bissen und fauchten mit entsetzlicher Bosheit. Vergeblich wurde alle mögliche Mühe angewendet, sie zahm zu machen und gut zu verpflegen. Sie wollten weder fressen noch saufen und ärgerten und tobten sich zu Tode.“ —

Die Jagd der Wildkatze kann unter Umständen sehr gefährlich werden, weil das Thier, wenn es angeschossen wird, den Menschen nicht selten angreift. Man jagt sie am liebsten bei Schnee, weil man sie dann spüren und bis zu ihrem Ruheplatze verfolgen kann. „Gewöhnlich,“ sagt Tschudi, „liegt sie den ganzen Tag auf einem Aste ausgestreckt, von wo aus sie ihre Beute belauert. So sieht sie der Jäger, wie sie ruhig daliegt und ihn nach Art des Baummarders und Luchses mit funkelnden Augen anstarrt. Nun nimm dich wohl in Acht, Schütze, und faß die Bestie genau aufs Korn! Ist sie blos angeschossen, so fährt sie schnaubend und schäumend auf, mit hochgekrümmtem Rücken und gehobenem Schwanze naht sie zischend dem Jäger, setzt sich wüthend zur Wehr und springt auf den Menschen los; ihre spitzen Krallen haut sie fest in das Fleisch, besonders in die Brust, daß man sie fast nicht losreißen kann, und solche Wunden heilen sehr schwer. Die Hunde fürchtet sie so wenig, daß sie, ehe sie den Jäger gewahrt, oft freiwillig vom Baume herunterkommt; es setzt dann fürchterliche Kämpfe ab. Die wüthende Katze haut mit ihrer Kralle oft Risse, sie zielt gern nach den Augen des Hundes und vertheidigt sich mit der hartnäckigsten Wuth, solange noch ein Funke ihres höchst zähen Lebens in ihr ist. So kämpfte im Jura ein wilder Kater, auf dem Rücken liegend, siegreich gegen drei Hunde, von denen er zweien die Tatzen tief in die Schnauzen gehauen hatte, während er den dritten mit den Zähnen fest gepackt hielt — eine Vertheidigung, zu der er den äußersten Muth und die größte Gewandtheit bedurfte, und welche gleichzeitig eine hohe Klugheit verräth, da er nur so sich der Hundebisse erwehren konnte. Ein starker Schuß des herbeieilenden Jägers, der die Bestie durch und durch bohrte, errettete die schwer verwundeten Thiere, die sonst sämmtlich erlegen wären.“

Man kennt viele andere Jagdgeschichten dieses Thieres, welche zum Theil ein sehr trauriges Ende haben; ich will blos zwei mittheilen. „Als ich," so sagt Hohberg, „Anno 1640 zu Pardowitz auf die Entenpirsch gegangen, hat der Hund ungefähr im wilden Rohr eine wilde Kaz gewittert und auf einen Baum hinaufgetrieben. Der Hund ist dann um den Baum herumgegangen und hat die Kaz darob angebellt, wie er denn ein sonderlicher Kazenfeind und ein starker, bissiger Hund gewesen. Als ich das mit großen Entenschroten geladene Rohr ergriff, den Anschlag auf die Kaz genommen und sie herabschießen wollen, hat die Kaz einen Sprung in das nächste Röhricht gethan, der Hund aber ist der Kazen nachgeeilt und hat sie ergriffen. Ich mochte im dicken Gezausicht nicht schießen, nahm alsobald meinen Degen und stieg in das Geröhricht, da ich den Hund mit der Kazen verwickelt funden und sie auf der Erden durch und durchgespießet. Die Kaz, als sie sich verwundet empfunden, ließ straks von dem Hunde ab und schwung sich also durchstochener, mit so großer Furie an der Klingen gegen meine Hand, daß ich selbige nothwendig habe müssen fallen lassen. Entzwischen aber ersah der von der Kazen befreyte Hund seinen Vortheil, ergriff sie bei dem Genick und hielt sie so feste, daß ich Zeit hatte, mit dem Fuß den Degen wieder aus der Kazen zu ziehen und ihr folgends den Rest zu geben."

Nahe meiner Heimat heißt noch heutigen Tages eine Forstabtheilung „die wilde Katze". Dieser Name verdankt einer unglücklichen Jagdgeschichte seine Entstehung. Ein Kreiser oder Waldläufer spürte eines Wintermorgens im frischgefallenen Schnee eine Wildkatzenfährte und folgte ihr, erfreut über das ihm zu Theil gewordene Jagdglück und die in Aussicht stehende, damals noch ziemlich bedeutende Auslösung. Die Fährte verlief bis zu einer gewaltigen, hohlen Buche, auf welcher das Thier aufgebäumt haben mußte. Auf den Aesten war es nicht zu sehen, es mußte also irgendwo im Innern des Baumes verborgen sein. Unser Kreiser macht sich schußfertig und nimmt seinen Revierhammer hervor, um durch Anklopfen mit demselben die Katze aus dem Baume zu vertreiben. Er thut einige Schläge und ergreift flugs sein Gewehr, um die etwa sich zeigende Katze sogleich beim Erscheinen mit einem wohlgezielten Schusse zu empfangen. Vergeblich; sie erscheint nicht. Er muß noch einmal anklopfen. Noch immer will sie sich nicht zeigen. Er klopft also zum dritten Male; aber — noch hat er nicht das Gewehr zum Anschlag erhoben, da sitzt ihm die Katze im Nacken, reißt ihm mit ihren Tatzen im Nu die dicke Pelzmütze vom Kopfe und haut sich fest in seinen Kopf ein, mit den Zähnen das dicke Halstuch zerreißend. Dem Ueberraschten entfällt das Gewehr, er vergißt fast, sich zu vertheidigen und sucht blos Hals und Gesicht vor den wüthenden Bissen zu schützen. Dabei schreit er laut um Hilfe seinem in demselben Walde befindlichen Sohne zu. Die Katze zerfleischt ihm die Hände, zerbeißt ihm das Gesicht, zerreißt das Tuch; ängstlicher wird sein Hilferufen, größer seine Angst. Da empfängt er einen grimmigen Biß in den Hals und stürzt nieder. So findet ihn sein Sohn, die Katze noch wüthend auf ihm, die Nackenmuskeln zerreißend. Er versucht das wüthende Thier wegzureißen; er nimmt seinen Hammer und schlägt auf die Katze los, sie faucht, beißt aber immer wieder auf ihr armes Schlachtopfer los. Endlich trifft sie ein Hammerschlag auf den Kopf, und sie erliegt. Der Lärm hat Vorübergehende herbeigezogen; man bringt den Bewußtlosen nach Hause, verbindet ihn, so gut es geht, und schickt nach einem Arzt. Inzwischen kommt der Zerschundene wieder zu sich und erzählt in kurzen, gebrochenen Sätzen seinen fürchterlichen Kampf. Der Arzt erscheint; man wendet alle Mittel an: noch an demselben Tage aber verscheidet der Mann unter entsetzlichen Schmerzen.

Nach dieser einen Geschichte brauche ich wohl nicht mehr hervorzuheben, daß in unserm mittlern Deutschland die Wildkatze, trotz ihrer geringen Größe, das fürchterlichste Raubthier ist. —

Von der eigentlichen Wildkatze sind die blos verwilderten Hauskatzen wohl zu unterscheiden. Solche trifft man nicht selten in unseren Waldungen an; sie erreichen aber niemals die Größe der eigentlichen wilden, obwohl sie unsere Hauskatzen um vieles übertreffen. In der Zeichnung und an Bosheit und Wildheit ähneln sie durchaus der eigentlichen Wildkatze.

In felsigen Gegenden der tartarischen und mongolischen Steppen vertritt der Manul (Catus Manul) unsere Wildkatze. Er ist stärker und hochbeiniger, als sie, und übertrifft sogar den Fuchs an Größe. Die weißlichgelb gefärbten Haare seines Pelzes sind mit braunen Haaren untermischt; der Scheitel ist fein schwarz gefleckt; näher über die Wangen verlaufen zwei schwarze Streifen; die kurzen, breiten, abgerundeten Lauscher sind außen gelblich; die lange, buschige Standare ist gleichlang behaart, vor der schwarzen Spitze geringelt. Die Körperlänge beträgt 19 Zoll, die des Schwanzes 10 Zoll. — Ueber die Lebensweise des Thieres habe ich bis jetzt noch nirgends eine genügende, ausführliche Beschreibung gefunden. Ihr Entdecker, der berühmte Pallas, erwähnt blos, daß der Manul nach Art unserer Wildkatze an geeigneten Orten der mongolischen Steppe lebe.

Denselben Mangel an genügender Kenntniß der Lebensverhältnisse müssen wir auch bei der nubischen Katze (Catus maniculatus) beklagen und Dies um so lebhafter, weil sich die neueren Naturforscher mehr und mehr zu der Ansicht hinneigen, daß dieses Thier die Stammmutter unserer Hauskatze sei. Wenn man festhält, daß die Hauskatze höchst wahrscheinlich von Egypten aus über



Die nubische Katze (Catus maniculatus).

die Erde verbreitet worden ist, hat die Sache auch gewichtige Gründe für sich, und zudem sind auch die Körperverhältnisse der einen und der andern beinahe dieselben.

Rüppell entdeckte unsere Katze in Nubien auf der Westseite des Nils bei Ambukol, in einer mir sehr wohlbekannten Wüstensteppe, in welcher felsige Gegenden mit buschreichen abwechseln. Ihre Länge beträgt 20 Zoll, die des Schwanzes etwas über neun Zoll. Dies sind zwar nicht genau die Verhältnisse unserer Hauskatze, aber doch solche, welche den ihrigen ziemlich nahekommen. Auch in ihrer Zeichnung ähnelt die nubische oder Falbkatze manchen Abänderungen unsers zahmen Hinz außerordentlich. Ihr Pelz ist oben mehr oder weniger fahlgelblich oder fahlgrau, auf dem Hinterkopf und der Rückenfirste röthlicher, an den Seiten heller, am Bauche weißlich. Auf dem Rumpfe zeigen sich dunklere, schmale, verwaschene Querbinden, welche an den Beinen deutlich hervortreten, am Oberkopf und an dem Nacken acht schmalere Längsbinden. Gewisse Theile des Pelzes sind auch noch mit einer feinschwarzen Sprenkelung gezeichnet. Der Schwanz ist oben fahlgelb, unten weiß; er endet in eine schwarze Spitze und hat vor ihr drei breite, schwarze Ringe.

Die Mumien und Abbildungen auf den Denkmälern in Theben und in anderen egyptischen Ruinen stimmen mit dieser Katzenart am meisten überein und scheinen zu beweisen, daß sie es war, welche bei den alten Egyptern als Hausthier gehalten wurde. Vielleicht brachten die Priester das heilige Thier von Meroë in Südnubien nach Egypten; von hieraus könnte sie nach Arabien und Syrien und später über Griechenland oder Italien nach dem westlichen und nördlichen Europa verbreitet worden sein und in neuerer Zeit durch die wandernden Europäer eine noch größere Verbreitung erhalten haben. Für mich erhalten diese Muthmaßungen Gewicht durch Beobachtungen, welche ich auf meinem letzten Jagdausfluge nach Habesch machte. Die Hauskatzen der Jemenesen und der Araber der Westküste des Rothen Meeres zeigen nicht nur eine ganz ähnliche Färbung, wie die Falbkatzen, sondern auch dieselbe Schlankheit und Schmächtigkeit, welche diese vor ihren Verwandten auszeichnet. Allerdings hat dort die Hauskatze nicht dasselbe Los, wie bei uns: ihre Herrschaft kümmert sich kaum um sie und überläßt es ihr auch selbst, sich zu ernähren. Dies dürfte aber schwerlich als Grund ihres schlechten Aussehens anzunehmen sein; denn an Nahrung fehlt es einem Raubthiere in dortiger Gegend nicht. Ich glaube, daß die Katze Nordostafrikas am treuesten sich ihre ursprüngliche Gestalt erhalten hat, d. h. am wenigsten den Einflüssen der Züchtung unterworfen gewesen ist. Die gewöhnliche Färbung der afrikanischen Hauskatze kommt der ihrer wahrscheinlichen Stammmutter am nächsten; doch findet man auch hier schon, obgleich sehr selten, eine ausgeartete, nämlich weiße, schwarze, rothgelbe und sogenannte dreifarbige Hauskatze.

Ich war eine Zeitlang im Besitz einer Falbkatze, habe mich aber vergeblich bemüht, ihr nur einigermaßen die Wildheit abzugewöhnen, welche sie zeigte. Das Thier war in den Steppen Ost-Sudahns alt gefangen worden und wurde mir in einem Käfig gebracht, welcher schon durch seine außerordentliche Festigkeit zeigte, daß man ein bedenkliches Raubthier in ihm verwahre, und ich habe die Katze niemals aus diesem Käfig nehmen dürfen, weil sie es überhaupt nicht gestattete, daß man sich ihr irgendwie näherte. Sobald man an sie herankam, fauchte und tobte sie wie unsinnig und bemühte sich nach Kräften, Einem Etwas zu versetzen. Strafen fruchteten gar Nichts. Jung aus dem Neste genommene habe ich nie gesehen und kann deshalb auch nicht darüber urtheilen, ob diese sich vollständig zähmen lassen.

Nach diesem Ueberblick der Wildkatzen können wir uns zu der für den Haushalt des Menschen nützlichsten Katze, unserm Hausfreunde Hinz (Catus domesticus), wenden. Die Unterschiede zwischen ihm und der Wildkatze sind etwa folgende: Der Leib der Hauskatze ist um ein Drittheil kleiner und weniger kräftig, der Schwanz länger und schlanker und gegen das Ende zu allmählich verdünnt, der Kopf stärker abgeplattet und der Darm fünf Mal — bei der Wildkatze nur drei Mal — so lang, als der Körper. Die Länge des Leibes beträgt gewöhnlich einen Fuß sechs Zoll, in seltneren Fällen aber noch drei bis vier Zoll mehr, die Länge des Schwanzes durchschnittlich einen Fuß und die Höhe am Widerrist zehn Zoll.

Die Katze hat als Hausthier eine sehr weite Verbreitung gefunden und zwar hauptsächlich seit der Einwanderung der Ratten, dieser abscheulichen, nächtlichen Plagegeister des Hauses. Es ist wohl anzunehmen, daß sie von Egypten aus zuerst verbreitet worden ist; wenigstens erhalten wir von dort aus die ersten geschichtlichen Nachrichten über sie. Gegen das Jahr 430 v. Chr. berichtet Herodot über den Aielurus, wie er Freund Hinz benennt, Folgendes: „Entsteht in Egypten irgendwo eine Feuersbrunst, so kümmern sich die Leute nicht ums Feuer, sondern um ihre Katzen. Sie stellen sich um sie herum und halten Wache. Entweicht aber eine Katze aus dem Kreise und stürzt sich in die Flammen, so kommt über die Egypter große Trauer. Stirbt eine Katze von selbst, so scheren alle Bewohner des Hauses ihre Augenbrauen ab. Die todten Katzen werden in heilige Gemächer geschafft, einbalsamirt und dann in der Stadt Bubastis beigesetzt.“ Aristoteles beschreibt die Katze ums Jahr 330 v. Chr. so genau, daß man unbedingt annehmen muß, er habe sie selbst beobachtet. Diodorus Siculus sagt ums Jahr 30 v. Chr.: „Wer in Egypten eine Katze ums

Leben bringt, muß sterben, er mag die Sünde absichtlich begangen haben oder nicht; das Volk rottet sich zusammen und schlägt ihn todt. Einen solchen unglücklichen Katzenmörder, welcher ein Römer war und nicht einmal mit Vorsatz gesündigt hatte, konnte weder der egyptische König Ptolemäus, noch die Furcht vor Rom vom Tode befreien."

Vor der Zeit Herodots finden wir den Namen der Katze bei den alten griechischen Schriftstellern nicht, und daraus, sowie auch aus dem Umstande, daß sie selbst später von den Griechen und Lateinern nur kurz erwähnt wird, darf man schließen, daß sie sich ganz allmählich von Egypten aus verbreitet hat. Von der Verehrung, welche sie dort genoß, geben außer den Schriften fast alle egyptischen Denkmäler Kunde, ebenso wie die Mumien, welche man aufgefunden hat. Letztere gehören



Der Hinz (Catus domesticus).

jedoch nicht blos der eigentlichen Hauskatze, sondern auch dem noch heute in Egypten wild lebenden Sumpfluchs an.

Von Egypten aus ging die Katze zunächst wahrscheinlich mehr östlich. So erfahren wir, daß sie ein besonderer Liebling des Propheten Mahammed gewesen ist. In dem nördlichen Europa war sie vor dem zehnten Jahrhundert fast noch gar nicht bekannt, und die Gesetzsammlung für Wales enthält eine Bestimmung des Howell Dha oder Howell Lebon, welcher gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts starb, worin die Werthbestimmung der Hauskatzen, sowie die Strafen, welche auf Mißhandlung, Verstümmelung oder Tödtung derselben gesetzt waren, festgesetzt sind. Darin wird die Summe bestimmt, wofür eine junge Katze bis zu dem Augenblicke, wo sie eine Maus fängt,

verkauft werden darf, und Dem wird hinzugefügt, daß sie von jenem Augenblicke an des doppelten Preises werth sei. Der Käufer hatte das Recht, zu verlangen, daß Augen, Ohren und Krallen vollkommen wären und daß sich das Thier aufs Mausen verstände, ebenso auch, daß ein gekauftes Weibchen seine Jungen gut erziehe. War sie mit irgend einem Fehler behaftet, so konnte der Käufer das Drittheil des Kaufpreises zurückverlangen. Wer auf den fürstlichen Kornböden eine Hauskatze stahl oder tödtete, mußte sie mit einem Schafe sammt dem Lamm büßen oder soviel Weizen als Ersatz für sie geben, als erforderlich war, um die Katze, wenn sie an dem Schwanze so aufgehängt wird, daß sie mit der Nase den Boden berührt, vollkommen zu bedecken.

Dieses Gesetz ist für uns von hohem Werthe, denn es liefert uns den Beweis, daß man zu damaliger Zeit die Hauskatze als eine sehr werthvolle Erwerbung betrachtete; zugleich aber sehen wir daraus, daß die Wildkatze nicht wohl als die Stammmutter jener angesehen werden darf: denn zu damaliger Zeit gab es auch in England soviele Wildkatzen, daß es jedenfalls nicht schwer gewesen sein würde, sich die Jungen davon in beliebiger Menge zu zähmen.

Gegenwärtig findet sich die Katze fast in allen Ländern, in welchen der Mensch feste Wohnsitze hat. In Europa ist sie überall zu treffen und in Amerika schon seit Entdeckung dieses Erdtheils verbreitet. Auch in Asien und in Australien ist sie ziemlich häufig, weniger jedoch in Afrika, zumal im Innern des Erdtheils, wo sie in vielen Ländern gänzlich fehlt. Manche Völkerschaften Asiens, z. B. die Mandschu, treiben noch einen ziemlich bedeutenden Handel mit ihr. Sie geben den Giljaken junge Kater, niemals aber Miezen, und unterhalten sich somit immer ihre Absatzquelle offen. Die Käufer tauschen solche Katzen mit Zobelfellen ein, und beide Theile machen ein sehr gutes Geschäft.

In den gesitteten Ländern ist die Hauskatze das einzige Mitglied ihrer Familie, welches allgemein gezähmt und im Hause gehalten wird. Gleichwohl bewahrt sich jede Katze immer in einem gewissen Grade ihre Selbstständigkeit und unterwirft sich dem Menschen nur insoweit, als sie es für gut befindet. Je mehr sich dieser mit ihr beschäftigt, um so treuere Anhänglichkeit gewinnt sie an die Familie, je mehr man aber eine Katze sich selbst überläßt, um so größer wird ihre Anhänglichkeit an das Haus, in welchem sie geboren wurde. Der Mensch bestimmt unter allen Umständen den Grad der Zähmung und der Häuslichkeit einer Katze. Wo sie sich selbst überlassen wird, kommt es nicht selten vor, daß sie zur Zeit des Sommers ganz dem Hause entläuft und sich in die Wälder begiebt, in denen sie unter Umständen fast völlig verwildern kann. Bei Eintritt des Winters kehrt sie gewöhnlich in ihre frühere Wohnung zurück und bringt dahin auch ihre Jungen, welche sie während ihres Sommeraufenthalts zur Welt gebracht hat; doch kommt es, zumal in warmen Ländern, häufig genug vor, daß sie sich, auch wenn sie zurückgekehrt ist, fast gar nicht mehr um den Menschen kümmert. Namentlich die Katzen in Paraguay leben, wie uns Rengger mittheilt, in der größten Selbstständigkeit. Sie folgen, zumal in den wenig bevölkerten Gegenden, ganz ihrem Triebe zur Unabhängigkeit, und selbst diejenigen, welche man als an das Haus gewöhnte betrachten kann, streifen Tage lang in den Waldungen und auf den Feldern umher, stellen allen kleinen, wehrlosen Säugethieren nach, beschleichen des Nachts die Vögel auf den Bäumen und kommen blos bei regnerischem oder stürmischem Wetter nach Hause. Man versichert, daß auch die, welche doch sorgfältig von Jugend auf behandelt worden sind, mit zunehmendem Alter ihren Hang zur Freiheit zeigen, und daß nur verschnittene Männchen gute Mäusejäger abgeben, welche wirklich im Hause bleiben und ihrer Aufgabe vollständig genügen. Gleichwohl ist auch in Paraguay die Hauskatze noch nicht vollständig verwildert; denn, sowie die Regenzeit eintritt, nähert sie sich gewöhnlich wieder den Wohnungen und bringt dahin auch ihre Jungen mit. Letztere gehen regelmäßig zu Grunde, wenn sie in der rauhen Witterung in den Wäldern gelassen werden, und selbst die Alten scheinen den Regen nicht vertragen zu können. Jedenfalls findet man nirgends wirklich verwilderte Katzen dieser Art in den Waldungen; sie sind sogar aus den ehemals bewohnten Gegenden verschwunden, in denen sie beim Abzuge der Weißen zurückgelassen wurden.

Unsere Hauskatze ist vortrefflich geeignet, ihre ganze Familie kennen zu lehren, eben weil Jedermann sie beobachten kann. Sie ist ein außerordentlich schmuckes, reinliches, zierliches und anmuthiges Geschöpf. Jede ihrer Bewegungen ist nett und angenehm und ihre Gewandtheit wahrhaft bewunderungswürdig. Sie geht gemessen und tritt mit ihren Sammetpfötchen, deren Krallen sehr sorgfältig eingezogen sind, so leise auf, daß ihr Gang für den Menschen vollkommen unhörbar wird. Bei jedem Schritte zeigt sie die Beweglichkeit, welche ihr eigenthümlich ist, zugleich aber die größte Anmuth und Zierlichkeit. Nur wenn sie von einem andern Thiere verfolgt oder plötzlich sehr erschreckt wird, beschleunigt sie ihren Gang zu einem Laufe in schnell hinter einander folgenden Sätzen oder Sprüngen, welche sie ziemlich rasch fördern und fast regelmäßig vor dem Verfolger retten, weil sie klug jeden Schlupfwinkel zu benutzen oder jede Höhe zu gewinnen weiß. Sie klettert durch Einhäkeln ihrer Krallen sehr leicht und geschickt an Bäumen und rauhen oder weichen Mauern empor und ist im Stande, mit einem einzigen Satze eine Höhe von sechs, ja sogar von acht Fuß zu gewinnen. Im freien Felde ist ihr Lauf nicht eben rasch, wenigstens wird sie dort von jedem Hunde eingeholt. Ihre große Gewandtheit zeigt sich namentlich bei Sprüngen, welche sie freiwillig oder gezwungen ausführen muß. Sie mag fallen, wie sie will, immer wird sie mit den Beinen den Boden erreichen und verhältnißmäßig sanft auf die weichen Ballen der Füße fallen. Mir ist es niemals gelungen, eine Katze, welche ich mit dem Rücken nach unten dicht über einen Tisch oder über einen Stuhl hielt, so zu Falle zu bringen, daß sie mit dem Rücken aufschlug. Sie wendet sich, sobald man sie freiläßt, blitzschnell um und steht dann ganz harmlos und fest auf allen vier Beinen. Wie sie Dies anstellt, ist, bei so kurzen Entfernungen wenigstens, geradezu unerklärlich; beim Herabfallen aus bedeutender Höhe dagegen kann man es sich sehr wohl erklären, weil dann die Katze ihren gerade emporgestreckten Schwanz als Steuer benutzt und hierdurch die Richtung des Falles regelt. Das Schwimmen versteht sie auch, sie macht aber von dieser Fertigkeit blos dann Gebrauch, wenn sie in die unangenehme Lage kommt, sich aus dem Wasser retten zu müssen. Freiwillig geht sie niemals in das Wasser, ja sie meidet sogar den Regen mit der größten Aengstlichkeit. Sie sitzt, wie der Hund, auf dem Hintertheil und stützt sich vorn mit beiden Füßen; im Schlafe rollt sie sich zusammen und legt sich auf eine Seite. Dabei sucht sie gern eine weiche und warme Unterlage auf, kann es aber nur selten vertragen, wenn sie auch bedeckt wird. Vor allem Andern benutzt sie das Heu zum Pfühl, wahrscheinlich, weil sie den Duft desselben sehr gut leiden mag. Von diesem Lager nimmt auch ihr Fell einen höchst angenehmen Geruch an.

Unter den Sinnen der Katze sind Gefühl, Gesicht und Gehör die ausgezeichnetsten. Am schlechtesten ist wohl der Geruch, wie man sich sehr leicht selbst überzeugen kann, wenn man einer Katze irgendwelche Lieblingsnahrung so vorlegt, daß sie dieselbe nur durch den Geruch ermitteln kann. Sie naht sich dann dem Gegenstande und wendet, wenn sie in seine nächste Nähe gekommen ist, den Kopf so vielfach hin und her, daß man gleich an diesen Bewegungen sieht, wie wenig der Geruchsinn sie leitet. Und ist sie dann ganz nahe gekommen, so benutzt sie ihre Schnurrhaare, welche vortreffliche Tastwerkzeuge sind, noch immer weit mehr, als die Nase. Man muß ihr eine Maus, welche man in der Handhöhlung versteckt, schon nahe vorhalten, ehe sie dieselbe riecht. Weit feiner ist ihr Gefühl. Die Schnurrhaare zeigen Dies am besten; denn man darf blos ein einziges ganz leise berühren, so wird man sehen, wie die Katze augenblicklich zurückzuckt. Auch in den weichen Pfoten besitzt sie Tastgefühl, obschon in untergeordneterem Grade. Ausgezeichnet ist das Gesicht, und zwar sieht die Katze ebensogut bei Tage, als bei Nacht. Sie ist fähig, bei verschiedenem Lichte ihren Augenstern passend einzurichten d. h. ihn bei großer Helligkeit so zu verkleinern und bei Dunkelheit so zu vergrößern, daß ihr das Sinneswerkzeug jederzeit vortreffliche Dienste leistet. Aber unter allen Sinnen steht das Gehör obenan. „Ich hatte mich," sagt Lenz, „vor nicht gar zu langer Zeit bei warmer stiller Luft in meinem Hofe auf einer Bank im Schatten der Bäume niedergelassen und wollte lesen. Da kam eins von meinen Kätzchen schnurrend und schmeichelnd heran und kletterte mir nach alter Gewohnheit auf Schulter und Kopf. Beim Lesen war das störend; ich legte also ein zu solchem

Zwecke bestimmtes Kissen auf meinen Schos, das Kätzchen darauf, drückte es sanft nieder, und nach zehn Minuten schien es fest zu schlafen, während ich ruhig las und um uns her Vögel sangen. Das Kätzchen hatte den Kopf, also auch die Ohren südwärts gerichtet. Plötzlich sprang es mit ungeheurer Schnelligkeit rückwärts. Ich sah ihm erstaunt nach; da lief nordwärts von uns ein Mäuschen, von einem Busch zum andern über glattes Steinpflaster, wo es natürlich gar kein Geräusch machen konnte. Ich maß die Entfernung, in welcher das Kätzchen die Maus hinter sich gehört hatte; sie betrug volle 44 Fuß nach hiesigem Maße."

Die Lieblingsnahrung der Katze besteht in Mäusen und kleinen Vögeln; einzelne fangen auch Fische. In den Häusern füttert man sie mit allerlei Kost, gekochtem Fleische, Pflanzenstoffen, vor Allem aber mit Milch, welche sie überaus hochschätzt, obgleich sie sich sehr bemühen muß, eine Tasse voll auszulecken. Im Freien richtet sie, zuweilen auch unter größeren Thieren, arge Verwüstungen an. Sie wagt sich an ziemlich große Hasen und frißt vollkommen ausgewachsene Rebhühner. Ihre Beute beschleicht sie mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit. „Ich habe sie," sagt Lenz, „öfters beobachtet, wenn sie so auf der Lauer sitzt, daß sie mehrere zusammengehörige Mauselöcher um sich hat. Sie könnte sich gerade vor ein am Rande des Ganzen stehendes hinsetzen und so alle leicht überschauen; das thut sie aber nicht. Setzte sie sich vor das Loch, so würde auch das Mäuschen sie leichter bemerken und entweder gar nicht herausgehen oder doch schnell zurückzucken. Sie setzt sich also mitten zwischen die Eingänge und wendet Auge und Ohr dem zu, in dessen Nähe sich unter der Erde Etwas rührt, wobei sie so sitzt, daß das herauskommende Geschöpf ihr den Rücken kehren muß und desto sicherer gepackt wird. Sie sitzt so unbeweglich, daß selbst die sonst so regsame Schwanzspitze sich nicht rührt: es könnten auch durch ihre Bewegungen die Mäuschen, welche nach hinten heraus wollen, eingeschüchtert werden. Kommt vor der Katze ein Mäuschen zu Tage, so ist es im Augenblicke gepackt; kommt eins hinter ihr heraus, so ist es ebenso schnell ergriffen. Sie hat nicht blos gehört, daß es heraus ist, sondern auch so genau, als ob sie sähe, wo es ist, wirft sie sich blitzschnell herum und hat es nie fehlend unter ihren Krallen."

Das geistige Wesen der Katze wird in den meisten Fällen gänzlich verkannt. Man betrachtet sie als ein treuloses, falsches, hinterlistiges Thier und glaubt, ihr niemals trauen zu dürfen. Viele Leute haben sogar einen unüberwindlichen Abscheu gegen die Katzen und geberden sich wie nervenschwache Weiber oder ungezogene Kinder, sobald sie eine Katze erblicken. Dabei vergleicht man sie gewöhnlich mit dem Hunde, mit welchem sie gar nicht verglichen werden kann, und giebt sich, weil man nicht gleich in ihr dieselben lobenswerthen Eigenschaften findet, gar nicht weiter mit ihr ab, sondern betrachtet sie schon von vornherein als ein Wesen, mit welchem überhaupt Nichts zu machen sei. Unter solchen Umständen kann man freilich nur ein einseitiges Urtheil über sie fällen. Ich habe mich seit meiner Jugend sehr viel mit ihr beschäftigt und sie sehr lieb gewonnen, auch viele Züge von ihr beobachtet, welche ihr die Zuneigung des Menschen unbedingt erwerben müssen. Deshalb nehme ich auch keinen Anstand, mich vollkommen mit Scheitlins Ansichten über das geistige Wesen der Katze einverstanden zu erklären, und gebe, weil ich doch keine besseren Worte finden könnte, als dieser Thierfreund, dessen ebenso anziehende, als wahre Schilderung der Katzenseele oder des Wesens der Katze überhaupt hier im Auszuge.

„Die Katze ist ein Thier hoher Natur. Schon ihr Körperbau deutet auf Vortrefflichkeit. Sie ist ein kleiner, netter Löwe, ein Tiger im verjüngten Maßstabe. Alles an ihr ist einhellig gebaut, kein Theil ist zu groß oder zu klein; darum fällt auch schon die kleinste Regelwidrigkeit an ihr auf. Alles ist rund; am schönsten ist die Kopfform, was man auch am entblößten Schädel wahrnehmen kann; kein Thierkopf ist schöner geformt. Die Stirn hat den dichterischen Bogen, das ganze Gerippe ist schön und deutet auf eine außerordentliche Beweglichkeit und Gewandtheit zu wellenförmigen oder anmuthigen Bewegungen. Ihre Biegungen geschehen nicht im Zickzack oder Spitzwinkel, und ihre Wendungen sind kaum sichtbar. Sie scheint keine Knochen zu haben und nur aus leichtem Teige gebaut zu sein. Auch ihre Sinnesfähigkeiten sind groß und passen ganz zum Körper. Wir schätzen

die Katzen gewöhnlich viel zu niedrig, weil wir ihre Diebereien hassen, ihre Klauen fürchten, ihren Feind, den Hund, hochschätzen und keine Gegensätze, wenn wir sie nicht in einer Einheit auflösen, lieben können."

„Richten wir nun unsere Aufmerksamkeit auf ihre Haupteigenheiten. Zuvörderst fällt uns ihre Gewandtheit auf. Körper und Seele sind gewandt, beide sind aus einem Gusse. Wie gewandt dreht sie sich in der Luft, wenn sie auch nur mit dem Rücken abwärts wenige Fuß hoch fällt. Schon der geringe Widerstand der Luft vermittelt ihr, wie bei den Vögeln, die Möglichkeit der Drehung. Wie gewandt erhält sie sich auf schmalen Kanten und Baumzweigen, selbst wenn diese kräftig geschüttelt werden! Halb körperlich und halb geistig ist ihre Liebe zur Reinlichkeit; sie leckt und putzt sich immerdar. Alle ihre Härchen vom Kopfe bis zur Schwanzspitze sollen in vollkommener Ordnung liegen; die Haare des Kopfes zu glätten und zu kämmen, beleckt sie die Pfoten und streicht dann diese über den Kopf, selbst die Schwanzspitze versäumt sie nicht. Den Unrath verbirgt sie, verscharrt ihn in selbstgegrabene Erdlöcher. Hat eine Katze, durch einen Hund erschreckt, ihre Haare gesträubt, so fängt sie an, sobald sie sich in Sicherheit weiß, dieselben am ganzen Leibe wieder in Ordnung zu bringen. Sie will auch das Fell rein haben. Sie leckt sich allen Schmuz ab; sie ist des Schweines Gegentheil."

„Sie hat körperlichen Höhesinn, der aber, weil er Schwindelfreiheit und tüchtige Nerven erfordert, mit dem geistigen verwandt ist. Sie klettert an senkrechten Tannen bis zum Wipfel, ungewiß, ob und wie sie wieder herunterkönne. Sie hat auch ein bischen Furcht und bleibt zuweilen, bis sie hungert, droben und ruft um Hilfe; endlich wagt sie sich, aber nur rückwärts, herunter. Sie will immer das Höchste, im Klettern die Vollendung, doch nicht, als ob sie die Gefahr nicht merke, was nur bei Thieren der unteren Klassen der Fall ist. Will man sie herunterstoßen, so klauet und klammert sie sich fest an."

„Sie kennt den Raum und die Entfernungen, sowie die geraden, schiefen und senkrechten Flächen genau, sie schaut, wenn sie einen ungewohnten Sprung thun will, berechnend nach, vergleicht dann ihre Kraft und Geschicklichkeit und prüft sich selbst. Sie wagt ihn vielleicht lange nicht. Hat sie ihn einmal gemacht und ist er gelungen, so ist er auf immer gemacht; gelang er nicht, so versucht sie ihn später mit vorwärts geschrittener Kraft und Geschicklichkeit wieder. Minder gut kennt sie die Zeit. Daß sie die Mittagszeit kenne, weiß man wohl; denn sie kommt zur Stunde heim. Allein wegen ihres freiern Lebens auf den Höhen und ihrer Nachtgangen bedarf sie mehr Raum- und Ort-, als Zeit- und Stundensinn. Es mangelt ihr nicht an Farbensinn, ihrem Gehörsinn nicht an Tonsinn. Sie kennt den Menschen an seiner Kleidung und an seiner Stimme. Sie will zur Thür hinaus, wenn sie gerufen wird; sie hat ein vorzügliches Ortsgedächtniß und übt es. In der ganzen Nachbarschaft, in allen Häusern, Kammern, Kellern, unter allen Dächern, auf allen Holz- und Heuböden zieht sie herum. Sie ist ein völliges Ortsthier, daher ihre bekannte Anhänglichkeit mehr ans Haus, als an die Bewohner. Sie zieht entweder nicht mit aus oder läuft wieder ins alte Haus. Unbegreiflich ist es, daß sie, stundenweit in einem Sacke getragen, ihr Haus, ihre Heimat wiederfinden kann."

„Außerordentlich ist ihr Muth selbst gegen die allergrößten Hunde und Bullenbeißer, wie ungünstig ihr Verhältniß in Bezug auf Größe und Stärke ist. Sobald sie einen Hund wahrnimmt, krümmt sie den Rücken in einem ganz bezeichnenden Bogen, dem Katzenbuckel. Ihre Augen glühen Zorn oder plötzlich aufwallenden Muth nebst einer Art Abschen. Sie speit schon von fern gegen ihn; sie will vielleicht entweichen, fliehen; sie springt im Zimmer aufs Gesimse, auf den Ofen oder will zur Thür hinaus. Hat sie aber Junge, so stürzt sie, wenn er dem Neste nahe kommt, gräßlich auf ihn los, ist mit einem Satze auf seinem Kopfe und zerkratzt ihm die Augen, das Gesicht gar jämmerlich. Geht unter dieser Zeit ein Hund sie an, so hebt sie die Tatzen mit hervorgestreckten Klauen und weicht nicht. Hat sie noch den Rücken frei, so ist sie getrost; denn die Seiten kann sie mit ihren Hieben sichern; sie kann die Tatzen, die Hände gebrauchen. Es können fünf und noch mehr Hunde kommen, sie ordentlich belagern und gegen sie prallen, sie weicht nicht. Sie könnte mit einem Satze weit über sie hinausspringen, aber sie weiß, daß sie alsdann verloren sei; denn der Hund holte sie ein. Zieht

sich dieser, ohne sie angegriffen zu haben, endlich zurück, so bleibt sie oft ganz ruhig sitzen, erwartet, wenn die Hunde wollen, noch zehn Angriffe und hält alle aus. Andere ersehen den Vortheil und erklettern schnell eine nahe Höhe. Dann sitzen sie droben und schauen in sich gekauert und mit halbverschlossenem Auge auf die Feinde, als wenn sie dächten, wer seinen sichern Schatz im Herzen trage, der könne ins Spiel der niedern Welt ganz ruhig schauen. Sie weiß, daß der Hund nicht klettern und nicht so hoch springen kann. Will aber der Mensch sie erfassen, so klettert sie höher und entspringt; ihn fürchtet sie mehr."

„Im freien Felde verfolgte Katzen kehren, wenn sie sich stark fühlen, augenblicklich um und packen den Hund an. Erschrocken nimmt nun dieser die Flucht. Manche Katzen springen aus unbedingtem Haß gegen alle Hunde, hängen sich am Kopfe fest und fahren ihnen mit den Klauen immer in die Augen. Es giebt Katzen, die nur in der Küche leben, nie in die Stube kommen. Diese lassen gewiß keinen Hund einen Augenblick lang in der Küche: in dieser wollen sie Herren sein!"

„Zu ihrem Muthe gehört ihre Raufluſt, ihre große Neigung zu Balgereien unter sich. Es geht Dies schon aus ihrer Neigung zum Spiel und ihrem Muthwillen hervor; sie sind Nachtbuben. Zwar schlagen sie sich bei Tage auf dem Dache herum, zerzupfen einander gräßlich und rollen auch mit einander sich windend und kugelnd über das Dach und durch die Luft auf die Straße herunter, sich sogar in der Luft rollend; dennoch führen sie am meisten Krieg in der Nacht, die Kater unter sich der Weiber willen. Mancher Kater kommt in gewissen Zeiten des Jahres beinahe alle Morgen mit blutigem Kopf und zerzaustem Kleide heim; dann scheint er gewitzigt und daheim bleiben zu wollen, nicht lange aber; denn er vergißt seine Wunden, so schnell als sie heilen, und fällt dann in die alte Sünde zurück. Der Kater lebt oft wochenlang außer dem Hause in seiner grenzenlosen Freiheitssphäre; man hält ihn für verloren, unerwartet kommt er wieder zum Vorschein. Die Miez hat viel mehr Hausſinn, Nestsinn, wie alle Thierarten. Nicht immer sind die Raufer die stärksten, und nicht allemal sind die Kater die ärgsten Raufbolde; es giebt auch weibliche Haudegen, wilde Weiber. Solche rennen allen Katzen ohne Unterschied nach, fürchten die stärksten Kater nicht, fordern alle mit Worten und Tadel heraus und machen sich allen der ganzen, langen Straße furchtbar, soweit man von Dach zu Dach, ohne die Straße überschreiten zu müssen, kommen kann."

„Mit ihrem Muthe ist ihre Unerschrockenheit und Gegenwart des Geistes vorhanden. Man kann sie nicht, sowie den Hund oder das Pferd, erschrecken, sondern nur verscheuchen. Diese haben mehr Einsicht, die Katze hat mehr Muth; man kann sie nicht stutzig machen, nicht in Verwunderung setzen. Man spricht viel von ihrer Schlauheit und List: mit Recht; listig harrt sie todtstill vor dem Mauseloche, listig macht sie sich klein, harrt lange, schon funkeln — das Mäuschen ist erst halb heraus — ihre Augen und noch hält sie an. Sie ist Meister über sich, wie alle Listige, und kennt den richtigen Augenblick."

„Gefühl, Stolz, Eitelkeit hat sie nur im schwachen Grade; sie ist ja kein Geselligkeits-, sondern ein Einsamkeitswesen; sie freut sich keines Sieges und schämt sich auch nie. Wenn sie sich einer Sünde bewußt ist, fürchtet sie einzig die Strafe. Ist sie derb ausgescholten und geprügelt worden, so schüttelt sie den Pelz und — kommt nach wenigen Minuten unbehelligt wieder. Doch fühlt sie sich nicht wenig geschmeichelt, wenn man sie nach ihrem ersten Jagdmusterstück auf eine Maus, die sie in die Stube bringt und vor die Augen der Leute legt, herzlich lobt. Sie kommt dann auch künftighin mit der Beute in die Stube und zeigt ihre große Kunst jedesmal an."

„Man spricht von ihrer Schmeichelei und Falschheit, wohl gar von Rachsucht, doch viel zu viel. Gefällt ihr Jemand vorzugsweise, denn sie kann sehr lieben und sehr hassen, so drückt sie sich oft mit der Wange und den Flanken an Wange und Seiten desselben, kost auf jede Weise, springt am frühen Morgen auf sein Bett, legt sich ihm so nahe, wie möglich, und küßt ihn. Manchen Katzen ist freilich immer nicht ganz zu trauen. Sie beißen und kratzen oft, wenn man es sich gar nicht vermuthet. Allein in den meisten Fällen beruht ein solches Betragen nur auf Nothwehr, weil man sie ja doch auch gar zu oft falsch und hinterrücks plagt. Allerdings thut der Hund Solches nicht, der Hund aber ist ein guter

Narr. Wir dürfen die Ungutmüthigen doch nicht geradezu falsch nennen. Eigentlich falsche Katzen sind seltene Ausnahmen, deren es auch unter den Hunden giebt, wenn schon allerdings noch viel seltener. „Falscher Hund“ ist doch für den Mann, wie „falsche Katze“ fürs Weib eine Art Sprichwort. Was den Menschen falsch macht, das macht auch die vollkommeneren Thiere falsch.“

„Ihre Liebeszeit ist interessant. Der Kater ist alsdann wild, die Weiber, die ihn aufsuchen, sitzen um ihn herum; er in der Mitte brummt seinen tiefen Baß hinzu, die Weiber singen Tenor, Alt, Diskant und alle möglichen Stimmen. Das Konzert wird immer wilder. Zwischeninnen schlagen sie einander die Fäuste ins Gesicht, und eben die Weiber, die ihn doch aufgesucht haben, wollen keineswegs, daß er sich ihnen nahe. Er muß Alles erkämpfen. In mondhellen Nächten lärmen sie ärger, als die wildesten Nachtbuben.“

Die Paarung der Hauskatze erfolgt gewöhnlich zweimal im Jahre; zuerst Ende Februar oder Anfang März, das zweite Mal zu Anfang des Juni. Fünfundfunfzig Tage nach der Paarung wirft sie fünf bis sechs Junge, welche blind geboren werden und erst am neunten Tage sehen lernen. Gewöhnlich erfolgt der erste Wurf Ende Aprils oder anfangs Mai, der zweite anfangs August. Die Mutter sucht vorher immer einen verborgenen Ort auf, meist den Heuboden oder nicht gebrauchte Betten, und hält ihre Jungen so lange als möglich verborgen, namentlich aber vor dem Kater, welcher dieselben auffrißt, sobald er sie entdeckt. Merkt sie Gefahr, so trägt sie die Thierchen im Maule nach einem andern Orte. — Die jungen Kätzchen sind außerordentlich hübsche, schmucke Thierchen. „Ihre erste Stimme“, sagt Scheitlin, „ist auffallend zart; sie deutet auf sehr viel Kindisches. Sehr unruhig, wie sie sind, kriechen sie zuweilen noch blind aus dem Neste. Die Mutter holt sie wieder herein. Wenn nur ein Aeuglein geöffnet ist, ist ihres Bleibens nicht mehr, und sie kriechen überall in der Nähe herum, immer miauend. Sogleich fangen sie mit allem Rollenden, Laufenden, Schleichenden, Flatternden zu tändeln an; es ist der erste Anfang des Triebes, Mäuse und Vögel zu fangen. Sie spielen mit dem stets wedelnden Schwanze der Mutter und mit ihrem eigenen, wenn er so lang gewachsen, daß die Vorderpfote sein Ende erreichen kann; sie beißen auch hinein und merken zuerst nicht, daß er auch noch zu ihrem Körper, auch noch zu ihnen gehöre, sowie das Menschenkind in die zum Munde heraufgebogenen Zehen beißt, weil es sie für etwas ihnen Fremdes hält. Sie machen die sonderbarsten Sprünge und die artigsten Wendungen. Ihr Thun und Spielen, in welchem sie sich wie Kinder und als Kinder selbst unaussprechlich wohlgefallen, kann sie und die ihnen wohlwollenden Menschen stundenlang beschäftigen. Sobald ihre Augen aufgethan sind, können sie auch Gutes und Böses, d. h. Freund und Feind, unterscheiden. Geht ein Hund sie bellend an, so machen sie schon einen Buckel und speien ihn an. Sie werden als kleine Löwen geboren.“

Der Mutter Liebe zu den Jungen ist großartig. Sie bereitet den noch Ungebornen ein Nest und trägt sie augenblicklich von einem Orte zum andern, sowie sie Gefahr für sie fürchtet; dabei faßt sie zart nur mit den Lippen ihre Haut im Genick an und trägt sie so sanft dahin, daß die Miezchen davon kaum Etwas merken. Während sie säugt, verläßt sie die Kinder blos, um für sich und sie Nahrung zu holen. Manche Katzen wissen mit ihren ersten Jungen nicht umzugehen, und es muß ihnen von den Menschen oder von alten Katzen erst förmlich gezeigt werden, wie sie sich zu benehmen haben. Mir hat ein sehr glaubwürdiger Mann versichert, daß er selbst gesehen habe, wie eine alte Katze einer jüngern während ihrer ersten Geburt behilflich war, indem sie die Nabelschnuren der Jungen abbiß und anstatt der unkundigen Mutter sie auch gleich beleckte und erwärmte. Eine andere Katze hatte sich gewöhnt, die Mäuschen, welche sie gefangen hatte, immer am Schwanze zu tragen, und wandte diese Art der Fortschaffung später auch bei den ersten ihrer eigenen Jungen an. Dabei ging es aber nicht so gut, wie bei den Mäuschen; denn die jungen Kätzchen klammerten sich am Boden fest und verhinderten so die Alte, sie fortzuschaffen. Die Herrin der Wöchnerin zeigte ihr, wie sie ihre Kinder zu behandeln habe. Sie begriff das natürlich augenblicklich und trug später ihre Kätzchen immer, wie andere Katzen sie tragen. — Daß alle Katzen mit der Zeit viel besser lernen, wie sie ihre Kinder zu behandeln haben, ist eine ausgemachte Thatsache.

Wenn sich einer säugenden Katze ein fremder Hund oder eine andre Katze nähert, geht sie mit der größten Wuth auf den Störenfried los, und selbst ihren Herrn läßt sie nicht gern ihre niedlichen Kinderchen berühren. Dagegen zeigt sie zu derselben Zeit gegen andere Thiere ein Mitleiden, welches ihr alle Ehre macht. Man kennt vielfache Beispiele, daß säugende Katzen kleine Hündchen, Kaninchen, Häschen, Eichhörnchen, Ratten, ja sogar Mäuse säugten und groß zogen, und ich selbst habe als Knabe mit meiner Katze derartige Versuche gemacht und bestätigt gefunden. Einer jung von mir aufgezogenen Katze brachte ich, als sie das erste Mal Junge geworfen hatte, ein noch blindes Eichhörnchen, das einzige überlebende von dem ganzen Wurf, welchen wir hatten großziehen wollen. Die übrigen Geschwister des kleinen netten Nagers waren unter unserer Pflege gestorben, und deshalb beschlossen wir, zu sehen, ob nicht unsere Katze sich der Waise annehmen werde. Sie erfüllte das in sie gesetzte Vertrauen vollständig. Mit Zärtlichkeit nahm sie das fremde Kind unter ihre eigenen auf, nährte und wärmte es aufs beste und behandelte es gleich von Anfang an mit wahrhaft mütterlicher Hingebung. Das Eichhörnchen gedieh mit seinen Stiefbrüdern vortrefflich und blieb, nachdem diese schon weggegeben waren, noch bei seiner Pflegemutter. Nunmehr schien diese das Geschöpf mit doppelter Liebe anzusehen. Es bildete sich ein Verhältniß aus, so innig, als es nur immer sein konnte. Mutter und Pflegekind verstanden sich vollkommen, die Katze rief nach Katzenart, Eichhörnchen antwortete mit Knurren. Bald folgte es seiner Pflegerin durch das ganze Haus und später auch in den Garten. Nun ereigneten sich oft ganz allerliebste Sachen. Dem natürlichen Triebe folgend, erkletterte z. B. das Eichhörnchen leicht und gewandt einen Baum, die Katze blinzelte nach ihm empor, augenscheinlich höchst verwundert über die bereits so frühzeitig ausgebildete Geschicklichkeit des Grünschnabels und kratzte wohl auch schwerfällig hinter ihm drein. Beide Thiere spielten mit einander, und wenn auch Hörnchen sich etwas täppisch benahm, der gegenseitigen Zärtlichkeit that Dies keinen Eintrag, und die geduldige Mutter wurde nicht müde, immer von neuem wieder das Spiel zu beginnen. Es würde wirklich zu weit führen, wenn ich das ganze Verhältniß zwischen Beiden genau schildern wollte, und außerdem habe ich den Fall auch bereits in der „Gartenlaube" mitgetheilt. So mag es genügen, wenn ich sage, daß das Hörnchen durch einen unglücklichen Zufall leider bald sein Leben verlor, die Katze aber ihre Liebe zu Pfleglingen trotzdem beibehielt. Sie säugte später junge Kaninchen, Ratten, junge Hunde groß, und Nachkommen von ihr zeigten sich der trefflichen Mutter vollkommen würdig, indem sie ebenfalls sich zu Pflegerinnen anderer verwaister Geschöpfe hergaben. In jenem Aufsatze in der Gartenlaube habe ich auch noch eine sehr anziehende Geschichte mitgetheilt. Eine säugende Katze nämlich wurde durch irgend einen Zufall plötzlich von ihren Kindern getrennt, und diese geriethen somit in Gefahr zu verkümmern. Da kam der Besitzer der kleinen Gesellschaft auf einen guten Gedanken. Des Nachbars Katze hatte Junge gehabt, war aber derselben beraubt worden. Diese wurde nun als Pflegemutter ausersehen und gewonnen. Sie unterzog sich bereitwillig der Pflege der Stiefkinder und behandelte sie ganz wie ihre eigenen. Plötzlich aber kehrte die rechte Mutter zurück, jedenfalls voller Sorgen für ihre lieben Sprößlinge. Zu ihrer höchsten Freude fand sie diese in guten Händen — und, siehe da! beide Katzenmütter vereinigten sich fortan in der Pflege und Erziehung der Kleinen und ernährten und vertheidigten sie gemeinschaftlich auf das kräftigste. Derartige Erzählungen könnte ich noch viele hier anführen, doch denke ich, daß die mitgetheilten vollkommen hinreichen dürften, um das gute Gemüth der Katze zu beweisen.

Gewöhnlich nimmt man an, daß die Katze nicht erziehungsfähig sei; man thut ihr dabei aber großes Unrecht. Sie zeigt, wenn sie gut und verständig behandelt worden ist, ebensoviel Zuneigung zu dem Menschen, als Verstand. Es giebt Katzen, und ich kannte selbst solche, welche schon mehrere Male mit ihren bezüglichen Herrschaften von einer Wohnung in die andere gezogen sind, ohne daß es ihnen eingefallen wäre, nach dem alten Hause zurückzukehren. Sie urtheilten eben, daß der Mensch in diesem Falle ihnen mehr werth sei, als das Haus. Andere Katzen kommen, sobald sie ihren Herrn von weitem sehen, augenblicklich zu demselben heran, schmeicheln und liebkosen ihm, spinnen vertraulich und suchen ihm auf alle Weise ihre Zuneigung an den Tag zu legen. Sie unterscheiden dabei sehr wohl

zwischen ihnen bekannten und fremden Personen und lassen sich von ersteren, zumal von Kindern, unglaublich viel gefallen, freilich nicht soviel, wie alle Hunde, aber doch ebensoviel, wie manche. Andere Katzen begleiten ihre Herrschaft in sehr artiger Weise bei Spaziergängen durch Hof und Garten, Feld und Wald, und ich selbst kannte zwei Kater, welche sogar den Gästen ihrer Gebieterin in höchst liebenswürdiger Weise das Geleit gaben, 10 bis 15 Minuten weit, dann aber mit Schmeicheln und wohlwollendem Schnurren Abschied nahmen und zurückkehrten. — Die Katzen befreunden sich aber auch mit Thieren. Man kennt genug Beispiele von den innigsten Freundschaften zwischen Hunden und Katzen, welche dem lieben Sprichwort oder der Redensart gänzlich widersprechen. Von einer Katze wird sogar erzählt, daß sie es gern gehabt habe, wenn sie ihr Freund, der Hund, im Maule in der Stube hin und her getragen. Von anderen weiß man, daß sie bei Beißereien unter Hunden ihren Freunden nach Kräften beistanden, und ebenso auch, daß sie von den Hunden bei Katzenbalgereien geschützt wurden. Manche liefern außerordentliche Beweise ihrer Klugheit: die Katzen von echten Vogelliebhabern werden nicht selten soweit gebracht, daß sie den gefiederten Freunden ihres Herrn nicht das Geringste zu Leide thun. Giebel selbst beobachtete, daß sein schöner Kater, Peter genannt, eine graue Bachstelze, welche genannter Naturforscher im Zimmer hielt, wiederholt mit dem Maule aus dem Hofe zurückbrachte, wenn der Vogel seine Freiheit gesucht hatte, — natürlich, ohne ihm irgendwie zu schaden. Und ein ganz gleiches Beispiel ist mir aus meinem Heimatdorfe bekannt geworden. Dort brachte die Katze eines Vogelfreundes zur größten Freude ihres Herrn diesem ein seit mehreren Tagen schmerzlich vermißtes Rothkehlchen zurück, welches sie also nicht nur erkannt, sondern auch gleich in der Absicht gefangen hatte, ihrem Gebieter dadurch eine Freude zu bereiten! — Gestützt auf diese Thatsachen, glaube ich, daß auch folgende Geschichte buchstäblich wahr ist: Eine Katze lebte mit dem Kanarienvogel ihres Herrn in sehr vertrauten Verhältnissen und ließ sich ruhig gefallen, daß dieser sich auf ihren Rücken setzte und förmlich mit ihr spielte. Eines Tages bemerkt ihr Gebieter, daß sie plötzlich mit großer Hast und scheinbarer Wuth auf den Kanarienvogel losstürzt, ihn mit den Zähnen faßt und knurrend und brummend ein Pult erklettert, den Kanarienvogel dabei immer fest in den Zähnen haltend. Man schreit auf, um den Vogel zu befreien; dabei bemerkt man plötzlich eine fremde Katze, welche zufällig in das Zimmer gekommen ist und erkennt erst jetzt Miezchens gutes Herz. Sie hatte ihren Freund vor ihrer Schwester, welcher sie doch nicht recht trauen mochte, schützen wollen.

Es giebt noch genug Belege für den Verstand dieses vortrefflichen Thieres. Unsere Hauskatze hatte in dem schönen Mai des Jahres 1859 vier allerliebste Junge auf dem Heuboden geworfen und dort sorgfältig vor aller Augen verborgen. Trotz der größten Mühe konnte das Wochenbett erst nach 10 bis 12 Tagen entdeckt werden. Als Dies aber einmal geschehen war, gab sich Miez auch weiter gar keine Mühe ihre Kinder zu verstecken. So mochten ungefähr drei oder vier Wochen hingegangen sein, da erscheint sie plötzlich bei meiner Mutter, schmeichelt und bittet, ruft und läuft nach der Thür, als wolle sie den Weg weisen. Meine Eltern folgen ihr nach, sie springt erfreut über den Hof weg, verschwindet auf dem Heuboden, erscheint über der Treppe, wirft von oben herab ein junges Kätzchen auf ein Heubündel, welches unten liegt, springt ihm nach und trägt es bis zu meiner Mutter hin, zu deren Füßen sie es niederlegt. Das Kätzchen wird natürlich freundlich auf- und angenommen und geliebkost. Mittlerweile ist die Katze wieder auf dem Heuboden angelangt, wirft ein zweites ihrer Kinder in gleicher Weise herab, trägt es aber blos einige Schritte weit und ruft und schreit, als verlange sie, daß man es von dort abhole. Diese Bitte wird gewährt, und jetzt wirft die faule Mutter ihre beiden anderen Kinder noch herab, ohne sich aber nur im geringsten mit deren Fortschaffung zu befassen; und erst, als ihr ganz entschieden bedeutet wird, daß man die Kleinen liegen lasse, entschließt sie sich, dieselben fortzuschleppen. Wie sich ergab, hatte die Katze fast gar keine Milch mehr und klug genug, wie sie ist, sann sie deshalb darauf, diesem Uebelstande so gut als möglich abzuhelfen, und brachte ihr ganzes Kindernest jetzt zu ihrem Brodherrn.

Auch Lenz erzählt mehrere allerliebste Geschichten, welche die Klugheit der Katze beweisen. Ein Herr in Waltershausen besaß einen Kater, welcher gewöhnt war, nie Etwas vom Tische zu

nehmen. Einst kam ein neuer Hund ins Haus, der gern naschte und zu diesem Zwecke auch auf Stühle und Tische sprang. Der Kater sah einige Male mit verdrießlichem Gesichte zu, dann setzte er sich nahe an den Tisch und war, sowie der Hund auf den Stuhl sprang, schon auf dem Tische und gab dem Näscher eine tüchtige Maulschelle. — Sehr klug war eine andere Katze, welche der Forstrath Salzmann besaß. Durch einige gelinde Schläge und Drohungen war sie vermocht worden, die Stubenvögel, deren Käfige in dem Fenster standen, in Ruhe zu lassen. Eines ihrer Jungen, welches bei ihr blieb, zeigte bald ein Gelüste nach den Vögeln. Es sprang auf den Stuhl, von da ins Fenster und wollte eben einen Braten aus dem Käfig holen, als es von einer menschlichen Hand bei dem Kopfe genommen, durch einige Hiebe eines Bessern belehrt und auf den Boden gesetzt wurde. Die Alte hatte den Versuch zum Bösen und die Abstrafung mit angesehen, war beim Nothgeschrei herbeigeeilt und leckte jetzt ihrem Schoßkindchen mitleidig die Hiebe ab. Dasselbe geschah noch zweimal; jedoch das Kätzchen wollte seine Begierde nicht zügeln und wandelte ferner auf dem Wege der Sünde. Aber die Alte ließ es nun nicht mehr aus dem Auge, sondern sprang jedesmal, wenn es zum Fenster wollte, auf den Stuhl und gab dem unbesonnenen Dinge gehörige Schläge. Da ersah sich das Kätzchen einen andern Weg, kroch auf ein Pult, das nahe am Fenster stand und ging von da grad auf die Vögel los. Die Alte aber, welche das verwegene Unternehmen bemerkt hatte, war mit einem Sprunge oben und brachte ihre Ohrfeigen so richtig an, daß von nun an jeder Raubzug unterblieb!

Die Klugheit der Katzen und ihre Anhänglichkeit an ihre Gebieter mag auch aus folgendem Bericht hervorgehen, welchen ich aus Wood's „Natural History" entnehme.

„Vor sehr kurzer Zeit," so sagt eine Katzenfreundin, „starb eine der ausgezeichnetsten und vortrefflichsten Katzen, welche jemals eine Maus fing oder auf der Herdmatte saß. Ihr Name war Pret, eine Abkürzung von Prettina (Hübschchen), und sie trug diesen Namen mit vollster Berechtigung; denn sie war ebenso schön von Farbe, als seidenweich von Haar. Sie war die klügste, liebenswürdigste, lebendigste Katze, welche mir jemals meinen Weg gekreuzt hat. Als sie noch sehr jung war, wurde ich am Nervenfieber krank. Sie vermißte mich augenblicklich, suchte mich und setzte sich solange an die Thür des Krankenzimmers, bis sie Gelegenheit fand, durch die Thür zu schlüpfen. Hier that sie nun ihr Bestes, um mich nach ihren Kräften zu unterhalten und zu erheitern. Da sie jedoch fand, daß ich zu krank war, als daß ich mit ihr hätte spielen können, setzte sie sich an meine Seite und schwang sich förmlich zu meiner Krankenwärterin auf. Wenige Menschen dürften im Stande gewesen sein, es ihr in ihrer Wachsamkeit gleich zu thun, oder eine zärtlichere Sorgfalt für mich an den Tag zu legen. Es war wirklich wunderbar, zu bemerken, wie schnell sie die verschiedenen Stunden kennen lernte, zu welchen ich Arznei oder Nahrung nehmen mußte, und während der Nacht weckte sie meine Wärterin, welche zuweilen in den Schlaf fiel, regelmäßig zur bestimmten Zeit dadurch auf, daß sie dieselbe sanft in die Nase biß. Auf Alles, was mir geschah, gab sie genau Achtung, und sobald ich mich nach ihr umsah, erschien sie augenblicklich mit freundlichem Schnurren bei mir. Das Allerwunderbarste war unbedingt der Umstand, daß sie sich kaum um fünf Minuten in ihren Berechnungen irrte, es mochte Tag oder Nacht sein. In dem Zimmer, in welchem ich lag, war keine schlagende Uhr, und gleichwohl wußte sie ganz genau, in welcher Zeit wir lebten."

„Ich bezweifle, daß irgend ein anderes Thier so sehr verlangt geliebt zu werden, wie die Katze, oder so fähig ist, die ihr erwiesene Liebe zu erwiedern. Pret war groß in ihrer Liebe und ihr Haß galt nur Wenigen. Das grollende Rollen des Donners erfüllte sie mit Schreck, und von Herzen haßte sie die gellenden, herzzerreißenden Töne von allerhand Drehorgeln. Bei Gewittern eilte sie zitternd in meinen Schoß, um sich dort Hilfe zu erbitten, oder versteckte sich auch wohl unter den Kleidern. Die Musik liebte sie nicht, am allerwenigsten aber die Drehorgel; doch ist es möglich, daß mehr die schlechte Kleidung der Leute ihr Auge verletzte, als die abscheulichen Töne ihr Ohr. Auffallend gekleidete Personen waren ihr ein Greuel, und, sobald sich Jemand zeigte, welcher häßlich gekleidet war, zeigte sie durch ärgerliches Brummen ihre Stimmung an."

„Ihre Klugheit zeigte sich auch bei anderen Gelegenheiten. Während ihrer Kindheit lebte ein zweites Kätzchen mit ihr in demselben Hause und ärgerte Pret beständig dadurch, daß es in ihr Zimmer kam und ihr das für sie bestimmte Futter wegfraß. Pret merkte bald, daß mit dem kleinen Geschöpfe nichts anzufangen sei, und war viel zu gutmüthig, um Gewalt zu gebrauchen. Deshalb leerte sie, sobald ihr Speise vorgesetzt wurde, rasch ihren Teller ab und verbarg die besten Bissen unter dem Tische. Einiges ließ sie aber immer auf dem Tische liegen, jedenfalls, um dem andern Kätzchen glauben zu machen, daß Dies Alles sei, was übrig geblieben. Dann bewachte sie ihre verborgenen Schätze und erlaubte dem Kätzchen ruhig die Reste auf dem Teller zu verzehren. Sobald jene aber ihren Hunger gestillt hatte, trug sie Alles, was sie versteckt hatte, wieder auf den Teller und verzehrte es dort in Frieden. Zuweilen bedeckte sie den Teller sogar mit Papier, Tüchern oder dergleichen. — Gegen manche Thiere war sie außerordentlich freundlich, und mit einem jungen Hunde, einem Kaninchen und einem Kampfhahn (Machetes pugnax) lebte sie in der größten Freundschaft. Mir aber blieb sie doch unter allen Umständen am meisten gewogen, und wenn ich zugegen war, fraß sie blos dann, wenn sie dies in meiner unmittelbaren Nähe thun konnte."

Unzweifelhaft ließe sich noch sehr viel Aehnliches sagen; denn die wahren Katzenfreunde, d. h. diejenigen Leute, welche die Katzen der Beobachtung für würdig halten, wissen genug Züge aus ihrem Leben zu erzählen. Aus Allem geht hervor, daß die Katzen die Freundschaft des Menschen im vollsten Grade verdienen, oder daß es endlich einmal Zeit wäre, die ungerechten Meinungen und mißliebigen Urtheile über sie der Wahrheit gemäß zu verbessern und zu mildern. Zudem, däucht mich, sollte man auch dem Nutzen der Katzen mehr Rechnung tragen, als gewöhnlich zu geschehen pflegt. Wer niemals in einem baufälligen Hause gewohnt hat, in welchem die Ratten und Mäuse nach Herzenslust ihr Wesen treiben, weiß gar nicht, was eine gute Katze besagen will. Hat man aber jahrelang mit diesem Ungeziefer zusammengewohnt und gesehen, wie der Mensch ihm gegenüber vollkommen ohnmächtig ist, hat man Schaden über Schaden erlitten und sich tagtäglich wiederholt über die abscheulichen Thiere geärgert, dann kommt man nach und nach zu der Ansicht, daß die Katze eines unserer allerwichtigsten Hausthiere ist und deshalb nicht blos größte Schonung und Pflege, sondern auch Dankbarkeit und Liebe verdient. Mir ist die allbekannte Geschichte von dem jungen Engländer, welcher mit seiner Katze in Indien ein großes Glück machte, gar nicht so unwahrscheinlich, weil ich mir recht wohl denken kann, wie innig erfreut der von den Ratten gepeinigte König gewesen sein mag, als die Katze des Fremdlings eine so grausame Niederlage unter seinen bisher unüberwindlichen Feinden anrichtete. Schon das Vorhandensein einer Katze genügt, um die so übermüthigen Nager zu verstimmen und sogar zum Auszuge zu nöthigen. Das ihnen auf Schritt und Tritt nachschleichende Raubthier mit den nachts so unheimlich leuchtenden Augen, das furchtbare Geschöpf, welches sie am Halse gepackt hat, ehe sie noch Etwas von seiner Ankunft gemerkt haben, flößt ihnen Grauen und Entsetzen ein, und sie ziehen vor, ein derartig geschütztes Haus zu verlassen, und thun sie es nicht, so wird die Katze auch auf andere Weise mit ihnen fertig.

Es ist unglaublich, was eine Katze leisten mag in der Vertilgung der Ratten und Mäuse. Zahlen beweisen, deshalb will ich das Ergebniß der Lenz'schen Untersuchungen und Beobachtungen hier mittheilen: „Um zu wissen, wie viel denn eigentlich eine Katze in ihrem Mausevertilgungsgeschäfte leisten kann, habe ich das äußerst mausereiche Jahr 1857 benutzt. Ich sperrte am 20. September zwei semmelgelbe, dunkler getigerte Halbangorakätzchen, als sie 48 Tage alt waren, in einen kleinen, zu solchen Versuchen eingerichteten Stall, gab ihnen täglich Milch und Brod, und daneben jeder vier bis zehn Mäuse, die sie jedesmal rein auffraßen. Als sie genau 56 Tage alt waren, gab ich jeder nur Milch und dazwischen vierzehn ausgewachsene oder zum Theil doch wenigstens halbwüchsige Mäuse. Die Kätzchen fraßen alle auf, spieen Nichts wieder aus, befanden sich vortrefflich und hatten am folgenden Tage ihren gewöhnlichen Appetit..... Kurz darauf sperrte ich, als die bewußten Mausefresser entlassen waren, in denselben Stall abends 9 Uhr ein dreifarbiges $5^1/_2$ Monate altes Halbangorakätzchen, und gab ihm für die Nacht kein Futter. Das Thierchen war,

weil es sich eingesperrt und von den Gespielen seiner Jugend getrennt sah, traurig. Am nächsten Morgen setzte ich ihm eine Mischung von halb Milch, halb Wasser für den ganzen Tag vor. Ich hatte einen Vorrath von vierzig frischerlegten Feldmäusen und gab ihm davon in Zwischenräumen ein Anzahl. Als abends die Glocke 9 Uhr schlug, also während der 24 Stunden ihrer Gefangenschaft, hatte sie 22 Mäuse gefressen, wovon elf ganz erwachsen, elf wenigstens halbwüchsig waren. Dabei spie sie nicht, befand sich sehr wohl..... In jenem Jahre waren meine Katzen Tag und Nacht mit Mausefang und Mausefraß beschäftigt, und dennoch fraß am 27. September noch jede in Zeit von einer halben Stunde acht Mäuse, die ich ihr extra vorwarf..... Nach solchen Erfahrungen nehme ich bestimmt an, daß in reichen Mausejahren jede mehr als halbwüchsige Katze im Durchschnitte täglich zwanzig Mäuse, also im Jahre 7300 Mäuse verzehrt. Für mittelmäßige Mausejahre rechne ich 3650 oder statt der Mäuse ein Aequivalent an Ratten..... Uebrigens geht aus den soeben angeführten Beobachtungen, sowie aus anderen, die man leicht bei Eulen und Busaaren, die man füttert, machen kann, hervor, daß Mäuse sehr wenig Nahrung geben; sie könnten sonst nicht in so ungeheurer Menge ohne Schaden verschluckt werden."

Aber die Katzen nützen auch in anderer Weise. Sie fressen schädliche Kerbthiere, z. B. Maikäfer und Heuschrecken, sie tödten sogar Giftschlangen, nicht blos Kreuzottern, sondern selbst die so überaus furchtbare Klapperschlange. „Mehr als einmal habe ich gesehen," sagt Rengger, „daß die Katzen in Paraguay auf sandigem und graslosem Boden Klapperschlangen verfolgten und tödteten. Mit der ihnen eigenen Gewandtheit geben sie denselben Schläge mit der Pfote und weichen hierauf dem Sprunge ihres Feindes aus. Rollt sich die Schlange zusammen, so greifen sie dieselbe lange nicht an, sondern gehen um sie herum, bis diese müde wird, den Kopf nach ihnen zu drehen. Dann aber versetzen sie ihr einen neuen Schlag und springen zugleich auf die Seite. Flieht die Schlange, so ergreifen sie dieselbe beim Schwanze, gleichsam, um mit demselben zu spielen. Unter fortgesetzten Pfotenschlägen erlegen sie gewöhnlich ihren Feind, ehe eine Stunde vergeht, berühren aber niemals dessen Fleisch."

Ich denke nach allen diesen Angaben gewiß im Rechte zu sein, wenn ich für die so oft ungerecht behandelten Katzen ein gutes Wort einlege. Nur nach genauer Abwägung des Nutzens oder Schadens, welchen ein Thier bringt, kann man es beurtheilen und danach seine Maßregeln ergreifen. „Wer eine Katze hat, sagt Lenz, welche nach Kindern kratzt und beißt, überall Töpfe und Tiegel zerbricht, Bratwürstchen, Butter und Fleisch davonträgt, Küchlein und junge Bachstelzen erwürgt, nie und nirgends eine Maus und Ratte fängt, der thut sehr wohl daran, wenn er sie eher je lieber erschlägt, erschießt, ersäuft. Besitzt aber Jemand ein Kätzchen, welches der Lieblingsgespiele der Kinder ist, nirgends im Hause den geringsten Schaden thut und Tag und Nacht auf Maus- und Rattenfang geht, der handelt sehr weise, wenn er es als seinen Wohlthäter hegt und pflegt." —

Unter den Krankheiten der Katze ist die Räude die häufigste und gefährlichste, weil sie stark ansteckt und oft tödlich wird. Nach Lenz heilt man sie mit Schwefelblumen, die auf ein recht fettes Butterflädchen gestrichen werden. Dieses zerschneidet man dann in Würfel und verfüttert es. Es soll sogar sehr gut sein, einer gesunden Katze einmal in ihrem Leben Schwefelflädchen als Vorbeugemittel zu geben. Von Ungeziefer leiden die Katzen nicht bedeutend, und der Bandwurm kommt auch ziemlich selten vor. Man vertreibt ihn durch die Körner von Hagebutten, welche man verfüttert, oder durch einen Absud von Kussoblüthen.

Die Katze hat wenig Rassen oder Abarten; bei uns sind folgende Färbungen gewöhnlich: Einfarbig schwarz mit einem weißen Stern mitten auf der Brust; ganz weiß; semmelgelb und fuchsroth; dunkler mit derselben Färbung getigert; einfach blaugrau; hellgrau mit dunkelen Streifen und dreifarbig mit großen weißen und gelben oder gelbbraunen und kohlschwarzen oder grauen Flecken. Die blaugrauen sind sehr selten, die hellgrauen oder Cyperkatzen gemein, doch müssen die echten schwarze Fußballen und an den Hinterfüßen schwarze Sohlen haben. Die schönsten oder die Zebrakatzen sind mit dunkelgrauer oder schwarzbrauner Tigerzeichnung. Eigenthümlich ist, daß die dreifarbigen Katzen,

welche übrigens an einigen Orten für Hexen angesehen und deshalb erschlagen werden, immer weiblichen Geschlechts sind. Keine Farbe erbt übrigens fort, und bei einem einzigen Wurfe können so viele verschiedene Färbungen vertreten sein, als Junge sind. Daher haben diese Färbungen auch keinen thierkundlichen Werth.

Anders ist es mit gewissen Katzen, welche möglicherweise von besonderen Stammeltern herkommen.

Hierzu gehört zunächst die Angorakatze (Catus angorensis). Diese ist eine der schönsten Katzen, welche man sich überhaupt denken kann. Sie ist sehr groß und durch langes, seidenweiches Haar, welches namentlich am Halse, unterm Bauche und am Schwanze dicht steht, ausgezeichnet. Ihre Färbung ist bald rein weiß, bald gelblich oder graulich, seltener gemischt; die Sohlen und Lippen sind fleischfarbig. In ihren Sitten weicht sie am meisten von der gemeinen Hauskatze ab. Sie ist träge, schläfrig und sehr eitel; ihre Klugheit soll jedoch die der anderen Katzen fast noch übertreffen.



Die Angorakatze (Catus angorensis).

Eine höchst merkwürdige Abart der gemeinen Hauskatze ist die Manskatze, wegen des gänzlichen Mangels ihres Schwanzes, welcher blos durch einen kleinen Stummel angedeutet wird. Bis jetzt hat man noch gar keine Ahnung, wie dieser Fehler, denn für die Katze ist es ein solcher, wohl zu erklären sei. Sie ist nichts weniger als hübsch, weil sie Jedermann unwillkührlich mit anderen Katzen vergleicht und eine wesentliche Zierde derselben bei ihnen vermißt. Eine schwarze Manskatze mit ihren glänzenden Augen und ihren Schwanzstummel erinnert lebhaft an die alten Sagenbilder, welche auf dem Blocksberge ihr Wesen treiben. Die Heimat dieses Thieres ist die Insel Man.

Außer den genannten spricht man nun noch von der Karthäuserkatze, welche sich durch langes, weiches, fast wolliges Haar und einfarbig dunkelbläulich graue Färbung auszeichnet. Ihr ähnlich ist die Khorassankatze aus Persien. Weniger bekannt sind die kumanischen Katzen aus dem Kaukasus, die rothe Tobolsker Katze aus Sibirien, die rothe und blaue Katze vom Kap der guten Hoffnung, die chinesische Katze, welche langes, seidenweiches Haar und hängende Ohren

wie ein Dachshund hat, von den Einwohnern gemästet und gegessen wird und, wie ich oben berichtete, dieselbe ist, welche als Tauschwaare zu den Kiliaken geht u. s. w. Es ist höchst wahrscheinlich, daß viele dieser letztgenannten Abarten Blendlinge sind, von welchen Arten weiß man freilich nicht. Daß sich die Hauskatze ziemlich leicht mit anderen Katzen paart, ist erwiesen. Geachtete Naturforscher haben sogar behauptet, daß sie sich mit einem Hausmarder paare und Junge erzeuge, welche diesem in Farbe und Zeichnung auffallend gleichen sollen.

Auch unser kleines Europa besitzt Katzenarten, welche denen der heißen Erdstriche an Raubsucht und Blutdurst vollkommen ebenbürtig sind und vielen von ihnen in der Größe nicht eben nachstehen. Es sind Dies die Luchse, von denen man in den übrigen Erdtheilen ebenfalls mehrere Arten kennen lernte. In der neueren Thierkunde vereinigt man sie unter eine besondere Sippe, welche sich hauptsächlich durch folgende Merkmale von den eigentlichen Katzen unterscheiden:

Der letzte Unterbackenzahn ist dreispitzig, bei den Katzen, wie wir sahen, nur zweispitzig. An der Ohrspitze steht ein Büschel vereinigter Haare. Der Schwanz erreicht nur etwas mehr, als Kopflänge und noch nicht ganz den vierten Theil der Leibeslänge. Letztere beiden Merkmale sind diejenigen, welche auch den Laien sofort ins Auge fallen, und namentlich der Haarpinsel am Ohre ist der Sippe ganz eigenthümlich.

Die Luchse waren früher über ganz Europa verbreitet, sind aber jetzt, zum Heil unserer Jagden und Herden, recht dünn geworden und finden sich blos an den äußersten Grenzen und auf den Hochgebirgen unseres Erdtheils und zwar nirgends mehr häufig. Wir beschreiben so ziemlich das Leben aller bekannten Arten, wenn wir das unseres Luchses schildern.

Der europäische Luchs, wie er seiner weiten Verbreitung wegen gewöhnlich genannt wird, (Lynx vulgaris) ist ein weit größeres Thier, als man gewöhnlich annimmt. Ich selbst bin erst durch das Museum von Christiania über die Größe belehrt worden, welche ein Luchs wirklich erreichen kann; denn in unseren deutschen Sammlungen findet man gewöhnlich nur mittelgroße Thiere. Ein vollkommen ausgewachsener Luchs ist mindestens ebenso groß wie die Leoparden, welche wir in unseren Thierschaubuden zu sehen bekommen, nur ist er etwas kürzer und hochbeiniger. Die Länge seines Leibes beträgt reichlich drei Fuß und kann wohl auch bis zu vier Fuß steigen, der Schwanz ist sechs bis neun Zoll lang, die Höhe am Widerrist beträgt zwei Fuß. An Gewicht kann der Luchskater bis sechzig, ja wie man mir in Norwegen sagte, sogar bis neunzig Pfund erreichen, und selten erlegt man einen, welcher unter vierzig Pfund schwer ist. Das Thier hat einen außerordentlich kräftigen, gedrungenen Leibesbau und verräth auf den ersten Blick seine große Kraft und Stärke. Auch seine Gliedmaßen sind sehr kräftig, und der Schwanz steht insofern mit ihnen im Einklange, als er gleich dick und ziemlich stark ist. Besonders kraftvoll erscheinen die großen Pranken; sie erinnern lebhaft an die des Löwen oder Tigers. Die Ohren sind ziemlich lang und zugespitzt und enden in einen pinselförmigen Büschel von fast zwei Zoll langen, schwarzen, dicht gestellten und aufgerichteten Haaren. Auf der dicken Oberlippe stehen mehrere Reihen steifer und langer Schnurren. Ein dichter, weicher Pelz umhüllt den Leib und verlängert sich im Gesicht zu einem langen und starken Barte, welcher zweispitzig zu beiden Seiten herabhängt und im Verein mit den Ohrbüscheln dem Luchsgesichte ein ganz seltenes Gepräge giebt. Die Färbung des Pelzes ist oben röthlichgrau und weißlich gemischt, auf Kopf, Hals und Rücken und an den Seiten dicht mit rothbraunen oder graubraunen Flecken gezeichnet. Die Unterseite des Körpers, die Innenseite der Beine, der Vorderhals, die Lippen und die Augenkreise sind weiß. Das Gesicht ist röthlich, daß Ohr ist inwendig weiß, auf der Rückseite braun und schwarz behaart. Der Schwanz, welcher überall gleichmäßig und gleichdick behaart ist, hat eine breite, schwarze Spitze, welche fast die Hälfte der ganzen Länge einnimmt; die andere Hälfte ist undeutlich geringelt, mit verwischten Binden, welche unten aber nicht durchgehen. Im Sommer ist der Balg kurzhaarig und mehr

röthlich, im Winter langhaarig und mehr grauweißlich gefärbt; allein die ganze Färbung ändert in der manchfaltigsten Weise ab, und auch die Flecken erscheinen bei verschiedenen Thieren ganz verschieden. Man hat deshalb nach den Bälgen mehrere Arten von Luchsen annehmen wollen, ist jedoch in der Neuzeit überzeugt worden, daß Dies unthunlich ist; denn man hat in einem Gewölfe Junge von allen Farbenschattirungen, Veränderungen und Zeichnungen gefunden. Das Weibchen scheint sich ständig durch röthere Färbung und undeutlichere Flecken von dem Männchen zu unterscheiden, und die neugebornen Jungen sind weißlich.

Der Luchs ist den Alten bereits bekannt gewesen, denn schon Plinius erwähnt ihn unter dem Namen Lynx. In Rom wurde er unter Pompejus gezeigt. Man hatte ihn zuerst aus Gallien oder dem heutigen Frankreich eingeführt. Sehr bekannt war er nicht, und deshalb war dem Aberglauben vielfacher Spielraum gelassen. So glaubte man, daß er mit seinen funkelnden Augen durch eine Mauer zu sehen vermöge, daß sein Harn zu einem kostbaren Stein erhärte, welchen man mit dem Namen Lynkur bezeichnete, und andere dergleichen Sachen mehr. In Deutschland war er überall wohl



Der europäische Luchs (Lynx vulgaris).

bekannt, denn er mochte wohl ziemlich häufig sein. Vielfache Berichte erwähnen seiner. Noch in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts wurde er gar nicht selten in unserm Mitteldeutschland erlegt: so wurden auch vom Jahre 1773 bis 1796 allein im Thüringer Walde noch fünf Stück geschossen. Nach Glogers Angabe erlegte man zu Anfang dieses Jahrhunderts noch einen in Oberschlesien, seitdem sind in Deutschland aber blos noch drei Stück und zwar zwei in den Jahren 1817 und 1818 im Harze und einer im Jahre 1846 in Würtemberg getödtet worden. Ganz anders ist es im Hochgebirge und im Norden Europas. Tschudi sagt, daß der Luchs in der Schweiz wohl noch häufiger geschossen wird, als die eigentliche Wildkatze, und daß er vor etwa dreißig Jahren noch keine Seltenheit gewesen sei, indem allein in Bünden in einem einzigen Jahre sieben bis acht Stück erlegt wurden, während gegenwärtig nur zwei bis drei geschossen werden. In der Schweiz ist er unter dem Namen Thierwolf bekannt und findet sich noch in allen größeren Waldungen, besonders in dem Dubenwalde im Thurmansthale, einem herrlichen, finstern Urwalde, wo man Tausende von mächtigen Tannen- und Lärchenstämmen abgebrochen dastehen sieht und nie betretene, dicht verzweigte Schluchten köstliche Schlupfwinkel gewähren. Weit häufiger ist er im Norden Europas. In Schweden allein

wurden im Jahre 1835 noch 316 Stück von regierungswegen ausgelöst; in Norwegen werden jetzt noch jährlich über zwanzig Stück geschossen, in Rußland jedenfalls noch weit mehr. Auch die naturunkundigen Schweden unterscheiden mehrere Luchse nach der Färbung. Die eine Abänderung nennen sie Katlo, die andere Räflo, in Norwegen heißt er Gaupe, und unter diesen Namen ist er allgemein bekannt.

Der Luchs hält sich nur in großen, dichten, dunklen Gebirgswäldern und in öden und felsigen Gegenden auf, wo er Klüfte und Höhlen zu seinem Obdache findet oder sich im Schilfe und hohen Grase oder im Dickicht verstecken kann. Nicht selten dienen ihm Fuchs- und Dachsbaue zu seinem Aufenthalte. Bei Tage sitzt er in einsamen Gegenden, wo er sich sicher glaubt, auf Felsspitzen und abgestumpften Baumstämmen, um sich zu sonnen, nicht selten auf starken Aesten in ziemlicher Höhe über dem Boden; denn er ist im Stande, Bäume zu erklettern, und springt wohl auch von hier herab auf ein etwa vorübergehendes Thier. Wenn er auf dem Aste liegt, pflegt er, wie die wilden Katzen, sich gern zu verstecken, so daß man ihn schwer bemerkt.

Seine Bewegungen sind ziemlich langsam, aber außerordentlich kräftig und ausdauernd; seine Sinnesfähigkeiten stehen mit seiner Körperstärke im besten Einklang. Er vernimmt sehr gut, wittert schärfer, als die anderen Katzenarten, und äugt so ausgezeichnet, daß sein Gesicht seit uralten Zeiten zum Sprichworte geworden ist. Seine Stimme ist scharftönend und dem Geheul eines Hundes nicht unähnlich.

Der Luchs ist in unserem an Jagdthieren so armen Europa ein außerordentlich schädliches Raubthier. Seine große Stärke befähigt ihn, nicht blos kleineres Wild, sondern auch Edelwild aller Art, und zwar Jung wie Alt, zu bewältigen. Er lauert an den von ihm ausgespürten Wechseln, in Mitteleuropa den Hirschen und Rehen, im Norden auch den Renthieren, ja selbst Elenthieren auf, schleicht an sie heran und springt mit drei bis vier ungeheuren, zwölf bis vierzehn Fuß weiten Sätzen auf seine Beute los, faßt sie, sich fest einbeißend, im Genick, schlägt seine Krallen tief ein, hält sich somit fest und beißt nun mit seinen scharfen Zähnen die Schlagadern des Halses durch. Bis das Thier verendet, bleibt er auf ihm sitzen: ja man kennt ein Beispiel, daß ein solcher furchtbarer Reiter wider seinen Willen mit seinem Reitthier und Schlachtopfer weiter getragen worden ist, als ihm lieb war. Eine norwegische Zeitung berichtete, daß eines Tages eine Herde Ziegen mitten am Tage aus dem benachbarten Walde in höchster Eile nach dem Gute zugelaufen kamen. Ein Thier der Herde trug auf seinem Rücken einen jungen Luchs, welcher seine Klauen so tief und fest in den Hals der Ziege eingeschlagen hatte, daß er nicht wieder loskommen konnte. Die Ziege rannte in der Angst hin und her, bis es den inzwischen hinzugekommenen Söhnen des Gutsbesitzer gelang, daß Raubthier zu erschießen, ohne die Ziege zu verletzen. Fehlt der Luchs seinen Raub, so folgt er ihm nicht weiter, sondern legt sich abermals auf die Lauer und sucht sich eine andere Beute auf. Von einem großen Thiere frißt er natürlich verhältnißmäßig nur sehr wenig, zwei bis drei Pfund etwa, wenn er auch am nächsten Tage noch einmal kommt, um eine zweite Mahlzeit zu halten. Das Uebrige läßt er liegen den Füchsen und Wölfen zur Beute, welche ihn bald als freigebigen Wirth erkennen lernen und ihm folgen. Deshalb ist der Schaden, welchen er verursacht, weit größer, als man erwarten sollte, und er begnügt sich nicht einmal mit der Tödtung eines Thieres, sondern reißt in blinder Wuth und unersättlicher Mordgier soviel zu Boden, als er kann. Bechstein erzählt, daß ein einziger Luchs in Thüringen in einer Nacht dreißig Schafe getödtet habe, und Schinz kennt Beispiele, daß er in der Schweiz in kurzer Zeit dreißig bis vierzig Stück kleines Vieh abgewürgt hat. Die Art, wie er raubt, und überhaupt seine Lebensweise hat Tschudi am besten beschrieben und ich will deshalb die bezügliche Stelle aus dem mustergiltigen Werke des ausgezeichneten Naturforschers hier folgen lassen.

„Wenn in den Alpen ein Luchs gespürt wird, so wird Alles aufgeboten, dieses reißenden und gefährlichen Räubers habhaft zu werden; doch weiß der sich gar gut zu verstecken. So lange er in seinen Hochwäldern und Gebirgsklüften seine Nahrung findet, jagt er nicht weiter. Hier lebt er in den einsamsten und finstersten Schluchten mit seinem Weibchen und verräth seinen Aufenthalt nur selten durch

sein durchdringendes, widerliches Heulen. So lange es geht, liegt er in der tiefsten Verborgenheit und jagt, auf dem Anstand lauernd, der Länge nach auf einem bequemen untern Baumast im Dickicht hingestreckt, wo ihn das Laubwerk halb verhüllt, ohne ihn beim Absprunge zu hindern. Auge und Ohr in schärfster Spannung liegt er Tage lang auf dem gleichen Fleck und scheint mit halb gesenkten Lidern zu schlafen, wenn seine verrätherische Wachsamkeit am größten ist. Er lebt von der List, da sein (wie aller Katzen) stumpfer Geruchsinn, seine verhältnißmäßig geringe Schnelligkeit ihn zum offnen Angriff nicht befähigen. Geduldiges Lauern, außerordentlich leises, katzenartiges Schleichen bringt ihn zu Beute. Er ist nicht so schlau, als der Fuchs, aber geduldiger; nicht so frech, als der Wolf, aber ausdauernder, von gewandterm Sprung; nicht so kräftig, wie der Bär, aber scharfsinniger, aufmerksamer. Seine größte Kraft liegt in den Füßen, der Kinnlade und dem Nacken. Er weiß sich die Jagd bequem zu machen und ist nur wählerisch in der Beute, wenn er Fülle hat. Was er mit seinem langen, sichern Sprung erreicht, wird niedergerissen; erreicht er sein Thier nicht, so läßt er es gleichgiltig fliehen und kehrt ohne ein Zeichen von Gemüthsbewegung auf seinen Baumast zurück. Er ist nicht gefräßig, aber liebt das frische, warme Blut und wird durch diese Liebhaberei unvorsichtig. Erlauert er am Tage Nichts und wird er hungrig, so streift er des Nachts umher, oft ungeheuer weit, auf drei bis vier Alpen; der Hunger macht ihn muthig und schärft seine Klugheit und seine Sinne. Trifft er eine weidende Schaf- oder Ziegenherde, so schleicht er, schlangenartig auf dem Bauche sich windend, heran, schnellt sich im günstigen Augenblicke vom Boden auf, dem aufspringenden Thiere auf den Rücken, zerbeißt ihm die Pulsader oder das Genick und tödtet es so augenblicklich. Dann leckt er zuerst das Blut, reißt dann den Bauch auf, frißt die Eingeweide und etwas von Kopf, Hals und Schultern und läßt das Uebrige liegen. Daß er den Rest verscharre, ist nicht erwiesen, wenigstens in unseren Alpen geschieht es nicht; auch frißt der Luchs schwerlich Aas. Seine eigenthümliche Art der Zerfleischung läßt die Hirten über den Thäter nie im Zweifel. Nicht selten aber reißt er drei bis vier Ziegen oder Schafe auf einmal nieder, ja er fällt im Hunger selbst Kälber und Kühe an. Ein im Februar 1813 im Kanton Schwyz am Axenberge geschossener hatte in wenigen Wochen an vierzig Schafe und Ziegen zerfleischt. Im Sommer 1814 zerrissen drei oder vier Luchse in den Gebirgen des Simmenthales 160 Schafe und Ziegen."

„Hat der Luchs aber Wildpret genug, so hält er sich an dieses und scheint eine gewisse Scheu zu haben, sich durch Zerreißung der Hausthiere zu verrathen. Die in den Alpen lebenden Gemsen fällt er mit Vorliebe an; doch übertreffen ihn diese an Feinheit der Witterung und entgehen ihm häufig, selbst wenn er sich an ihre Wechsel und Sulzen in Hinterhalt legt. Häufiger erbeutet er Dachse, Murmelthiere, Alpenhasen, Hasel-, Schnee-, Birk- und Urhühner und greift im Nothfall selbst zu Eichhörnchen und Mäusen. Selten fällt ihm bei uns im Winter, wo er sich oft in die unteren Berge und selbst in die Thäler wagen muß, ein Reh zu; dagegen versucht er es wohl, sich unter der Erde nach den Ziegen- oder Schafställen durchzugraben, wobei einst ein Ziegenbock, der den unterirdischen Feind bemerkte, als er eben den Kopf aus der Erde hob, diesem so derbe Stöße zutheilte, daß der Räuber todt in seiner Mine liegen blieb."

„Die Luchse vermehren sich nicht stark. Im Januar oder Februar sollen sie sich ohne das gewöhnliche, abscheuliche Katzengeschrei begatten und nach zehn Wochen wirft das Weibchen in einer tiefverborgenen Höhle, oft auch in einem erweiterten Dachs- oder Fuchsbau, unter einer Baumwurzel oder einem Felsen zwei bis höchstens drei blinde Junge, denen es Mäuse, Maulwürfe, kleine Vögel und dergleichen zuträgt."

„Regelmäßige Luchsjagden finden bei der Seltenheit des Raubthieres nicht statt. Findet man auch Spuren seiner Mordgier, so ist doch der Thäter gewöhnlich sehr weit weg und flieht, wenn er förmlich gejagt wird, in ganz andere Gegenden. Stößt ihm aber der Jäger unvermuthet auf, so weicht der Luchs nicht von der Stelle und ist sehr leicht zu schießen. Er bleibt ruhig auf seinem Baume liegen und starrt den Menschen unverwandt an, wie die wilde Katze, ja der unbewaffnete Jäger überlistet ihn sogar, indem er ein Paar Kleidungsstücke vor ihn hinpflanzt und inzwischen zu Hause seine Flinte holt.

Der Luchs fixirt die Kleider so lange, bis das Gewehr bei der Hand ist und der Schuß fällt. Aber auch hier heißt es: gut gezielt! Wird die Bestie blos verwundet, so springt sie schäumend dem Jäger an die Brust, haut ihre scharfen Krallen tief ins Fleisch und beißt sich wüthend ein, ohne loszulassen. Manchmal springt sie aber nur auf den Hund, und der Jäger gewinnt Zeit zum zweiten Schuß. Hunde müssen dem Luchs unterliegen, da er viel sicherer im Angriff ist und mit großer Genauigkeit springt. Er fürchtet sie darum auch nicht, flieht gemächlich, klettert nicht bald auf einen Baum, eher in eine unzugängliche Schlucht und wird nöthigenfalls auch zweier bis dreier gewöhnlicher Jagdhunde Meister. Die Prämien auf Erlegung eines Luchses sind ziemlich hoch, in Freiburg 125 alte Schweizerfranken, in Glarus 15 Gulden, im Tessin 1 Louis'dor."

Ueber den letzten Luchs, welcher in Deutschland geschossen wurde, theilt mir der Herr Oberförster Marz aus Wiesensteig in Würtemberg durch Vermittelung eines meiner Freunde Folgendes mit: „Der Winter von 1845 auf 46 war gelinde und schneearm, dennoch hauste zur Zeit in den würtembergschen Wäldern ein Wolf, welcher unter dem Namen „Abd-el-Kader" bei den Forstleuten wohl bekannt war, eifrig verfolgt und endlich auch erlegt wurde. Mitte Januars hörte man wenig von ihm, aber gerade in dieser Zeit fand ich im Staatswalde Pfannenhalde unweit Reißenstein eine Stelle, wo ein Reh zerrissen worden war. Die großen Fetzen, welche von der Haut dalagen, ließen mich alsbald auf ein größeres Raubthier schließen, und natürlich hatte ich den Wolf in Verdacht und verdoppelte nun meine Aufmerksamkeit. Da es aber keinen Schnee gab, konnte ich nur an der steten Flüchtigkeit der Rehe beobachten, daß es im Revier nicht sauber sei, vermochte jedoch nicht, etwas Verdächtiges zu bemerken. In der Nacht vom 11. zum 12. Februar 1846 fiel endlich ein neuer Schnee, und ich stellte alsbald meine Untersuchungen an. Am 13. Februar fand ich eine verdächtige Fährte; das Raubthier hatte auf einer lichten Stelle ein Reh geraubt und es den nahgelegenen Bergabhang gegen die Ruine Reißenstein hingeschleppt. Das Reh hatte auf einer holzlosen Stelle Haide geäßt und war von seinem Mörder beschlichen worden. Derselbe hatte sich durch einen Buchenbusch verdeckt und von diesem aus, wie sich im Schnee deutlich zeigte, einen Satz von etwa 15 Fuß Weite gemacht. Das Reh hatte zu entrinnen versucht, war aber durch einen zweiten Satz erreicht worden. Das Raubthier hatte es dann getödtet und weiter geschleppt."

„Die Fährte war mir räthselhaft, zumal ich an dem Gange wohl erkannte, daß sie nicht von einem Wolfe herrührte. In der Nacht vom 14. auf den 15. Februar fiel Thauwetter mit Sturm ein, und der wenige Schnee war denn auch bald geschmolzen. Ich machte mich aber mit Anbruch des Morgens in Begleitung zweier Waldschützen schon vor Tagesanbruch auf den Weg, um zu kreisen. Lange Zeit spürten wir vergebens, nachmittags aber konnten wir sagen, daß das fremde Thier in der Bergwand von der Neidlinger-Reißensteiner Steige an bis zum sogenannten Pfarrensteig liege. Es war zweimal aus den Bergabhängen auf die Ebene und dreimal auf den Berg hinauf zu spüren, doch entdeckten wir die Fährte, welche in Folge des Sturmes verweht und theilweise schon ganz verwischt war, nur nach sehr langem Suchen; es war ein Stück sehr schwerer Waidmannsarbeit."

„Ich schickte nun nach Neidlingen nach Schützen, diese aber antworteten mir, sie würden nicht mit gehen, außer wenn man den Wolf frisch spüre, nur dann wollten sie kommen. Ich wußte gewiß, daß das Raubthier in der fraglichen Bergwand stecke, allein es war schon nachmittags drei Uhr und so blieb mir Nichts weiter übrig, als den Verwalter von Reißenstein um einen Knecht zu bitten, welchen ich als Treiber verwandte. Derselbe wurde unterrichtet, möglichst still an den Felsen hinzugehen, ich aber stellte mich mit meinen zwei Waldschützen vor. Der erste Trieb blieb erfolglos, im zweiten jedoch und zwar ganz in der Nähe der Ruine Reißenstein kam mir das Raubthier auf der nordöstlichen Ecke der Ruine zu Gesicht. Es schlich sich so nahe an dem Felsen hin, daß ich es nur einen Augenblick sehen konnte und zwar blos am Hintertheile, doch war mir Dies genug, zu erkennen, daß es kein Wolf sei; denn für einen solchen war die Ruthe viel zu kurz. Gleichwohl wußte ich noch immer nicht, welchen Gegner ich vor mir habe. Ich stand auf einem Felsen und hatte eine ziemlich weite Umschau, allein das Thier mochte mich wohl auch gesehen haben: denn es fiel plötzlich in eine große Flucht; doch bekam ich

zwanzig Fuß bergabwärts Gelegenheit, in dem Augenblicke, als es wieder einmal auf den Boden sprang, zweimal zu feuern. Es stürzte in die vorhandenen Büsche und verendete dort nach wenigen Schritten. Jetzt erkannte ich freilich, mit welchem Feinde meiner Schutzbefohlenen ich es zu thun gehabt hatte. Es war ein starker männlicher Luchs von der Größe eines mittlern Hühnerhundes und sehr schöner Farbe, prachtvoll getigert an den Vorderläufen, dem Gebiß nach höchstens vier bis fünf Jahre; sein Gewicht betrug 48 Pfund. Mein Schuß war ihm durchs Herz gegangen."

Erst später konnte ich im Schnee noch ausspüren, daß der Luchs auf der nordwestlichen Ecke der Ruine in einer kleinen Felsenhöhle sein Lager hatte. Dasselbe war vortrefflich gewählt; denn das Thier war versteckt und lag ganz trocken." —

Der Balg des Luchses gehört zu den schönsten und theuersten Pelzwerken; leider aber sind die Haare spröde und springen deshalb nach längerm Gebrauch. Ein Balg kostet zwanzig bis dreißig



Der Pardelluchs (Lynx pardinus).

Gulden, und die schönsten, nämlich die, welche aus Sibirien kommen, werden selbst an Ort und Stelle mit sechs bis sechzehn Rubeln bezahlt, weil die reichen Jakuten sehr gern damit ihr Kleid verzieren. Dabei sind die Häute der Vorderläufe noch nicht einmal mitgerechnet; denn diese werden abgenommen und mit $4^1/_2$ bis $3^1/_2$ Rubel das Paar bezahlt. Ein Fell des Luchses wird dort drei Zobelfellen (ohne Schnauze) oder sechs Wolfs-, zwölf Fuchs- und hundert Eichhornfellen im Werthe gleichgestellt. Die Jakuten halten auch das Fleisch des Fuchses für einen vorzüglichen Leckerbissen und stellen es gleich neben das von ihnen hochgeachtete Roßfleisch. Dies nimmt uns vielleicht Wunder, allein weit merkwürdiger noch ist es, daß auch die Schweizer, wie uns Tschudi berichtet, Luchsfleisch essen und für sehr wohlschmeckend halten. Kobell erzählt, daß bei der Fürstenversammlung in Wien mehrmals Luchsbraten auf die Tafel gekommen sein soll, und fügt Dem hinzu, daß noch im Jahre 1819 in Ettal Auftrag gegeben wurde, Luchswilpret zu liefern, weil dasselbe dem Könige von Baiern als Arznei gegen den Schwindel angerathen worden war.

Junge Luchse werden so zahm, als überhaupt ein derartiges Raubthier werden kann. Man darf, ohne Gefahr sie zu verlieren, sie später frei in dem Hause laufen lassen, doch wird, nach Tschudi, ihre Neugier lästig, da sie jeden fremden Gegenstand zu beriechen pflegen und ihn dabei natürlich nicht eben schonend behandeln. Die Katzen bleiben übrigens ebensowenig im Hause neben den jungen Luchsen, als die Hunde neben einem jungen Wolfe. Man hat Beispiele, daß zahme Luchse sich mit allerlei Thieren sehr befreundet und mit ihnen lange in Frieden gelebt haben. Wie schwer es aber ist, einen jungen Luchs für die Gefangenschaft zu erhalten, sieht man am besten in Thierschaubuden und Thiergärten; hier wird man wohl niemals einen Löwen oder Leoparden vermissen, einen Luchs aber bekommt man nur äußerst selten zu sehen. Man sagt, daß die zahmen Luchse gewöhnlich an allzu großer Fettigkeit sterben, und behauptet, daß die wilden nicht älter würden, als funfzehn Jahre.

Im Süden Europas wird der gemeine Luchs durch den Pardelluchs (Lynx pardinus) — Seite 299 — vertreten. Dieser ist viel kleiner, als sein nordischer Verwandter; denn seine Körperlänge beträgt höchstens 2½ Fuß und die seines Schwanzes fünf Zoll. Durch die Kürze seines Pelzes, den verhältnißmäßig sehr großen Backenbart und die langen Ohrpinsel, sowie die ganz verschiedene, vielfältige Zeichnung unterscheidet er sich von jenem. Die Färbung des Pelzes ist lebhaft glänzendroth und der ganze Rumpf mit länglich schwarzen Flecken besetzt, der Backenbart in der obern Hälfte fahl und schwarz, in der untern weiß, die Ohrpinsel und Ohren schwarz mit größeren Flecken. Auf dem Halse finden sich schwarze Längstreifen; die Unterseite ist weiß, der Schwanz fahl gefleckt und mit schwarzem Ende.

Soviel man weiß, bewohnt der Pardelluchs Sardinien, Sicilien, Griechenland, die Türkei, namentlich aber die pyrenäische Halbinsel. Hier ist er unter dem Namen Lobo cerval allgemein bekannt, und man erzählt viel von seiner Stärke, Grausamkeit und Blutgier. Zumal in den ausgedehnten Waldungen des ebenen Theils von Estramadura soll er recht häufig sein. Ich selbst habe ihn während meines Aufenthalts dort aber niemals zu sehen bekommen.

In Nordamerika ersetzt der Pischu oder kanadische Luchs (Lynx canadensis) die genannten europäischen Arten. Er ist etwas schwächer, als sein europäischer Vetter; denn seine Körperlänge erreicht nur selten drei Fuß, während die seines Schwanzes blos einen halben Fuß beträgt. Der Pelz ist kürzer und reicher, als der des europäischen Luchses. Die Rückenhaare sind dunkelbraun mit grau oder braun geringelter Spitze, die der Seiten an der Wurzel grau, in der Mitte röthlichweiß gewellt. Die Unterseite des Bauches und die Innenseite der Beine sind schmuzig weiß, die Ohren weiß gesäumt: der Backenbart ist schwarz gefleckt, die Schnurren sind schwarz und weiß; der Schwanz ist röthlichweiß gewellt, mit schwarzer Spitze. Seine Heimat ist ganz Nordamerika, nördlich von den großen Seen und östlich von den Felsengebirgen. Hier lebt er in waldigen Gegenden ganz nach Art unsers Luchses; doch kommt er diesem keineswegs an Stärke und Wildheit gleich. Nach der Schilderung von Richardson ist er erbärmlich feig und wagt sich auch nicht einmal an größere Säugethiere, sondern jagt blos Hasen und kleine Nagethiere oder kleine Vögel. Vor dem Menschen und den Hunden flieht er stets; wird er aber gestellt, so sträubt er im Angriff, wie alle Katzen, sein Haar, droht und faucht, läßt sich aber doch leicht besiegen, sogar mit einen Stock erschlagen. Wegen dieser Ungefährlichkeit und Häufigkeit wird er sehr lebhaft gejagt. Audubon, welcher das Thier ausführlicher beschreibt, hält Richardsons Angabe theilweise für irrthümlich. Er schildert auch diesen Luchs als ein starkes, wehrhaftes Thier, welches sich seiner Haut zu wehren weiß. Ein Gefangener des Hamburger Thiergartens bestätigt seine Ansicht; mit ihm ist durchaus nicht zu scherzen. Ungeachtet aller Bemühungen von unserer Seite hat er sich noch nicht entschließen können, ein freundschaftliches Verhältniß mit uns einzugehen. Er ist ernstruhig, aber unfreundlich, fast mürrisch. Seine Bewegungen sind kräftig, jedoch leicht und gewandt. Bei Tage liegt er stundenlang regungslos auf seinem Baumaste, nachts wandert er gemachsam im Käfig auf und nieder. Niemals



Luchse d. h. Karakals.

sieht man ihn ohne Noth umherspringen, wie die meisten übrigen Katzen Dies thun; er ist träger, als seine sämmtlichen Verwandten.

Der kanadische Luchs ist neben dem **Rothluchs** (Lynx rufus) aus Amerika die nützlichste Wildkatze, weil sein Fell vielfache Verwendung findet. Gerade von diesem Luchs kommen alljährlich viele Tausende von Fellen in den Handel, welche dann von unseren Kürschnern nach ihrer allgemeinen Färbung und Güte in verschiedene Sorten geschieden und mit mancherlei Namen belegt werden. Das Wildpret wird in Amerika gegessen; doch meint Audubon, daß ihm ein kräftiges Stück Büffellende unter allen Umständen lieber wäre, als Luchsfleisch, es möge zubereitet sein, wie es wolle.



Der Pischu oder kanadische Luchs (Lynx canadensis).

Von allen bisher genannten Arten, zu denen ebensowohl in der alten, wie in der neuen Welt noch andere kommen dürften, die man blos als Abänderungen ansieht, unterscheiden sich die Luchse des Südens d. h. diejenigen, welche in den gemäßigten und warmen Theilen Asiens und Afrikas wohnen.

Als echtes Wüsten- und Steppenkind muß uns unter den südlichen Luchsen der **Karakal** (Lynx Caracal oder Caracal melanotis) erscheinen. Das Thier erreicht die Größe der nordischen Vertreter seiner Sippe; denn seine Leibeslänge beträgt blos zwei Fuß, seine Schwanzlänge aber fast zehn Zoll. Der Name Karakal soll, wie man erklärt, aus dem Türkischen stammen und **Schwarzohr** heißen. Und in der That sind die dunkeln Lauscher eins der Kennzeichen der schönen Katze. Der Karakal unterscheidet sich aber noch außerdem so wesentlich von seinen Sippschaftsverwandten, daß ihn die neuere Wissenschaft sogar zum Vertreter einer eignen Sippe hingestellt hat. Zwischen

dem Karakal und den übrigen Luchsen sind jedoch die Unterschiede zu unbedeutend, als daß sie zu solch einer Trennung berechtigen könnten. Bei Berücksichtigung der klimatischen und örtlichen Verhältnisse, unter denen der Karakal lebt, muß er uns, wenn ich so sagen darf, sofort begreiflich erscheinen. Er ist ein echtes Kind der Steppe oder Wüste, und als solches auf das zweckmäßigste ausgerüstet. Seine Gestalt ist schmächtig, namentlich schlanker, als die seiner nordischen Verwandten. Seine Läufe sind höher, befähigen ihn also zu besonderer Schnelligkeit und Ausdauer im Laufen; die Lauscher sind verhältnißmäßig größer und für Beherrschung weiterer Strecken geeignet. Die Färbung endlich ist ein Wüstenkleid d. h. ein dunkleres oder helleres Fahlgelb oder Braunroth ohne Flecken, welches nur an der Kehle und am Bauche ins Weißliche zieht und auf der Oberlippe durch einen großen, schwarzen Fleck, sowie durch einen schwarzen Streifen, welcher sich vom Nasenrande zum Auge zieht, und die schwarzen Ohren unterbrochen wird. Dieses Kleid ist durchaus geeignet, ihn bei seinen nächtlichen Streifereien zu verbergen. Dieselbe Gleichfärbigkeit mit der Umgebung, welche ein Thier vorzugsweise bewohnt, spricht sich bei allen Katzen sehr deutlich aus, und so auch bei dem Karakal. Die nordischen Luchse, welche vorzugsweise Wälder bewohnen, tragen ein Baum- und Felsenkleid, d. h. ihre allgemeine Färbung ähnelt der der Stämme und Aeste, sowie der der grauen Felswände des Nordens. Der Karakel ist nur in der Kindheit gefleckt, später aber ganz ungefleckt, und eine derartige Gleichfarbigkeit steht wiederum im vollständigen Einklange mit den Eigenthümlichkeiten seiner Wohnkreise; denn ein geflecktes Thier, welches auf dem einfarbigen Sandboden der Wüste dahin schleicht, würde in der hellen Nacht gerade durch seine Fleckenzeichnung leichter sichtbar werden, als durch jenes einfarbige Gewand.

Der Verbreitungskreis des Karakal ist auffallend groß. Er bewohnt ganz Afrika, Vorderasien und Indien und zwar die Wüsten ebensowohl wie die Steppen; in Waldungen findet er sich nicht. In seinem Leben ähnelt er seinen Verwandten. Er jagt alle kleineren Säugethiere und Vögel der Wüste, macht sich aber auch über Antilopen her: Dies haben mir wenigstens die Araber, welche ihn Khut el Chala nennen, wiederholt versichert. Und hiermit steht denn auch die schon längst bekannte Thatsache im vollsten Einklange, daß es in Asien und namentlich in Indien zur Antilopen-, Hasen- und Kaninchenjagd abgerichtet werden kann. Freilich behauptet man auch, daß er dem Löwen nachschleiche, um die Ueberbleibsel seines Raubes zu verzehren, oder daß er sich in förmliche Meuten zusammenrotte und gemeinschaftlich jage. Die Angaben sind aber jedenfalls als falsch anzunehmen, und ich habe auch nirgends in Afrika etwas Aehnliches vernommen, obgleich die sehr naturkundigen Steppenbewohner mir schwerlich eine so wichtige Thatsache verschwiegen haben würden, wenn sie begründet wäre. Merkwürdig bleibt es immerhin, daß man diese Thiere zähmen und zur Jagd abrichten kann. Von dem Gepard, der eigentlichen Jagdkatze im Dienste des Menschen, wird uns eine solche Abrichtungsfähigkeit nicht Wunder nehmen, da wir ihn als die gemüthlichste und zahmste aller Katzen kennen lernen werden. Der Karakal aber ist nach meinen Beobachtungen, im Verhältniß zu seiner Größe, das wüthendste und unbändigste Mitglied der ganzen Familie. Ich habe ihn öfters in Gefangenschaft gesehen und auch von meinem Freunde Heuglin, welcher ihn längere Zeit gefangen hielt, Manches über sein Leben im Käfig erfahren. Nach allen Beobachtungen nun, welche gemacht worden sind, geht hervor, daß dieser kleine Bursche ein wahres Scheusal an Wuth und unzähmbarer Wildheit ist. Man braucht sich blos dem Käfige zu nähern, in welchem er scheinbar ruhig liegt, um seinen ganzen Zorn rege zu machen. Ungestüm springt er auf und fährt fauchend auf den Beschauer los, welchen er mit seinen scharfen Tatzen womöglich zerreißen möchte, oder aber er legt sich in die hinterste Ecke seines Kerkers auf den Boden nieder, drückt seine langen Lauscher platt auf den Schädel auf, zieht die Lippen zurück und faucht und knurrt ohne Ende. Dabei schauen die blitzenden Augen so boshaft wüthend den Beschauer an, daß man es den Alten nicht verdenken kann, wenn sie diesen Augen geradezu Zauberkräfte beilegten: denn jedenfalls ist es der Karakal, welcher den Griechen und Römern zuerst bekannt wurde und zu den eigenthümlichen Fabeln Anlaß gab, deren ich oben gedachte. In keinem einzigen Thiergarten hat es bis jetzt gelingen wollen, das wüthende

Vieh zu zähmen. Ja man hat es kaum dahin gebracht, daß es einem Wärter erlaubt hätte, in seinen Käfig zu kommen. Einem gefangenen Karakal setzte man einen starken, bissigen Hund in sein Gefängniß. Jener fiel den ihm Furcht einflößenden Gegner ohne Besinnen an und biß ihn unter fürchterlichem Fauchen und Geschrei, trotz der muthvollsten und kräftigsten Vertheidigung des Hundes, nach kurzem Kampfe nieder und riß ihm die Brust auf. Sprechenderer Beweise bedarf es nicht, um die Wildheit und Mordlust dieses Thieres glaublich zu machen.

Schon der Karakal zeichnet sich vor den nordischen Luchsen durch seine lange Standarte aus. Dieser Unterschied tritt bei den übrigen, welche wir zu betrachten haben, noch mehr hervor und sie bilden wieder Mittelglieder zwischen den langschwänzigen Katzen und den eigentlichen Luchsen.

Einer dieser Langschwänze ist der gestiefelte Luchs (Lynx caligatus), ein Bewohner der Gebirgswälder des östlichen Afrika vom Kap bis Habesch, sowie Vorderasiens und Indiens. Die



Der gestiefelte Luchs (Lynx caligatus).

Körperlänge des Thieres beträgt zwei Fuß und die des Schwanzes etwa die Hälfte. Die langen, zugespitzten Ohren tragen nur noch einen kleinen, bürstenähnlichen Pinsel, die Pelzfärbung ändert manchfaltig ab. Männchen sind immer dunkler, als Weibchen, nämlich bläulichgrau und aschgrau untermischt und dunkler gewellt. Die Weibchen sind blässer, fahlgelblich lichtröthlich gewellt, die Jungen schwarz gebändert. Die Unterseite ist röthlichweiß oder lichtockergelb, die Kehle zuweilen weiß, die Schnauze fahl. Auf den Wangen findet man oft zwei röthliche und schwärzliche Binden. Die Ohren sind außen lebhaft roth, innen aber weiß, auf den Beinen zeigen sich schwarze Querstreifen, welche sich aber mit dem Alter verwischen. Der Schwanz ist an seiner Endhälfte weiß und schwarz geringelt. Ueber die Lebensweise des Thieres ist so gut als Nichts bekannt.

Von ihm unterscheidet sich der Sumpfluchs (Lynx Chaus), welcher die sumpfigen und bewaldeten Gegenden am Kaspischen Meere und Aralsee, in Persien, Syrien, Egypten, Nubien und

Abissinien bewohnt und auch in seiner Lebensweise weit mehr Katze, als Luchs ist. Er ist, wie der Karakal, schlank gebaut und hochbeinig. Der Schwanz ist aber länger, die Ohrpinsel sind viel kleiner. Der Pelz ist reichlich behaart, im allgemeinen von gelblichgraulich oder grünlichgelbgraulicher Färbung, auf welcher verwaschene, dunklere Streifen sich zeigen. Von der Nase bis zu den Augen läuft ein schwarzer Streif; die Lippenränder sind schwarz, über und unter den Augen befindet sich ein weißer Fleck. Die Ohren sind oben graubraun mit schwarzer Spitze, die Unterseite ist hellockergelb und selbst weißlich. Die Körperlänge beträgt zwei Fuß und die des Schwanzes acht Zoll.

Ich bin dem Sumpfluchs im Nilthale mehrere Male begegnet. Er ist in Egypten eben keine seltene Erscheinung, man bemerkt ihn nur nicht oft. In jenem Lande fehlen größere Waldungen, in welchen sich ein Raubthier verbergen könnte, fast gänzlich, und dies ist deshalb auf andere Schlupfwinkel angewiesen. Wie die Hiäne, welche eigentlich zwischen dem Geklüft der Wüste ihre Höhle hat, oft lange Zeit im Röhricht lebt; wie der Schakal und Fuchs das Riedgras und das Getreide be-



Der Sumpfluchs (Lynx Chaus).

wohnen, so lebt auch der Sumpfluchs ruhig an ähnlichen Orten, ohne befürchten zu müssen, leicht aufgestört zu werden. Auf Bäume klettert er, nach meinen Beobachtungen wenigstens, niemals. Die ausgedehnten Getreidefelder, welche auf dem vom überwogenden Nile getränkten Erdreiche angelegt wurden und also nicht zeitweilig künstlich überrieselt werden, sind vorzugsweise sein Aufenthalt. Außerdem aber bewohnt er die großen Flächen, welche dichter oder dünner mit einem ziemlich hohen, scharfschneidigen Riedgrase, der Halfa (Poa cynosuroides), bedeckt sind, und endlich bieten ihm die trockenen Stellen im Röhricht, ja auch schon die Rohrdickichte, welche sich an den Ufern der Kanäle hinziehen oder manche Felder umzäunen, erwünschte Aufenthaltsorte. Als ich einmal ganz nahe bei der Stadt Esneh durch einen Garten schlenderte, fiel mir eine in dem dichten Grase dahinschleichende Katze nur ihres großen Kopfes wegen auf. Der übrige Körper war ganz in dem schossenden Getreide versteckt. Mehr, um zu untersuchen, als in der Meinung, eine wilde Katz vor mir zu haben, schoß ich auf das Thier, welches mich eben keiner großen Beachtung würdig hielt. Es verendete nach wenigen, verzweiflungsvollen Sätzen, und ich fand zu meiner Ueberraschung, daß ich unsern Sumpfluchs und zwar